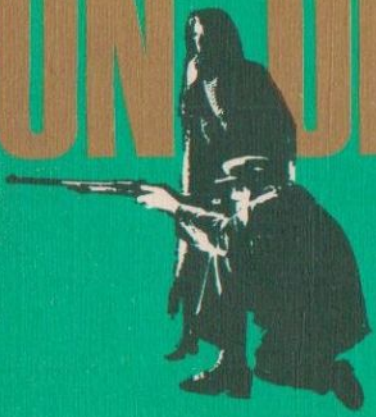
HEYNE BÜCHER

DER NEUE ROMAN VOM AUTOR DES WELTERFOLGES „EXODUS"

MILA 18

LEON URIS



DAS WARSCHAUER GHETTO

Legende

- Ghetto nach der „Großaktion"
- Polnische Siedlung im kleinen Ghetto
- Ursprüngliches Ghetto
- Die Ghettomauer
- Brücke zwischen großem und kleinem Ghetto
- Ghetto-Tore
- Konvertitenkirche, darunter Befehlsbunker der Kommunisten

- Tlomatskie-Synagoge
- ① Pawiak-Gefängnis
- ② MILA 18
- ③ Franzciskanska-Bunker
- ④ Gensia 34
- ⑤ Leszno 92
- ⑥ Bund-Haus

Judenrats-Einrichtungen:

- ⑦ Grzybowska 28 Judenratskaserne vor der „Großaktion".
- ⑧ Judenratsgebäude nach der „Großaktion
- ⑨ Kaserne des Ordnungsdienstes
- ⑩ SS-Kaserne Leszno 101
- ⑪ Gerichtsgebäude, Leszno

LEON URIS

MILA 18

Roman

VERLEGT BEI
KAISER

Dieses Buch ist
ANTEK JITZCHAK ZUCKERMANN
ZIVIA LUBETKIN
und allen denjenigen gewidmet,
die an dem unsterblichen Kampf
zugunsten von Freiheit und
Menschenwürde teilgenommen haben,
einem von ihnen im besonderen:
DR. ISRAEL I. BLUMENFELD

Alle Rechte vorbehalten
Berechtigte Ausgabe für den Neuen Kaiser Verlag,
Hans Kaiser, Klagenfurt, mit Genehmigung des
Kindler Verlages GmbH., München.
Copyright © 1961 by Leon Uris
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
by Kindler Verlag GmbH., München
Schutzumschlag: Volkmar Reiter, unter Verwendung
eines Fotos von Trenkwalder/Prokop
Druck: Wulfenia, Feldkirchen, Kärnten.

INHALT

ERSTES BUCH	ZWIELICHT	9
ZWEITES BUCH	DÄMMERUNG	107
DRITTES BUCH	NACHT	265
VIERTES BUCH	MORGENDÄMMERUNG	349
	ERLÄUTERUNGEN	505

Dieses Buch behandelt in romanhafter Form ein historisches Geschehen. Die meisten der darin geschilderten Ereignisse sind verbürgte Geschichte.

Mit Ausnahme der namentlich erwähnten geschichtlichen Gestalten wie Hitler, Himmler und anderen sind sämtliche Figuren dieses Romans Geschöpfe der Phantasie des Autors.

WORTE DES DANKES

Ich habe aus der Erfahrung der Vergangenheit gelernt, daß ich ohne die Hilfe Dutzender Menschen und Organisationen nicht in der Lage sein würde, die für dieses Buch erforderlichen historischen Unterlagen zusammenzubekommen. Und wieder einmal kann ich mich glücklich preisen, daß mir unzählige Menschen in völliger Selbstlosigkeit viele Stunden geopfert haben, um mir ihr Wissen über das vorliegende Thema zu übermitteln.

Ohne die hingebungsvolle Mitarbeit des Internationalen Museums und der Gedächtnisstätte der Ghettokämpfer, der Mitglieder des Kibbuz der Ghettokämpfer und deren Kameraden in der Internationalen Vereinigung der Überlebenden wäre es mir unmöglich gewesen, das vorliegende Werk zu schreiben.

Es waren ihrer so viele, daß ich hier nicht jedem einzelnen von ihnen meinen Dank auszusprechen vermag. Aber es wäre eine unverzeihliche Nachlässigkeit, unterließe ich es, den Beitrag des Yad-WaSchem-Archivs in Jerusalem und der Bibliothek der Universität von Südkalifornien mit Anerkennung zu erwähnen.

In seinen Grundzügen richtet sich das vorliegende Buch, das natürlich mit einem gewissen Maß dichterischer Freiheit gestaltet ist, nach den geschichtlichen Ereignissen. Es gab sowohl die Plätze als auch alle die Vorgänge, die hier beschrieben sind. Die Figuren sind zwar frei erfunden, aber ich wäre der letzte, der leugnen würde, daß es Menschen gegeben hat, die denjenigen, die in diesem Buch beschrieben werden, überaus ähnlich gewesen sind.

Erstes Buch

ZWIELICHT

I

Tagebucheintragung
August 1939

Dies ist die erste Eintragung in mein Tagebuch. Ich bin nahezu sicher, daß in ein paar Wochen der Krieg ausbrechen wird. Wenn die Lehren der vergangenen drei Jahre irgendeinen Maßstab bilden, dann muß im Fall eines erfolgreichen Einbruchs der Deutschen angesichts der dreieinhalb Millionen Juden in Polen etwas Furchtbares geschehen. Vielleicht verleiten mich die Spannungen des Augenblicks zum Übertreiben. Es mag sich herausstellen, daß mein Tagebuch völlig wertlos und eine Zeitverschwendung ist, aber als Historiker muß ich meinem Drang folgen, alles aufzuzeichnen, was sich rings um mich tut.

ALEXANDER BRANDEL

Gegen das hohe Fenster, das vom Boden bis zur Decke reichte, tropfte ein später Sommerregen.

Das große Zimmer war unverkennbar polnisch; es stammte aus der Zeit eines Landedelmannes, der hier seine jeweilige Geliebte besucht hatte, wann immer er von seinem Gut nach Warschau gekommen war. Jede Spur der einstigen weiblichen Bewohner war indessen verschwunden. Das Zimmer gab sich jetzt männlich, massiv und roch nach Leder. Seine frühere Pracht war vielleicht ein wenig auch dadurch beeinträchtigt, daß der gegenwärtige Bewohner ein Journalist mit jener besonderen Schlampigkeit war, wie sie Junggesellen eigen zu sein pflegt.

Christopher de Monti war zwar unordentlich, aber das störte niemanden. Seiner Haushälterin machte es Spaß, für ihn aufzuräumen, weil ihr seine Auswahl von Schallplatten, Büchern, Tabak und Alkohol gefiel und seine Garderobe von den besten englischen Schneidern stammte.

In einer Ecke neben dem Fenster sah man eine abgenützte Schreibmaschine, einen großen Stoß Papier und einen stets überfüllten Aschenbecher.

Das einbettige Schlafzimmer lag in dem weiträumigen Alkoven des Wohnzimmers, der durch Samtvorhänge vom übrigen Teil des Raumes abgetrennt werden konnte. Der Nachtkasten neben dem riesigen Bett stellte ein altes deutsches Tischradio, das in der Form eines Kirchenfensters gebaut war, zur Schau. Aus dem Radio erklangen die traurigen und unheilschwangeren Klänge des As-Dur-Nokturnos von Chopin.

Das war ungefähr alles, was man in diesen Tagen von Radio Polski hörte, Chopin, gespielt von Paderewski . . . Nokturni.

Es hatte den Anschein, als sollte wieder Nacht auf Polen fallen.

Christopher brummte im Halbschlaf vor sich hin, dehnte seine langen, hageren Glieder zu ihrer vollen Länge und tastete über das Bett nach

Debora. Sie war fort. Er schlug die Augen auf und spähte in die dunklen Ecken des Alkovens, beruhigte sich aber, als er sie im Nebenzimmer rumoren hörte.

Seine Hand griff mechanisch zum Nachttisch und fand das Päckchen Zigaretten. Einen Augenblick später sah er den Rauch träge nach oben ziehen, während sich das Nokturno in einem heftigen Krescendo überstürzte.

Christopher drehte sich auf die Seite. Durch einen Spalt im Vorhang betrachtete er Debora. Ihr halbnackter Körper war in die Schatten des späten Nachmittags getaucht. Christopher sah ihr gern beim Ankleiden zu. Mit fast schwereloser Anmut stützte sie zuerst einen Fuß auf ein Stuhlende, zog ebenso graziös wie behutsam ihre Strümpfe hoch, streckte das Bein, um den Sitz der Naht zu prüfen, und schlüpfte schließlich in Bluse und Rock. Dann stand sie vor dem Spiegel, ihre Finger steckten Haarnadeln in ihr langes, rabenschwarzes Haar und formten es hastig zu einem festen Knoten. Er erinnerte sich an jenes erste Mal, als er eine Nadel nach der andern aus ihrem Haar gezogen und gesehen hatte, wie es gleich schwarzer Seide ihre Schultern entlang niedergeglitten war. Ohne sich anmerken zu lassen, daß sie Christophers Augen auf ihrem Rücken spürte, nahm Debora ihren Regenmantel vom Kleiderständer, knöpfte ihn zu und schritt eilig zur Tür.

»Debora.«

Sie blieb stehen und preßte ihre Stirn an die Tür.

»Debora.«

Sie drehte sich, kam in den Alkoven zurück und setzte sich auf die Bettkante. Christopher drückte die Zigarette aus, glitt zu ihr hinüber und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Ihre schwarzen Augen füllten sich mit Trauer. Ihre Finger suchten seine Wangen, seinen Mund, seinen Hals, seine Schultern, und Christopher sah zu ihr auf. Wie schön du bist, dachte er. Ihr Aussehen war fast biblisch. Schwarz und olivfarben. Die Debora der Bibel. Als sie aufstand, griff Christopher nach ihrem Handgelenk, und sie spürte, wie seine Hand zitterte.

»So können wir nicht weitermachen. Laß mich mit ihm reden.«

»Es würde ihn umbringen, Chris.«

»Und was ist mit mir? Mich bringt es auch um.«

»Bitte, Chris!«

»Noch heute abend spreche ich mit ihm.«

»O Gott, warum muß es immer so enden?«

»Es wird immer so enden, bis du endlich meine Frau bist.«

»Du darfst nicht zu ihm gehen, Chris, ich beschwöre dich.«

Er lockerte seinen Griff. »Geh jetzt lieber«, flüsterte er. Dann wandte er sich um und kehrte ihr den Rücken zu.

»Chris, Chris . . .«

Sein Stolz verschloß ihm den Mund.

»Ich werde dich anrufen«, sagte sie. »Willst du mich wiedersehen?«

»Du weißt doch, daß ich es will.«

Er warf sich einen Morgenrock um und lauschte dem sich entfernenden Klick-klack ihrer Stöckelschuhe draußen im marmornen Treppenhaus. Dann zog er die Fenstervorhänge zurück. Der Regen war inzwischen zu einem monotonen Nieseln geworden. Einen Augenblick später erschien

Debora unten auf der Jerusalemallee. Sie blickte zu seinem Fenster hinauf und winkte schwach mit der Hand. Dann lief sie über die Straße zu einem Droschkenstand. Klappernd löste sich das Pferd vom Straßenrand und verschwand aus seinem Blickfeld.

Christopher ließ die Vorhänge wieder fallen und dämpfte das Licht. Er trollte sich in die Küche, wo er sich eine Tasse des dampfenden Kaffees eingoß, den Debora bereitet hatte. Dann sank er in einen Stuhl und barg sein Gesicht in den Händen, aufgewühlt von dieser neuerlichen Trennung.

Im Radio gab ein Ansager eben in nervösem Polnisch den letzten der schon zu einem Berg anwachsenden diplomatischen Rückschläge bekannt.

II

Tagebucheintragung

Das Radio berichtet, daß Rußland und Deutschland in Kürze einen Nichtangriffspakt verkünden werden. Daß diese zwei Erzfeinde auf unserem Planeten, die sich vorgenommen hatten, einander zu zerstören, soweit gekommen sind, erscheint geradezu widersinnig. Und doch muß man Hitlers Vorgehen als logisch empfinden. Offenbar beabsichtigt er, um einen Zweifrontenkrieg zu vermeiden, Rußland für den Augenblick zu neutralisieren – das heißt, sofern England und Frankreich ihre Verpflichtungen gegenüber Polen erfüllen werden. Ich möchte wetten, daß Stalins Lohn darin besteht, die Hälfte Polens zu bekommen, und ich bin fast sicher, daß wir in diesem Augenblick an irgendeinem langen, blankgewichsten Tisch in Moskau aufgeteilt werden.

ALEXANDER BRANDEL

In Botschaften, Staatskanzleien, Auswärtigen Ämtern, Konsulaten, Kriegsministerien, Dechiffrierbüros, Nachrichtendiensten stoben aufgeregte Männer zu nächtelangen Konferenzen und strategischen Spielen, sie brüllten in Telefone, deren Zentralen der Flut der Gesprächsanmeldungen nicht mehr gewachsen waren, sie fluchten, beteten, argumentierten.

Um sie herum lag ein Haufen gebrochener Verträge wie Leichen nach einem Einfall der Mongolen.

Die Gutwilligen waren entsetzt von der verdrehten Logik, mit der sich ein Kulturvolk von achtzig Millionen aufmunterte, heiser schrie und hysterisch gewordenen Robotern gleich versteifte. Von den wohlberechneten Wutausbrüchen, in denen sich der Wahnsinn Hitlers austobte, in eine geradezu tranceartige Lähmung versetzt, versanken die gutwilligen Menschen immer tiefer im Morast, unfähig, sich des alles verschlingenden Ungeheuers in ihrer Mitte zu entledigen.

Die Geopolitiker hatten die Welt in Arbeitsgebiete und Rohstofflager aufgeteilt und einen Eroberungsplan vorgelegt, demgegenüber Dschingis-Khan und die Erzbösewichter aller Zeiten erblaßt wären.

Die deutschen Massen brüllten Beifall. »Sieg Heil! Sieg Heil!«

»Lebensraum!«
»Sieg Heil!«
Und sie schickten sich an, zu den Klängen des Wagnerschen Feuerzaubers die Rolle teutonischer Kriegsgötter zu spielen.
»Wir müssen alle Volksdeutschen retten, die unter fremder Zwangsherrschaft leben. Ein Deutscher bleibt immer ein Deutscher!«
»Sieg Heil!«
Österreich und die Tschechoslowakei hatten keinen Widerstand geleistet. Von ihren unblutigen Siegen ermutigt und überzeugt, daß Amerika, Frankreich und England nicht kämpfen würden, breiteten sich die Nazis wie ein Krebsgeschwür aus.
»Danzig ist deutsch! Gebt uns den polnischen Korridor zurück. Gebt uns die Grenzen von 1914 wieder! Schluß mit der unmenschlichen Behandlung der Volksdeutschen!«
»Sieg Heil!«
Einst hatte die Welt gleichgültig zugesehen und mit den Achseln gezuckt, als kleine Menschen der gelben Rasse zum Kampf gegen ebenso kleine Menschen derselben Rasse in einem Land namens Mandschurei angetreten waren. Einst hatte Frankreich nur kraftlos aufgestöhnt, als Deutschland den Versailler Vertrag gebrochen hatte und ins Rheinland einmarschiert war. Einst hatten die Menschen nur diskutiert und schließlich geseufzt, als schwarze Männer in Lehmhütten, nur mit Speeren bewaffnet, ihr Land verteidigten, dessen Name man lediglich aus den Spielen der Kinder kannte – Abessinien.
Bebend betrachtete eine hypnotisierte Welt die Prüfstätte demokratischer Sterilität, die Vergewaltigung Spaniens durch italienische, marokkanische und deutsche Horden.
Dann kam Österreich, dann die Tschechoslowakei. Und die Gerechten duckten sich, während das Böse frech den Kopf hob.
Ehedem hatten die gutgläubigen und friedenswilligen Politiker des Westens ihren Völkern erzählt, sie hätten in einer Stadt namens München für immer Frieden geschlossen. Als nun Polens Schicksalsstunde näherrückte, wuchs die Erkenntnis, daß es keinen Ort gab, wohin man flüchten oder wo man sich verstecken konnte, und daß weder Worte noch Verträge helfen würden, den Frieden zu bewahren.
In Moskau wußte ein Meister des politischen Schachspiels, daß die Westmächte schon seit langem den Tag herbeisehnten, an dem Rußland und Deutschland einander zerfleischten. Sein Mißtrauen gegenüber England und Frankreich nach Jahrzehnten des Boykotts wurzelte schließlich in jenen bitteren Erfahrungen, als man das republikanische Spanien im Stich gelassen und Rußland vom Münchner Ausverkauf ferngehalten hatte.
Hitler war gleichermaßen von der Ängstlichkeit der Alliierten überzeugt wie auch davon, daß die Kette ihrer Treubrüche Polen nicht verschonen würde; er ließ deshalb seine Kriegsfanfaren in den lautesten Tönen erschallen. Ihr Echo war das Dröhnen von Trommeln und marschierenden Stiefeln.
Josef Stalin war sich eines Verrats der Verbündeten nicht weniger gewiß. In einem verzweifelten Versuch, Zeit zu gewinnen, nahm er Verhandlungen mit seinem Erzfeind auf, und Hitler, der sich einen leichten,

ungehinderten Sieg sichern wollte, machte das Geschäft mit Stalin, während die Verbündeten »Betrug« schrien.

In der Mitte lag das stolze und trotzige Polen, das Rußland und Deutschland mit gleichem Nachdruck haßte und das alle Hoffnung auf eine Einigung der Alliierten zunichte machte, indem es sich weigerte, Rußland um Hilfe anzurufen.

Christopher de Monti jagte in seinem Fiat den regennassen Boulevard hinunter und bog in die von Läden gesäumte Neue-Welt-Straße ein. Es war ein grauer Nachmittag. Die späten Kunden hielten sich eng an die Häuser und schoben sich hastig an den eleganten Schaufenstern vorbei. An der Ecke der Trauguttastraße, wo die Geschäftsläden endeten, nahm die Neue-Welt-Straße aus unerfindlichen Gründen den Namen Krakauer Vorstadt an.

Christopher steuerte dem halb verwitterten, halb eleganten Hotel *Bristol* zu. Es war das geeignete Hauptquartier für einen Zeitungsreporter, weil ihm dort eine Telefonzentrale Tag und Nacht zur Verfügung stand und sich das *Bristol* überdies an der Spitze eines Dreiecks befand, das das Hotel *Europa,* das Außenministerium, den Palast des Präsidenten und das Rathaus von Warschau einbezog. Zwischen ihnen floß beständig ein Nachrichtenstrom.

Christopher übergab seinen Wagen dem Portier und drängte sich durch den Aufruhr der von Gerüchten erfüllten Hotelhalle zu dem offenen Käfig des Otislifts, der noch aus der Zeit des Ersten Weltkriegs stammte.

Im Halbstock trat er durch die Tür eines Ganges, der der Schweizer Nachrichtenagentur vorbehalten war.

Erwin Rosenblum, Fotograf, Journalist und Christophers unersetzlicher Mitarbeiter, stand am Arbeitstisch, der sich unter Fotografien, Kabeln, Artikeln und Berichten bog.

Christopher trat wortlos neben ihn, nahm eine Handvoll der letzten Meldungen auf und ließ dann eine nach der anderen zu Boden flattern. Erwin Rosenblum, ein häßlich aussehender Mensch von etwa einsfünfundsechzig, der ohne seine dicken Brillengläser fast blind war, durchstöberte seine Taschen nach einer Zigarette.

»Junge«, murmelte Christopher, »jetzt fangen sie todsicher bald zu schießen an.«

Erwin gab seine Suche nach einer Zigarette auf. »Glaub mir, Polen wird kämpfen«, sagte er.

»Vielleicht täte es besser daran, nicht zu kämpfen.«

Erwin sah unruhig auf seine Uhr. »Wo, zum Teufel, ist denn Susanne? Ich muß dieses Zeug hier entwickeln lassen.« Er hob seine Kamera auf und ließ die Blitzlichtlampen in seiner Tasche klirren. »Chris, glaubst du, daß uns England und Frankreich helfen werden?«

Christopher las die Meldungen weiter. »Wann wollt ihr denn heiraten, Susanne und du?«

»Sie hält nie lange genug still, daß ich sie fragen könnte. Entweder ist sie im Waisenhaus oder in einer zionistischen Versammlung. Hast du jemals gehört, daß man in einer Woche sechs Versammlungen abhält? Nur Juden können soviel reden. Ich habe mich schon in den Ausschuß wählen lassen, nur damit ich sie sehen kann. Übrigens, Mama läßt fragen, ob du heute abend zum Essen kommst? Sie hat extra für dich Latkes gemacht.«

»Latkes? Ich komme auf einen Sprung rüber.«

Susanne Geller erschien in der Tür. Sie war ebenso klein und reizlos wie Erwin. Untersetzt und nahezu ohne einen jener Züge, die Frauen Anmut verleihen. Ihr Haar war straff und glatt nach hinten gekämmt und unter ihrer Schwesternhaube zu einem Knoten geschlungen. Sie hatte Kranke im Bett so lange aufgesetzt und ihnen Stechbecken untergeschoben, bis ihre Hände groß und knotig geworden waren. Doch wenn sie zu sprechen begann, vergaß man ihre Häßlichkeit. Susanne Geller war eines der gutherzigsten Wesen auf dieser Erde.

»Du kommst eine halbe Stunde zu spät«, begrüßte Erwin sie.

»Tag, Liebling«, sagte Christopher.

»Dich hab ich viel lieber«, sagte sie und wandte sich wie aus Protest Christopher zu.

Erwin griff nach einem Stoß von Negativen, Filmrollen, Blitzlichtern und seiner Kamera. »Ich räume das Feld«, sagte er zu de Monti.

»Kannst du beim Präsidentenpalast haltmachen? Sprich mit Anton. Vielleicht kann er uns fünf Minuten mit Smigly-Rydz verschaffen. Der pfeift jetzt vielleicht aus einem anderen Loch, nachdem der deutsch-russische Nichtangriffspakt offiziell wurde.« Das Telefon läutete. Mit der freien Hand schnappte Erwin nach dem Hörer.

»Hallo! Einen Augenblick . . . « Er hielt die Hand über die Sprechmuschel. »Warte draußen, ich komme sofort«, sagte er zu Susanne.

Susanne und Christopher warfen sich Kußhändchen zu. Susanne ging hinaus.

»Wer ist es, Erwin?«

»Deboras Mann.« Rosenblum übergab ihm den Hörer und schritt zur Tür.

»Hallo, Paul. Wie geht's?«

»Das wollte ich dich fragen. Eben sagte ich zu Debora, wie sehr du uns und den Kindern gefehlt hast.«

»Es war einfach zuviel im Büro los«, erwiderte Christopher unbestimmt.

»Das kann ich mir denken.«

»Entschuldige, daß ich nicht angerufen habe . . . Wie geht's Debora?«

»Gut, sehr gut. Warum machst du dich nicht morgen zum Abendessen frei?«

De Monti fand es unerträglich, die Komödie aufrechtzuerhalten. Wann immer er Paul und Debora zusammen sah, wann immer er daran dachte, daß sie ein Bett miteinander teilten, wuchs sein Unbehagen.

»Es ist leider unmöglich, Paul. Ich werde Erwin vielleicht nach Krakau schicken müssen, und . . .«

Paul Bronski senkte die Stimme. »Es ist ziemlich wichtig, daß du kommst. Ich möchte dich in einer dringenden Sache sprechen. Sagen wir um sieben.«

Christopher erschrak. Pauls Ton hatte den Nachdruck eines Befehls. Vielleicht wollte Paul Bronski selbst die Aussprache herbeiführen, die Debora vermieden hatte. Vielleicht war auch alles nur Einbildung. Sie waren gute Freunde. Warum hätten sie ihn nicht zum Essen einladen sollen?

»Ich komme«, sagte Christopher.

III

Tagebucheintragung

Ich habe Vorgehen und Haltung der Volksdeutschen in Österreich und in der Tschechoslowakei studiert. Sie hatten einen hervorragenden Anteil daran gehabt, diese Länder noch vor dem Einmarsch der deutschen Armeen zu unterminieren. In Danzig haben sie zweifellos Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Unmittelbar vor dem österreichischen »Anschluß« waren sie seltsam still geworden, und nun hat ihre Tätigkeit hier während der vergangenen Woche fast ganz aufgehört. Kann das auf Befehl geschehen sein? Ist das die Ruhe vor dem Sturm? Soll sich die Geschichte wiederholen? Alle meine Bekannten, die Reservisten sind, hat man einberufen. Smigly-Rydz beabsichtigt zu kämpfen. Nach dem Temperament und der bisherigen Geschichte der Polen zu schließen, werden sie es auch tun.

ALEXANDER BRANDEL

»Unseligerweise hat das Schicksal uns Polen ausgerechnet zwischen Rußland und Deutschland gesetzt. Und zwischen den beiden hat immer ein recht lebhafter Verkehr geherrscht.« Dr. Paul Bronski, Dekan der medizinischen Fakultät, sprach zu einer gewaltigen Hörerschaft von Studenten und Kollegen. »Wir sind niedergetrampelt worden. Wir haben sogar zu bestehen aufgehört. Aber der polnische Nationalismus beflügelt eine Art von Patrioten, die Polen immer wieder gerettet haben.«

Spontaner Beifall unterbrach seine Ansprache.

»Wieder ist Polen in Not. Unsere ‚beiden Freunde' rühren sich von neuem. Die Lage ist so ernst, daß sogar so betagte Bürger wie der Mann einberufen wurden, der vor Ihnen steht . . «

Höfliches Lachen über Pauls überkritische Selbsteinschätzung. Wenn sich sein Haar auch lichtete und er die vorfallenden Schultern eines Gelehrten besaß, hatte Paul Bronski ausgeprägte und anziehende Züge.

»Obwohl das Oberkommando den Schnitzer gemacht hat, mich in die Armee zu stecken, sage ich dennoch voraus, daß Polen irgendwie weiterleben wird.«

Im Hintergrund des Auditoriums hörte Dr. Franz König dem Redner regungslos zu und blickte auf das Meer von Gesichtern. Bronskis Abschied erfüllte ihn mit einem nie zuvor gekannten Hochgefühl. Seine lange und geduldige Wartezeit war bald vorüber.

»Ich verlasse diese Universität zugleich schweren und freudigen Herzens. Die Kriegsdrohung ist überaus ernst und bereitet mir großen Kummer, aber ich bin froh über alles das, was wir hier zusammen geleistet haben, und glücklich, daß ich so viele Freunde zurücklasse.«

König hörte sich das Ende gar nicht mehr an. Er wußte, sie alle würden in Tränen zerfließen. Bronski verstand es, ein Zittern in seine Stimme zu legen, das es noch nie verfehlt hatte, die Empfänger seiner salbungsvollen Worte zu rühren.

Jetzt waren sie alle aufgestanden: Unverhohlen rannen die Tränen über junge Wangen, und selbst über die graubärtigen der Professoren, als sie, in der Aufwallung der Gefühle schwelgend, Studentenlieder und die

Nationalhymne sangen, die genau so klangen, wie Studentenlieder und Nationalhymne in jedem anderen Land.

Seht euch nur diesen Bronski an! Umringt von seinem ihn bewundernden Stab. Wie er bis zuletzt Hände schüttelt und den Leuten auf die Schulter klopft. Der »geliebte« Bronski. »Ohne Bronski ist die Warschauer Universität nicht mehr die Warschauer Universität.« Und: »Ihr Amt wird unbesetzt bleiben, bis Sie wieder zu uns zurückkehren.«

Ihr Amt, dachte König. *Ihr* Amt, jawohl.

Dr. Paul Bronski, der »geliebte« Paul Bronski, hatte die letzte seiner Anordnungen getroffen, den letzten Brief diktiert, nun entließ er seine weinende Sekretärin mit einem zärtlichen Kuß auf die Wange.

Er war allein.

Er sah sich im Zimmer um. Getäfelte Wände, mit allen äußeren Ehrenzeichen bedeckt, die man als Vorstand einer großen medizinischen Fakultät einheimst. Diplome, Orden, Auszeichnungen, Fotografien von Studenten und Seminaren. Eine Anschlagtafel des Ruhms.

Das letzte Bündel Papier stopfte er in seine Aktentasche. Jetzt stand nur noch die Fotografie von Debora und den Kindern auf seinem Schreibtisch. Er schob sie in die oberste Lade und versperrte diese. Das wäre alles.

Ein leises, fast entschuldigendes Pochen an der Tür.

»Herein.«

Dr. Franz König betrat das Zimmer. Schüchtern kam der kleine, grauhaarige Mann mit dem grauen Schnurrbärtchen bis zum Schreibtisch vor. »Wir haben lange zusammengearbeitet, Dr. Bronski. Mir fehlen die Worte.«

Paul Bronski war amüsiert. Ein köstliches, ein reizendes Spiel. Dr. König war ein humorloser Mensch, der nie daran glauben konnte, daß man seine Aufrichtigkeit bezweifelte.

»Franz, ich werde vorschlagen, daß du meinen Platz ausfüllst . . .«

»Niemand kann deinen Platz . . .«

»Unsinn . . .«

Noch ein paar Phrasen, dann der Abschied.

Franz König wartete in seinem eigenen Büro gegenüber, bis Paul gegangen war. Dann trat er erneut ein. Sein Blick heftete sich auf den Ledersessel hinter Bronskis Schreibtisch. Er trat hinter ihn und berührte ihn. Ja, morgen würde er hier einziehen. Von hier aus würde sich alles viel besser ansehen.

Mein Stuhl . . . der eines Dekans der Medizinischen! Mein Stuhl. Und Bronski gegangen. Der beredte, rührselige Bronski. Zehn Jahre hatte König auf diesen Augenblick gewartet. Das Professorenkollegium war von Bronski geblendet gewesen. Es hatte sich nicht darüber beruhigen können, daß es zum erstenmal nach sechs Jahrzehnten möglich war, einen Absolventen der eigenen Universität zum Dekan der Medizinischen zu machen. Deshalb hatte es Bronski gewählt. Eine Flüsterkampagne gegen mich, weil ich ein Deutscher bin. Sie waren so scharf darauf gewesen, Bronski zum Dekan zu machen, daß sie sogar darüber hinwegsahen, daß er Jude war.

Dr. König ging wieder in sein eigenes Büro zurück, setzte den steifen schwarzen Hut auf, nahm den Stock unter den Arm und trabte den lan-

gen Korridor hinunter. Die Studenten verbeugten sich und zogen die Mützen, als er an ihnen vorbeischritt.

Er näherte sich dem großen, reichverzierten schmiedeeisernen Tor. Ein Knäuel von Studenten versperrte ihm den Weg. Einen Augenblick lang standen alle still; dann entwirrte sich das Knäuel, und er ging hindurch, während er aller Augen auf sich ruhen fühlte.

Wie anders sie sich jetzt zu mir benehmen, dachte er. Nicht mehr mit dieser nachlässigen Gleichgültigkeit. Jetzt war er ein Mann, den man achten, sogar fürchten mußte. Furcht vor mir? Schon der bloße Gedanke daran begann ihn zu entzücken.

Selbst seine dicke, ewig nörgelnde polnische Frau benahm sich jetzt anders.

Er verließ den Bereich der Universität und setzte seinen Marsch in Richtung des Pilsudskiplatzes fort, indem er seinen Spazierstock im Rhythmus des Schrittes aufklopfen ließ.

Heute war er glücklich. Er versuchte sogar, vor sich hinzupfeifen. Das Ende eines langen Weges war in Sicht.

Gleich den meisten der Millionen Volksdeutschen war Franz König in einem Gebiet des westlichen Polen geboren worden, das vormals von Deutschen bewohnt, nach dem Ersten Weltkrieg aber Polen zugesprochen worden war. In seiner Jugend war seine Familie nach Danzig gezogen, das in dem geographischen Monstrum des polnischen Korridors lag. Es war nur ein Fingerbreit Land, das Ostpreußen vom Deutschen Reich trennte, um Polen einen Zugang zum Meer zu geben. Eine widersinnige Trennung! Von Anfang an waren Danzig und der polnische Korridor mit all seinen Volksdeutschen und Polen dem stolzen Deutschland ein Dorn im Auge und Gegenstand ständiger Beschwerden und Drohungen gewesen.

Franz König stammte aus einer soliden Kaufmannsfamilie. In Heidelberg und in der Schweiz hatte er eine vorbildliche medizinische Schulung genossen und war im Geist des Liberalismus erzogen worden. Obgleich in den Wirren um Danzig aufgewachsen, betrachtete er sich weder als Deutschen noch als Polen, noch als sonst irgend etwas anderes als einen guten Arzt und Lehrer. Das war ein Beruf, der seiner Meinung nach die Schranken jeglichen Nationalismus überstieg.

Franz König war kein Mann großer Ambitionen. Ihm reichte seine Berufung an die Warschauer Universität; ihm reichte auch das polnische Mädchen, das er zur Frau gemacht hatte. Er lebte sein Leben auf eine milde und harmlose Art; das größte Vergnügen fand er in der Einsamkeit seines Studierzimmers, an guter Musik und guten Büchern. Der Ehrgeiz, den seine polnische Frau zu Beginn ihrer Ehe an den Tag gelegt hatte, ließ ihn kalt. Verärgert gab sie ihre Hoffnungen auf und wurde zusehends dicker.

Als die Nazis an die Macht kamen, war Franz König von ihrem Verhalten peinlich berührt. In einer Aufwallung, wie sie bei ihm nur selten vorkam, bezeichnete er die Braunhemden der SA als »stiernackige, gehirnlose Rohlinge«. Er schätzte sich glücklich, in Warschau zu leben und der Umwälzung in Deutschland entgangen zu sein.

Doch all das änderte sich.

Es kam ein Monat, eine Woche, ein Tag und ein Augenblick.

Das Amt des Dekans der medizinischen Fakultät war frei geworden. Wäre es nach Dienstalter, Befähigung und Eifer gegangen, hätte ihm die Stelle zufallen müssen. Die Berufung vorwegnehmend, über die es gar keinen Zweifel geben konnte, verfaßte er eine zwar langweilige, aber durchaus ansprechende Antrittsrede. Die Rede wurde nie gehalten. Denn der um fünfzehn Jahre jüngere Paul Bronski wurde zum Dekan berufen.

Er erinnerte sich noch, wie ihm Kurt Liedendorf, der Führer der Warschauer Volksdeutschen, ins Ohr geraunt hatte: »Es ist ein Schlag für uns alle, Dr. König. Für alle Deutschen. Eine schwere Beleidigung.«

»Ach, Unsinn . . . Unsinn . . .«

»Vielleicht verstehen Sie jetzt, wie man das deutsche Volk durch den Versailler Vertrag in die Versenkung getrieben hat. Bedenken Sie: Heidelberg, Genf! Ein hochgebildeter Mann wie Sie! Auch Sie will man in der Versenkung verschwinden lassen. Sie sind ebenfalls ein Opfer jüdischer List. Wir Deutschen sind alle die Opfer der jüdischen List, Herr Doktor, Hitler sagt . . .«

Jüdische List . . . Bronski . . . jüdische List . . .

Alles, was sich Franz König jemals von dieser Welt, der er stets treu gedient, erhofft hatte, war das Amt des Dekans der medizinischen Fakultät der Warschauer Universität.

»Kommen Sie doch nachmittag zu uns, Herr Doktor. Kommen Sie zu Ihren eigenen Volksgenossen«, bat Kurt Liedendorf. »Wir haben einen Ehrengast aus Berlin. Er wird zu uns sprechen.«

Und der Gast aus Berlin erklärte: »Die Methoden der Nazis mögen zwar hart sein, aber wir brauchen willensstarke und kräftige Männer, wenn das Unrecht wiedergutgemacht werden soll, das dem deutschen Volk zugefügt wurde . . . Was immer wir tun, ist berechtigt, weil unser Ziel, das deutsche Volk wieder in seine Rechte einzusetzen, berechtigt ist.«

»Ach, Herr Doktor«, sagte Liedendorf. »Wie schön, Sie hier zu sehen. Setzen Sie sich doch hierher, in die erste Reihe.«

»Hitler hat dafür gesorgt, daß das deutsche Volk nicht mehr in der Versenkung leben muß. Wenn ihr euch als Deutsche bekennt, dann werdet auch ihr aus der Versenkung emporsteigen!«

Nach der vierten, fünften und sechsten Versammlung sah er seine dicke polnische Frau und seine Umgebung in einem neuen Licht. Feudaler Adel, allgemeine Unbildung. »Ich bin ein Deutscher«, sagte sich Franz König. »Ich bin ein Deutscher.«

»Dr. König, Sie sollten mal sehen, was sich in Danzig abspielt. Tausende und aber Tausende von Deutschen kämpfen für den Führer, machen der Welt klar, daß man uns nicht länger mißachten kann.«

Wie stolz war er doch auf die Befreiung der Deutschen in Österreich und der Tschechoslowakei!

»Ich habe lange nachgedacht, Liedendorf. Ich will mich der Bewegung anschließen.«

Er ging am Sächsischen Garten entlang, vorbei an den Regierungsgebäuden, Palästen und Kunstmuseen. All dieser Granit und Marmor hatte nichts mit ihm zu tun. Er war in den Bierkellern und den Häusern seiner

eigenen deutschen Volksgenossen daheim. Hier war Dr. Franz König geachtet. Hier sprach man ohne Scham oder Schüchternheit von der großen Zukunft.

Am Platz der Eisentore am Ende des Sächsischen Gartens blieb er stehen. Es roch nach verfaultem Gemüse, ungewaschenen Bauern, gackernden Hühnern und Bettlern. Kreischend feilschten Händler, die mit Tausenden von Schubkarren in ihrer altmodischen Handelsweise auf der Jagd nach dem Zloty waren.

»Gebrauchte Schlipse, so gut wie neu!«

»Bleistifte!«

»Kauft bei mir!«

Mit ein paar Eiern hockten alte Weiber auf dem Kopfsteinpflaster. Spitzbuben und Taschendiebe lungerten herum, und von reihenweise aufgestellten Karren baumelten gebrauchte Schuhe und schmierige Jakken. Die eisenbeschlagenen Räder der Karren vollführten einen Höllenlärm.

»Kauft bei mir!«

Mit Händefuchteln und in Jiddisch, einer Sprache, die das schöne Deutsch verschandelte, feilschten bärtige Juden, bärtige Paul Bronskis, endlos um einen halben Zloty.

Aus einem Café flog ein betrunkener Soldat heraus, König geradewegs vor die Füße.

Betrunken wie ein Pole – sagt man das nicht, dachte König. Betrunken wie ein Pole, da sieht man's wieder.

Auf den zwei kleinen Plätzen war ganz Polen an ihm vorübergezogen. Hat Hitler wirklich so unrecht, wenn er die Slawen verachtet? Ein Volk von dreißig Millionen mit nur zwei Millionen Zeitungslesern. Ein Volk von Feudalherren und Leibeigenen in diesem zwanzigsten Jahrhundert. Ein Volk, das eine schwarze Madonna anbetet wie die Zulus ihre Sonnengötter.

Das war Polen, wie es Franz König jetzt sah. Fünf Prozent Paris, hinter Marmorpalästen und dekadenter Herrschergewalt verschanzt. Fünfundneunzig Prozent Ukraine . . . schändliche Unwissenheit.

Was hatte der fleißige Deutsche nicht aus den fruchtbaren Ebenen und reichen Bodenschätzen Schlesiens gemacht?

»Kauft bei mir!«

Wer war dieses Dreckgesindel mit seiner kindischen Einfalt, daß es das deutsche Volk aufhalten wollte, das mehr als jedes andere zur Entwicklung und Bereicherung der Menschheit beigetragen hatte?

Franz König wußte: Welche kleinen Ungerechtigkeiten die Nazis auch immer begehen mochten – der Endzweck Großdeutschland heiligte die Mittel.

König schlug einen Bogen um den Wirrwarr des Marktplatzes und betrat die Kneipe von Hans Schultz.

Schultz lächelte. »Guten Tag, Herr Doktor, guten Tag.«

»Tag, Schultz. Gibt's was Neues?«

»Ja. Herr Liedendorf kann sich jetzt nicht zeigen. Er sagt, daß unsere Arbeit getan sei und Sie daheim bleiben und abwarten sollen.«

Dr. König stellte sein Bierglas hin und nickte Schultz zu, der lächelnd die Theke abwischte.

Kurz darauf betrat er seine Wohnung, hängte seinen Hut ordentlich an den Haken und stellte seinen Stock gerade darunter. Er betrachtete seine dicke polnische Frau, deren Mund wie der eines Fisches auf- und zuquoll, hörte aber nicht, was sie zu ihm sprach.

Einen Augenblick lang stellte er sie sich im Ehebett vor, das sich auf der einen Seite unter ihrer Last zu senken pflegte, ihren schwammigen Hintern und ihre herabhängenden Brüste.

König ging in sein Studierzimmer und knallte mit aller Wucht die Tür hinter sich zu.

Er drehte das Radio an. Es war jetzt ständig auf den Deutschlandsender eingestellt.

Eine Massenkundgebung in Hamburg.

»Wir Deutschen können nicht mehr mitansehen, wie niederträchtig man unsere Volksgenossen in Polen behandelt, wie deutsche Frauen und Kinder vor den polnischen Vandalen nicht mehr sicher sind . . . wie Deutsche überfallen und ermordet werden.«

»Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!«

Bald darauf zerschmetterten Zehntausende von Stimmen mit ihrem dröhnenden Gesang »Deutschland, Deutschland über alles« den Äther, indes Dr. Franz König die Augen schloß und Tränen über seine Wangen laufen fühlte, ganz wie sie vorher über die Wangen von Bronskis Studenten gelaufen waren.

Und er flehte zum Himmel um baldige Befreiung.

IV

Tagebucheintragung

Eine wunderbare Nachricht. Andrej ist unerwartet auf Urlaub gekommen. Der Exekutivausschuß der Batyraner Zionisten hat eine Menge zu besprechen und zu entscheiden. Andrejs Anwesenheit ermöglicht uns ein Zusammentreffen.

ALEXANDER BRANDEL

Vor der nördlichsten Brücke, die von Warschau über die Weichsel nach Praga führte, blieb der Militär-Lkw stehen. Hauptmann Andrej Androfski sprang ab, dankte dem Fahrer und ging den Fluß entlang auf die neue, im Norden gelegene Vorstadt Zoliborz zu. Er schob sich die vierkantige Mütze, wie sie die Offizierselite der Ulanenregimenter trug, aus der Stirn und pfiff, während er Lächeln und kokette Blicke vorbeispazierender junger Damen empfing und erwiderte, im Gehen vor sich hin. Hauptmann Andrej Androfski war das Musterbild eines Ulanenoffiziers. Koppel und Lederstiefel glänzten, und der Säbel an seiner Seite blinkte, wenn die Sonne darauf fiel.

Er entfernte sich vom Fluß und betrat eine Allee schöner neuer Wohnhäuser in einem Viertel, das den Stempel gutbürgerlichen Wohlstands trug. Andrej entdeckte einen runden Stein auf dem Pflaster und fing an, ihn mit der Geschicklichkeit eines trainierten Fußballspielers vor sich her

zu treiben, wobei sich die Beinmuskeln unter seiner Hose abzeichneten. Schließlich versetzte er dem Stein einen letzten, scharfen Stoß, der ihn die Straße hinab einem unsichtbaren Tor zujagte, und bog in Paul Bronskis Eingangstor.

»Onkel Andrej!« Der zehnjährige Stephan kam über den Rasen gelaufen und sprang Andrej auf den Rücken.

»Hallo, Lausbub!«

Die beiden gerieten aneinander, und der große Kavallerieoffizier, seinem vierzig Kilo schweren Neffen offenbar nicht gewachsen, ging zu Boden. Er ergab sich ritterlich, sprang wieder auf und hob den Sieger auf seine Schultern.

»Was macht Batory?«

»Batory! Es ist das schönste, edelste und feurigste Pferd in ganz Polen.«

»Was hat es in der letzten Zeit gemacht, Onkel Andrej?«

»In der letzten Zeit? Diese Woche – wart mal. Ich brachte Batory zum Grand National nach England, und er rannte so schnell, daß er die Luft zerschnitt und sie donnern machte. Und weißt du was, Junge? Die Engländer glaubten, es würde regnen. Sie suchten Obdach und verpaßten das Rennen. Batory überrundete viermal das Feld und kam zum fünftenmal heran, da schoß das zweitschnellste Pferd durchs Ziel. Und diese dämlichen Engländer, die sich auf den Tribünen untergestellt hatten, meinten, Batory wäre der Letzte gewesen.«

»Wer kümmert sich um Batory, wenn du weg bist?«

»Feldwebel Styka persönlich!«

»Ich wollte, ich könnte ihn wieder mal reiten«, sagte Stephan und dachte an das aufregendste Ereignis seines jungen Lebens.

»Das kannst du, sobald wir einiges in Ordnung gebracht haben.«

»Kann ich das nächstemal nicht mit ihm springen?«

»Glaub schon. Das heißt, wenn du nicht zu schwindlig bist. Denn springt Batory, wird die Welt unter ihm ganz klein. Ehrlich gesagt, melde ich ihn zu Springturnieren gar nicht mehr an. Batory springt so hoch, daß die anderen Pferde schon um die Bahn herum sind, ehe er wieder auf dem Boden gelandet ist.«

Andrej ging auf das Haus zu.

»Onkel Andrej«, rief Rachel Bronski.

Dieses Wiedersehen verlief etwas weniger stürmisch als das vorangegangene, denn die Ruferin war eine elegante, schwarzäugige junge Dame von vierzehn Jahren, deren Begrüßung sich auf eine herzliche Umarmung beschränkte.

»Andrej«, rief Frau Debora, die, während sie aus der Küche gerannt kam, schnell erst ihre Hände trocknete. Sie warf ihre Arme um des Bruders Hals. »Du Teufel. Warum hast du uns nicht wissen lassen, daß du kommst?«

»Ich erfuhr es selbst erst gestern abend. Außerdem will ich Alexander Brandel aus dem Weg gehen. Sonst beruft er mir wieder eine dieser verdammten Sitzungen ein.«

»Wie lange kannst du bleiben?«

»Vier ganze Tage.«

»Herrlich!«

Andrej hob Stephan von seinen Schultern, als wäre er schwerelos.

»Was hast du mir mitgebracht?« fragte Stephan.

»Schäm dich, Stephan!« sagte die Mutter.

Andrej zwinkerte und hob die Arme. Stephan begann die Taschen seines Onkels zu durchstöbern, die seit seinen frühesten Tagen immer irgendeine Beute für ihn enthalten hatte. Er zog einen vergoldeten polnischen Adler heraus, das Abzeichen der Ulanen, das mit seinen zwei ausgebreiteten Schwingen die Vorderspitze ihrer Mütze hochhielt.

»Für mich?« fragte er in banger Hoffnung.

»Für dich.«

»Hurra!« Und schon war Stephan auf und davon, um in der Nachbarschaft zu verbreiten, daß sein großer Onkel Andrej heimgekommen sei.

»Und das ist für meine schöne Nichte.«

»Du verwöhnst sie.«

»Öffne das doch mal für mich!«

Schnell entknoteten des Mädchens Finger das Band.

Oh! Sie umarmte ihn und eilte zum Spiegel, um die zwei Elfenbeinkämme in das dichte schwarze Haar zu stecken, das ganz dem ihrer Mutter glich.

»Sie ist wunderschön«, sagte Andrej.

»Die Jungens fangen schon an, sich nach ihr umzudrehen.«

»Was meinst du damit? Was für Jungen?«

Debora lachte. »*Sie* wird kein solches Mauerblümchen sein wie ihre Mutter.«

Rachel kam auf ihren angebeteten Onkel zu und küßte ihn auf die Wangen. »Danke vielmals, Onkel Andrej.«

»Und wo bleibt meine Belohnung?« fragte Andrej, auf das Klavier weisend.

Rachel war in Hochstimmung; in ihrem Spiel kam es zum Ausdruck. Eine perlende Etüde. Andrej beobachtete sie einen Augenblick, dann nahm ihn Debora an der Hand und führte ihn zur Küche. An der Tür blieb er wieder stehen. »Sie spielt wie ein Engel – so wie du früher zu spielen pflegtest.«

Debora scheuchte Soschja, das Hausmädchen, aus der Küche und setzte Teewasser auf. Andrej räkelte sich und lockerte seine Litewka. Es roch gut in der Küche. Debora hatte eben Kekse gebacken. Es war wie in der alten Wohnung in der Sliskastraße am Vortag des Sabbat. Debora nahm Andrej die Mütze ab und ließ ihre Finger im Dickicht seiner blonden Locken spielen.

»Mein kleiner Bruder.«

Sie stellte einen großen Teller Kekse vor ihn hin, die schon halb aufgegessen waren, ehe sie noch den Tee eingegossen hatte. Er nahm einen großen Schluck. »Der ist aber gut. Der ist gut. Feldwebel Styka braut ein scheußliches Gesöff zusammen.«

»Wie steht's an der Grenze, Andrej?«

Andrej zuckte mit den Achseln. »Woher soll ich das wissen? Mit mir pflegen sie sich nicht zu beraten . . . Da mußt du schon Smigly-Rydz fragen.«

»Ich mein's ernsthaft.«

»Im Ernst. Ich habe jetzt vier Tage Urlaub . . .«

»Wir sind alle entsetzlich besorgt.«

»Also gut. Die deutschen Truppenkonzentrationen sind sehr, sehr groß. Soll ich dir meine Meinung sagen, Debora! Solange Hitler mittels Bluff bekommt, was er will, ist alles gut. Aber Polen läßt sich nicht bluffen, und er kann ebensogut wieder den Schwanz einziehen.«

»Paul ist einberufen worden.«

Andrej richtete sich auf. Die Erwähnung Paul Bronskis hatte einen Mißklang in das Gespräch gebracht. »Das tut mir leid«, sagte er rasch. »Ich hätte nicht geglaubt –«

»Keiner von uns hätte es geglaubt«, antwortete Debora. Sie schritt an den Küchentisch und fing an, den Teig dünn zu walken, um noch mehr Kekse zu backen. »Hast du schon Gabriela gesehen?«

»Ich bin direkt hierher gekommen. Wahrscheinlich arbeitet sie noch.«

»Wollt ihr beide nicht heute zum Abendessen kommen?«

»Wenn Brandel nicht vorher entdeckt, daß ich hier bin.«

»Mach es doch möglich. Christopher de Monti kommt auch.«

»Wie geht's meinem guten Chris?«

»Er hat seit der Krise schrecklich viel zu tun. Wir haben ihn ein paar Wochen lang nicht gesehen«, sagte sie, hastiger ihren Teig walkend.

Andrej trat hinter seine Schwester, drehte sie an den Schultern zu sich herum und versuchte, ihr Kinn zu heben, sodaß sie ihn ansehen mußte. Aber Debora schüttelte nur unwillig den Kopf und entzog sich ihm.

»Denk dir nur keine Märchen über Chris und mich aus.«

»Nichts als alte Freunde?«

»Nichts als alte Freunde.«

»Weiß Paul davon?«

»Es gibt nichts zu wissen.«

»Hältst du mich für einen Dummkopf?«

»Andrej, bitte! Wir haben schon genug Sorgen jetzt. Und laß dich um Himmels willen auf keinen Streit mit Paul ein.«

»Wer streitet schon mit Paul? Er fängt doch immer an.«

»Ich schwöre dir, wenn ihr zwei euch wieder in die Haare geratet . . .«

Andrej trank eilig seinen Tee aus, stopfte ein halbes Dutzend Kekse in die Tasche und knöpfte seine Litewka wieder zu.

»Bitte, versprich mir, daß du dich heute abend mit Paul verträgst. Er muß bald weg. Tu's mir zuliebe.«

Andrej murmelte etwas, trat zu Debora und gab ihr einen leichten Klaps hinten drauf. »Bis nachher.«

Andrej räkelte sich träge auf einer Bank, die am Ende des Lazienkiparks gegenüber der amerikanischen Botschaft stand. Über ihm ragte das Standbild Frédéric Chopins empor, ein Lieblingsplatz der ortsansässigen Tauben, und in der Parkanlage hinter ihm erhob sich das Belvedere des einstigen Marschalls Pilsudski. Es war schön, hier zu faulenzen. Er gab sich seiner Lieblingsbeschäftigung hin, alle weiblichen Wesen, die an ihm vorbeigingen, mit den Augen zu entkleiden. In seiner Tasche fand er die letzten Kekse Deboras und begann zu knabbern.

Nach einer Weile öffnete sich das Tor der Botschaft. Gabriela Rak trat heraus und ging die Aleja Ujazdowska, die Straße der Botschaften, hinauf. Als sie die erste Straßenkreuzung erreicht hatte, holte er sie ein.

Gabriela, die das Gefühl hatte, daß ihr jemand folgte, trat rasch auf die Straße.

»Meine Gnädige«, sagte Andrej, »würden Sie mir gütigst sagen, wie die beneidenswerte junge Dame heißt, der das Herz des schneidigsten Ulanenoffiziers von Warschau gehört?«

Mitten auf der Fahrbahn blieb sie stehen.

»Andrej? Andrej!« Sie warf sich in seine Arme. Der Verkehrspolizist hob die Hand, und eine Flut von Fahrzeugen begann um sie herumzubrausen. Mit der leicht gereizten Nachsicht, die man einem Soldaten und seinem Mädchen entgegenbringt, die sich mitten auf der Straße küssen, wichen die Fahrzeuge aus und hupten. Zuletzt rief ihnen ein unpatriotischer Taxifahrer zu, sie seien zwei Hornochsen, worauf sie eiligst auf eine Parkbank auf der anderen Straßenseite flüchteten.

»Ach, Andrej«, sagte sie und schmiegte den Kopf an seine Brust. Sie konnte die aufsteigenden Tränen nicht zurückhalten.

»Wenn ich gewußt hätte, daß ich dich so traurig mache, wäre ich gar nicht heimgekommen.«

Sie trocknete ihre Augen und schnurrte wie ein zufriedenes Kätzchen. »Wie lange bleibst du?«

»Vier Tage.«

»Oh, ich bin so glücklich.«

»Ich wollte mir schon eine andere Frau suchen. Ich dachte, du kämst nie mehr aus der Botschaft heraus.«

Gabriela spielte mit seiner Hand, die fast zweimal so groß war wie die ihre. »Ich komme eben aus einer Besprechung. Wir werden die amerikanische Schule nicht wieder eröffnen. Alle Kinder sind nach Krakau evakuiert. Sogar ein paar der wichtigsten Angestellten verlassen die Stadt.«

Andrej murmelte etwas über die übliche Feigheit der Amerikaner.

»Aber reden wir nicht mehr davon«, sagte sie. »Wir haben nur sechsundneunzig Stunden und schon zuviel Zeit verschwendet. In meine Wohnung können wir nicht gehen. Sie wird gerade frisch gemalt und riecht gräßlich. Ich ahnte ja nicht, daß du heimkämst.«

»Und wenn wir zu mir gehen, werden mir Alexander Brandel und der ganze verdammte Ausschuß die Tür einrennen.«

»Lassen wir's darauf ankommen«, sagte Gabriela mit jenem gewissen leisen Zittern in der Stimme, das ihren Hauptmann sogleich nach einer Droschke Ausschau halten ließ.

Sie fuhren nach Norden, vorbei an den eindrucksvollen Häusern der Neureichen an der Marschallkowska. Gabriela kuschelte sich an ihn. Ihre Finger strichen ihm über Gesicht und Schultern.

Andrejs Wohnung in der Lesznostraße lag in einem bürgerlichen Stadtviertel, das die reichen Bewohner der südlichen Viertel von den öden Elendsquartieren der nördlichen abschirmte. Eng umschlungen, kletterten sie die Treppe zu seiner kleinen Wohnung hinauf. Als sie den dritten Treppenabsatz erreicht hatten, blieb Gabriela stehen, um Atem zu schöpfen.

»Mein nächster Liebhaber wird im Erdgeschoß wohnen müssen«, sagte sie.

Andrej nahm sie in seine Arme und warf sie sich über die Schulter wie einen Sack Mehl.

»Laß mich runter, du Narr!«

Er stieß einen markerschütternden Kavalleriekriegsruf aus, sprang die letzten Treppen, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf und stieß seine nie verschlossene Tür auf, um plötzlich verblüfft anzuhalten. Gabriela machte den vergeblichen Versuch, von seiner Schulter zu springen.

Andrejs Augen wanderten von einem Winkel der Wohnung zum anderen. Er spähte in die Küche, sah sich nochmals um und fragte sich, ob er nicht irrtümlich eine fremde Wohnung betreten hatte. Alles war so blitzsauber. Jahrelang waren seine Bücher und Dokumente im Zimmer verstreut herumgelegen. Sein Schreibtisch war stets voller Papiere. Das ganze wunderbare Durcheinander, der ganze so sorgfältig gehütete Staub, alles, was einen Mann zum Junggesellen stempelt, war dahin.

Andrej riß den Wandschrank auf. Alles war gebügelt und ordentlich aufgehängt. In der Küche – das ganze ungewaschene Geschirr gespült.

An den Fenstern hingen Gardinen, richtige Netzvorhänge.

»Man hat mich hinausgeworfen«, rief Andrej. »Nein, noch schlimmer, ein Frauenzimmer ist hier gewesen!«

»Andrej, wenn du mich nicht endlich herabläßt, schrei ich um Hilfe.«

Er setzte sie ab.

»Mir scheint, du schuldest mir eine Erklärung«, sagte er.

»Tag und Nacht bin ich in meiner Wohnung gesessen und habe darauf gewartet, daß Batory mit meinem Ulanen die Straße herunterstürmt. Mutterseelenallein mit meinen zehn schwarzen Katzen und meinen Erinnerungen. Da kam ich hierher, weil ich mich hier mehr in deiner Nähe fühlte und nicht mehr so einsam war. Aber wer kann denn in einem solchen Durcheinander sitzen?«

»Das ist mir verdächtig, Gabriela. Du willst mich umkrempeln.«

»Ach, bist du auch schon draufgekommen?«

Sie stürzte sich auf ihn, und er hob sie vom Boden, umarmte sie und vergrub seine Lippen in den ihren. Und einen Augenblick später waren Andrej die Worte ausgegangen. Mit einer sich von Sekunde zu Sekunde steigernden Intensität erweckten sie einander aus ihrer schlummernden Glut.

Das Telefon läutete. Es stach sie wie ein Messer. Sie erstarrten. Es läutete wieder.

»Das ist Brandel, der Hund.«

Es läutete nochmals.

»Laß läuten, Liebling«, sagte sie.

Und das tat es, immer und immer wieder.

Gabriela entzog sich ihm. Tränen standen in ihren Augen. »Es hat Augen, dieses Telefon. Während du weg warst, hat es nicht ein einziges Mal geläutet.«

»Ich glaube, ich sollte vielleicht doch rangehen.«

»Tu's! Denn in Warschau weiß bestimmt schon jeder Batyraner, daß Andrej Androfski auf Urlaub ist.«

»Bist du's, Brandel, du Hund?«

Eine sanfte Stimme erwiderte: »Natürlich bin ich's, Andrej. Du bist jetzt seit drei Stunden und zwanzig Minuten in der Stadt. Du wirst deine alten Freunde doch nicht vor den Kopf stoßen wollen?«

»Alex, tu mir einen Gefallen, geh zum Teufel«, sagte er und warf den Hörer auf die Gabel. Kaum hatte er es getan, hob er ihn von neuem und wählte Brandels Nummer.

»Andrej?«

»Ich ruf dich später an. Sag der Bande, ich will sie unbedingt sehen.«

»Hoffentlich hab ich dich nicht gestört. Unterhalt dich gut. Guten Schabbes.«

Andrej ging hinüber zum Bett, auf dem Gabriela schmollend lag. Er beugte sich über sie und drückte seine Lippen auf ihr honigfarbenes Haar. Sie schloß die Augen und gab sich dem Entzücken hin, in das seine Berührung sie versetzte. Andrej trat ans Fenster, zog das Rollo herunter, das Zimmer so in einen Zustand der Dämmerung verwandelnd, und verschloß die Tür.

»Sei nicht böse, Gaby. Ich ahnte ja nicht, daß wir deine Wohnung nicht haben könnten. Sonst hätte ich ein Hotelzimmer gemietet. Sei nicht böse.«

»Ich bin nicht böse«, flüsterte sie.

Sie lagen nebeneinander und genossen es, einander zu necken, sich zu berühren und miteinander zu flüstern.

Doch Gabriela konnte sich nicht länger beherrschen. »Ach Gott, du hast mir so sehr gefehlt!«

Ungeschickt und heftig mühten sie sich ab, ihre Kleider abzustreifen.

Das Telefon läutete.

Diesmal vergeblich.

V

Tagebucheintragung

Mir scheint, ich habe Andrej nicht gerade im richtigen Moment angerufen. Gottlob legt sich sein Zorn ebenso rasch, wie er ausbricht.

Heute abend sprach ich mit befreundeten Bankiers. Alle bemühen sich, ihr Vermögen in amerikanische Dollars oder in Schweizer oder südamerikanische Werte umzuwandeln. Ganze Liegenschaften werden zu flüssigem Geld gemacht.

Seitdem der russisch-deutsche Pakt verkündet worden ist, überbietet sich die deutsche Propaganda in den tollsten Beschuldigungen von polnischen Grenzverletzungen und Mißhandlungen von Volksdeutschen.

Und wir? Weshalb bleiben wir gegenüber den englischen und französischen Forderungen taub, mit Rußland über Hilfe zu verhandeln? Glaubt unser Generalstab ernsthaft daran, daß wir die Deutschen schlagen können?

ALEXANDER BRANDEL

Dr. Paul Bronski füllte einen großen braunen Umschlag mit einer Anzahl Dokumente juristischer und finanzieller Natur: ein Testament, Versicherungspolizzen, verschiedene Wertpapiere, etliches Bargeld in hohen Scheinen und ein Schlüssel zu seinem Safe. Zuletzt ein versiegelter Brief.

Er steckte ihn zu den übrigen Papieren, schrieb auf den Umschlag: »Nach meinem Tod zu öffnen«, befeuchtete die Rückseite und klebte ihn zu.

Im Speisezimmer hüpfte die junge Rachel Bronski um den Tisch herum und half der beleibten und alternden Soschja, den Tisch auf das prächtigste zu decken. Alles glänzte von schwerem Silber und goldumrandetem Porzellan.

Dann ordnete Rachel die Blumen in der Mitte des Tisches, bis die Vase einen vollendeten Anblick bot.

In seinem Studierzimmer hörte Paul Bronski den Londoner Sender BBC.

»Nach einem Exklusivinterview mit dem polnischen Marschall Smigly-Rydz berichtet Christopher de Monti von der Schweizer Nachrichtenagentur aus Warschau, daß die polnische Haltung unverändert bleibt – keine Rede von einem gegenseitigen Hilfsabkommen mit der Sowjetunion. Der polnische Außenminister Beck bestätigte später in einer Pressekonferenz diese anscheinend unerschütterliche Einstellung. Man ist der Ansicht, daß die Unnachgiebigkeit Polens den Krieg um einen Schritt näherrückt.«

Debora, die sich bezaubernd zurechtgemacht hatte, betrat sein Studierzimmer. Paul drehte den Umschlag schnell um, sodaß er verkehrt auf dem Tisch lag, stellte das Radio ab und lächelte seiner Frau zu. In den sechzehn Jahren ihrer Ehe hatte sie es noch nie versäumt, sich reizvoll herzurichten. Niemand konnte eine vollkommenere Gefährtin für seinen Lebensweg besitzen.

»Du siehst bezaubernd aus.«

»Danke, Liebling«, sagte sie. »Paul, bitte, versuch heute abend, nicht mit Andrej zu streiten.«

»Andrej macht es mir manchmal schwer.«

»Bitte.«

»Ich verspreche es dir. Hoffentlich auch dein Bruder.«

»Es ist nur wegen der Kinder – und – außerdem ist doch heute ein besonderer Abend.«

Es läutete. Rachel ging hin. »Abend, Chris, komm herein.«

»Du siehst deiner Mutter von Tag zu Tag ähnlicher.«

Rachel errötete. »Mama und Papi sind im Studierzimmer. Geh nur hinein.«

Paul und Debora sahen Christopher entgegen, als er durch die Tür kam. Doch fortan vermied Debora geflissentlich seinen Blick.

»Du warst lange nicht da, Chris«, begrüßte sie ihn.

Er nickte. Paul gab ihm die Hand, und zugleich verblaßte Christophers Angst vor dem ersten Augenblick ihres Zusammentreffens.

»Entschuldigt mich bitte, ich muß mich ums Essen kümmern. Ich bringe euch gleich was zu trinken.« Debora verließ das Zimmer.

Paul bat Christopher, sich zu setzen, kehrte dann an seinen Schreibtisch zurück und stopfte sich die Pfeife. »Ich habe mir eben die Nachrichten angehört. Du warst also beim Alten.«

»Es ist schon sonderbar, fünf Minuten vor zwölf noch auf dieser Haltung zu beharren.«

»Sowohl Rußland als auch Deutschland haben uns jahrhundertelang herumgeschubst. Man weiß wirklich nicht mehr, wer einem lieber ist. Na,

zum Teufel damit. Chris, wir haben dich lange entbehren müssen. Wie ist es dir ergangen?«

»Immer unterwegs.«

Christophers Spannung hatte sich gelegt. Diese freundliche Begrüßung, das oberflächliche Geplauder! Entweder war Paul völlig nichtsahnend oder berechnend. Vielleicht trieb er auch nur ein überaus geschicktes Spiel mit ihm. Wie dem auch immer war, Paul wollte jedenfalls eine häßliche Szene vermeiden, und das war eine Erleichterung.

»Ich rücke morgen ein«, sagte Paul unvermittelt. »Bin einberufen worden. Höchstwahrscheinlich werde ich dem Generalstabsarzt in Krakau zugeteilt – Papierkrieg. Es ist schon so lange her, seit ich praktischer Arzt war, daß ich um Befreiung von der Arbeit im Feldlazarett gebeten habe, schon um der Soldaten willen. Es trifft sich gut, sie brauchen Hilfe in der Verwaltung.«

Christopher hörte sich Pauls Worte mit gemischten Gefühlen an. Quälende Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf. »Sieh mal, Paul«, hätte er sagen mögen, »Debora und ich lieben einander sehr. Wir haben's nicht darauf angelegt. Es ist einfach passiert. Ich möchte, daß du sie freigibst.«

Doch er konnte diese Worte nicht aussprechen. Wie kann man einem Mann sagen, der in den Krieg zieht: »Gib mir deine Frau. Im übrigen, unterhalte dich gut an der Front«?

Warum mußte dieser Paul Bronski auch ein so anständiger Kerl sein? Das war es, was die ganze Sache so schlimm machte. Bronski war ein wunderbarer Mensch. Christopher verging plötzlich jede Lust, sich mit ihm auseinanderzusetzen.

»Chris, wir beide kennen einander nicht so lange wie Freunde sonst. Du weißt ja, wie es geht. Mit manchen Leuten arbeitet man ein ganzes Leben, ohne sie wirklich zu kennen – wie mit Dr. König. Ein anderer kommt in dein Zimmer, und in zehn Minuten ist man befreundet, wirklich befreundet. Ich glaube, du und ich, wir gehören zu dieser Sorte.«

»Hoffentlich, Paul.«

»Ich habe bisher viel Glück im Leben gehabt. Abgesehen von meiner Stellung und meiner Familie, hat mir auch mein Vater ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, das ich sogar vermehren konnte.» Paul schob ihm den braunen Umschlag über den Schreibtisch zu.

»Wenn mir irgend etwas zustoßen sollte . . .«, fuhr er fort.

»Aber, ich bitte dich.«

»Gute Freunde brauchen sich nichts vorzumachen, Chris. Polen hat nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Meinst du nicht auch?«

»Ich muß dir leider recht geben.«

»Selbst wenn ich durchkomme, was ich selbstverständlich hoffe, wird man uns das Leben schwermachen. Falls Polen besetzt wird, bist von allen meinen Bekannten durch deine Verbindungen und deine Bewegungsfreiheit du am ehesten in der Lage, mein Vermögen in Schweizer oder amerikanische Werte umzuwandeln.«

Christopher nahm den Umschlag und nickte.

»Du wirst alles in Ordnung finden.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern. Nächste Woche fährt ein Freund von mir nach Bern. Auf ihn kann ich mich verlassen. Welche Kapitalsanlage ziehst du vor?«

»Am aussichtsreichsten sind wohl deutsche Rüstungspapiere.«

Beide lachten.

»Ich bin bei einer guten und konservativen Bank. Sie wird am besten wissen, was zu tun ist«, sagte Christopher.

»Gut. Mein ganzes Vermögen ist jetzt in deiner Hand. Und noch etwas. Ich weiß, wenn mir etwas zustößt, wirst du dafür sorgen, daß Debora und die Kinder aus Polen herauskommen.«

Christopher spürte ein trockenes Würgen im Hals. Alles Vorherige hätte jeder für seinen Freund getan. Dieser letzte Wunsch aber hörte sich an, als wollte ihm Paul Debora vermachen. Christopher blickte in Bronskis unerbittliche Augen; sie waren vielsagend und sagten doch nichts aus. Falls er wirklich etwas wußte, dann hatte er verstanden, es stumm zu tragen und den Schmerz zu verbergen, den es ihm verursacht haben mußte. Aber wäre das nicht ganz die Art Paul Bronskis? Er war ein sanfter, aber auch ein überaus kluger Mensch. Vielleicht hatte er alles sehr wohl durchdacht und Debora und ihm bereits vergeben? Doch vielleicht übertrieb Christopher in seinen Gedanken nur. Vielleicht fand Paul einfach, daß sie miteinander gut genug befreundet waren, um ihn *darum* zu bitten.

Was immer Paul sagte oder tat, verriet nicht im geringsten, was sich in Wahrheit hinter seinen Worten verbarg.

Christopher faltete den Umschlag und verstaute ihn in seiner Innentasche. Debora trat mit zwei Gläsern Sherry für sich und Paul und einem Martini für Christopher ins Zimmer.

»Ihr beiden seht so finster drein.«

»Chris hat mir eben erklärt, was hinter den Nachrichten steckt, Liebling.«

»Rachel spielt Klavier. Kommt doch ins Wohnzimmer!«

Sie umstanden das Klavier, Paul sichtbar über die ungewöhnliche Begabung seiner Tochter erfreut. Sie spielte die gleiche Melodie, die aus dem Radio erklang.

Christopher war in Gedanken wieder im Bett, neben Debora. Da hatten sie aus dem Lautsprecher dasselbe gehört: Paderewski . . . Chopin . . . ein Nokturno.

Während die schmalen Finger ihrer Tochter über die Tasten tanzten, senkte Debora die Augen. Auch Christopher schlug die seinen nieder.

Paul sah alle der Reihe nach an. »Warum spielst *du* nicht, Liebling?« fragte er seine Frau.

Sie holte tief Atem, glitt neben Rachel und nahm die Baßstimme auf. Da saßen sie, Debora und Rachel, eine so schön wie die andere. Doch der stimmungsvolle Augenblick sollte nicht lange anhalten. Jäh wurde er durch tosenden Lärm an der Tür gestört. Es war Onkel Andrej, der eingetroffen war. Er hatte sich auf einen neuerlichen Zweikampf mit Stephan eingelassen und diesmal gleich auch die dicke alte Soschja vom Boden gehoben, um mit ihr im Vorraum herumzutanzen.

»Hallo, Chris!« bellte er ihm zur Begrüßung zu und stieß de Monti dabei so heftig in den Rücken, daß dieser fast den halben Martini verschüttete.

Mit einem noch von der eben genossenen Liebesstunde herrührenden Ausdruck des Glücks schwebte fast unsichtbar hinter dem lärmenden Ulanen Gabriela ins Zimmer.

»Spielt nur weiter! Spielt nur weiter!« befahl Hauptmann Androfski. Bekannt als ein Mann, der seine Gefühle nur schwer zu verbergen vermochte, begrüßte er Paul Bronski so reserviert, daß niemand Zweifel an der Eisigkeit ihrer Beziehungen haben konnte. Ihre Unterhaltung machte jedermann deutlich, daß sie sich nur um Deboras willen bemühten, Spitzen im Gespräch zu vermeiden.

»Ich höre, du bist einberufen worden, Paul.«

»Ja, sie holen schon das letzte Aufgebot zusammen.«

»Aber nein«, erwiderte Andrej. »Du wirst auch bei der Armee gute Arbeit leisten. Das tust du ja immer.«

Als sie zu Tisch gerufen wurden, gaben Gabriela, Christopher und Paul ihrer Bewunderung über dessen Pracht in den höchsten Tönen Ausdruck. Andrej blickte sich suchend nach etwas um, das ihm offensichtlich fehlte. Doch da ihm seine Schwester mit bittender Geste stumm ein Zeichen gab, setzte er sich schweigend auf seinen Platz, ohne seine Verstimmung spürbar werden zu lassen.

Es war ein hervorragendes Essen, mit Liebe gemacht, um Andrej Freude zu bereiten. Während man dem gefüllten und mit Meerrettichsauce pikant gewürzten Fisch mit Eifer zusprach, unterhielt man sich über die unerfreuliche Entwicklung an den Warschauer Bühnen. Durch die politische Krise waren die besten Stücke aus Frankreich in diesem Sommer nicht bis Warschau gekommen. Gabriela warf ein, daß darunter auch die Opernsaison leiden werde, indes Rachel ebenso wie Debora den Konzerten größere Chancen einräumte. Wenn alles gutging, würde das Konservatorium Rachels Debüt zusammen mit einem erstklassigen Orchester arrangieren.

Jetzt wurde die Hühnersuppe aufgetragen, die von Nudeln überfloß. Mit ihr wechselte das Thema. Man sprach jetzt über die Olympischen Spiele. Stephan wußte fast über alle Einzelheiten genau Bescheid. Jesse Owens war großartig – aber Onkel Andrej, der auch als Stürmer in der polnischen Fußballnationalmannschaft spielte, war noch größer als Jesse Owens und alle übrigen Amerikaner zusammen. Wo würde Andrej in diesem Jahr spielen? Das hing von seiner Aufgabe bei der Armee ab.

Es folgte das Brathuhn und natürlich gefülltes »Hälsel« – auf polnisch-jüdische Art, schließlich der »Lockschenkugel«, ein Nudel- und Rosinenstrudel, »Kugel« genannt, weil er, im Napf gebacken, beim Stürzen die Gestalt einer Kugel annahm.

Christopher schoß mit Bedauern der Gedanke durch den Kopf, daß er schon seit Monaten kein gutes jüdisches Essen mehr gegessen – eigentlich genossen hatte. Jetzt war er froh, daß Paul ihn dazu überredet hatte, zu kommen. Gabriela bat um Kochrezepte. Debora versprach, sie ihr am nächsten Tag telefonisch durchzugeben.

Den Abschluß bildeten Tee und Reispudding. Das Thema der Konversation wechselte. Man war bei Betrachtungen über die Universität angelangt. König auf den Lehrstuhl des Dekans? Hatte er sich nicht mit den Nazis eingelassen? Nun ja, ob Volksdeutscher oder nicht, Dr. Franz König hatte fraglos Anspruch auf den Posten.

Paul goß Kognak ein. Rachel half Soschja den Tisch abräumen. Stephan, der seit dem Gespräch über die Olympischen Spiele nichts mehr zur Unterhaltung beigetragen hatte, verschwand.

Und dann, kaum waren die Kinder gegangen, kam man zur Weltpolitik. Nur Andrej Androfski hatte während all dieser Gespräche nicht ein einziges Wort gesagt.

»Chris, Gabriela«, sagte Paul Bronski, »die schlechte Laune und das Schweigen meines Schwagers, Hauptmann Androfski, ist uns allen peinlich. Zum Glück war er nicht imstande, uns das Vergnügen an dem guten Essen meiner Frau zu verderben. Ich bitte euch an seiner Stelle um Entschuldigung für seine schlechten Manieren.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Dr. Bronski«, sagte Gabriela rasch. »Du benimmst dich unmöglich, Andrej.«

Andrej, der sich plötzlich bloßgestellt sah, knurrte vor sich hin. »Ich habe meiner Schwester versprochen, nicht zu streiten. Ich will mein Versprechen halten, auch wenn es mir gegen den Strich geht.«

Paul schoß zurück: »Ich glaube, es wäre besser gewesen, sich die Sache von der Leber zu reden, anstatt trotzig dazusitzen und die eigene Mißstimmung auf die übrigen zu übertragen.«

»Was hast du mir versprochen, Paul?« sagte Debora.

»Laß Herrn Hauptmann Androfski doch reden, sonst geht er noch in die Luft.«

»Paul«, bat Debora, »du rückst morgen ein. Müssen wir heute abend noch Streit haben?«

»Warum denn nicht, Liebste? Soll ich mein Heim denn nicht so in Erinnerung behalten, wie es immer war?«

»Ich halte mein Wort«, sagte Andrej. »Aber ich erinnere mich auch daran, wie *mein Heim* immer war. Jetzt sitze ich an einem Freitagabend am Tisch meiner Schwester, und es gibt weder Kerzen noch die üblichen Segenssprüche über den Wein und das Brot.«

»Das also war es, was dir gegen den Strich ging, Schwager?« fragte Paul lauernd.

»Ja, heute ist schließlich Sabbat.«

»Andrej, wir haben vor einem Jahr damit aufgehört, die Bräuche der jüdischen Religion zu befolgen.«

»Ich ahnte, daß es so kommen würde. Ich glaubte nur nicht, daß du sie so rasch unterkriegen würdest. Ich erinnere mich noch daran, wie wir im Elendsviertel der Stawkistraße wohnten. Lieber Gott, waren wir arm! Aber wir waren Juden. Und dann, als wir in die elegante Sliskastraße umzogen und Mama starb, war meine Schwester immer noch das Haupt eines jüdischen Haushalts.«

»Andrej, bitte, hör sofort auf«, sagte Debora.

Christopher und Gabriela waren plötzlich Zeugen eines heftigen Familienzwists geworden. Während Andrej aufsprang und zornig seine Serviette auf den Tisch warf, blickten sie einander hilflos an.

»Herr Dr. Bronski hat angefangen, nicht ich. Debora, ich bin neben Stephan gesessen und habe mit ihm geredet. Er weiß nicht einmal, daß er Jude ist. Was wird geschehen, wenn er dreizehn ist? Dein einziger Sohn wird wohl auch keine Bar Mizwa haben. Ich bin nur froh, daß Mama und Papa nicht mehr leben und das nicht mitansehen müssen.«

Paul Bronski behagte es sichtlich, daß es ihm gelungen war, Andrej zum Sprechen zu bringen. »Debora und ich sind seit sechzehn Jahren verheiratet. Wäre es nicht langsam Zeit, dich an den Gedanken zu gewöh-

nen, daß wir unser eigenes Leben leben wollen, ohne dich um Rat zu fragen?«

»Paul, ich bin Andrej Androfski, der einzige jüdische Offizier in meinem Ulanenregiment. Aber jeder weiß, wer ich bin und was ich bin.«

»Und ich bin Dr. Paul Bronski, und jeder weiß genauso, wer ich bin. Und noch etwas, Andrej: Ich hab deinen hitzigen Zionismus genau beobachtet. Er ist weder mein Heilsweg noch hat er mir überhaupt besonders zugesagt.«

»Und dein Name hat dir wohl auch nicht besonders zugesagt,wie, Paul? Samuel Goldfarb . . . Sohn eines Trödlers vom Parysowskiplatz.«

»Wie recht du hast, Andrej. Mir gefällt eben nicht das geringste am Parysowskiplatz. Weder seine Armut und üblen Gerüche noch das Jammern und Klagen, das ewige Warten auf den Messias. Polens Juden sind an ihren Leiden selbst schuld. Ich will in meinem Land als gleichberechtigter Bürger leben, nicht als Feind oder Fremdling.«

»Willst du damit auch die Tatsache rechtfertigen, daß du im Ausschuß des Studentenverbandes sitzt? Zusammen mit all diesen dreckigen kleinen Faschisten, die Steine in die Auslagenfenster der jüdischen Buchhändler schmeißen?«

»Ich habe diese Aktionen nicht unterstützt.«

»Du hast aber auch nicht versucht, sie zu verhindern. Und weißt du auch, warum? Nicht? Dann werde ich es dir sagen. Weil du ein Feigling bist.«

»Wie kannst du so etwas sagen!« rief Debora.

»Du, Andrej, bist der Feigling, nicht ich. Ich habe wenigstens den Mut zu sagen, daß mir das Judentum nichts bedeutet und ich damit nichts zu tun haben will. Du aber gehst in deine lautstarken zionistischen Versammlungen, glaubst kein Wort, das du dort hörst, und hoffst trotzdem auf diese falsche Seelenrettung.«

Wie Schläge fielen seine Worte auf Andrej nieder. Paul hatte ihn an seinem wundesten Punkt getroffen. Andrej wurde blaß und fing zu zittern an. Im Zimmer herrschte atemlose Stille. Alles wartete nur auf die kleine Lunte, die die Bombe zur Explosion bringen mußte. Aber es kam anders. Mit überzeugter, obgleich bebender Stimme sagte Andrej: »Du bist ein Narr, Paul Bronski. Jude zu sein oder nicht, das kann man sich nicht aussuchen. Ich fürchte, eines schönen Tages wird dein so großartig aufgebautes Luftschloß über deinem Kopf zusammenbrechen und deine ganze Logik, dein ganzes kluges Gerede unter sich begraben. Lieber Gott, ich fürchte, dir steht noch ein grausames Erwachen bevor. Denn du bist nun einmal Jude – gleichgültig, ob du es willst und es dir ausgesucht hast oder nicht.«

»Jetzt hör aber auf!« schrie Debora. »Das hier ist schließlich mein Haus. Falls du dich noch einmal hier blicken lassen und Stephan und Rachel wiedersehen willst, darfst du dich nicht so aufführen. Paul ist mein Mann. Du wirst ihn gefälligst respektieren.«

Andrej ließ den Kopf hängen. »Mein Temperament ist wieder einmal mit mir durchgegangen«, sagte er kleinlaut. »Ich habe vor deinen Gästen eine Szene gemacht. Was geht's schließlich mich an, solange du glücklich bist?«

»Ich bin glücklich«, sagte Debora.

»Es ist ja nur . . ., weil deine Augen deine Worte so sehr Lügen strafen.«

Andrej verließ rasch den Tisch.

»Andrej, wohin gehst du?« rief Debora.

»Ich geh mich jetzt betrinken. Ich will trinken und trinken und trinken – auf Dr. Paul Bronski, den König der Konvertiten!«

Debora wollte ihm nachlaufen, doch Gabriela sprang auf und trat ihr in den Weg. »Laß ihn gehen, Debora«, sagte sie. »Er ist angespannt wie eine Stahlfeder. Das kommt von der Krisenstimmung an der Grenze. Du kennst doch Andrej. Morgen wird er zurück sein und sich entschuldigen. Laß ihn gehen.«

Das Zuschlagen der Eingangstür hallte wie ein Kanonenschuß durchs ganze Haus.

»Chris, nimm dich bitte seiner an«, bat Gabriela.

Christopher nickte und folgte ihm wortlos.

Nachdem Christopher gegangen war, sank Debora leichenblaß in den Stuhl.

Paul Bronski, der seine Selbstzufriedenheit nicht verbergen konnte, tröstete sie: »Nimm's dir nicht so zu Herzen, Liebling.«

Aus tränenerfüllten Augen sah Debora zu ihm auf. »Er hat's geahnt . . . er hat's geahnt. Deshalb geht es mir so nah. Mein Mann rückt ein, und wie eine jüdische Mutter wollte ich heute abend die Kerzen anzünden – und das hat Andrej geahnt.«

Mit einemmal sah sich Paul in seiner eigenen Falle gefangen. Diese unerwartete und verblüffende Niederlage warf ihn nieder. Er ging zur Tür.

»Paul!« rief Debora heftig. »Bring Gabriela nach Hause!«

»Laß nur, Debora. Trinken wir beide noch eine Tasse Tee, und dann, so in einer Stunde, werde ich auf die Suche nach meinem wütenden Verehrer gehen. Mach dir keine Sorgen um Andrej, wenn ich's nicht tue. Ich liebe ihn ja schließlich. Und manchmal, lieber Gott, wiegt das sogar all den Kummer auf.«

VI

Fryderyk Raks revolutionäre Tätigkeit hatte es für ihn immer gefährlicher gemacht, in einem Polen zu leben, das unter Rußland, Deutschland und der Doppelmonarchie war. Gemeinsam mit vielen anderen Patrioten war er freiwillig ins Exil gegangen. In Frankreich faßte er Fuß und wurde zu einem der führenden Fachleute für Hydroelektrik.

Als Polen nach dem Krieg 1918 wieder zu einem selbständigen Staat geworden war, kehrte Fryderyk Rak mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern Regina und Gabriela nach Warschau zurück. Dem neuen Polen mangelte es an vielem. Hundert Jahre der Besetzung hatten es in mittelalterlichem Zustand zurückgelassen. Hydroelektrische Projekte waren mit Vorrang in Angriff zu nehmen. Fryderyk Rak war einer der wenigen Polen, die der Aufgabe durch Vorbildung und Erfahrung gewachsen waren.

Er erlangte damit zwar weder großen Reichtum noch Ruhm, konnte es jedoch zu Wohlstand und Anerkennung bringen. Seine eindrucksvollste

Leistung war der Beitrag seines Ingenieurbüros an der Errichtung des Hafens von Gdynia. Durch die im Versailler Friedensvertrag erfolgte Schaffung des polnischen Korridors war dem neuen Polen direkter Zugang zur See gegeben worden. Bis dahin war Danzig, jetzt eine sogenannte »Freistadt«, politisch mit Dynamit geladen und weitgehend von feindseligen Deutschen bewohnt, der einzige Hafen gewesen. Ein eigener polnischer Seehafen war der vernünftigste Ausweg gewesen: Gdynia.

Im Exil war Rak zu einem begeisterten Skifahrer geworden. Kaum war der erste Schnee des Winters gefallen, nahm er seine ganze Familie und fuhr mit ihr in die Alpen. Sein Arzt hatte ihm zwar warnend gesagt, daß es verschiedene Skihänge gäbe – solche für Dreißigjährige und andere für Fünfzigjährige. In seinem angeborenen polnischen Trotz und Stolz schlug er diesen ärztlichen Rat jedoch in den Wind und suchte sich immer die gefährlichsten und rasantesten Abfahrten aus. Im Alter von fünfzig Jahren erlitt er am Ende einer tückischen Abfahrt namens K-94, die bei jedermann als Todesbahn bekannt war, einen tödlichen Herzanfall, eine gutversorgte Witwe und zwei Töchter hinterlassend.

Nach ihrem schmerzlichen Verlust suchte Frau Rak Trost bei ihrem einzigen nahen Verwandten, einem Bruder in Chikago. Als das Trauerjahr abgelaufen war, sah sie sich reichlich von Männern polnischer Abkunft umgeben, die sich um sie bewarben. Und da sie Fryderyks Leidenschaft für Polen niemals geteilt hatte, gab es für sie keinen Anlaß, in ihre Heimat zurückzukehren. Ihre älteste Tochter, Regine, war ein ziemlich reizloses, rundliches Mädchen, das sich damit begnügte, in Amerika einen netten jungen Polen zu heiraten, dessen Familie polnischen Schinken in die USA importierte, und sich als Hausfrau in Evanstown niederzulassen – gerade noch weit genug von der Mutter, um mit jedem Klatsch zu ihr eilen zu können.

Gabriela, die Jüngere, war ihrem Vater nachgeraten: unabhängig, eigensinnig und selbstsicher. Fryderyk Rak war ein liberaler und nachgiebiger Vater gewesen. Ihr Onkel hingegen nahm seine Stellung als nunmehriges Haupt der Familie und Beschützer der verwitweten Schwester und ihrer Kinder ungemein ernst. Aus Polen hatte er die alte Landestradition des Familientyrannen in die neue Heimat mitgebracht. Und dagegen muckte Gabriela auf. Warschau und das Leben mit ihrem Vater zählten zu ihren schönsten Erinnerungen. Jetzt, bei strengen Nonnen in teuren und ausgewählten katholischen Mädchenschulen, genoß sie zwar eine vorbildliche Erziehung, flehte aber jede Nacht zum Himmel, daß ihr die Muttergottes helfen möge, nach Warschau zurückzukehren.

Kaum großjährig und im Besitz ihres Erbes, fuhr sie zurück. Ihre englischen, französischen, deutschen und polnischen Sprachkenntnisse sowie ihre amerikanische Erziehung verschafften ihr eine Stellung als Lehrerin an der Schule der amerikanischen Botschaft. Bald wurde sie zu einem fast unersetzlichen Mitglied des Botschaftspersonals und der einzigen polnischen Staatsbürgerin, die Zugang zu vertraulichen Dokumenten hatte.

Die Monatsrente aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters und ihre Stellung erlaubten ihr, Eingang in jene höchsten Gesellschaftskreise zu finden, die Warschau zum Paris des Ostens gemacht hatten. Seither befand sie sich in einem nie endenden Trubel an kulturellen, trivialen und romantischen Vergnügungen.

Gabriela hatte Verehrer in Hülle und Fülle. Denn sie war nicht nur ein überaus hübsches Mädchen, sondern mit ihrem goldblonden Haar, den leuchtenden Augen und der kleinen, zierlichen Figur eine jener außergewöhnlichen polnischen Schönheiten, die der Bewunderung ihrer Umwelt sicher sein können.

Wie die meisten weitgereisten Menschen bewegte sie sich in Gesellschaft ungemein gewandt; natürlich liebte sie es, zu flirten und sich den Hof machen zu lassen. Alle paar Monate machte man ihr einen Heiratsantrag, den sie mitunter lang und ernstlich erwog, um ihn dann doch zu verwerfen.

Gabriela genoß ihre Freiheit. Ihre Kontakte zur Umwelt blieben kühl und gelassen. Sie lebte gern in Warschau. Es war ihr liebster Aufenthaltsort – war es immer gewesen. Sie war sicher, daß sie eines Tages den Mann finden würde, der zu ihr und zu dieser Stadt paßte; vorläufig war das Leben schön, sie genoß es, und – sie hatte keine Eile. Ihr einziger Mißgriff war eine lehrreiche Jugendliebe zu einem Lehrer, dessen Nachhilfestunden unverlernbar waren.

Als Gabriela die Wohnung der Bronskis verlassen hatte, begann sie, nach Andrej und Christopher Ausschau zu halten. Da sie wußte, daß keiner der beiden seine Trinkgelage südlich von der Jerusalemallee abzuhalten pflegte, fragte sie in den einschlägigen Kneipen so lange bei Journalisten und Zionisten herum, bis sie die Spur der Gesuchten witterte. Sobald sie auf der richtigen Fährte war, beschleunigte sie ihre Suche, denn die beiden hatten ihre Visitenkarte schon in Form von zwei mittelschweren Ruhestörungen und einer leichten Rauferei hinterlassen.

Sie betrat das Hotel *Bristol* und ging geradewegs in die kleine Bar im Nachtklub. Eine südamerikanische Jazzkapelle spielte die neuesten Tangos. Der Tango war die große Mode. Sollte Andrej noch nicht zu sehr betrunken sein, dachte Gabriela, werde ich ihn vielleicht dazu bringen können, mit mir zu tanzen. Er tanzt so gut, wenn er will.

Ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Brüsk und entschieden wies sie einen einsamen Gast zurück, der ihr Anträge machte.

»Gewiß, Gnädigste«, sagte der Kellner. »Beide waren da. Sind vor einer halben Stunde wieder weggegangen.«

»In welchem Zustand?«

»Beschwipst, Herr de Monti noch etwas mehr als sein Freund, der Offizier.«

Mit meinem Tango wird es also nichts, dachte Gabriela.

»Haben Sie eine Ahnung, wohin sie gegangen sein könnten?«

»Herr de Monti pflegt seine Abende am liebsten in der Altstadt zu beschließen. Er sagt, daß er beim Trinken die Atmosphäre des alten Polen am liebsten hat.«

Gabriela blieb einen Augenblick in der Hotelhalle stehen und spähte in den Ballsaal. Er war voll von schneidigen polnischen Offizieren in Uniform, eleganten Damen in den neuesten Pariser Toiletten und bärtigen, ordengeschmückten Diplomaten. Es war ein hoher Saal, mit dunklem Mahagoniholz getäfelt, voll von geschnitztem Zierat und mit glänzend gewichsten Parkettböden. Spiegel, die vom Boden bis zur Decke reichten, wechselten mit ebenso riesigen Gobelins ab, auf denen grimmige polnische Helden auf gewaltigen weißen Pferden mit wehenden Mähnen

kriegslustige Truppen in den Kampf führten. Der ungeheure Kristallleuchter funkelte, und die eleganten Damen und Herren waren eben in einer lebhaften Linksschrittpolka begriffen. Hörte die Musik auf, verbeugten sich die Herren tief und küßten ihrer Dame die Hand. Manche antwortete mit hinter dem Fächer diskret verborgenen koketten Blicken, andere wandten sich gelangweilt ab.

Es war, als hätte Gabriela auf ihrem Weg vom halbdunklen Nachtklub zu dem großen Ballsaal ein volles Jahrhundert durchschritten. Während sie ihre Schritte nordwärts zur Altstadt lenkte, verhallte die Musik. Die Nacht war milde. Späte Theater- und Kinobesucher wandelten Arm in Arm einher, Straßenmädchen hielten nach einsamen Männern Ausschau, und in fast jeder Droschke, die vorbeifuhr, saß ein Liebespaar.

Einen Augenblick blieb Gabriela auf der Brücke stehen und beugte sich über die Brüstung. Tief unter ihr füllten sich die Vorortszüge, die über den Fluß nach Praga fuhren.

Gabriela summte die eben gehörte Polka vor sich hin und versank in süße Erinnerungen. In einer warmen Nacht wie dieser war sie Andrej zum erstenmal in einem ebenso großen und glänzenden Ballsaal begegnet. Lieber Gott, dachte Gabriela, ist das erst zwei Jahre her? Sie konnte sich an ihr Leben zwischen dem Tod ihres Vaters und ihrer Begegnung mit Andrej kaum mehr erinnern. Erst zwei Jahre . . . Nur zwei Jahre!

Die Siebente Ulanenbrigade hatte ihren jährlichen Offiziersball im Hotel *Europa* abgehalten. Es war die achte von insgesamt sechsundzwanzig Veranstaltungen gewesen, die der Herbst- und Wintersaison ihren Glanz verliehen. Die Siebenerulanen blickten auf eine ruhmreiche Tradition großer Kavallerieattacken zurück, die bis ins Mittelalter und auf den ersten König, Kasimir den Großen, reichte. Aus diesem Grund pflegte sich bei dem Ball der Siebenerulanen immer die Elite von Warschau einzufinden.

Wie üblich, war Gabriela Rak von einer übereifrigen Schar lediger Offiziere umgeben. Sie waren gräßlich; man wußte kaum, wo ihre Vorzüge lagen, denn sie tanzten noch schlechter und waren noch eingebildeter als die Zweier- und Viererulanen zusammengenommen. Dabei waren sie auch noch langweiliger als die Offiziere jedes anderen Regiments auf den Bällen dieser Saison. Nein, zu amüsieren vermochte man sich mit ihnen wirklich nicht!

Nachdem sie eine Stunde lang wilde Polkas getanzt hatte, zog sich Gabriela in die Damengarderobe zurück, um sich für die zweite Runde aufzufrischen.

Ihre beste Freundin, Martha Thompson, die Frau ihres unmittelbaren Vorgesetzten in der Botschaft, rauchte eine Zigarette mit ihr. Martha war eine gescheite Frau, die es trotz ihrer drei Kinder verstanden hatte, sich ihren besonderen amerikanischen Schick zu bewahren.

Gabriela langweilte sich. Acht große Bälle hatte es in dieser Saison schon gegeben, und noch stand nicht einmal ein kleiner Flirt in Aussicht!

Martha Thompson hatte dagegen nichts von ihrer Begeisterung eingebüßt. »Sind sie nicht alle wunderschön in ihren Stiefeln?« rief sie aus.

»Lieber Himmel, Martha, das kann doch nicht dein Ernst sein. Noch nie habe ich in einer einzigen Brigade so viel Fischaugen gesehen!«

»Dein Unglück, Gaby, ist, daß du alle ernsthaften Anwärter verscheucht hast. Du bist ein verwöhntes, blasiertes kleines Mädchen.«

»Ich verspüre immer wieder die fast schon sadistische Lust, einem von ihnen über den Schädel zu hauen, wenn er sich verbeugt und mir die Hand abschleckt.«

»Ich mag's ganz gern. Na schön, junge Dame. Wenn du nur eines Tages nicht aufwachst und merkst, daß der einzige, der dir gefällt, entweder verheiratet oder voller Komplikationen ist. Nimm dir lieber einen Dummkopf, den du dir nach deinen Wünschen gestalten kannst.«

Gabriela lächelte. »Komm, Martha, versuchen wir's nochmals.«

Sie raffte sich auf und kehrte Arm in Arm mit Martha in den Ballsaal zurück. Beide entdeckten sie ihn zur gleichen Zeit. Und nicht nur sie – alle Augenpaare schienen sich der Tür zuzuwenden, als mit Leutnant Andrej Androfski der Inbegriff eines polnischen Kavallerieoffiziers eintrat. Nach einem Augenblick achtungsvollen Schweigens, dessen er sich genau bewußt war, sah sich Andrej von Freunden umringt, die ihm bewundernd auf den Rücken klopften, um sogleich darauf seinem prahlerischen Bericht zu lauschen, wie er seine jüngste sportliche Heldentat, den Sieg im Ringkampf der Mittelgewichtsklasse in der polnischen Armee, vollbracht hatte.

»Ist er nicht bezaubernd?« fragte Martha.

Gabriela starrte ihn noch immer an.

»Wer ist das?«

»Laß die Finger von ihm, Gaby. Du willst das Unmögliche. *Den* Mann hat noch keine herumgekriegt.«

»So?«

»Die einen sagen, er sei ein Tibetmönch, der ein Keuschheitsgelübde abgelegt hat; die anderen sagen, daß er Dutzende von Geliebten in ganz Warschau hat.«

»Wie heißt er?«

»Leutnant Andrej Androfski.«

»Der Tarzan der Ulanen?«

Martha seufzte. »Na also, zurück zu meinem braven, faden, alten Gatten.«

Gabriela nahm Martha am Arm. »Sag Tommy, er soll mich mit Leutnant Androfski bekannt machen.«

»Gut. Aber ich wette um einen neuen Hut bei Madame Phoebe, daß du ihn nicht dazu bringst, dich nach Hause zu begleiten.«

»Gut, ich treff dich morgen um zwölf bei ihr. Ich weiß genau, welchen Hut ich möchte.«

Als Andrej durch Thompson Gabriela vorgestellt wurde, machte er weder eine Verbeugung, noch küßte er ihre Hand. Er nickte höflich und wartete auf die unvermeidlichen Worte – »Sie also sind der berühmte Andrej Androfski!«

»Wie war doch Ihr Name?« fragte Gabriela.

Kein ungeschickter Eröffnungszug, dachte Andrej. »Ich kenne Ihren Namen, Fräulein Rak. Wie so viele bin auch ich ein Bewunderer der Arbeit Ihres verstorbenen Vaters. Mein eigener Name tut also nichts zur Sache. Sie brauchen nur mit den Fingern zu schnalzen und zu rufen ‚He, Sie da . . .', dann weiß ich schon, daß Sie mich meinen.«

Es wird also doch kein so langweiliger Abend, dachte Gabriela.

Was für ein Unsinn, dachte Andrej, sich mit einem so verwöhnten Fratz auf solche altmodischen Gefechte einzulassen.

»Ich habe die nächsten Tänze noch frei, Leutnant.«

Teufel, dachte er, die geht aber ran. Verzichtet sogar auf den Fächer. Bereitet alles zum Todesstoß vor. Na, sehen wir sie uns einmal an. Ein hübsches Ding ist sie ja, zwar ein bißchen mager.

»Sie können doch tanzen, Leutnant?«

»Ich tanze sogar ausgezeichnet, aber, ehrlich gesagt, tu ich's nur zu meinem Vergnügen.«

Der ist auch nicht gerade bescheiden.

»Warum kommen Sie dann überhaupt her, wenn es Ihnen sowenig Spaß macht?«

»Befehl meines Obersten. Ich habe nämlich meine Brigade mit Ruhm bedeckt.«

Was für ein eingebildeter Kerl!

Gabriela wollte ihm schon den Rücken kehren, da fiel ihr Blick auf Martha Thompson. Martha stieß Tommy an und kicherte. Die Musik begann.

»Es wird Ihnen gewiß nicht schwerfallen, einen Tänzer zu finden, Fräulein Rak«, sagte Andrej. »Drüben steht eine ganze Reihe männlicher Wesen und schmachtet nach Ihnen.«

Als er sich nach diesen Worten zurückziehen wollte, schnalzte Gabriela plötzlich mit den Fingern und sagte: »He, Sie da!«

Andrej ging langsam auf sie zu, legte den Arm um sie und führte sie aufs Tanzparkett. Seine Perfektion im Tanzen war keine Übertreibung gewesen. Jede Frau im Saal blickte die beiden neidisch an. Gabriela war wütend auf sich, weil sie sich nicht anders benommen hatte als Tausende anderer Mädchen vor ihr. Aber es machte ihr Spaß, seine Arme um sich zu fühlen. Während des ganzen Jahres war sie in keinen angenehmeren Armen gelegen. Doch das machte sie nur noch wütender – denn es gelang ihm, den Eindruck zu erwecken, als tanze er ebensogern mit einem Besenstiel.

Dann aber begann ihr der Gedanke, diesen selbstgefälligen Draufgänger vielleicht zähmen zu können, Spaß zu machen. Wäre es nicht wunderbar, ihn zu quälen? Wie herrlich, wenn sie Leutnant Androfski bis zum Ende des Abends soweit gebracht hätte, sie um ihre Gunst anzuflehen . . . um ihm dann die Tür vor der Nase zuzuschlagen. Aber vorher wollte sie sich noch den Hut von Martha Thompson verdienen.

»Es wäre mir lieb, wenn Sie mich nachher nach Hause brächten«, sagte sie, nachdem die Reihe der Tänze vorüber war.

Es war eine rasche und unentrinnbare Falle. Für einen Ulanen, der auf einen Ball geht und sich vorschriftsmäßig benehmen will, wäre es eine unverzeihliche Unhöflichkeit gewesen, die Bitte einer Dame abzuschlagen.

»Ihr Begleiter wird es mir vielleicht übelnehmen«, erwiderte er.

»Ich bin mit Mr. Thompson von der amerikanischen Botschaft gekommen – und mit seiner Frau. Ich bin ganz frei, Leutnant. Oder muß ich erst Ihren Oberst bitten, Ihnen den Befehl dazu zu erteilen?«

Sein Lächeln war matt. »Es wird mir ein Vergnügen sein.«

Als die Autos vorfuhren, lud Mr. Thompson sie ein, mitzufahren.

»Es ist so schön und mild heute. Gehen wir doch lieber zu Fuß, Leutnant Androfski.«

»Wenn Sie es wünschen, gern!«

»Gute Nacht, Tommy. Gute Nacht, Martha. Vergiß nicht – um zwölf bei Madame Phoebe.«

Es war spät und die Straßen leer. Nur ein paar Betrunkene torkelten vorüber. Sie hörten nichts als ihre eigenen Schritte und, ganz von fern her, eine Droschke.

Gabriela blieb plötzlich stehen. »Ich habe mich sehr dumm und unmanierlich benommen«, sagte sie. »Ich hätte Sie nicht zwingen sollen, mich nach Hause zu begleiten. Wenn Sie mich nur zu einer Droschke bringen wollen –«

»Unsinn, ich tue es gern.«

»Sie brauchen nicht so galant zu sein – wir sind nicht mehr auf dem Kriegsschauplatz.«

»Ehrlich gesagt«, räumte Andrej ein, »war ich auch grob zu Ihnen. Ich bin sonst kein eingebildeter Esel. Jetzt gefallen Sie mir auch schon viel besser, nachdem ich weiß, daß Sie sich allein Ihr Brot verdienen.«

Er bot ihr den Arm, und sie nahm ihn. Gemeinsam überquerten sie die Straße. Sie duftete gut und gefiel ihm, und er genoß es, neben ihr herzugehen. Um seine Gefühle zu verbergen, pfiff er leise vor sich hin.

»Ich wußte, daß Sie mich in Wut bringen wollten«, sagte sie, »denn ich habe Sie, nachdem wir getanzt hatten, beobachtet. In Wirklichkeit sind Sie sehr schüchtern und unsicher.«

»Ich will mich gar nicht immer hervortun, aber – wahrscheinlich erwarten alle von mir, daß ich mich auf eine gewisse Art benehme.«

»Sie wollen das gar nicht, wie?«

»Nein, nicht immer. Besonders nicht auf diesen Bällen . . .«

»Warum?«

»Das tut nichts zur Sache.«

»Nein, sagen Sie's mir.«

»Ich hab nicht sehr viel mit den Leuten gemein, die auf diese großen Bälle gehen.«

»Ein berühmter Ulan wie Sie – mit all diesen Bewunderern, Männern wie Frauen . . .«

»Ich gehöre nicht zu ihnen.«

»Weshalb?«

»Ich will Ihnen mit meinen Problemen nicht den Abend verderben.«

Schweigend gingen sie bis zum Ende der Straße. Sowie sie entdeckten, daß sie sich Hals über Kopf ineinander verliebt hatten, waren beide von einem sonderbaren Gefühl der Hilflosigkeit befallen worden. Was bisher für Gabriela nur ein Spiel gewesen war, hatte sich unversehens in etwas Ernsthaftes verwandelt. Andrej hatte sich gut benommen. Jetzt wollte sie ihn nicht weiter zum besten halten, sondern vielmehr alles über diesen Mann erfahren, der in einem Moment eitel wie ein Pfau und im nächsten scheu wie ein kleiner Junge sein konnte.

Ihre Wohnung lag in einem alten, geräumigen Haus gegenüber der St.-Alexander-Kirche auf dem Dreikreuzplatz. Sie blieb vor dem Haustor stehen, kramte in ihrer Tasche nach dem Schlüssel und reichte ihn Andrej. Er schloß das Tor auf und gab ihr den Schlüssel zurück.

»Gute Nacht, Fräulein Rak«, sagte er.

Sie schüttelten einander die Hände.

»Leutnant Androfski. Sie wissen, daß ich in Amerika aufgewachsen bin, und dort benimmt man sich manchmal ein wenig anders als im alten Europa. Würden Sie mich für sehr ungezogen halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie gern wiedersehen möchte?«

Er entzog ihr langsam seine Hand und wurde rührend schüchtern und verlegen. »Besser nicht, Fräulein Rak«, sagte er rasch, wandte sich um und ging davon.

Gabriela war entsetzt über ihre eigenen Worte, aber noch entsetzter darüber, wie sich Andrej benommen hatte. Verwirrt, verletzt, zornig und mit Tränen in den Augen lief sie die Treppe hinauf.

Eine Gruppe amerikanischer Persönlichkeiten kam auf dem Luftweg aus Paris an. Sie bestand aus drei Kongreßabgeordneten und deren Frauen sowie einem Beirat von Industriellen, die das Projekt einer amerikanischen Anleihe für den Bau eines Dammes an der Warthe begutachten sollten.

»Wir möchten die Anleihe gern durchschleusen«, sagte Thompson zu Gabriela. »Leider werde ich in Krakau sein, wenn die Leute kommen. Kannst du ihr Tagesprogramm entwerfen und sie zwei Tage lang unter deine Fittiche nehmen, bis ich zurück bin?«

»Willst du, daß sie irgend etwas Besonderes sehen sollen?«

»Die übliche Runde in Warschau. Frühstück beim Botschafter. Pressekonferenz. Was es so in der Oper und den Theatern zu sehen gibt. Inzwischen stellst du auch die Liste für ihren eigenen Empfang zusammen.«

»Wird geschehen. Mach dir keine Sorgen.«

»Hier hast du alle Unterlagen. Sieh sie dir an. Halt dich an den Abgeordneten Galinowski. Der kommt aus einem großen Wahlkreis polnischer Einwanderer in Gary. Und laß Cranebrock nicht aus den Augen; er schwätzt zuviel.«

»Tommy, das letztemal, als sie auch ihre Frauen mitgebracht hatten, hat uns das Informationsministerium ein wahres Scheusal von Kavalier herübergeschickt, um sie herumzuführen. Können wir nicht einmal jemand anderen ausprobieren?«

»Wen zum Beispiel?«

Gabriela zuckte die Achseln. »Ach, ich weiß nicht. Warum – warum übrigens nicht einen von diesen großen Ulanenoffizieren? Bei den Siebenerulanen gibt es ein Dutzend bezaubernder Kerle, die englisch können.«

»Guter Gott«, murmelte Thompson, »einen Hut hat er mich schon gekostet!« Er drückte den Knopf der Sprechanlage und sprach: »Mildred, ruf den Kommandierenden General in der Zitadelle an. Es ist wegen dieser Gruppe, die übermorgen ankommt. Wir brauchen eine Eskorte für deren Frauen. Sag, daß es wichtig ist, daß es sich um eine Großanleihe an Polen handelt. Schau, daß du Leutnant Andrej Androfski von den Siebenerulanen kriegst – als Verbindungsoffizier zur besonderen Verwendung. Er soll sich bei Fräulein Rak melden.« Er stellte das Mikrophon wieder ab. Gabriela war dunkelrot geworden. »Von jetzt ab kannst du mich Kupido nennen.«

Wenn Andrej auch voller Groll war, so ließ er sich doch nicht das ge-

ringste anmerken. Er meldete sich bei Fräulein Rak, nahm seine Anweisungen völlig ungerührt entgegen und spielte, triefend von polnischem Charme, den Kavalier für drei ältliche, aber überaus dankbare amerikanische Damen. Andrej wußte sich sogar zu beherrschen, als eine von ihnen, nachdem sie entdeckt hatte, daß er der Fußballnationalelf angehörte, darauf bestand, daß er sich die Stiefel auszog, damit sie seine Beinmuskeln sehen konnte.

Am Ende des dritten Tages lieferte er sie in ihrem Hotel ab und meldete sich bei Fräulein Rak in der Botschaft.

»Ich muß wirklich sagen, daß mir jeder zu meinem Meisterstreich gratuliert, Sie als Verbindungsoffizier genommen zu haben. Sie haben einen großartigen Beitrag zum Damm an der Warthe geleistet.«

»Vielen Dank«, sagte Andrej steif.

»Wirklich, Herr Leutnant, die Damen sind so begeistert von Ihrer Gesellschaft, daß sie sogar darum gebeten haben, Sie möchten sie auf einen zweitägigen Ausflug nach Krakau begleiten, während das Komitee das geplante Baugelände inspiziert.«

»Fräulein Rak«, erwiderte Andrej, »ich glaube, daß ich meine Kameraden eines außergewöhnlichen Erlebnisses beraube. Ich möchte diese Pflicht gern mit ein paar anderen teilen . . .«

»Aber die Damen haben ausdrücklich um Sie gebeten. Sie wollen doch, daß der Damm an der Warthe zustande kommt?«

»Zum Teufel mit dem Damm an der Warthe! Fräulein Rak, ich habe neulich Ihren Stolz verletzt. Dafür haben Sie mich gedemütigt. Sie haben gewonnen, ich habe verloren. Seitdem ich diese reizenden Damen in Warschau herumgeführt habe, hat meine Brigade ein wichtiges Fußballspiel verloren, und mein Pferd stirbt vor Einsamkeit. Sie werden diese angenehme Pflicht jemandem anderen übertragen müssen. Mich bringt man nur noch mit Brachialgewalt dazu.«

»Ich finde, Sie sind ein schlechter Patriot.«

»Werden Sie mich zu meiner Brigade zurückkehren lassen?«

Gabriela lächelte. »Wenn Sie mich nach Hause bringen.«

Als er ihr diesmal wieder den Schlüssel zurückgab, ging sie einfach durch das Tor, ließ es offen und sagte: »Kommen Sie!«

Linkisch folgte ihr Andrej in ein zwar kleines, aber geschmackvoll und verschwenderisch ausgestattetes Wohnzimmer. Der Anblick dieses »Luxus« schien sein Mißbehagen noch zu steigern. Gabriela riß die Glastür auf und trat auf den Balkon, der auf den Dreikreuzplatz ging. Andrej stand noch immer am Eingang und spielte mit seiner Mütze.

»Machen Sie die Tür zu und kommen Sie herein. Ich beiße Sie schon nicht.«

Als er auf den Balkon trat, wandte sich Gabriela zornfunkelnd um. »Sie haben recht, Leutnant. Noch nie hat mich jemand so zu behandeln gewagt.«

»Sie haben Ihre Rache gehabt.«

»Durchaus nicht.«

»Machen Sie doch kein solches Aufheben davon.«

»Ich bin im Leben weder je einem Mann nachgelaufen, noch hat mich jemals einer abgewiesen.«

»Lieber Gott, sind Sie aber ein wütendes kleines Geschöpf!«

»Ich habe kein Geheimnis daraus gemacht, daß Sie mir gefallen. Aber Ihnen scheint es Spaß zu machen, mir das Gefühl zu geben, ich sei wie irgendeine billige Schlampe.«

»Meine Antwort kennen Sie. Ich kann einfach Orte wie den großen Ballsaal im *Bristol* oder ein solches Zimmer wie dieses da nicht ausstehen. Ich gehöre da nicht her.«

»Sie wissen doch ganz genau, daß Sie nur den kleinen Finger zu heben brauchen, um sich in Warschau jede reiche junge Erbin zu erringen.«

»Ich habe nicht den geringsten Wunsch, etwas anderes zu sein, als ich bin.«

»Und was sind Sie?«

»Ich bin Jude. Es fällt mir nicht ein, all das zu tun, was mir eine Stellung verschaffen würde, die ich gar nicht begehre. Damit Sie es wissen: Ich bin nur einer dieser braven Judenjungen . . . Aber ich kann einen Speer weiter werfen und mit dem Pferd höher springen als die meisten anderen. Und deshalb, verstehen Sie, rechnen sich's die Ulanen als Ehre an, den Makel meiner Abstammung nicht öffentlich zu erwähnen.«

»Ist das ein Grund dafür, mich so schlecht zu behandeln?«

»Fräulein Rak, ich weiß nicht, wie fortschrittlich Ihre amerikanische Erziehung war, aber hier in Polen ist man allgemein der Ansicht, daß wir Juden so hübsche, zarte, junge katholische Mädchen wie Sie unserem Rachegott zu opfern pflegen.«

Gabriela trat wieder ins Wohnzimmer zurück, stützte sich an einen Wandtisch und tat einen langen, tiefen Atemzug. »Schön, das hab ich mir also selbst zuzuschreiben. Bitte um Entschuldigung. Aber wenigstens hat mein Stolz nicht gelitten. Ich fürchtete schon, Sie könnten *mich* nicht leiden.«

»Ganz im Gegenteil. Ich mag Sie sogar sehr gern.«

»Hinter all der äußerlichen Prahlerei steckt also offenbar ein sehr feinfühliger Mensch.«

»Ich stecke in einer sehr ernsten Aufgabe. Bei der Armee bin ich nur mit halber Kraft.«

»Was für eine Aufgabe ist das?«

»Das wird Sie kaum interessieren.«

»Vielleicht doch.«

»Ich bin Zionist.«

»Ach ja, davon habe ich gehört. Ist es nicht so etwas Ähnliches wie der Wiederaufbau von Palästina?«

»Ja, so etwas Ähnliches.«

»Seien Sie nicht so empfindlich. Was tun Sie dabei?«

»Ich bin einer der Organisatoren des Verbandes der Batyraner«, antwortete Andrej zögernd.

»Batyraner? Was für ein merkwürdiger Name.«

»Das war eine Truppe jüdischer Krieger, die von Herodes ausgesandt wurde, um gegen Eindringlinge zu kämpfen . . . Aber lassen wir das, es wird Sie ja doch nicht interessieren.«

»Doch, es interessiert mich wirklich. Und was tun Ihre Batyraner?«

»Wir verfolgen eine gewisse Ideologie des Zionismus, die uns veranlaßt, unsere alte Heimat in Palästina neu zu errichten, wir leiten ein Waisenhaus und haben auch ein Bauerngut in der Nähe von Warschau. Auf

diesem Gut machen wir unsere jungen Menschen mit der Landwirtschaft vertraut. Und wenn es uns gelingt, genug Geld aufzutreiben, dann kaufen wir ein Stück Land in Palästina und schicken eine neue Gruppe hinüber, um eine Siedlung zu begründen.«

»Wozu in aller Welt tut ihr das?«

Andrejs Geduld war zu Ende. »Weil uns das polnische Volk nicht erlaubt, unseren eigenen Grund und Boden zu erwerben und zu bebauen. Und weil – – –« Er unterbrach sich und senkte die Stimme. »Ach was, genug davon! Ihnen ist der Zionismus doch ganz gleichgültig, und ich mache mich hier nur lächerlich.«

»Ich hab's ja nur gut gemeint.«

»Fräulein Rak, zwischen der Jerusalemallee und der Stawkistraße leben mehr als dreihunderttausend Menschen in einer Welt, von der Sie nichts wissen. Ihre edlen polnischen Dichter nennen sie den ‚schwarzen Erdteil'. In dieser Welt bin ich daheim.«

Er setzte den Hut auf und ging zur Tür.

»Leutnant Androfski. Soll das bedeuten, daß wir keine Freunde sein können?«

Andrej kam langsam zu ihr zurück. »Was wollen Sie eigentlich von mir? Für Liebschaften habe ich nichts übrig.«

»So . . .«

»Hören Sie doch endlich mit Ihren verdammten Flirtversuchen auf. Ich bin zwar arm, aber das stört mich nicht im geringsten, weil mich das, was ich tue, glücklich macht. Ich bin und werde niemals etwas sein, was Sie wichtig nehmen. Nicht nur, daß wir nichts miteinander gemein haben, wir könnten sogar auf verschiedenen Planeten leben.«

Gabrielas Stimme zitterte. »Ich weiß nicht, warum ich es zulasse, daß Sie mich so wütend machen. Sie sind wirklich sehr anmaßend. Sowie man es mit jemandem gut meint, verfällt er sofort in Größenwahn.«

»Ich weiß ganz genau, was in Ihrem schlauen, kleinen Köpfchen vorgeht, und ich werde Ihnen sagen, wie anmaßend ich bin. Wenn Sie mich noch einmal ärgern, dann reiße ich Ihnen alle Kleider vom Leib und zeige Ihnen, daß ich fähig bin, Sie im Bett genau auf die Art zu behandeln, mit der Sie mich identifizieren.«

Sie war zwar zart, aber ihr Schlag war kräftig.

Andrej hob sie hoch. »Wenn Sie schreien, bringe ich Sie um.«

In ihrem Schreck wußte Gabriela nicht, ob es ihm ernst war oder nicht. Er trug sie ins Schlafzimmer zu dem seidenbespannten Himmelbett.

»Wissen Sie, was?« sagte er. »Nehmen Sie erst mal noch ein bißchen zu. Sie sind mir wirklich viel zu mager.« Er warf sie aufs Bett und verließ die Wohnung.

»Hat er das wirklich getan?« rief Martha Thompson.

Gabriela nickte, goß den Tee ein und schnitt den Apfelkuchen an.

»Und was hast du gemacht?«

»Nichts, ich war völlig eingeschüchtert. Das kannst du dir vorstellen.«

Martha nippte am Tee, nahm etwas Kuchen und seufzte. »Lieber Gott, warum passiert mir so etwas nicht?«

Plötzlich zog Gabriela ein Taschentuch heraus, wandte das Gesicht ab und schluchzte auf.

»Aber Gabriela, ich habe dich noch nie weinen gesehen.«

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Seitdem ich ihn kenne, bin ich völlig zerfahren. Man muß mich nur noch schief ansehen, und gleich fang ich zu weinen an.« Sie heulte los. »Noch nie hat mich jemand so wütend gemacht«, rief sie. »Er ist eingebildet und abscheulich. Ach Gott, ich hasse ihn.«

Martha setzte sich neben sie auf das Sofa und legte ihren Arm um sie.

»Ich hasse ihn.«

»Gewiß«, tröstete Martha sie. »Gewiß.«

Gabriela entzog sich ihr und versuchte, sich zu beherrschen. »Ich benehme mich wie eine Närrin.«

»Willkommen in dieser Narrenwelt! Du hast dich lang genug herausgehalten. Aber jetzt holst du alles auf einmal nach. Das mußte dir ja einmal zustoßen, Gabriela. Bisher hast du nur getan, was *du* wolltest.«

»Er ist das genaue Gegenteil von allem, was mir je unter die Augen gekommen ist. Wie ein Mensch von einem anderen Planeten.«

»Du weißt, was dir deine alte Tante Martha immer sagt. Die einzigen, die was taugen, sind entweder verheiratet oder voller Komplikationen.«

»Komplikationen? Das schrecklichste ist, daß ich mich fürchte, noch mal von ihm eins auf die Nase zu kriegen. Ich habe alles nur Mögliche getan, außer mich ihm vor die Füße zu werfen. Das kann ich nicht auch noch tun.«

»Es wird dir nichts anderes übrigbleiben. Oder du läßt dich von Tommy auf eine Weile nach Krakau schicken.«

Gabriela schüttelte langsam den Kopf. »Ich hätte nie gedacht, daß etwas so Einfaches so weh tun kann. Ich habe eine solche Sehnsucht nach ihm, daß ich in die Luft gehen könnte. Was soll ich denn nur tun?«

»Na, Liebes, was immer dieser Leutnant Androfski sein mag, eines ist er ganz gewiß – ein wirklicher Mann.«

Andrej lag ausgestreckt auf seinem Bett und stützte die Füße auf den Bettpfosten auf. Ausdruckslos starrte er an die Decke, ohne Alexander Brandel zu beachten, der an dem alten runden Tisch in der Mitte des Zimmers in Papieren wühlte.

»Ich bin dagegen, daß Brayloff die Zeitung redigieren soll. Er neigt zu sehr zu den Revisionisten. Was meinst du, Andrej?«

Andrej knurrte etwas vor sich hin.

»Der ideale Redakteur wäre Erwin Rosenblum. Aber wir können ihm leider nicht das bezahlen, was er jetzt verdient. Vielleicht könnten wir Erwin als Berater heranziehen. Ich werde mit ihm reden. Und jetzt, Andrej, was die Lodzer Gruppe betrifft, mußt du dich sofort mit ihren Problemen befassen.« Alexander brach ab. »Was ist los? Rede ich heute abend zu einer Wand? Du hast kein einziges Wort gehört.«

Andrej sprang vom Bett auf, vergrub die Hände in den Hosentaschen und lehnte sich gegen die Wand. »Ich habe alles gehört, alles.«

»Was meinst du also?«

»Zum Teufel mit Brayloff, zum Teufel mit Erwin Rosenblum, zum Teufel mit der Gruppe in Lodz. Zum Teufel mit der ganzen gottverdammten zionistischen Bewegung!«

»Nach dieser feierlichen Erklärung kannst du jetzt vielleicht sagen, was

in dich gefahren ist? Schon seit einer Woche benimmst du dich wie ein Verrückter.«

»Ich habe mir was überlegt. Vielleicht bleibe ich in der Armee«, stieß Andrej hervor.

Alexander Brandel verbarg seine Bestürzung. »Schön«, sagt er. »Ich prophezeie dir, du wirst der erste jüdische Generalstabschef von Polen werden.«

»Scherz beiseite, Alex. Da bin ich, sechsundzwanzig Jahre alt, und was tue ich? Kämpfe für eine Sache, die fast hoffnungslos ist. Mache den Leuten ewig etwas vor . . . schlage die Zeit tot . . . verbringe in Zimmern wie diesem mein Leben . . . Bin ich verrückt, mir die einzige Chance entgehen zu lassen, es wirklich zu etwas zu bringen? Ich bin heute durch die Stadt gegangen. Ich bin so vor mich hin gegangen und habe nachgedacht. Durch die Stawkistraße, in der ich als Junge gewohnt habe. Da habe ich Angst bekommen – vielleicht werde ich dort enden, wenn all dies vorüber ist. Dann ging ich zur Marschallkowska und zur Jerusalemallee. Dorthin könnte ich gelangen, wenn ich's darauf anlegte.«

»Bist du vielleicht auch am Dreikreuzplatz vorbeigegangen und an der amerikanischen Botschaft?«

Andrej fuhr zornig herum.

»Thompson von der Botschaft hat mich heute angerufen und zum Mittagessen eingeladen. Es gibt dort offenbar eine junge Dame, die sich fast so elend fühlt wie du.«

»Himmel noch mal! Kann ich nicht einmal mein gebrochenes Herz für mich behalten?«

»Ein Andrej Androfski kann das nicht.«

»Du wirst mir jetzt nichts über Judenjungen und Schicksen erzählen!«

Alexander zuckte die Achseln. »Wenn eine Schickse gut genug für Moses sein konnte, dann ist sie auch gut genug für Androfski. Ich weiß ganz genau, wie du darüber denkst. ‚Wozu bin ich überhaupt da? Wozu zerbreche ich mir den Kopf über das alles?' Aber wenn du genauso an den Zionismus glaubst wie Pfarrer und Nonnen an den Katholizismus und die Chassidim an den Messias, dann wirst du entdecken, daß der Seelenfrieden wertvoller ist als jedes Opfer.«

Andrej wußte, daß hier ein Mann zu ihm sprach, der es zu viel Ruhm und Reichtum gebracht hätte, wäre er nicht Zionist geworden. Dennoch hatte man nie den Eindruck, als ob Alex etwas aufgegeben hatte. Wenn er selbst nur ebenso an den Zionismus glauben könnte!

»Andrej, du bist ein Vorbild für uns alle. Wir lieben dich.«

»So werde ich mich also in den Augen meiner Freunde erniedrigen und ihnen weh tun, indem ich mit einem katholischen Mädchen etwas anfange.«

»Ich sagte doch, daß wir dich lieben. Deinen wahren Freunden kannst du nur weh tun, wenn du dir selbst weh tust.«

»Tu mir einen Gefallen, Alex, geh nach Hause!«

Alexander Brandel raffte alle seine Papiere zusammen und stopfte sie in seine abgeschabte Aktentasche. Er setzte sich die Mütze auf, schlang sich den Schal um den Hals, den er Sommer wie Winter trug, und ging zur Tür.

»Alex!«

»Ja?«

»Verzeih. – Mein Dienst hört in einer Woche auf. Dann fahre ich sofort nach Lodz. Vielleicht sollte ich auch die Gruppen in Lublin und Lemberg besuchen?«

»Das wäre gut«, erwiderte Alexander.

Nachdem Alexander fort war, goß sich Andrej ein halbes Glas Wodka ein, stürzte es in einem Zug hinunter und ging dann wie ein gefangenes Tier in seinem Zimmer auf und ab.

Er blieb stehen und kurbelte sein Grammophon an. Aus dem Lautsprecher kam kratzend der gepreßte Ton einer Sonate. Er drehte alle Lichter außer der Mittellampe ab und ging zu seinem Bücherregal hinüber. Er griff nach einem Buch von Chaim Nachman Bialik, dem König der Dichter des Zionismus.

»Diese Generation von Juden ist die letzte, die in Sklaverei lebt, und die erste, die in Freiheit leben wird«, hatte Bialik geschrieben. Er war nicht in der Stimmung für Bialik. Ein anderes Buch! Ein Buch voller Empörung. Hier. John Milton, einer seiner Lieblingsdichter.

In zweifelhaftem Kampf

Zahllose Scharen wohlbewehrter Geister,
Die seiner Herrschaft trotzten und, mir folgend,
Der stärksten Macht sich feindlich widersetzten,
In zweifelhaftem Kampf am Himmelsplan;
Sein Thron erbebet. Was, wenn der Kampf verlorn?
Noch ist's nicht alles: Der ungebeugte Wille,
Der Rache Streben, Haß, der nimmer stirbt,
Mut, der sich niemals unterwirft noch weicht,
Und was ist sonst nicht zu bewältgen?

Andrej füllte sein Glas erneut. Der Mann weiß, worum es geht, dachte er. Milton weiß, was es heißt, für eine verlorene Sache zu kämpfen.

Ein schwaches, fast unhörbares Klopfen an der Tür.

»Herein, es ist offen.«

Gabriela Rak stand auf der Schwelle. Andrej umklammerte die Tischkante. Er wagte weder sich zu rühren noch zu reden. Sie ging durch das Zimmer und stand im Schatten des Bücherregals.

»Ich habe mir gedacht, ich gehe einmal nördlich von der Jerusalemallee spazieren. Mich interessieren diese dreihundertfünfzigtausend Menschen vom *schwarzen Erdteil.*« Ihre Finger strichen über die Bücherrücken. »Ich sehe, Sie lesen Russisch und Englisch ebenso gut wie Polnisch. Was ist das hier? Diese sonderbare Schrift? Das muß Jiddisch sein, oder ist es vielleicht Hebräisch? A. D. Gordon. In der Bibliothek der Botschaft steht auch ein Buch von A. D. Gordon. Mal sehen: ‚Körperliche Arbeit ist die Grundlage des menschlichen Daseins . . . sie ist eine geistige Notwendigkeit, ganz wie die Natur die Grundlage der Kultur ist, jener erhabenen Schöpfung des Menschen. Damit jedoch jede Ausbeutung vermieden wird, darf der Boden nicht im Besitz eines einzelnen sein.' Was halten Sie von meiner ersten Lektion im Zionismus?«

»Was soll das alles?« keuchte Andrej.

Die Augen geschlossen und die Zähne zusammengebissen, hielt sich Gabriela starr am Bücherregal fest. Tränen liefen über ihre Wangen. »Leutnant Androfski. Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt. Ich bin keine Jungfrau mehr. Mein Vater hat mir ziemlich viel Geld hinterlassen. Was wollen Sie noch von mir wissen?«

Andrejs Hand irrte hilflos über den Tisch. Schließlich schlug er mit der Faust auf. »Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?«

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist, und es ist mir auch völlig gleichgültig. Sie sehen ja, daß ich mich Ihnen zu Füßen werfe. Bitte, schicken Sie mich nicht fort.«

Sie wandte sich um und brach in ein haltloses Schluchzen aus.

Da spürte sie plötzlich seine Hand auf ihrer Schulter. Eine sanfte Hand. »Gabriela . . . Gabriela . . .«

Von dem Augenblick, da sie seiner großen und wunderbaren Macht unterlag, verlor alles, was ihr bisher wichtig erschienen war, seine Bedeutung.

Gabriela wußte mit nachtwandlerischer Sicherheit, daß es einen Mann wie Andrej Androfski noch niemals gegeben hatte und auch niemals mehr geben würde. Alle Schranken, die Gesellschaft, Religion, Philosophie und Wirtschaft zwischen Menschen ihrer verschiedenartigen Herkunft aufgerichtet hatten, hörten für sie zu existieren auf. Gabriela war eine selbstsüchtige Frau gewesen. Plötzlich entdeckte sie eine solche Kraft der Hingabe in sich, wie sie es nie vermutet hätte.

Für sie war Andrej wie der David der Bibel. Er vereinte in sich all die Stärke und all die Schwäche, die es in einem Mann geben konnte. Er besaß die Kraft, jemanden in einem Zornausbruch zu töten. Und doch hatte noch nie ein Mann sie mit solch empfindsamer Zartheit berührt.

Er war ein Riese, der für ein einziges Ideal lebte. Und war doch zugleich ein hilfloser kleiner Junge, den eine offenkundige Lappalie in Verwirrung oder Zorn bringen konnte.

Seinen Freunden erschien er als Sinnbild der Kraft. Wenn ihm aber Widrigkeiten über den Kopf wuchsen, konnte er sich sinnlos betrinken.

Mit ihm erlebte sie Augenblicke leidenschaftlich mitreißender Gefühle, Augenblicke heftigeren Schmerzes und tieferer Kränkung, als sie sie je nach dem Tod ihres Vaters empfunden hatte. Und zugleich erlebte man mit ihm, daß sich die höchsten Erwartungen in erregendster Lust der Sinne erfüllten.

Für ihre Freunde war ihr Entschluß, die Geliebte eines mittellosen Juden zu werden, schlimmer als ein Unglück. Doch Gabriela erschien bedeutungslos, was sie für ihn aufgab, und kein Opfer war ihr zu groß, weil sie in ihm einen Mann lieben konnte, der sie glücklicher machte, als sie es je in ihrem Leben gewesen war.

Schritt für Schritt entfernte sie sich von ihrem bisherigen Alltag. Gabriela fand sich damit ab, daß ihre Beziehungen zu Andrej niemals zu einer Ehe führen konnten, und sie begriff auch, daß sie es niemals würde wagen dürfen, ihm in seine Aufgabe dreinzureden. Sie wußte, daß sie ihn nie zu ihren eigenen Anschauungen bekehren würde. Andrej war eben Andrej: Sie mußte ihn nehmen, wie er war.

Aber auch Andrej hatte in Gabriela endlich eine Frau gefunden, die ihm in Zorn, Leidenschaft und Empörung gewachsen war. Wie oft hatte

sie Anwandlungen jenes trotzigen Stolzes, der sich erst dann legte, wenn Andrej demütig und verlegen vor ihr eine Entschuldigung stammelte. Wenn er eines seiner Trinkgelage gefeiert hatte und sie darüber verärgert war, saß er nachher ruhig da und ließ ihren Zorn wortlos über sich ergehen. Er wußte instinktiv, wann er in einem Streit nachzugeben hatte. Sein Lohn dafür waren Augenblicke bisher nie gekannter Harmonie, Augenblicke, die ihn erkennen ließen, daß sie seine Verzweiflung über Fehlschläge in seiner Arbeit verstand. Bei solchen Gelegenheiten kam sie ihm mit ihrem Mitgefühl so nahe, wie ihm noch nie ein Mensch nahegekommen war.

Er wußte, daß er sich ein widerspenstiges Geschöpf gezähmt hatte, in dem noch immer ein rebellischer Zug bewahrt geblieben war. Gabriela forderte ihre religiöse Selbständigkeit. Und er bestand darauf, daß sie sich nicht völlig von allem zurückzog, was ihr bisheriges Leben erfüllt hatte, und viele ihrer Freunde wurden zu den seinen.

Und schließlich entdeckten sie, daß sie ebenso vieles gemeinsam hatten, wie sie einst Trennendes zu haben schienen. Sie fanden sich in ihrer Liebe zur Musik, zu Büchern und zum Theater. Hin und wieder räumte Andrej sogar ein, daß er gern mit ihr tanzte.

Gabriela drängte sich nicht dazu, in den Kreis seiner Freunde aufgenommen zu werden. Doch als sie einen Teil seiner fremden Welt betrat, entdeckte sie, daß jene, die ihm am nächsten standen, sie aufrichtig liebgewannen.

Seine Reisen durch Polen und seine Urlaube von der Armee brachten ihm immer wieder Tage und Nächte einer Liębe, die nicht verblaßte und auch nichts an Innigkeit verlor.

Erst zwei Jahre ist es her, dachte Gabriela. Zwei Jahre erst, seitdem ich meinem Andrej begegnet bin. Sie sah von der Brücke zu, wie der letzte Vorstadtzug nach Praga abfuhr. Dann wandte sie sich wieder nordwärts und setzte ihre Suche nach Andrej und Christopher de Monti fort.

VII

Fukiers Weinkeller in der Altstadt war ein Gemisch von Lärm, Rauch und Gerüchen. Aus den riesigen Fässern sickerten uralte Weine, deren Düfte sich mit denen der Biere und verschiedenen Käsesorten zu einem Aroma von spezifischer Würzigkeit vermengten. Die zahllosen Flaschen, mit denen die Wände verstellt waren, vermochten die Stimmen randalierender Bohemiens kaum zu dämpfen, und zusätzlich zu all dem Lärm bahnten sich noch drei Zigeunermusikanten, unaufhörlich auf ihren Instrumenten spielend, ihren Weg von Tisch zu Tisch.

Am Tisch von Andrej und Christopher hielten die Zigeuner an, fest entschlossen, ihnen aufzuspielen. Andrej leerte seinen Becher, rülpste und warf eine Münze auf den Tisch. Der Geiger schnappte sie und gab dem Ziehharmonikaspieler und der ungewaschenen, tamburinrasselnden Sängerin das Taktzeichen.

»Allmächtiger«, murmelte Christopher de Monti. »Sogar die Zigeuner spielen schon Chopin.«

»Chopin ist ein Nationalheld. Chopin macht uns Mut!«

»Ach, Scheiße! Er war ein schwindsüchtiger Zwerg, verbandelt mit einer zigarrenrauchenden französischen Hure, die sich am polnischen Elend berauscht hat.«

Die Kellnerin kämpfte sich zu ihnen durch, setzte unwirsch zwei Teller auf den Tisch, einen Laib Schwarzbrot, einen kleinen Schinken und noch mehr Wodka.

Andrej stürzte ein volles Wasserglas Wodka herunter und wischte sich den Mund mit dem Ärmel seiner Jacke ab.

»Bleiben wir beim Thema«, sagte er. »Also, die Deutschen greifen an. Wir machen natürlich einen Gegenangriff. Meine Stute Batory und ich, wir werden die ersten in Berlin sein.«

Christopher schwankte und faßte den Schinken ins Auge. Er hob die Gabel, zielte genau und stach tief in das saftige Fleisch. »Das ist Polen«, verkündete er. Er nahm das Messer und schnitt den Schinken mitten durch. »Eine Scheibe kriegt Deutschland. Die andere kriegt Rußland. Und weg ist Polen. Alles weg. Andrej, sag den verdammten Zigeunern, sie sollen sich wegscheren. Na, und was wird geschehen? Eure verdammten Dichter werden müde Sonette über die guten alten Zeiten schreiben, in denen die Adeligen noch die Bauern in den Hintern treten konnten, bis der Saft rausspritzte, und in denen die Bauern dann dasselbe mit den Juden taten. Und dann? Irgendein Halbidiot von Klavierspieler wird für die Polen Wohltätigkeitskonzerte in Chikago veranstalten. Lauter Chopin-Konzerte. Und in hundert Jahren werden plötzlich alle sagen, lieber Gott, flicken wir bloß dieses Polen wieder zusammen, der Chopin hängt uns schon zum Hals heraus. Und in hundertzwei Jahren fangen die Russen und die Deutschen wieder von vorn an.«

Andrej rülpste wieder. Christopher wollte seine Rede fortsetzen, aber immer, wenn er versuchte, auf das russische Polen zu zeigen, rutschte ihm der Ellbogen vom Tisch. Die Fiedel schluchzte. Und wenn bei Fukier eine Zigeunerfiedel schluchzte, dann mußten auch die Männer schluchzen. »Chris, mein lieber Freund«, greinte Andrej, »nimm dem Dreckskerl von einem Bronski doch meine Schwester weg.«

Christopher ließ den Kopf hängen. »Reden Sie in einer Bar nicht von Damen, bester Herr. Das ist verdammt ordinär.«

Andrejs Hand fiel wohlwollend auf seine Schulter. »Verdammt ordinär«, stimmte er ihm zu.

Andrej leerte seinen Becher und füllte ihn wieder. »Hitler blufft bloß.«

»Von wegen!«

»Er hat Angst vor unserem Gegenangriff.«

»Gegenangriff im Arsch.« Christopher hieb mit der Faust auf den Tisch. Er fegte ihn rein, indem er einfach Flaschen, Teller und Gläser in eine Ecke schob. »Dieser Tisch hier ist Polen.«

»Ich dachte, der Schinken ist Polen.«

»Der Schinken ist Polen A. Das hier ist Polen B. Siehst du den Tisch, Dummkopf? Schau, wie tadellos flach er ist. Ideal für Panzer. Die Deutschen haben welche. Große, kleine, schnelle, schwere, alle Sorten. Ausprobiert und getestet in Spanien. Wenn euer Generalstab nur ein bißchen Verstand hätte, würde er jetzt die Truppen zurücknehmen.«

»Die Truppen zurücknehmen?« echote der Ulanenoffizier entsetzt.

»Allerdings, die Truppen zurücknehmen! Brecht dem ersten deutschen Vorstoß an der Warthe die Spitze. Dann werft alles, was ihr habt, hinter die Weichsel und haltet die Front.«

»Hinter die Weichsel? Du wagst uns zuzumuten, daß wir unseren Teil Schlesiens und Warschau aufgeben?«

»Was denn sonst? Sie nehmen's sowieso. Mit und ohne Chopin. Wenn ihr an der Weichsel drei bis vier Monate lang die Front halten könnt, müssen die Engländer und Franzosen irgendwas an der deutschen Westfront unternehmen.«

»Ach, der große Stratege de Monti – der große Stratege!«

»Nur gesunder Menschenverstand und Wodka.«

Gabriela überquerte den gepflasterten Platz von Stary Miasto, der Altstadt. Auf allen vier Seiten standen tadellos erhaltene fünfstöckige, mittelalterliche Häuser, die den Stolz von Warschau bildeten. In verbürgt echtem Rahmen wurden hier die historischen Mahnmale polnischen Ruhms dargeboten. In einem Museum gebührend geehrt war Madame Curie, und kleine Läden, die geschliffenes Glas und Erzeugnisse des heimatlichen Kunstgewerbes verkauften, machten den Platz ebenso zu einer gezielten Touristenfalle wie zu einem Kernpunkt des polnischen Nationalgefühls.

Vom entgegengesetzten Ende des Platzes konnte Gabriela den Lärm aus Fukiers Weinkeller hören. Sie trat ein und sah sich um.

Da waren sie, Christopher und Andrej, Ellbogen auf dem Tisch, die Hände beim indischen Ringkampf ineinander verschränkt, um sie geschart eine Menge von Menschen, die Wetten abschlossen und die beiden anfeuerten. Christopher de Monti war stärker als er aussah – ein Überrest aus den Tagen, da er noch regelmäßig Sport betrieben hatte. Jetzt drückte er Andrejs Handgelenk langsam herunter. Andrej fühlte sich gedemütigt, wie ein Ulanenoffizier es sein mußte, der sich mit einem gewöhnlichen Sterblichen in einen solchen Wettkampf eingelassen hatte. Als Christopher seine ganze Kraft in seine Hand strömen ließ und sie nach unten preßte, stieg aus der Menge ein Geheul auf, während sich die Wetten rasch zu seinen Gunsten verschoben. Andrejs Gesicht wurde zuerst rot, dann purpurn vor Anspannung, und die Halsadern begannen ihm herauszutreten.

Beider Handgelenke zitterten.

Doch plötzlich ließen die unzähligen Gläser Wodka Christopher ihre Wirkung spüren. Die letzte entscheidende Anstrengung gelang ihm nicht mehr. Andrej, die Schwäche seines Gegners spürend, setzte die Reservekräfte des aktiven Athleten ein, und Christopher machte schlapp.

In atemlosen Schweigen sah die Menge zu, wie es Andrej gelang, der Niederlage zu entgehen. In Schweiß gebadet, versuchte Christopher das unausweichliche Ende hinauszuschieben. Doch dann sackte er zusammen. Den letzten Stoß gab ihm Andrej mit solcher Kraft und Schnelligkeit, daß Christopher aus seinem Stuhl kippte und der Länge nach unter die Zuschauer fiel.

Schwankend stand der Ulanenoffizier auf und hob beide Arme hoch, um seine wohlverdiente Huldigung entgegenzunehmen. Dann beugte er

sich nieder und half seinem Opfer auf die Füße. In seinem Kampfgeist ungebrochen, ließ Christopher seine Hand vorschnellen, schnappte Andrej beim Absatz seines blanken Stiefels und riß ihn krachend zu Boden. Beide lagen auf dem Rücken und krümmten sich vor Lachen.

»Was zum Teufel macht ihr denn da unten?« fragte Gabriela.

»Na, was glaubst du wohl?« grinste Andrej. »Ich versuche, diesen besoffenen Hund hier nach Hause zu schaffen.«

»Hier stinkt's aber«, sagte Andrej.

»Ich hab dir doch gesagt, es ist frisch gemalt. Sei vorsichtig und rühr nichts an. Es ist noch feucht.«

Andrej warf den besinnungslosen de Monti auf Gabrielas Sofa. Der fiel mit einem Plumps hin, die Beine quer gespreizt.

»Sei nicht so grob«, wies sie ihn zurecht. Sie kniete nieder und schnürte Christophers Schuhe auf. »Nimm ihm die Jacke und Krawatte ab. Er ist so betrunken, daß er am Ende noch erstickt.«

Während ihn Andrej aus seinen Kleidern schälte, phantasierte Christopher von flachen Tischen und polnischen Schinken. Gabriela legte ihm ein Kissen unter den Kopf und dämpfte das Licht.

Andrej beugte sich über ihn. »Armer Christopher. Hast du bemerkt, Gaby, wie er und Debora sich Blicke zuwarfen? Sie werden noch beide an gebrochenem Herzen sterben. Armer Chris.«

»Geh hinüber«, befahl Gabriela.

Andrej stolperte ins Schlafzimmer, sank auf die Bettkante und schlug die Hände vors Gesicht.

»Ich bin wirklich viel zu jähzornig«, murmelte er. Dann begann er sich eine Strafpredigt zu halten, deren eintönigen Monolog aber niemand außer ihm selbst hörte. Gabriela trat ein und brachte ihm einen großen Becher dampfenden schwarzen Kaffees.

Andrej ließ beschämt den Kopf hängen. »Ich bin ein elender Kerl«, sagte er.

»Ach, halt den Mund und trink lieber!«

Er warf Gabriela einen schuldbewußten Blick zu. »Gaby . . . Baby . . . Bitte schimpf nicht mit mir. Bitte, Baby.«

Sie nahm ihm die Mütze ab, knöpfte seine Litewka auf und zog ihm die Stiefel aus. Andrej war in jenem Stadium der Trunkenheit, in dem das Reden zwar mühsam und schwer wird, die Gedanken indessen von leuchtender Klarheit sind. Der Kaffee gab ihm neuen Auftrieb. Er sah zu seiner kleinen Gabriela auf. Sie war so bezaubernd.

»Ich weiß nicht, weshalb du dich mit mir abgibst«, sagte er.

Sie kniete vor ihm und sah zu ihm auf. Selbst in seinem augenblicklichen Zustand ließ er seine Hände mit erstaunlicher Zartheit über ihr Haar gleiten.

»Fühlst du dich wieder halbwegs in Ordnung, Liebster?« fragte sie. »Können wir reden.«

»Ja.«

»Wenn du in den letzten zwei Jahren weggefahren bist, eine Woche nach Krakau, eine Woche nach Bialystok, ein oder zwei Wochen ins Manöver, war es für mich nie so schlimm, weil ich mit vollem Bewußtsein immer für den Augenblick leben konnte, daß du die Treppe heraufgestürmt kom-

men und in meine Arme stürzen würdest. Aber seitdem du nun ständig im Dienst bist, warst du jetzt fast zwei volle Monate weg. Das hat mich fast umgeworfen, Andrej. Bei uns auf der Botschaft wissen wir, wie schlimm die Dinge wirklich stehen. Andrej . . . bitte heirate mich.«

Er bemühte sich, auf die Beine zu kommen, indem er sich an einem der vier hohen Bettpfosten festhielt. »Vielleicht wirst du mich ebenso hassen, wie du Paul Bronski haßt, weil er seinen Glauben aufgegeben hat . . . Aber du bist mir wichtiger als meine katholische Erziehung, für dich bin ich bereit, alles aufzugeben; für dich werde ich am Sabbat Kerzen anzünden, denn ich will dir alles sein —«

»Nein, Gaby . . . nein! Nein . . ., das würde ich nie von dir verlangen!«

»Ich weiß, wieviel die meisten Frauen für dich übrighaben. Ich brauche doch nur zu beobachten, wie sie dich alle anschauen. Wenn du einmal auf mich böse wärst und ein paar Nächte wegbliebst — ich schwöre dir, ich würde dich nie ausfragen oder dir eine Szene machen.«

»Aber jetzt machst du mir eine Szene. Und du würdest auch Szenen machen, wenn wir verheiratet wären. Vielleicht würde ich dich gar nicht lieben, wenn du mir keine Szenen machtest . . . Liebes, ich . . .«

»Was, Andrej?«

»Ich hab es dir noch nie gesagt, aber es wäre das Schönste in meinem Leben, dich zur Frau zu haben. Es ist nur — ich . . . ich sage es mir hundertmal am Tag, daß das leider nicht möglich ist. Weil es nicht möglich sein kann. Denn Chris hat recht: Polen wird erobert werden. Gott weiß, was die Deutschen dann mit uns tun werden. Das einzige, was du jetzt aber gewiß nicht brauchen kannst, ist ein jüdischer Ehemann.«

Andrejs Worte und ihr Sinn waren unmißverständlich. »Ich verstehe«, sagte sie bedrückt.

»Gott verdamm's, Gott verdamm das ganze Elend!« Andrej hatte plötzlich jenen verlorenen Blick, der Gabriela vergessen ließ, daß sie eigene Wünsche hatte, denn sie fühlte, daß er ratlos und in Sorge war und sie brauchte.

»Was hat Paul Bronski denn heute abend zu dir gesagt, daß du in so schlechter Laune bist?« fragte sie.

»So ein Dreckskerl!«

»Was hat er denn gesagt, daß du dich so verletzt fühlst?«

Andrej tat einen tiefen Atemzug und wankte ans Fenster. Dort blieb er stehen und starrte in die Dunkelheit. »Er hat gesagt, daß ich nur die Maske eines Zionisten trage, daß ich nur so tue, als ob ich einer wäre — und er hat leider recht.«

»Wie kannst du das sagen?«

»Nein, er hat recht.«

Er versuchte, Klarheit in seine wirren Gedanken zu bringen. Er sah Gabriela nur wie durch einen Nebelschleier. Sie schien ihm fern, seiner Sicht entrückt. »Du bist nie in der Stawkistraße gewesen, in der die armen Juden wohnen. Ich sehe die Abfälle in den Gassen vor mir, ich kann sie fast riechen, ich höre die eisengeräderten Karren der Fuhrleute über das Kopfsteinpflaster rollen. Der Gestank und die Erniedrigung haben Paul Bronski von dort vertrieben. Kann man ihm daraus wirklich einen Vorwurf machen?«

Gabriela hörte ihm schaudernd zu, während ihm diese durch den Alkohol gelöste Suada entströmte. Seitdem sie Andrej kannte, hatte er noch niemals auch nur mit einem Wort seine Jugend erwähnt.

»Wie alle Juden waren auch wir Opfer von geschäftlichen Boykotten und blutigen Überfällen durch genau die gleichen Studenten, zu deren Anführern Paul Bronski jetzt geworden ist. Mein Vater . . . hast du jemals ein Bild von ihm gesehen?«

»Ja.«

»Einer von diesen frommen alten bärtigen Juden, die keiner versteht . . . er hat mit Hühnern gehandelt. Mein Vater war nie zornig, nicht einmal, als sie unsere Fenster mit Steinen zertrümmert hatten. Er sagte immer, ‚das Böse zerstört sich selbst'. Du kennst den Krasinskipark nicht – Mädchen aus besseren polnischen Familien gehen dort nicht hin. Er liegt am nördlichen Ende der Stadt, und die armen Leute gehen samstags hinein, um die Bäume anzuschauen, hartgekochte Eier mit Zwiebeln zu essen und zu furzen, während ihre Kinder in die Fischteiche fallen. Als Junge mußte ich für meinen Vater oft Hühner ins *Bristol* und *Europa* austragen. Der kürzeste Weg war quer durch den Krasinskipark. Dort lungerten ganze Banden von Gojim herum und lauerten uns kleinen Judenjungen auf. Jedesmal, wenn sie mich verprügelt und mir die Hühner gestohlen hatten, gab es bei uns eine Woche lang nur Kartoffeln zu essen. Ich fragte immer meinen Vater: ‚Papa, wie lange dauert es denn noch, bis sich das Böse selbst zerstört?' Und er antwortete immer nur: ‚Lauf davon vor den Gojim, lauf davon vor den Gojim.'

Einmal trug ich wieder meine Hühner aus. Mit mir war ein Schulkamerad vom Cheder – das ist unsere jüdische Gemeindeschule. Komisch, ich kann mich nicht einmal mehr an seinen Namen erinnern. Aber sein Gesicht sehe ich genau vor mir. Er war ein magerer, kleiner Kerl – nur halb so groß wie ich. Wir gingen über den Krasinskiplatz, und die Gojim fingen uns ab, genau vor ihrer gottverdammten Kathedrale. Ich fing zu laufen an. Aber dieser kleine Kerl – wenn ich mich nur an seinen Namen erinnern könnte – packte mich am Arm und zwang mich, die Hühner hinter uns auf den Boden zu setzen.

Es machte Spaß, nicht davonzulaufen. Als der erste auf mich zukam, hieb ich ihm eine rein. Ich konnte zwar die meisten Jungens aus meiner Nachbarschaft verprügeln, aber einen Goj zu hauen – daran hatte ich nie gedacht. Er ging zu Boden – dann sprang er wütend auf, seine Nase blutete. Ich schlug wieder zu, er fiel nochmals und lag nur noch da und stöhnte. Ich drehte mich um und sah die anderen an. Sie wichen zurück. Da ging ich immer weiter vorwärts, lief auf sie zu, und da rannten sie davon! Ich fing noch einen von ihnen und prügelte ihn windelweich. Ich! Andrej Androfski aus der Stawkistraße hatte zwei Gojim verprügelt!« Aus dem Höhenflug der Erinnerung an jenen Triumph fiel Andrej wieder in seine Trunkenheit zurück. »Verstehst du, weshalb ich ein Poseur bin, ein Mensch, der sich als Zionist nur maskiert hat, Gaby? Ich hasse dieses idiotische Bauerngut der Zionisten. Ich will mein Leben nicht in kleinen kahlen Zimmern über Gewerkschaftssälen verbringen. Bronski weiß das – er weiß, daß ich mich in keinen dieser verdammten Sümpfe in Palästina setzen werde.«

»Aber warum dann, Andrej, warum?«

»Weil ich bei den Batyranern ein, zwei Dutzend Freunde habe, die zu mir gehören. Solange wir zusammenhalten, kann uns keiner Hühner stehlen. Alles, was ich will, Gaby, ist nur das eine – leben können, ohne davonlaufen zu müssen.«

Ausgelaugt und erschöpft ließ sich Andrej langsam auf das Bett zurücksinken. »Ich habe sie gezwungen, mich zum Ulanenoffizier zu machen. Ich, Andrej Androfski, ein führender Zionist, habe sie gezwungen, mich zum Ulanenoffizier zu machen. Aber ich kann ihre Blicke in meinem Rücken spüren. Ein Jude, sagen sie, wenn sie untereinander sind. Ein Jude. Aber ins Gesicht sagen sie mir das nicht.«

»Ruhig, mein Liebling. Jetzt schlägst du dich ja mit niemandem!«

»Ich bin so müde, Gaby. Müde, immer um und für alles kämpfen zu müssen. Ich bin's so müde, der große Andrej Androfski zu sein.«

»Schon gut, Liebster. Ruh dich jetzt aus.«

Sie löschte die Lichter, legte sich zärtlich neben ihn und besänftigte ihn so lange, bis er in einen unruhigen Schlaf verfiel.

Was ist die beste S'chora?
Mein Kindchen lernt die Tora,
Sforim schreibt der Knabe mein,
Ein frommer Jude wird er sein.

Es war Mamas Lied. Mamas Wiegenlied. Blinzelnd schlug Andrej die Augen auf. Seine Finger griffen ins Kissen. In seinem Mund war ein schlechter Geschmack.

Was ist die beste S'chora?
Mein Kindchen lernt die Tora . . .

Andrej fuhr auf, schüttelte seinen Lockenkopf. Im gleichen Augenblick erwachte auch Gabriela, aber sie blieb still liegen und beobachtete ihn, wie er die Beine zu Boden schwang, sich in seine Litewka zwängte, durch die Glastür auf den Balkon trat und dort stehenblieb. Zu seinen Füßen lag Warschau in ruhigem Schlummer. Er summte:

Sforim schreibt der Knabe mein,
Ein frommer Jude wird er sein.

»Papa«, wisperte Andrej, »Papa!«

Vor ihm stand Israel Androfski. Der schwarze Mantel fleckig und fadenscheinig. Der schwarz-silbrige Bart ungepflegt. Die Augen von der Mühsal und den Plagen des schweren Lebens, die sein Antlitz und seine Haltung gezeichnet hatten, halb geschlossen.

Andrej vermeinte fast körperlich die Armut der Stawkistraße zu riechen.

»Im Cheder wirst du lernen, in der Tora, im Talmud und im Midrasch Trost zu finden. Ab morgen wirst du zur Schule gehen und beginnen, im nimmer endenden Meer des Talmuds zu schwimmen und die Weisheiten in dich aufzunehmen, die dir Kraft und Verstand geben werden, dein ganzes Leben gut und fromm zu sein.«

Vor Aufregung hatte der kleine Andrej die jiddischen Worte des Vaters wiederholt; er konnte es kaum erwarten, in eine der sechshundert jüdischen Schulen Warschaus zu kommen.

In einem schäbigen Zimmer vor einer Handvoll fröstelnder Schüler stand Rabbi Gewirtz und versuchte zuerst, seine Hände an dem ungeheizten Ofen zu wärmen.

»Versteht ihr, Kinder, seit der Zerstörung des Zweiten Tempels und der großen Austreibung vor fast zweitausend Jahren leben wir Juden in der Diaspora.

. . . In der Krim nahmen die Chasaren, ein kriegerisches Volk, während der byzantinischen Zeit das Judentum an, aber im zehnten Jahrhundert wurden die Chasaren besiegt, von den Russen vertrieben, nicht anders als die Juden aus dem Heiligen Land, und genauso in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Man hat nie wieder von ihnen gehört; das russische Reich aber wurde unter der griechisch-orthodoxen Kirche gefestigt.

Seit ihrer Austreibung waren die Juden in allen Ländern Opfer von Mißhandlungen; es gab Blutbäder und Landesverweisungen. Höher als je zuvor stieg das Fieber der Judenverfolgungen während der spanischen Inquisition; damals waren Folterungen und bestialische Grausamkeit ebenso gebräuchlich wie das tägliche Gebet. Im frühen, finsteren Mittelalter schob man den Juden die Schuld an der Pest in die Schuhe; man verdächtigte sie der schwarzen Magie und des Ritualmords.

Und dann kamen die Kreuzfahrer; unter der Fahne der heiligen Läuterung und im Namen Gottes waren sie ausgezogen, um alle Juden Europas umzubringen. Die Gemetzel waren so blutig, daß die Juden aus dem Schlachthof Böhmen in das neugegründete Königreich Polen flohen.

Hier hieß man die Juden willkommen, und mit dem Beginn des Landes Polen war dies zugleich auch ein echter Neubeginn für sie. Man brauchte die Juden, denn zwischen dem Landadel und den Bauern gab es keinen Mittelstand. Sie aber brachten ihre Kunstfertigkeit und ihr handwerkliches Können, ihre Berufe in Handel und Gewerbe und ihre kaufmännischen Fähigkeiten mit.«

»Und wie war es heute im Cheder, Andrej?«

»Die Jungen necken mich. Sie sagen, Andrej Androfski ist kein jüdischer Name.«

»Soso! Na, dann laß dir sagen, es ist ein sehr jüdischer Name. Er geht bis zum Ursprung unserer Familie zurück. Unsere Familie war in Frankreich schon seit langem ansässig, ehe sie während der Kreuzzüge nach Polen ausgewandert ist.«

»Papa, warum redet ihr, du und auch Rabbi Gewirtz, immer so viel über die Vergangenheit? Ich will wissen, was heute geschieht. Weshalb verbringen wir soviel Zeit mit Geschichte?«

»Weshalb?« Israel Androfski wies mit dem Finger zum Himmel und zitierte ein altes hebräisches Wort. »Du mußt wissen, woher du kommst. Ehe du weißt, wer du bist und wohin du gehst, wisse, woher du kommst!«

Und so erfuhr Andrej, daß eine Reihe polnischer Könige den Juden bald nach deren Ankunft aus Böhmen mit Schrift und Siegel Glaubensfreiheit und Schutz zugesichert hatte.

Doch dieser Zustand der Sicherheit währte nicht lang, und bald nach ihrer Niederlassung in Polen hatte eine niedrige und schmutzige Unterdrückung der Juden eingesetzt, die in fast tausend Jahren niemals zum Stillstand kam; zu manchen Zeiten war sie mehr, zu anderen weniger heftig. Ihren Anfang hatte sie genommen, als die römische Kirche an Macht gewann und ihre Stellung als Staatsreligion festigte. Das Signal zu den antijüdischen Ausschreitungen war von den Jesuiten in Posen und Krakau gekommen, die stets neue Lügen über Ritualmorde in die Welt gesetzt und genährt hatten. Den Jesuiten halfen die eingewanderten Deutschen, die mit den Juden in wirtschaftlichem Konkurrenzkampf standen. Mit Hilfe der Kirche gelang es ihnen, eine besondere Besteuerung der Juden und ihren Ausschluß aus Handwerk und Gewerbe durchzusetzen. Die feudalen Grundbesitzer ihrerseits verhinderten, daß Juden Land erwerben oder bebauen durften.

So erwarb sich Polen die Ehre, eines der ersten Ghettos der Welt geschaffen zu haben. Abgesondert von ihren Mitbürgern, waren die Juden seither ummauert und eingeschlossen.

Doch indem man sie daran hinderte, am Leben des Volkes und seiner sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung teilzuhaben, zwang man sie gleichzeitig dazu, eine besondere Bevölkerungsschicht zu werden. Beschränkt in ihren Möglichkeiten des Broterwerbs, knüpften die Juden in ihren Ghettos an ihre lange Tradition der Selbstregierung, des Selbstschutzes und der Selbsthilfe an. Ausweglos aufeinander angewiesen, ohne die Freiheit der Wahl von Freunden, Nachbarn und Wohnsitz, widmeten sie sich desto eifriger dem Studium der heiligen Schriften, um aus ihnen die Antwort auf ihre mehrtausendjährigen Probleme zu finden.

»Wir sind wie ein Vogel«, sagte Rabbi Gewirtz. »Wir sind weit weg von der Heimat und können nicht so weit fliegen; darum kreisen wir und kreisen und kreisen. Dann und wann lassen wir uns auf dem Zweig eines Baumes zur Ruhe nieder, aber noch ehe wir unser Nest bauen können, werden wir schon wieder verjagt und müssen weiterfliegen – ziellos, immer im Kreis herum . . . «

Das Judentum Polens empfand Bitterkeit gegenüber seinem Aufnahmeland. Denn die Polen bedienten sich genau *der* Unterscheidung, die niemand anderer als sie selbst den Juden aufgezwungen hatten, um zu beweisen, daß die Juden nicht waren wie andere Menschen. Juden wurden nicht als Polen betrachtet. Sie sprachen Jiddisch, eine im deutschen Kulturboden wurzelnde Sprache, die sie aus Böhmen mitgebracht hatten. Sie schufen ihre eigene Kultur und Literatur, die mit der des Volkes, in dessen Mitte sie lebten, nichts gemeinsam hatte.

Im Jahr 1649 wurde das Judentum in Polen von der größten Katastrophe seit der Zerstörung des Ersten und des Zweiten Tempels betroffen. Mit Hilfe der Tataren hatten die Kosaken der Ukraine einen Aufstand gegen die feudalen Grundbesitzer Polens angezettelt. Im Anschluß an die wilden und blutrünstigen Kämpfe begannen die Kosaken in einem Amoklauf des Judenhasses sämtliche Juden in Polen, in der Ukraine und im Baltikum abzuschlachten. Ströme jüdischen Bluts, das von den raschgeschwungenen, pfeifenden Kosakensäbeln rann, waren das Ergebnis ihrer Besessenheit.

Ähnlich wie die arabische Welt nach dem Einfall der Mongolen, konnten sich auch die Juden in Polen niemals wieder von jenem Gemetzel der Kosaken erholen.

Gelähmt und betäubt von dem großen Progrom, folgte für sie eine Ära der Verzweiflung, während der sie in ihren heiligen Büchern nach einem Ausweg aus dieser langen, dunklen Nacht suchten.

Wie eine Lawine verbreiteten sich die Ideen der Kabbala unter ihnen. Die Kabbala, eine Theorie über eine geheime und verschlüsselte Bedeutung der Heiligen Schrift, wurde von Rabbinern gelehrt, die den Sohar und das Buch der Schöpfung zur Grundlage ihrer Studien genommen hatten und die sich Kabbalisten nannten. Unter Zugrundelegung des Zahlensystems der hebräischen Schrift und anderer Mystizismen forschten sie in der Bibel nach versteckten Sinngebungen, mit deren Hilfe sie das Leid des Alltags zu überwinden glaubten.

Parallel mit den Kabbalisten trat eine Reihe falscher Heilsprediger in Erscheinung. Es waren Männer, die sich jeweils als Messias ausgaben, der als gesalbter Führer die Juden ins Gelobte Land zurückbringen würde. Das ratlose, angstgeschüttelte Volk schlug Vernunft und Verstand in den Wind und lief den Scharlatanen in Scharen nach.

Der König der Schwindler war Sabbatai Zwi, ein türkischer Jude, der sich durch Entstellungen der Kabbala als Messias »auswies«. Überall wo Juden lebten, von Amsterdam bis Saloniki und von Kiew bis Paris, erörterten die Ältesten und Rabbiner die Gültigkeit seines Anspruchs. Aber es war die polnische Judenschaft, die sich als einzige in der wahnwitzigen und alle Logik außer acht lassenden Hoffnung erhob, er werde ihre Rückkehr in das Land der Verheißung anführen.

Die Enttäuschung war vernichtend. Sabbatai Zwi trat zum Islam über. Er wurde Mohammedaner, um so dem Grimm des türkischen Sultans zu entgehen.

Nachdem Sabbatai in Albanien gestorben war, entfachte der in Böhmen wirkende Rabbi Jakob Frank das Feuer von neuem, aber die Sekte der Frankisten erschöpfte sich in Orgien der Sinneslust und der Entwürdigung der heiligen Gesetze. Jakob Frank trat schließlich zum Katholizismus über.

Die falschen Erlöser stürzten zwar, doch die Juden Polens sanken immer tiefer in den Morast der Mutlosigkeit. Aus der Tiefe ihrer Verzweiflung tauchten die Chassidim auf. Israel Baal Schem Tow trat mit einem neuen Kult hervor; an ihm sollte sich die Phantasie der in ihren Ghettoverliesen versklavten Juden erneut entzünden. Durch Ekstase im Gebet überwanden die Chassidim die Qual und Trübsal der Wirklichkeit des Alltags und schoben sie dergestalt weit von sich. Chassadismus war Wildheit, Springen, Kreischen, Stöhnen. Es war Berauschtheit durch das Gebet!

»Papa! Ich will kein Schneider oder Geflügelhändler werden!« rief Andrej. »Ich will auch kein Chassid sein. Ich will so sein wie die anderen Menschen in Warschau!«

Israel Androfskis Gesicht wurde traurig. Er strich seinem Sohn über das dichte Lockenhaar. »Mein Junge wird kein Geflügelhändler sein. Du sollst ein großer Talmudgelehrter werden.«

»Nein, Papa, nein. Ich will nicht mehr in den Cheder gehen.«

Sein Vater hob die Hand im Zorn, aber er schlug nicht zu, denn Israel Androfski war von Natur aus ein sanftmütiger Mensch. Er blickte nur verwirrt und verwundert in die brennenden Augen seines Sohnes.

»Ich will Soldat werden – ein Soldat wie Berek Joselowicz«, flüsterte Andrej.

Das geteilte Polen, in ständigem Krieg mit Deutschland und Rußland, hatte im Lauf seiner langen, blutigen Geschichte oftmals aufgehört ein selbständiger Staat zu sein. Ende des achtzehnten Jahrhunderts erlebte es abermals einen seiner zahlreichen Aufstände, diesmal gegen den russischen Zaren im Osten und den König von Preußen im Westen. In ihrem verzweifelten Mangel an wehrfähigen Männern gestatteten die Polen dem Berek Joselowicz, einem Juden aus Wilna, und Josef Aronowicz, eine jüdische Brigade aufzustellen – radikal von ihren bisherigen Grundsätzen abgehend. Fünfhundert Juden zogen für die Verteidigung Warschaus ins Feld. Nur zwanzig von ihnen überlebten den Krieg. Nachdem das Beispiel einmal gegeben war, folgten die Juden bei den polnischen Rebellionen von 1830 bis 1863 gegen Rußland erneut dem Ruf zu den Waffen. Als Polen aber von Rußland verschlungen und der polnische Staat wieder einmal vom Erdboden verschwunden war, bildete der Zar ein riesiges Landghetto, das als Zone des jüdischen Wohngebietes bezeichnet wurde. Kein Jude durfte außerhalb dieser Zone leben oder herumreisen.

Im neunzehnten Jahrhundert wurde das die Juden umgebende Netz der wirtschaftlichen Erdrosselung, des Boykotts, der übermäßigen Besteuerung und bestialischen Pogrome stetig engmaschiger. Der Zar förderte den Mord an den Juden, und die russisch-orthodoxe Kirche verstand es, ihn geflissentlich zu übersehen. Die Juden wurden kollektiv in einen Zustand der Verelendung getrieben.

Zwar wurden auch ein paar klägliche Rufe nach Reformen laut, aber diese Stimmen waren wesentlich leiser als die Banden umherschweifender Judenmörder.

In der Zone wuchs eine neue Generation heran, die sich mit der jüdischen Pseudoexistenz der vergangenen dunklen Jahrhunderte nicht begnügen wollte. Diese neue Generation gab sich nicht mit der Kabbala oder den wilden Gebeten der Chassidim zufrieden und folgte auch keinem falschen Messias mehr. In ihren Augen hatten die alten Ideen versagt, und um 1850 fegten machtvolle neue Ideen durch die den Juden zugeteilte Siedlungszone. Junge Juden, die im Soldaten Berek Joselowicz ihr Ideal erblickten, bildeten Selbstschutzformationen, um das Ghetto im Fall eines neuerlichen Pogroms zu verteidigen.

Als nächstes entstand die Chowewej-Zion-Bewegung, die Zionsfreunde. Sie waren der erste praktische Schritt zur Errichtung jüdischer Siedlungen im Gelobten Land.

Angeführt von ihren Rabbinern, kämpften die orthodox-religiösen Gruppen gegen diese neuen Radikalen, die von der traditionellen Lebensform der jüdischen Religion abwichen. Aber der Steppenbrand griff um sich, und jeder neue Pogrom intensivierte nur den Wunsch nach Freiheit. Dichter, Träumer, erbitterte junge Menschen warfen die Fesseln der Vergangenheit ab.

Theodor Herzl endlich faßte die hundert verschiedenen Ideen von mehr als tausend Jahren zu einer Einheit zusammen. In einer schlichten Broschüre unter dem Titel »Der Judenstaat« verkündete er seine Überzeugung, daß die Juden so lange nicht gleichberechtigt sein würden, als sie nicht in ihrem uralten Heimatland ihr eigenes unabhängiges Staatswesen besäßen.

Die einen begrüßten in Herzl einen neuen Messias, andere verspotteten ihn als neuen Sabbatai Zwi. Aber für die Juden des beschränkten Wohngebiets in Polen war der Vater des modernen Zionismus Künder einer neuen Hoffnung geworden. Und als sich zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Europa neue Ausschreitungen gegen die Juden ereigneten, wurde das Verständnis für den Zionismus und die Dringlichkeit seiner Realisierung größer und stärker.

In diese Welt der Pogrome und flammenden neuen Ideen war Israel Androfski um die Jahrhundertwende hineingeboren worden. Der Erste Weltkrieg hatte Polen durch die Legionen Pilsudskis die Freiheit gebracht, sich wieder zum Staat auszurufen. Israel Androfski und die meisten Juden glaubten den Worten und Idealen Pilsudskis und hofften, daß jetzt, nach neunzehnhundert Jahren, endlich auch der Tag *ihrer* Emanzipation gekommen sei. Die Sozialisten und Idealisten riefen ganz Polen auf, sich unter Pilsudskis Fahne zu sammeln.

. . .Und dann ließ auch Marschall Pilsudski die Juden, Bauern und Arbeiter Polens im Stich, um sich, gestützt auf die uralte Macht von Landadel, Offizierscliquen und Kirche, zum Diktator zu machen.

Für die Juden war dies eine neue, niederschmetternde Enttäuschung. Wieder einmal türmten sich Ausschreitungen, ungerechte Besteuerung und Handelsbeschränkungen gegen sie auf.

»Andrej! Was ist? Du trägst Steine in der Tasche und prügelst dich mit den Gojim im Krasinskipark?«

»Papa, sie haben angefangen. Sie sind auf mich losgegangen, als wir die Ware abliefern wollten.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst weglaufen, wenn die Gojim dich angreifen wollen.«

»Ich will aber nicht davonlaufen.«

»Lieber Gott! Was hab ich getan, daß ich einen solchen Sohn haben muß? – Hör zu, was ich dir jetzt sage: Geh in die Synagoge und bete, dann wirst du ein guter Jude sein!«

Man akzeptierte Andrej außerhalb des Warschauer Judenviertels, weil er kräftig war und jeden besiegen konnte. Aber er wußte, daß er hinter seinem Rücken stets »der Jude« blieb. Der Jude, was immer er auch erreichen mochte. Diese Wand zwischen den Polen und ihm war unübersteigbar. Niemals würde er ganz ihresgleichen sein . . . Wonach ihn am meisten verlangte, das war ihm versagt.

»Ich habe beschlossen, Zionist zu werden, Papa.«

»Einer dieser Radikalen! Mein Sohn, mein Sohn. Sechs Monate warst du schon nicht in der Synagoge. Jetzt bist du zwanzig und hast noch immer nicht gelernt, daß man als Jude Geduld haben, beten und die Ausnahmestellung akzeptieren muß.«

»Damit werde ich mich niemals abfinden. Ach, Papa, im Talmud kann ich nicht finden, was ich brauche. Ich muß mir selbst meinen Weg suchen . . .«

»Andrej«, sagte Alexander Brandel. »Du mußt die Beförderung zum Offizier bei den Ulanen annehmen. Begreifst du denn nicht, was es für uns bedeutet, wenn einer von unseren Jungens, ein Zionist, Ulanenoffizier ist? Es ist noch nie vorgekommen. Und Gott geb's, daß du in die polnische Fußballmannschaft zur Berliner Olympiade kommst. Andrej . . . tu's für uns!«

»Wenn sie mich nur wirklich aufnehmen würden als . . . Und nicht nur als eine Art von Mißgeburt!«

»Ich weiß, Andrej, wie schwer es ist, diesen Kampf für uns zu kämpfen, aber du hast einen breiten, starken Rücken, und wir brauchen dich.«

»Wir sind wie ein Vogel, weit weg von der Heimat . . . wir kreisen ziellos, halten Ausschau nach einem Ort, an dem wir uns niederlassen und ein Nest bauen können. Aber sowie wir nur einen Ruf ausstoßen, werden wir verjagt und müssen wieder kreisen . . . «

Israel Androfski lag auf seinem Sterbebett und röchelte seinem verwaisten Sohn zu: »Und hast du deinen großen Kampf um Aufnahme gewonnen? Andrej . . . kehre zurück zu einem braven jüdischen Leben, ehe es zu spät ist.«

Was ist die beste S'chora?
Mein Kindchen lernt die Tora.
Sforim schreibt der Knabe mein,
Ein frommer Jude wird er sein.

Wisse, woher du kommst . . .

Die Morgendämmerung tauchte Warschau in ein häßliches graues Licht. Andrejs bleiern umhangene Augen blinzelten auf die schärfer werdenden Umrisse der Dächer. Er spürte, daß jemand hinter ihm stand.

»Es ist kalt hier auf dem Balkon. Komm lieber herein«, sagte Gabriela.

VIII

Tagebucheintragung

Wir stehen am Rand des Krieges.

Die polnische Delegation ist in Berlin eingetroffen, um in letzter Stunde Besprechungen zu führen, aber zu direkten Verhandlungen hat sie keine Vollmacht. Nach allgemeiner Ansicht will Hitler gar nicht wirklich verhandeln. Einstweilen setzt sein Pakt mit Rußland die Sowjetarmee außer Gefecht, und niemand gibt sich der Täuschung hin, daß Frankreich und England viel unternehmen werden, wenn uns Deutschland angreift.

Endlich ist es mir gelungen, Andrej zu erwischen. Anna Grünspan ist von Krakau herübergekommen; wir werden also am späten Vormittag eine Vorstandssitzung abhalten können.

ALEXANDER BRANDEL

In ganz Warschau läuteten die Glocken. Sie läuteten von den Türmen der großen und kleinen Kirchen und von der Kathedrale. Sie läuteten von St. Anton und St. Anna, von den Karmelitern und von Notre-Dame, von der Dominikaner- und der Franziskanerkirche, von St. Kasimir, von den Jesuiten und vom Heiligen Kreuz, wo Chopins Herz in einer kleinen schwarzen Schatulle in der Nähe des Altars aufbewahrt wird.

Warschau ist voller Kirchen, und alle ihre Glocken läuteten. Denn es war Sonntag.

Ein paar verstreute weiße Segel blähten sich auf der Weichsel, um die erste spätsommerliche Brise auszukosten, und am Weichselufer des Parks von Praga belagerten Schwimmer und Sonnenbadende das Ufer.

Die Poniatowskibrücke und die Kierbedziabrücke bogen sich unter dem dichten Verkehr, so viele Leute fuhren von und nach Praga, um ihre Verwandten zu besuchen.

Unter der Poniatowskibrücke lag das Stadtviertel Solec. Hier roch es nach frischem Pferdedung; denn hier in Solec wohnten die meisten Fuhrleute. Ihre Pferde hatten sie auf den Höfen neben ihren Häusern eingestellt.

Auf den gewundenen Treppenstufen unter der Brücke von Solec war die Polizei damit befaßt, die Erdolchung eines wohlbekannten Straßenmädchens zu untersuchen. Allerdings war augenblicklich nicht viel vom üblichen Betrieb der Schmuggler, Zuhälter, Dirnen und Taschendiebe, die dem Viertel Solec sein Gepräge gaben, zu merken, weil die meisten Huren und schweren Jungens in der Kirche waren.

Das ganze christliche Warschau, zwei Drittel seiner Einwohnerschaft, spazierte fromm in die Kirche und wieder heraus. Am Vortag war das übrige Drittel, das jüdische Warschau, fromm in die Synagoge gegangen und wieder herausspaziert.

Es war ein angenehmer Tag. Während sich Gabriela für die Messe zurechtmachte, konnte sie über ihren Balkon hinweg auf den Platz und die Aleja Ujazdowska hinuntersehen, dem Korso der vornehmen Welt. Die Herren trugen, der Mode entsprechend, schwarze Hüte, Spazierstöcke, gestreifte Hosen und Gamaschen; zwischendurch sah man schneidig wirkende Offiziere und elegante Damen mit Pariser Hüten und in Pariser Kleidern mit Pelzstolen.

Die Jerusalemallee und die breite Marschallkowska waren die Straßen der Neureichen. Dort stolzierten diese entlang.

Die jungen Liebespaare und Soldaten mit ihren Mädchen bummelten die Neue-Welt-Straße auf und ab, zumeist sehnsüchtig in die vergitterten Schaufenster blickend.

Die Besucher aus der Provinz überfluteten den Altstädter Ring, um das polnische Volkskolorit zu genießen.

Wer weder reich noch arm war, begab sich in den Sächsischen Garten.

Und da der nationalistische Marschall Pilsudski schon tot war, durfte die Menge auch dessen eigenen botanischen Garten im Lazienki, rings um sein Belvedere, betreten und bewundern.

In der Altstadt machten die Burschen Aufnahmen von ihren Mädchen gegen den Hintergrund der mittelalterlichen Wälle.

Die armen Leute aber gingen in den Krasinskipark, um sich die Bäume und das Gras zu besehen, harte Eier mit Zwiebeln zu essen und ihre Kinder aus dem Teich zu fischen.

Inmitten sprühender Fontänen und Paläste und Kirchenglocken ging ganz Warschau spazieren. Die kleinen Mädchen in ihren weißen Kniestrümpfen und Schleifen und Zöpfen hüpften vor ihren Eltern einher, die nach dem Besuch der Gotteshäuser in Sonntagslaune waren, und Knaben rannten hinter Mädchen her und zogen sie an den Zöpfen.

Auf den breiten Gehsteigen kreiste das Leben um die runden zementierten Litfaßsäulen, auf denen kulturelle Veranstaltungen, Nachrichten, Ausverkäufe und Filme mit Irene Dunne angezeigt waren.

Die Standbilder von Pilsudski hoch zu Roß, Stefan hoch zu Roß, Kasimir hoch zu Roß und Chopin zu Fuß waren über und über mit frischen Blumen geschmückt, wie es dem polnischen Brauch der Heldenverehrung entsprach.

Hoch über dem Pilsudskiplatz, Warschaus Paradezentrum für politische und militärische Aufmärsche, säumten elf schwere Säulen den Eingang zum Sächsischen Garten, und in ihrer Mitte brannte die Ewige Flamme zu Ehren des unbekannten Soldaten. Auch sein Denkmal war mit Schnittblumen geschmückt.

Nach der Messe, ihrem einstündigen Besuch bei Gott, gingen die Reichen ins mondäne Brühlhaus, aßen Eis und nippten Tee, und die Armen starrten sie von der Straße aus durch die hohen und fast bis zum Boden reichenden Fenster an. Die Reichen schien es nicht zu stören.

Doch nicht alles in Warschau benahm sich so gottesfürchtig.

Die Juden hatten ihren Sabbat am Vortag gefeiert, und während ihre christlichen Brüder ihre Sünden bereuten, umgingen manche Juden in aller Stille das Gesetz der Sonntagsruhe. Die jüdische Unterwelt, die in der Wolynskastraße beheimatet war, schmuggelte und stahl, die Textilwerkstätten in der Gensia trieben Tauschhandel mit Stoffen, und die Läden der Baumaterialhändler längs des Grzybowskiplatzes taten sich stets auf, wenn das richtige Klopfzeichen gegeben wurde.

In den gemischt christlichen und jüdischen Vierteln, in der vornehmen Siennastraße und der Zlotastraße, gaben jüdische Angehörige der freien Berufe, Ärzte, Anwälte und Geschäftsleute ihren Nachbarn zu verstehen, daß sie ebenso gute Polen wie diese waren, und gingen ebenfalls spazieren.

Und die Glocken läuteten.

Alles war so, wie es sich für einen Warschauer Sonntag gehörte. Das heißt, wenn man sich nicht zufällig in die Nähe eines der Ministerien begeben hatte, in denen trotz des heiligen Sonntags gearbeitet wurde und die Spannung aufs höchste gestiegen war, oder in die Hallen der Hotels *Polonia, Bristol* oder *Europa,* wo die Gerüchte einander jagten; oder wenn man sich nicht unter jenen befand, die vor dem Palast des Präsidenten standen und hinaufstarrten und auf die Nachricht von einem Wunder warteten, das nicht kommen wollte; oder auch, wenn man nicht zu Hause war und den Stimmen der Rundfunksender aus London, Berlin, Amerika oder Moskau lauschte.

Denn hinter der vorgetäuschten Sonntagsruhe schien jeder zu ahnen, daß Warschaus Glocken sehr bald schon Polen zu Grab läuten mochten.

Die Sitzung des Vorstands der Batyraner fand in der Wohnung von Generalsekretär Alexander Brandel statt. Sein Haus befand sich gegenüber der Großen Synagoge in der Tlomatskiestraße und in bequemer Nähe des Literatenklubs, dem Treffpunkt aller jener Journalisten, Schauspieler, Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen, die offen zugaben, Juden zu sein. Diejenigen jüdischen Journalisten, Schauspieler, Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen, die ihr Judentum nicht eingestehen wollten, trafen sich einige Straßen weiter in einem anderen Klub.

Zuerst wurde ein Dutzend laufender Angelegenheiten, die während Andrejs Abwesenheit liegengeblieben waren, erledigt; dann wandte sich die Diskussion der Frage zu, was man im Fall eines Krieges tun solle.

»Der Krieg wird uns schreckliche Zeiten bringen«, sagte Alexander. »Nach meiner Ansicht ist es keineswegs verfrüht, alles für einen Notstand vorzubereiten. Vielleicht sogar darüber nachzudenken, was wir tun werden, falls Gott behüte, die Deutschen kommen.«

Anna Grünspan, deren Aufgabe es war, die Verbindung mit den Gruppen in den übrigen Teilen des Landes aufrechtzuerhalten, erhob sich als erste. »Das allererste, was wir tun sollten, ist, unsere Reihen so fest zu schließen wie noch nie zuvor. Wir müssen für den Fall einer deutschen Besetzung ein System der Nachrichtenübermittlung zwischen allen unseren Ortsgruppen einrichten.«

Andrej hatte nachdenklich zum Fenster hinausgeblickt. Als Anna zu sprechen begann, drehte er sich um und sah sie an. Noch immer sehr attraktiv, fand er. Vor Gabriela war sie seine Freundin gewesen. Komisch, dachte er, sie sieht Gabriela ungeheuer ähnlich. Anna war fünfundzwanzig und ihre äußere Erscheinung war ausgesprochen christlich. Sie lebte in Krakau und entstammte einer gutbürgerlichen polnischen Familie. Die meisten Abkömmlinge von Mischehen verfielen entweder in das eine oder das andere Extrem: in fanatischen Haß gegen das Judentum oder leidenschaftliche Hingabe an alles Jüdische. Als Anna entdeckt hatte, daß ihr Vater Jude war, wurde sie zur rabiaten Zionistin. Doch gerade diese Besessenheit hatte bewirkt, daß Andrejs Gefühle für sie abgekühlt waren. Es gibt Zeiten, in denen eine Frau ein Frau zu sein hat, und der Zionismus soll dann machen, daß er weiterkommt. Aber beim Einschlafen und Aufwachen nichts anderes zu hören als Politik, das war zuviel. Dennoch hatte sich ihre Trennung in durchaus zivilisierter Form abgespielt.

Anna sprach zehn Minuten lang. Es gab keinerlei Meinungsverschiedenheiten über ihre Auffassung. Die Einigkeit auf immer und ewig war besiegelt.

Tolek Altermann war aufgestanden. Guter Gott, dachte Andrej, laß den Tolek nur nicht in Fahrt geraten. Aber Tolek war schon in Fahrt. Er zeichnete sich durch einen buschigen Haarschopf, eine Lederjacke und linksgerichtete Ansichten aus. Tolek war der Leiter des landwirtschaftlichen Musterguts in der Nähe von Warschau. Er war mit einer Gruppe der Poale Zion in Palästina gewesen und wie fast alle, die schon einmal dort gewesen waren, hatte es auch ihn anmaßend gemacht. »Wir, die wir selbst dort gewesen sind —« das war seine Lieblingsredewendung, die

er stets gebrauchte, wenn er seinen Argumenten Nachdruck verleihen wollte.

»Krieg oder kein Krieg«, verkündete Tolek laut, »wir sind miteinander vereint, weil wir alle an ganz bestimmte Grundsätze glauben.«

Jetzt, dachte Andrej, wird er uns fragen, was diese Grundsätze sind. »Und was sind diese Grundsätze?« fragte Tolek. »Es sind die Grundsätze des Zionismus. Polen und Rußland sind der Urquell des Zionismus, weil sich unser Volk nach Jahrhunderten der Verfolgung nach einem Heimatland sehnt.«

Ach, du lieber Himmel, Tolek – wir wissen doch, warum wir Zionisten sind.

»Wenn wir Zionisten bleiben wollen, müssen wir konsequent als Zionisten leben und handeln.«

Jetzt purzelt er wieder in eine seiner verrückten Logikfallen.

»Das Gut ist lebendiger Zionismus. Wir müssen es in Gang halten und unsere Leute für ihr Ziel ausbilden, ob Krieg oder nicht.«

Dann schaltete Tolek in den zweiten Gang. Niemand konnte bestreiten, daß er als Leiter der Landwirtschaftsschule große Arbeit geleistet hatte. Ehe er sie übernahm, dachte Andrej, glaubten wir, wir könnten nicht einmal Unkraut jäten. Seither haben wir drei Gruppen von jungen Leuten ausgebildet, die erfolgreich Kolonien in Palästina gegründet haben. Wenn ihm seine heilige Mission das Blut nur nicht so in den Kopf triebe!

»Ich, der ich selbst dort gewesen bin . . . «, sagte Tolek wieder einmal. Gerede, Gerede, Gerede.

Jetzt war Susanne Geller an der Reihe: »Unser Batyraner Waisenhaus in Zoliborz ist eines der besten in ganz Polen. Wir haben zweihundert Kinder in unserer Obhut. Alle sind zukünftige Siedler Palästinas. Der Krieg wird uns noch mehr Waisenkinder bringen. Nichts auf der Welt kann wichtiger sein als unsere Kinder . . .«

Tolek will seine Landwirtschaft, Susanne ihr Waisenhaus, Anna ihre Einigkeit auf immer und ewig. Jeder von ihnen tritt nur für das ein, was ihm am nächsten liegt. Na, und Erwin gähnt. Unser guter alter Erwin Rosenblum. Unser Informations- und Unterrichtsminister – er hat, Gott sei Dank, nichts vorzubringen. Erwin ist ein Gesellschaftszionist; er ist bei uns eingetreten, weil er intellektuelle Gesellschaft gesucht hat – hauptsächlich Susanne Gellers Gesellschaft. Ob die beiden wohl jemals heiraten werden?

Habe ich Styka eigentlich wegen Batorys linkem Vorderhuf Bescheid gesagt? Das Tier war nach dem letzten Patrouillenritt ein bißchen empfindlich. Ich hab ihm doch bestimmt gesagt, er soll dafür sorgen, daß der Tierarzt sich Batory anschaut. Aber – vielleicht hab ich's auch vergessen. Mein Urlaub kam ja so plötzlich.

»Und was ist deine Ansicht, Andrej?« fragte Alexander.

»Wie? Was?«

»Ich meine – willst du nicht auch deine Ansicht äußern?«

»Natürlich. Wenn die Deutschen kommen, gehen wir in die Wälder und kämpfen.«

Tolek Altermanns Haarmähne flatterte auf, während er den Finger hob und forderte, daß sich Andrej mäßigen solle. Andrej hatte heute keine

Lust, zu streiten – weder mit Tolek noch mit Anna, noch mit Susanne oder Erwin oder Alexander.

»Wer kann schon Pläne machen?« sagte er versöhnlich. »Wer hat denn eine Ahnung, was passieren wird?«

Doch schon war Alexander Brandel dazwischengetreten. Mit seiner großen Schlichtungsgabe verhinderte er einen weltanschaulichen Zusammenprall, dem die Sturzbäche von Worten entgegentrieben. Er sprach einige wenige wohlgesetzte, alles umschließende Preis- und Segensworte über die große Weisheit des Zionismus, in denen jedermanns Ansichten zu ihrem Recht kamen, und im Geist der »Einigkeit für immer und ewig« ging die Sitzung auseinander.

Nachdem alle gegangen waren, blieb Andrej in der Wohnung seines engsten Freundes zurück. Während Alexander an seinem Schreibtisch arbeitete, spielte er mit Wolf Brandel, Alexanders sechzehnjährigem Sohn, eine Partie Schach.

»Als Kavallerieoffizier werde ich dir zeigen, wie man seine Pferde einsetzt«, sagte Andrej und zog seinen Springer gegen Wolfs Läufer.

Der junge Wolf nahm ihm den Springer weg. Andrej kratzte sich verlegen den Kopf. Es war keine Schande zu verlieren, denn der Junge war ein Wunderkind im Schachspiel.

Alexander sah von seinem Schreibtisch auf. »Ich höre da von Wolf, daß du dein Pferd ohne genügende Rückendeckung in die Schlacht schickst. Du bist ein schlechter Offizier, Andrej.«

»Wart nur, du Lausbub, heute werde ich es dir schon zeigen!«

Der sanftmütige, ergrauende Brandel lächelte und wandte sich wieder seinen Papieren zu. Er war Generalsekretär einer Organisation mit zwanzigtausend festen Mitgliedern und hunderttausend Anhängern und hatte folglich Tag und Nacht zu tun. Verwaltungsarbeit, Beschaffung von Geldmitteln, Mitgliederwerbung – *er* machte alles. Er hatte die Oberaufsicht über das Waisenhaus, die Schulfarm, das Organisationsblatt *Kol Batyran* – die Stimme der Batyraner.

Vor allem aber war Alexander Brandel der Begründer und Verkünder der These des Zionismus als solchem – ohne ideologische Beschränkung.

Es gab viele Arten von Zionismus, und jede hatte wieder ihre Abarten. Alexander Brandel pflegte zu sagen, für jeden Juden gebe es eine besondere Art von Zionismus.

Die größte Einzelbewegung, der Arbeiterzionismus, war nach den grauenhaften Judenpogromen um die Jahrhundertwende in Polen und Rußland entstanden. Diese Bewegung forderte die Rückgewinnung Palästinas durch den bis zur Selbstaufopferung reichenden Idealismus der freiwilligen und einzig für dieses hohe Ziel lebenden jüdischen Arbeitsbataillone.

Die zweite große Gruppe der zionistischen Bewegung war die der Revisionisten. Es waren zornsprühende, in ihrem tiefsten Innern nationaljüdisch empfindende Menschen, Aktivisten, deren Geisteshaltung der Ruf nach Vergeltung war. Oft hypernationalistisch und militaristisch eingestellt, verlangten sie, daß das Unrecht des Antisemitismus »Aug um Auge« gesühnt werden. Viele der Terroristen, die später gegen die britische Mandatsregierung in Palästina kämpften, entstammten den Reihen der Revisionisten.

Alexander Brandels Gruppe der Batyraner, die von einer kleinen Gruppe von Intellektuellen begründet worden war, bildete eine dritte Kraft der Bewegung. Ihr Programm war nur der Zionismus – nichts sonst. Sie hatte einen einzigen, allesumfassenden Glaubenssatz: daß, wie zweitausend Jahre der Verfolgung bewiesen hatten, die Errichtung eines eigenen jüdischen Staates eine historische Notwendigkeit war.

Wie die anderen Gruppen zugaben, besaßen die Batyraner zwar viel Idealismus, doch erschien es ihnen unmöglich, daß man den Zionismus ohne die Zuhilfenahme eines ideologischen Dogmas praktisch verwirklichen könnte.

Alexander Brandel begegnete dem Vorwurf, die Batyraner seien nur eine chemisch gereinigte und keimfrei gemachte klubartige Gesellschaft, damit, daß er die besten Ideen der anderen zionistischen Gruppen übernahm und sie praktisch verwirklichte, ohne sich aber unwiderruflich an eine einzige von ihnen gebunden zu fühlen. Er war nicht damit einverstanden, die Rechte des Individuums einzuschränken, wie es der Arbeiterzionismus forderte, aber ebensowenig war er davon überzeugt, daß die von den Revisionisten propagierte Idee der Gewaltanwendung eine vollgültige Antwort darstellte. Ein gewisses Maß sowohl von Gewalt als auch der Beschränkung der individuellen Rechte wollte er gelten lassen, aber eben nur ein gewisses Maß, nichts vollständig, nichts ausschließlich, nichts unbedingt.

Bevor Brandel seine Stellung als Geschichtslehrer an der Universität aufgab, um die Leitung der Batyraner zu übernehmen, hatte die Gruppe ernsthaft um ihren Bestand zu kämpfen gehabt und war fast im Begriff gewesen, zu zerfallen. Inmitten des damaligen Durcheinanders hatte er ideologische Grundsätze erarbeitet und ein Programm entwickelt, die der Bewegung schließlich zu einer geachteten Stellung verhalfen.

In seinem persönlichen Leben war er völlig weltfremd. Sein Einkommen war stets bescheiden, seine Lebensführung desorganisiert, wie eben die eines in seiner Arbeit aufgehenden, sonst aber geistesabwesenden Gelehrten. In seiner Wohnung brannte das Licht stets bis tief in die Nacht hinein, denn abgesehen von seinen Pflichten gegenüber den Batyranern war Alexander Brandel auch ein namhafter polnischer Historiker.

Wolf hatte gerade Andrejs zweiten Springer geschlagen, als Sylvia, Alexanders Frau, mit einer Kanne Tee und Keksen eintrat. Sie war im sechsten Monat schwanger, und ihr Zustand deutlich erkennbar. Witzbolde unter den Batyranern erzählten, im Lauf von sechzehn Jahren sei Alexander nur zweimal nach Hause gekommen; beide Male sei Sylvia schwanger geworden.

Sie war die Verkörperung der »guten jüdischen Tochter«. Einfach, hübsch, mit dunklen rundlichen Gesichtszügen, hatte sie eine schnelle Auffassungsgabe und war das gegebene Hausmütterchen. Sie schuf Alexander die idealen Bedingungen, seine Arbeit zu leisten.

In den Augen Sylvias, die fast schon seit ihrer Wiege Zionistin war, hatte Alexander das Höchste erreicht, was ein Jude erreichen konnte. Er war Schriftsteller, Lehrer, Historiker. Nichts konnte mehr sein als das. Schon als kleines Kind, ehe sie noch laufen konnte, hatte sie auf dem Arm ihrer Mutter einer Versammlung der Arbeiterzionisten beigewohnt und sich stets vorbehaltlos mit der Arbeit ihres Mannes identifiziert. Sie klagte

nie darüber, daß sie nichts besaßen oder daß er die Hälfte seiner Zeit unterwegs verbrachte.

Auf die ihm eigene lässige Art liebte Alexander Sylvia sehr. Fast ebensosehr wie sie ihn.

Je mehr Arbeit er hatte, desto glücklicher war er. Nur selten schien er Bedürfnis nach der Behaglichkeit eines warmen Bettes, den Armen seiner Frau und ihrer beruhigenden Stimme zu empfinden. Während sich die Welt rings um ihn in Hast, Zorn und Enttäuschung drehte, pflegte er weder jemals seinen Schritt zu beschleunigen noch seine Stimme zu heben. Er geriet nie in Aufregung oder Panik und kannte auch nicht die inneren Konflikte, die andere Menschen quälten.

Alexander Brandel hatte auf Erden jenen Himmel verwirklicht, den man als Seelenfrieden bezeichnet.

Es schien paradox und fast wie ein Witz, daß ausgerechnet ein Zweigespann wie Brandel und Androfski die Batyraner in Gang hielt. Andrej war fünfzehn Jahre jünger als Alexander und in Temperament und Anschauungen sein genaues Gegenteil. Andrej war in seiner ganzen Denkart ein Aktivist. Und doch fand jeder im anderen eine besondere Art der Kraft, die er selbst nicht besaß. Der eine war ein Symbol der Stärke – der andere das Symbol des Geistes.

»Ihr bleibt zum Abendessen, Gabriela und du«, sagte Sylvia.

»Nur, wenn es dir keine besondere Mühe macht.«

»Was heißt Mühe? Wolf, sowie du mit der Partie fertig bist, gehst du Flöte üben. Das Geld für den Flötenunterricht wächst nicht auf den Bäumen.«

»Ja, Mama.«

»Weißt du, Andrej, Gott sei Dank geht deine Nichte Rachel auf das gleiche Konservatorium. Sonst würde er niemals einen Ton üben.«

Andrej warf einen kurzen Blick auf Wolf, dessen Gesicht sich sofort mit Röte überzog.

Sieh mal an, dachte er. Du bist also einer von den Kerlen, die ein Auge auf Rachel geworfen haben.

Wolf fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, senkte die Augen und machte einen Zug.

Andrej sah sich den Jungen genauer an. Schlaksig und linkisch, ein paar vereinzelte Barthaare am Kinn, Pickel im Gesicht – was konnte Rachel nur an so einem finden? Ganz gewiß kein Mann, aber andererseits auch nicht mehr ganz ein Junge. Kenn ihn ja schließlich von Kindesbeinen an. Er ist ein anständiger Bursche. Er wird doch Rachel nicht verführen – hoff ich.

»Sie sind am Zug.«

Andrej spielte eine grauenhafte Partie.

»Schachmatt«, sagte Wolf.

Andrej starrte geschlagene drei Minuten lang auf das Schachbrett.

Er streckte sich und gähnte und wanderte dann zu Alexander hinüber, der eben Eintragungen in ein großes Buch machte.

»Was ist denn das?« fragte Andrej, indem er das Buch aufnahm und darin blätterte.

»Ein Tagebuch über die laufenden Ereignisse. Ich erfülle nur meine naturgegebene Berufung als Herumschnüffler.«

»Was willst du in deinem Alter schon mit einem Tagebuch?«

»Ich weiß nicht, ob es zu irgend etwas nütze sein wird. Ich habe nur so eine dunkle Ahnung, daß es vielleicht eines Tages doch irgendeine Bedeutung haben könnte.«

Andrej legte Brandels Tagebuch auf den Schreibtisch zurück und zuckte mit den Achseln. »Es wird nie an die Stelle der siebenten Ulanenbrigade treten.«

»Da bin ich gar nicht so sicher«, antwortete Alexander. »Die Wahrheit im richtigen Augenblick verwendet, kann eine Waffe sein, die mehr wert ist als tausend Armeen.«

»Alex, du bist ein Träumer.«

Alexander bemerkte, daß eine innere Unruhe sich Andrejs bemächtigt hatte. Er wußte, daß er in Wirklichkeit wohl der einzige Mensch war, mit dem Andrej ernsthaft reden, dem er seine geheimsten Gedanken anvertrauen konnte. Alexander schob seine Papiere beiseite, holte eine Flasche Wodka hervor und goß zwei Gläser ein, ein kleines für sich und ein großes für Andrej.

Andrej nahm das Glas und sagte: »Le'Chajim! – Zum Leben!«

»Du warst auf der Sitzung heute so schweigsam«, sagte Alexander.

»Die anderen haben genug geredet.«

»Andrej, ich habe dich bisher nur einmal so unglücklich gesehen. Das war vor zwei Jahren – vor Gabriela. Habt ihr euch gestritten?«

»Ich habe immer Auseinandersetzungen mit ihr.«

»Wo ist sie?«

»Höchstwahrscheinlich in der Kirche, zündet Kerzen an und bittet Jesus, Maria, die Apostel und vierzig polnische Heilige um Vergebung dafür, daß sie mit einem Juden in Sünde lebt.«

»Es ist wegen des bevorstehenden Krieges, nicht wahr?«

»Ja, es ist der Krieg, und es ist Gabriela. Es gibt so gewisse Dinge, auf die ein Mann eine Antwort haben will, ehe er hinaus in die Schlacht zieht.«

»Über solche Fragen haben wir uns heute drei Stunden lang sehr ernsthaft unterhalten. Aber du warst mit uns nicht einig.«

Andrej nippte an seinem Wodka und schüttelte den Kopf. »Ich bin ein schlechter Jude, Alex. Ich bin kein Jude, auf den mein Vater, Gott hab ihn selig, stolz gewesen wäre.«

Andrej trat zum Fenster, schob den Vorhang beiseite und wies auf das große Wahrzeichen der osteuropäischen Judenschaft, die Tlomatskiesynagoge. »Mein Vater konnte bei jeder Lebensfrage in den Worten der Tora Trost finden.«

»Aber Andrej, deshalb sind wir ja eben Batyraner oder Arbeiterzionisten oder Revisionisten. *Weil* wir in der Tora allein keinen Trost finden konnten.«

»Genau darum geht es, Alexander. Ich bin nicht einmal ein guter Zionist.«

»Lieber Gott, wer hat dir denn das wieder eingeredet?«

»Paul Bronski. Er durchschaut mich völlig. Ich bin ein Talmizionist. Hör mir zu, Alex. Ich bin kein Jünger von A. D. Gordon und dem ganzen Quatsch von Liebe zur Scholle und so weiter. Ich will auch nicht nach Palästina gehen, weder jetzt noch überhaupt. Meine Stadt ist Warschau,

nicht Tel Aviv oder Jerusalem. Ich bin ein polnischer Offizier, und mein Vaterland ist Polen.«

»Du hast mir einmal klar und deutlich gesagt, du willst nicht, daß irgend jemand dir die Hühner stiehlt. Ist das nicht Zionismus? Kämpfen wir nicht ganz einfach nur um unsere Menschenwürde?«

»In zweifelhaftem Kampf«, murmelte Andrej. Es waren Miltons Worte aus dem »Verlorenen Paradies«. Dann setzte er sich, und seine Stimme wurde sehr leise. »Ich will in Polen leben und ein Teil dieses Landes sein, weil ich hierher und nirgendwo anders hingehöre. Aber zugleich will ich auch *der* Jude sein, der ich bin. Ich kann und will darauf nicht verzichten und werde mein Judentum deshalb auch nicht aufgeben – wie es Paul Bronski verlangt. Ich habe in die Synagoge gehen und so an unsere Religion glauben wollen, wie es mein Vater tat. Und ich möchte so an den Zionismus glauben können wie du.«

Alexander Brandel zog den Schal fester um seinen Hals. Er hob sein Glas, trank Andrej zu. »Hast du meinen Artikel gelesen, in dem ich das Wesen des Antisemitismus in Polen zu erklären versucht habe? Nicht? Macht auch nichts, es war ein schlechter Artikel.« Er schloß die Augen, um intensiver nachdenken zu können, und rezitierte vor sich hin: »Polen besteht aus drei Gesellschaftsklassen. Aus den Bauern, den Großgrundbesitzern – deren Absicht darin liegt, die Bauern Bauern bleiben zu lassen – und den Juden. Das Land ist zu fünfundneunzig Prozent Ukraine und zu fünf Prozent Paris, mit ein paar fremden Volksgruppen, die dafür sorgen, daß die Friedensstörungen an unseren Grenzen im Osten und Westen verewigt werden. Auf die Aufforderung eines polnischen Königs hin sind wir Juden im Mittelalter während der Kreuzzüge auf der Flucht vor den ‚heiligen Schwertern' nach Polen gekommen. Wir haben in Polen die Klasse der Kaufleute und freien Berufe begründet.«

»Sehr gut gesagt, Herr Professor.«

»Andrej, sieh dir einmal den armen und elenden Bauern an, der auf dem Land seinen armseligen Lebensunterhalt zusammenkratzt. Würde ihn sein Glaubenseifer nicht unbewußt in eine Atmosphäre des Mystizismus versetzen, dann wäre er seelisch nicht imstande, in unserer Welt zu leben, weil er ihr nicht gewachsen ist. Dieser Bauer hat also in seinem Dorf einen Juden. Der Jude darf kein Land besitzen, folglich wirkt er Wunder mit seinen Händen. Der Jude kann nähen, Schuhe flicken . . . der Jude kann lesen. Der Jude liest irgendwas in seiner geheimnisvollen Schrift und befolgt religiöse Bräuche, die dem Bauern Angst einjagen. Oder der Jude wird vielleicht Getreidehändler. Er muß schlau und gewitzt sein, wenn er sich sein Brot verdienen will. Vielleicht leiht er Geld aus – das macht ihn verächtlich.

Wen aber der Bauer überhaupt nicht verstehen kann, das ist der arme Jude, der sich abrackert, einen Karren schiebt und alte Kleider verkauft, nur um seinen Sohn auf die höhere Schule schicken zu können. Einmal in der Woche nun geht der Bauer in die Stadt; er ist verbittert, weiß weder aus noch ein, also betrinkt er sich. Um seiner ganzen angesammelten Bitterkeit Luft zu machen, muß er auf irgend jemanden einschlagen. Den adligen Grundbesitzer, dem sein Land gehört und der ihm die halbe Ernte als Pachtzins stiehlt, kann er nicht schlagen, also verprügelt er den kleinen Juden, der sich nicht wehren kann. Der adlige Grundbesitzer sagte

ihm: Der Jude, der Geld verleiht, der mit Getreide handelt, der bei seinen religiösen Bräuchen Menschenblut verwendet – nur der Jude ist daran schuld, daß du so arm bist. Du, Bauer, bist das Opfer der jüdischen Schlauheit. Und unser adliger Grundbesitzer, der die Bauern bis aufs Hemd ausplündert und ihnen weder Schulunterricht noch Ärzte und Medikamente oder gar Gerechtigkeit gibt, unser Adliger haßt den Juden, der sein Arzt oder Rechtsanwalt oder Architekt oder Bankier ist, ebenfalls. Wir sind der gegebene Prügelknabe sowohl für die Leibeigenen als auch für diejenigen, die dafür sorgen, daß sie Leibeigene bleiben.«

Andrej brummte vor sich hin. »Pole im eigenen Land zu sein, ist ebenso sinnlos wie Jude in Polen. Mir gestattet man weder den einen noch den anderen Luxus.«

Er sah zum Fenster hinaus und erblickte Gabriela, die auf das Haus zukam. Wenigstens habe ich noch eine Nacht mit ihr, ehe ich wieder zurück muß, dachte Andrej. Das wenigstens habe ich.

IX

Die weihevolle Stimmung des Warschauer Sonntags vermochte leider weder einen Waffenstillstand zuwege zu bringen noch den Uhrzeiger des Schicksals aufzuhalten, der sich der zwölften Stunde näherte. Die Regierungsämter, das Kriegsministerium und die Nachrichtenagenturen arbeiteten auf Hochtouren.

Christopher de Monti überließ Rosenblum das Büro und begab sich zum Außenministerium, um die letzten Meldungen über die Krise zu prüfen.

Im Augenblick war alles ruhig.

Er ging wieder.

Anstatt aber ins Hotel *Bristol* zurückzukehren, ging er weiter, vorbei an den Säulen über der Ewigen Flamme am Pilsudskiplatz, und in den Sächsischen Garten. Die sonntäglichen Bummler saßen auf den Bänken und drängten sich auf den Wegen. Er spazierte an der großen Freilichtbühne vorüber, deren Schaukasten die letzte Inszenierung der Sommersaison ankündigte. Neuer Spielplan nächste Woche, dachte Christopher, mit rein deutscher Besetzung. Am See blieb Christopher stehen, blickte auf die Uhr und suchte sich eine leere Bank. Die warme Sonne und die vorüberziehenden Schwäne ergänzten das Bild friedlicher Ruhe. Einen Augenblick lang schloß er die Augen und rieb sich die Schläfen. Es war ihm leicht übel und er hatte Kopfschmerzen – eine Folge des gestrigen Saufgelages mit Andrej. Ein Glück, daß Andrej wieder wegfährt, dachte er. Noch eine solche Trinkorgie mit dem Stolz der Ulanen, und mit mir ist es aus!

Er erblickte Debora, die langsam den gekiesten Parkweg heraufkam. Sie sah sich suchend nach ihm um, doch er gab kein Zeichen. Im Augenblick wollte er nichts als sie anschauen. Jedesmal, wenn er sie sah, war es genau wie beim erstenmal. Sie winkte und setzte sich neben ihn. Schweigend nahm er ihre Hand. Lange Zeit sprachen sie kein Wort; sie hörten

weder die Schritte der Vorübergehenden noch das Kichern vom See her, wo ein Soldat sein Boot so ungeschickt manövrierte, daß es beinahe kenterte, während er sich zu seinem Mädchen hinübersetzte, und sie hörten auch nicht das empörte Flattern der Schwäne, die dem Boot auswichen.

»Ich kam, so wie ich nur weg konnte«, sagte Debora endlich.

»Warum wolltest du nicht in meine Wohnung kommen?«

Debora schüttelte nur den Kopf und seufzte. »Was wir getan haben, Chris, war unrecht. Jetzt, da Paul fort ist, erscheint es mir nur noch schlimmer.«

»Ich hab so lange gewartet. Immer horchte ich darauf, ob du schon kämst!«

»Du weißt doch, daß ich kommen wollte«, erwiderte sie. Ihre zitternden Finger verrieten ihre Unruhe so sehr, daß sie ihm die Hand entzog.

»Morgen muß ich weg«, sagte Christopher.

Sie erschrak.

»Nur für einige Tage. Ich mache eine Rundfahrt die Grenzen entlang.«

»Ich bin froh, daß du mich angerufen hast.«

»Seit dem Abend von neulich bist du mir nicht einen Augenblick aus dem Kopf gegangen. Debora, wir sitzen jetzt hier in der Sonne und haben Zeit, uns alles gut zu überlegen. Diese Sachen müssen wir endlich mit Paul durchkämpfen.«

»Nein, Chris. Nicht, solange er bei der Armee ist.«

»Früher hattest du eine andere Entschuldigung und vorher wieder eine andere. Ich muß dir sagen, ich habe schon darauf gehofft, daß er nicht mehr wiederkommt.«

»Chris!«

»Ich weiß, er ist ein großartiger Kerl.«

»Ich habe viel über uns beide nachgedacht, Chris. Wenn ich bei dir bin, dann – ich hätte nie geglaubt, daß mir je so etwas passieren könnte. Aber gleichzeitig handle ich gegen alles, wovon ich bisher überzeugt gewesen war. Ich kann Paul nicht einfach verlassen.«

»Habt ihr füreinander denn noch etwas übrig?«

»Nicht so, wie du meinst. Aber Mann und Frau können sich auch auf andere Art und Weise etwas bedeuten.«

»Debora, ich bleibe so lange bei dir, bist du mich hinauswirfst.«

»Dann muß ich eben auch das tun, denn ich kann nicht weiter bei dir bleiben, ohne das bißchen Selbstachtung zu verlieren, das mir gerade noch geblieben ist.«

Seine Hand berührte ihre Wange und ihren Hals. Sie schloß die Augen. »Bitte nicht, Chris. Du weißt, was mit mir geschieht, wenn du mich berührst. Ach, Chris, du hast von mir nichts als Sorgen. Ich tauge nicht für dich.«

Sie fühlte seine Lippen auf ihrem Gesicht. »Komm zu mir«, bat er. »Ich werde dich ausziehen, wir werden im Bett liegen, Musik hören und eine Flasche Champagner trinken.«

»Chris . . . steh auf und geh fort . . . Bitte.«

»Nur wenn du es wirklich willst.«

»Du weißt doch, daß ich's nicht will.«

Ihr Nachmittag bestand nur aus Küssen und Zärtlichkeiten. Sie liebten sich mit einer Leidenschaft, die fast an Verzweiflung grenzte, bis sie vor

Erschöpfung endlich in einen tiefen, herrlichen Schlummer fielen. Als sie erfrischt aufwachten, war Debora glücklich. Sie badete und werkte nachher in der Küche herum, mit nichts an als Christophers ihr viel zu großem Bademantel. Sie machte Steaks zurecht und stellte Champagner aufs Eis, während er in der dampfenden Badewanne herumplätscherte.

»Komm und wasch mir den Rücken«, hörte sie ihn rufen.

Als sie das Badezimmer betrat, hingen seine Füße über den Rand der Wanne und er versuchte, eine Verdi-Arie bis zum hohen C zu singen, das er freilich um ganze sechs Noten verfehlte.

Während sich Debora neben die Wanne kniete und Seife über seinen Rücken rieb, versuchte er, ihr den Bademantel zu öffnen.

»Sei nicht schon wieder so liebesbedürftig«, sagte sie, ihn zärtlich zurückstoßend. Dann packte sie ihn beim Haar, tauchte ihn unter Wasser und bedeckte schließlich sein nasses Gesicht mit Küssen.

Gegen Abend wurde es kühl, und er machte Feuer im Ofen an. Sie hatten ihr Mahl beendet, lagen zufrieden auf der breiten Couch, nippten schlückchenweise wärmenden Kognak und Debora öffnete den Bademantel, um auch ihn damit zuzudecken, während seine Hand damit beschäftigt war, die Konturen ihres Körpers von den Schultern bis zum Knie zu verfolgen.

»Würden Sie es für möglich halten, Herr de Monti, daß ich jemals eine prüde und anständige Frau war? Was haben Sie bloß aus mir gemacht?«

Als ihre Mutter starb, war Debora Androfski erst elf Jahre alt gewesen und hatte Hausfrauenpflichten für ihren Vater und ihren kleinen Bruder Andrej erfüllen müssen. Ihr Tagewerk hatte kein Ende gefunden, weder vor noch nach der Schule. Sie hatte zu kochen und sauberzumachen, zu waschen und einzukaufen. Die Familie war so arm, wie nur polnische Juden arm sein konnten. Stundenlang mußte sie im Dreck und Elend des Parysowskiplatzes feilschen und handeln, um jeden Zloty zu sparen.

Nach einer Weile hatte Debora keine andere Erinnerung an ihre Mutter mehr als die an eine ewig müde und schmerzgepeinigte Frau, die nur darauf wartete, daß sie der Tod von dem Gestank und Schmutz der Stawkistraße erlöste. Mama hatte sich immer den Rücken gehalten und gestöhnt, wenn sie die Treppe hinaufgestiegen war. Mama hatte ständig neue Schmerzen und in einer nie endenden Vielfalt gehabt.

Israel Androfski vermochte eine Erholung vom täglichen Lebenskampf in den Tröstungen zu finden, die der in der Religion tiefverwurzelte Jude in der fanatischen Entzücktheit des Gebets besitzt. In der Synagoge konnte er sich von dem ihn ringsumgebenden Elend entfernen. Der Mama war auch das versagt geblieben, denn das tägliche Gebet ist ein Vorrecht der Männer.

Wollte man eine »gute jüdische Frau« sein, mußte man sich an strenge Lebensregeln halten. Als Debora älter wurde, begannen sich all ihre Beobachtungen wie kleine Steinchen zu einem Mosaik zusammenzufügen und Sinn anzunehmen. Warum sich Mama am Vorabend des Sabbat, wenn Papa aus der Synagoge heimkam, immer besonders beklagt hatte – weil eine gute jüdische Ehefrau zu jedem Sabbatbeginn in der Freitagnacht die Ehe mit ihrem Mann erneuern mußte. Das jedoch war Mama schmerzlich und unangenehm gewesen, die drei Kinder durch Fehlgebur-

ten verloren hatte, während ein anderes einjährig nach einer Krankheit gestorben war. Das also kam davon, was Mama und Papa am Vorabend des Sabbat taten, und immer endete es in Schmerz und Leid.

Andrejs Geburt hatte Mama eine Reihe weiterer innerer Beschwerden gebracht.

»Nimm dich in acht vor den Männern«, hatte Mama ihre Tochter gemahnt. »Sie werden dich schwanger machen, und du wirst dein Leben damit verbringen, Fußböden zu scheuern, zu waschen, am Herd zu stehen und ihnen Kinder zu gebären. Männer sind nichts wert, Debora. Männer sind nichts wert!« Bis zu ihrem Tod hatte Mama das Leid verwünscht, das alle Frauen auf dieser Welt zu tragen hatten.

Mamas düstere Prophezeiungen waren zur teilweisen Realität geworden, als Debora selbst zu scheuern, sauberzumachen, zu kochen, zu waschen und einzukaufen hatte. Immer hörte sie die Stimme aus dem Grab hinter sich.

Als sie fünfzehn war, hatte sich ihr Vater aus dem Elendsviertel hochgearbeitet und konnte mit seiner Familie in die bessere Gegend der Sliskastraße ziehen, in der die wohlhabenderen orthodoxen Juden wohnten.

Obgleich Israel Androfski im allgemeinen ein recht gutherziger Mensch war, kam Debora nicht davon los, ihm innerlich die Schuld am Tod ihrer Mutter zu geben. Und als sie alt genug war, um zu verstehen, weshalb ihr Vater mitunter gewisse schlechtbeleumundete Frauen aufsuchte, war dies in ihren Augen nur ein weiterer Beweis für die Gemeinheit dessen, was Mann und Frau im Bett miteinander taten. Ihre frühzeitigen Familienpflichten hatten sie von ihren Altersgenossen gesellschaftlich isoliert. Solange sie denken konnte, war sie einsam gewesen. Sie besaß nichts als Andrej, und ihr einziger Trost war das Klavier.

Als sie in die Sliskastraße gezogen waren und Debora nicht mehr die ganze Last einer Hausfrau tragen mußte, warf sie alle Gefühle, die in ihr schlummerten und sie schmerzten, in ihr Klavierspiel. Bald hatte sie es darin zu einer Kunstfertigkeit gebracht, die an Virtuosität grenzte.

Als ihr Vater sie jedoch aufforderte, mehr Zeit für ihre Musikstudien zu verwenden, lehnte sie sich mit derselben Leidenschaft dagegen auf, mit der sie sich vorher darin versenkt hatte.

Ein seltsames und unerklärliches Gefühl stieg in ihr auf, das stärker war als die Ängste der Nacht: der Wunsch nach Freiheit. Es verlangte sie danach, jene fremde Welt, die außerhalb der ihren war, zu erforschen. Ihr Selbsterhaltungstrieb sagte ihr, daß sie ihm Begriff war, in einem geistigen Ghetto unterzugehen.

In trotziger Auflehnung hörte sie zunächst einmal mit dem Klavierspiel auf und forderte, das Abitur machen und die Universität besuchen zu können, um Medizin zu studieren. Ihr erster Eintritt in die Außenwelt brachte ihr auch ihre erste wahre Freundin, Susanne Geller, die Krankenpflege studierte.

Debora Androfski war achtzehn Jahre alt, als sie Dr. Paul Bronski begegnete, dem glanzvollen, jungen Professor, auf den jede Studentin der Universität heimlich ein Auge geworfen hatte. Debora war außergewöhnlich schön, aber ebenso außergewöhnlich naiv.

Paul Bronski, der jeden Schachzug in seinem Leben genau zu berechnen pflegte, wollte sie zu seiner Frau machen. Sie besaß alles, was man

sich in einer Frau wünschen konnte: sie war aufgeweckt und schön und würde eine vollendete Mutter und Gastgeberin sein. Sie würde das Verlangen eines Mannes zu befriedigen verstehen und zugleich seiner Karriere nützlich sein.

Debora betrat die große Welt ein wenig zu schnell. Im ewigen Spiel zwischen Mann und Frau fehlte ihr jede Gewitztheit oder Erfahrung. Der Boden wurde ihr unter den Füßen weggerissen. Mit niederschmetternder Genauigkeit erfüllte sich Mamas Vorhersage: Sie erwartete ein Kind.

»Ich liebe dich sehr«, sagte Paul. »Ich möchte, daß du meine Frau wirst.«

»Wenn du mich nicht zur Frau wolltest, wäre ich gestorben!«

»Dich nicht wollen? Debora . . . Liebste . . . es ist nur . . . wir müssen jetzt etwas wegen deiner Schwangerschaft unternehmen.«

»Was denn – – – ?«

»Ich weiß, es wird schwer für dich sein. Aber unsere Zukunft hängt davon ab. Wir müssen das Kind abtreiben lassen.«

»Paul . . . unser Kind . . . abtreiben . . . «

»Liebling, du bist achtzehn Jahre alt und studierst bei mir. Denk nur, was es für einen Skandal gäbe, wenn du in diesem Zustand heiratest. Nicht nur die Schande für dich und deine Familie! Es würde auch meine Karriere ruinieren.«

»Aber . . . eine Abtreibung . . .«

»Mach dir keine Sorgen – sie wird mit aller Sorgfalt geschehen. Wir werden noch eine Menge Kinder haben.«

Das Ergebnis hinterließ in ihr ein tiefes Schuldgefühl. Mama hatte recht gehabt. Das Sexualleben war etwas Häßliches und Gemeines. Ihre tiefe Religiosität ließ ihr den Verlust des Kindes als Strafe für ihre Sünde erscheinen. Sie heiratete Paul Bronski und wurde ihm alles, was er gewünscht hatte: sie war eine vollendete Mutter, eine geschickte Gastgeberin, und sie stillte auch sein männliches Verlangen.

Tief in der Dunkelheit ihres Ehebettes aber büßte sie ihre Strafe ab. In ihrem Inneren empfand sie die körperliche Liebe als Schuld, täuschte aber, nur um ihren Mann nicht zu kränken, Lust daran vor. Weder die Erfüllung der Liebe noch deren kleine Freuden waren ihr beschieden. Sie war eine völlig frigide Frau.

Wie seltsam und wunderbar war dagegen das Gefühl, das sie mit Christopher de Monti verband! Als ob sie noch ein kleines Mädchen wäre, hatte er sie an der Hand genommen und durch den bösen schwarzen Wald zum goldenen Schloß auf den Höhen des Himmels geführt.

Sie waren zum erstenmal allein und sie hatte sich zunächst gefürchtet. Doch dann war sie, durch seine Zärtlichkeiten gelöst, allmählich aus ihrer Starrheit aufgetaut, um endlich, dem glühenden Eisen im Hochofen gleich, im Feuer seiner Umarmung zu schmelzen.

Über eine lächerliche Lappalie war sie dann wütend geworden. Christopher begriff, daß ihr Ausbruch nur ihr selbst galt; sie fürchtete sich, zu versagen.

Wie oft hatte Christopher ihr Gesicht in seinen Händen gehalten! »Debor, Liebste . . . deine Mutter ist tot. Du bist ihr doch nicht ungehorsam, wenn du dir ein Glück gönnst, das jede normale Frau genießt.« Und all

die Jahre der Enttäuschungen wurden für sie gegenstandslos, seitdem es Christopher gelungen war, ihr wahres Wesen zu erwecken.

»Ich hab nicht geahnt . . . nie gewußt, daß es so herrlich sein kann.«

Blinzelnd schlug Debora die Augen auf. Das Feuer war verglüht. Christopher lärmte in der Küche. Sie sah auf ihre Uhr. Es war sehr spät. In alten, zerknitterten Khakihosen kam er zerzaust und lächelnd herein und brachte zwei Tassen Kaffee.

Es erstaunte Christopher immer wieder aufs neue, wie schnell sich die wilde, wunderbare Frau, die sie eben noch gewesen war, vor seinen Augen in ein völlig anderes Wesen verwandeln konnte. Sie griff nach dem Telefon. Nervös und fahrig wählte sie eine Nummer. »Hallo, Rachel, hier ist Mama. Es tut mit leid, daß ich nicht eher anrufen konnte, Liebling. Ich wurde aufgehalten. Hat euch Soschja ein gutes Abendessen gemacht? Vergiß nicht, Klavier zu üben, Liebling, und sag Stephan, ich bin bald zu Hause.«

Langsam legte sie den Hörer wieder auf. Christopher bot ihr Kaffee an. Ohne ihn anzusehen, schüttelte sie nur den Kopf und suchte eilig nach ihren Kleidern.

»Hast du schon wieder Gewissensbisse?«

»Ach, hör auf!«

»Fällt mir nicht ein.«

»Mir ist eben etwas Furchtbares klar geworden. Was wir all die Zeit hindurch getan haben, war eine Sünde. Ich weiß, daß wir dafür noch unsere Strafe erleiden werden . . .«

Das Telefon läutete.

»Hallo?«

»Ich bin's, Rosenblum.«

»Ja, Erwin?«

»Komm sofort herüber.«

»Was ist denn los?«

»Berlin antwortet nicht mehr. Ich habe eben in der Schweiz angerufen. Es heißt, daß alle Verbindungen aus Deutschland an der polnischen Grenze unterbrochen wurden.«

X

31. August 1939

An: Kommandeur, Kompanie A (verstärkt)

Von: Kommandeur, 7. Berittene Ulanenbrigade, Grudziadz

Betrifft: Patrouillendienst

Um sieben Uhr rücken Sie nördlich auf der Straße nach Tczew vor. Ihrem Kommando ist eine Sonderabteilung der Nachrichtentruppe zugeteilt, um ungewöhnliche Bewegungen, Truppenverschiebungen oder Kräfteverstärkungen der dritten deutschen Armee festzustellen.

Meldungen sind uns, wie üblich, durch Meldereiter zuzustellen.

Sobald sie Tczew erreichen, schließen Sie sich Ihrem Bataillon an und rücken mit ihm nach Gdynia.

Morgen früh um spätestens sechs Uhr werden Sie der Kompanie B begegnen, die von Tczew her als Patrouillenstreife in umgekehrter Richtung anrückt. Geben Sie ihr Ihre Meldungen mit.

Es wird betont, daß wir uns im Friedenszustand mit Deutschland befinden und ein unprovozierter Zwischenfall ernste Rückwirkungen haben kann. Unter außergewöhnlichen Umständen sind Sie jedoch berechtigt, nach eigenem Ermessen selbständig zu handeln.

Unterschrift: Zygmunt Bozakolski, Brigadekommandeur, 7. Berittene Ulanenbrigade, Grudziadz.

Um sieben Uhr setzte Hauptmann Andrej Androfski die Kompanie A aus dem großen Etappenstützpunkt in Grudziadz in Bewegung. Ihr Auftrag war eine der üblichen Aufklärungsstreifen, die aus einem Zweitageritt längs der Ostgrenze des polnischen Korridors bestand, einer Straße entlang, die parallel mit dem deutschen Ostpreußen verlief. Am folgenden Morgen sollte er auf eine andere Kompanie seines Bataillons stoßen. Seit mehreren Wochen hatte seine Brigade solche Spähpatrouillen über das ganze Gebiet von der Hafenstadt Gdynia bis zum Hauptquartier in Grudziadz vorgenommen. Sie waren stets besonders langweilig und ereignislos verlaufen.

Der späte Sommertag in Pommern war lau. Als die Kompanie nordwärts ritt, hatte sie keine Ahnung, welche fieberhafte Tätigkeit im mehrere hundert Kilometer entfernten Berlin zur gleichen Stunde vor sich ging. Das Land war grün und still. Nach der Art aller Soldaten freuten sie sich schon darauf, in Gdynia ein Saufgelage abzuhalten.

Berlin, 31. August 1939

Der britische Botschafter, Sir Nevile Henderson, verlangte und erhielt von der deutschen Reichskanzlei eine Liste von Forderungen, aufgrund deren der Krieg vermieden werden konnte. Die Forderungen wurden ihm rasch und in unverständlicher Sprache vorgelesen. Daraufhin erbat er sie in schriftlicher Ausfertigung. Er erhielt sie nicht.

Statt dessen bestanden die Deutschen auf direkten Verhandlungen mit der polnischen Friedensmission, zu Bedingungen, die den Polen nicht bekanntgegeben worden waren.

Die polnische Friedensmission war nicht bevollmächtigt, direkte Verhandlungen zu führen. In zwölfter Stunde beschwor Sir Nevile Henderson die Polen verzweifelt, sich aus Warschau Vollmacht geben zu lassen. Die Polen versuchten, seinem Wunsch zu entsprechen; als sie aber ihre Hauptstadt anrufen wollten, entdeckten sie, daß die Telefonleitungen unterbrochen waren.

Sir Nevile Henderson, überreizt durch die Spannung und Schlaflosigkeit der letzten Tage, verlangte zornig zu wissen, weshalb die Verbindung unterbrochen worden sei. Die Deutschen erwiderten, polnische Banden seien daran schuld, was die bereits »untragbare« Lage verschärfe und »beweise, daß die Polen den Krieg wollten«.

Berlin glühte vor Kriegsfieber. Berichte über angebliche polnische Grenzübergriffe, über polnische Flieger, die über dem polnischen Korridor deutsche Zivilflugzeuge beschossen, über polnische Morde und Ausschreitungen an »unschuldigen Volksdeutschen«, über polnische Mobil-

machung und polnische Kriegshysterie hagelten auf die deutsche Bevölkerung nieder.

Am Abend des 31. August hatte Hauptmann Androfskis Kompanie einen ereignislosen Ritt längs der polnisch-preußischen Grenze hinter sich. Sie machte gegenüber der deutschen Stadt Marienwerder halt und biwakierte in einem kleinen Wald, ein paar hundert Meter von der Straße. Nach dem Abendessen wurde es dunkel. Die üblichen Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen. Dann rief Hauptmann Androfski die Sonderabteilung der Nachrichtentruppe zusammen, die ihm zugeteilt worden war.

Außer seinem üblichen Aufklärungsbefehl hatte Andrej vom Kommandeur der Nachrichteneinheit beim Brigadestab auch mündliche Weisungen und Informationen über die Zusammenziehung deutscher Panzereinheiten in diesem Gebiet längst des Korridors erhalten. Andrejs Spähtrupp hatte den Nebenauftrag, sie auszukundschaften. Die Sonderabteilung von zehn unbewaffneten Männern in Zivilkleidung überschritt die Grenze nach Deutschland mit dem Auftrag, während der Nacht das Gebiet rings um Marienwerder abzugehen und vor dem Morgengrauen ins Lager zurückzukehren. Ihre Beobachtungen sollten ausgewertet und sachdienliche Angaben an Kompanie B weitergeleitet werden.

31. August 1939
Streng geheim
An: Oberkommando der Wehrmacht
Weisung Nr. 1
. . . Nachdem alle politischen Möglichkeiten erschöpft sind, um eine für Deutschland unerträgliche Lage an seiner Ostgrenze auf friedlichem Weg zu beseitigen, habe ich mich zur gewaltsamen Lösung entschlossen. Der Angriff gegen Polen ist nach den für den *Fall Weiß* getroffenen Vorbereitungen zu führen . . .
Angriffstag: 1. September 1939
Angriffszeit: 4.45 Uhr
Unterschrift: Adolf Hitler

Während die Männer der Kompanie A in einem Wäldchen des polnischen Korridors in den Schlaf sanken, wurde Hunderte Kilometer weiter südlich, wo sich Deutschland und Polen bei Gleiwitz und Kattowitz gegenüberstanden, der Frieden zu Grabe getragen.

Deutsche SS, als polnische Soldaten verkleidet, überschritt die Grenze nach Polen, kehrte von dort nach Deutschland zurück und sprengte ihren eigenen deutschen Rundfunksender Gleiwitz in die Luft. Nach nationalsozialistischer Logik war damit ein Anlaß gegeben, um »offiziell« den Krieg zu erklären.

Als Feldwebel Styka die Leute der Kompanie A aus dem Schlaf rüttelte, wußten sie nichts vom *Fall Weiß*. Ihnen schien nur ein weiterer Tag ihres gleichförmigen Soldatenlebens bevorzustehen. Sie knurrten verärgert, als sie geweckt wurden, und fluchten, weil sie sich schon so früh im Lager umherbewegen mußten.

Für Hauptmann Androfski und Feldwebel Styka hatte es nur wenig

und in kurzen Etappen Schlaf gegeben. Fast die ganze Nacht hatten sie wach gesessen und gewartet, bis die zehn Kundschafter wohlbehalten zurückgekehrt waren. Andrej sichtete ihre Meldungen und schrieb seinen Bericht.

1. September 1939
An: Kommandeur, 7. Berittene Ulanenbrigade, Grudziadz
Von: Kompanie A, Grenzpatrouille
Gestern nacht lagerten wir in Stellung L-14 gegenüber Marienwerder. Gemäß mündlichem Befehl wurde das Gebiet von der Sonderabteilung abgesucht.
Die deutschen Truppenkonzentrationen in diesem Raum sind ungewöhnlich groß. Zusätzlich zu den Einheiten, die wir bereits früher festgestellt hatten, konnten wir zwei neue Regimenter Panzerinfanterie und zumindest Teile einer Panzerdivision feststellen (22. und 56. Infanterie- und 3. Panzerdivision).
Heute morgen drei Uhr rückten zwei Bataillone dieser Panzerdivision aus Marienwerder als offenbare Bereitstellung in südlicher Richtung aus.
Kompanie A rückt heute weiter nördlich vor. Wir rechnen damit, uns heute abend bei Tczew mit dem übrigen Bataillon zu vereinigen.
Unterschrift: Andrej Androfski, Hauptmann, Kompanie A

Andrej faltete die Meldung zusammen. Einer plötzlichen Aufwallung folgend, riß er den Umschlag noch einmal auf und schrieb an ihren Schluß die Worte: »Lang lebe Polen!«
Feldwebel Styka kam zu Andrej geritten und grüßte schneidig: »Kompanie beim Frühstück, Herr Hauptmann. In einer halben Stunde sind wir marschbereit.«
»Irgendeine Spur von Kompanie B?«
»Nein, Herr Hauptmann. Noch keine Spur.«
Andrej blickte auf seine Uhr und überlegte. Es war halb sechs. Sechs Uhr war der letzte Moment. Also noch eine halbe Stunde. War vielleicht im Norden etwas schiefgegangen? Nun, es war zwecklos, darüber nachzugrübeln.
»Morgen, Herr Hauptmann«, sagten die Offiziere, als er zu ihnen trat.
»Morgen.«
Er setzte sich mit Styka zu ihnen und aß. Verdammter Schinken. Mein Vater würde sich im Grab umdrehen, wenn er sähe, daß ich Schinken esse.
»Styka, wann zum Teufel wirst du endlich lernen, einen ordentlichen Tee zu kochen?« Er schüttete den Rest der Tasse auf den Boden.
»In diesem Leben leider nicht mehr, Herr Hauptmann.«
»Die Kompanie soll satteln und sich bereithalten.«
»Jawohl, Herr Hauptmann.«
Andrej trat an den Waldrand und starrte lange, aber vergeblich auf die leere Straße. Er verrenkte sich fast den Hals, um wenigstens eine kleine Staubwolke zu erspähen oder den willkommenen Laut von Pferdegetrappel zu hören.
Sechs Uhr, die verabredete Stunde, war vorbeigegangen. Keine Kompanie B.

Plötzlich hörte alle Bewegung auf in der Kompanie, und die gesamte Mannschaft starrte die Straße hinauf. Andrej ging ins Biwak zurück. »Styka!«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Schick mir einen Reiter. Am besten Tyrowicz.«

Gefreiter Tyrowicz, der beste Reiter der Kompanie, meldete sich bei ihm.

»Tyrowicz, reite so rasch es geht zurück nach Grudziadz. Du mußt bis Mittag dort sein. Durch die Felder – vermeide die Landstraße. Kannst du das, mein Junge?«

»Ich werde mein Bestes tun, Herr Hauptmann.«

»Händige diesen Bericht Brigadekommandeur Bozakolski persönlich aus. Sage ihm, daß die Kompanie B nicht aufgetaucht ist. Wir rücken weiter nach Norden vor.«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

Andrej beobachtete, wie Tyrowicz seinem Pferd die Sporen gab und davonstob. Er wandte sich zu Styka um. »Schick den Spähtrupp aus. Der erste Zug übernimmt die Spitze. Benutzt Flankendeckung. Seid in fünf Minuten auf der Straße, in Zweierkolonne. Los.«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

Es war frostig in der Morgendämmerung. Die Leute schlugen die Arme um den Leib, um warm zu werden. Kalter Hauch entströmte ihrem Mund. Die ersten Lichtstrahlen fielen durch den Wald und vertrieben das häßliche Grau der Dämmerung. Überall knappe Befehle zum Aufsitzen. Kein Fluchen oder Knurren mehr. Alle waren von ernüchternder Spannung erfüllt. Ein paar fromme Soldaten knieten nieder und beteten rasch ein Vaterunser. Merkwürdig, dachte Andrej, das ist doch sonst keine Kompanie von Betbrüdern. Er sah wieder auf die Uhr. In vierzig Minuten würde es ganz hell geworden sein. Wo zum Teufel blieb die Kompanie B? Wo in aller Welt steckte sie nur?

Andrejs Magen schnürte sich zusammen wie vor einem Fußballspiel. Dieser stille Morgen, Stykas schlechter Tee – sollte das der Krieg sein?

Der Feldwebel kam zurück. »Marschbereit, Herr Hauptmann.«

Andrej nickte und sah dem Feldwebel nach, der zur Straße ritt. Er kaute ein Stück Schwarzbrot, tat einen Schluck aus seinem Becher und steckte ihn in die Satteltasche zurück. Dann sah er zu seinem herrlichen schwarzen Tier auf. Das Pferd war unruhig.

Andrej drückte die Stirn an Batorys Hals. »Wir danken Dir für unser Leben in Deiner Hand, und für unsere Seelen, die auf ewig in Deiner Obhut ruhen.«

Warum habe ich gebetet? Ich habe nicht gebetet, seitdem ich ein Kind war. Batory wieherte und bäumte sich auf. »Du merkst es auch, wie? Nur ruhig, Junge.« Andrej schwang sich auf sein Pferd, hatte es bald beruhigt und trabte zur Straße davon.

»Vorwärts, marsch!« bellte Styka.

Der erste Zug galoppierte davon. Die Flügel schwärmten aus, und die Verbindungsleute bezogen Posten, um Fühlung zu halten. In langsamem Trab rückte die Kompanie vor, durchschauert vom aufsteigenden Tag. Schon war es eine Stunde lang nordwärts gegangen, dann eine zweite, eine dritte; mit jedem Kilometer stieg ihre Unruhe. Keine Spur von Kom-

panie B. Da stimmte etwas nicht. Entweder war der Befehl zurückgenommen worden oder . . . Unheil.

Styka war der erste, der sie hörte. Ohne auf den Befehl zu warten, hielt die Kolonne an. Aller Augen wandten sich nach oben. Vom Himmel her kam ein fernes Summen. Dann tauchten hoch über ihren Köpfen, fast noch außer Sichtweite, schwarze Punkte auf.

»Weg von der Straße«, befahl Andrej ruhig.

Sie ritten in den Straßengraben auf der polnischen Seite der Grenzstraße, sprangen ab und hielten ihre unruhigen Pferde am Zaum. Zweihundert Augenpaare hefteten sich auf den Himmel.

» . . . sechzig, einundsechzig, zweiundsechzig . . . «

Das Summen über ihnen wurde lauter und lauter. Bald war der Himmel mit einer Unmenge schwarzer Punkte bedeckt, die in tadelloser Gliederung scheinbar langsam dahinflogen.

Der einzige Laut in der ganzen niedergeschmetterten Kompanie war Stykas Stimme, die eintönig weiterzählte » . . . zweihundertvierunddreißig, zweihundertfünfunddreißig . . . «

Noch nie hatten sie eine solche Menge von Flugzeugen gesehen. Das grauenhafte Schauspiel zog vorüber und verschwand aus ihren Augen und Ohren. Dreihundertfünfzig Flugzeuge. Lange Zeit sprach niemand ein Wort.

»Herr Hauptmann«, sagte Styka endlich mit gebrochener Stimme, »fliegen die nicht über unser Gebiet?«

»Ostsüdost«, erwiderte Andrej.

»Wo meinen, Herr Hauptmann, daß die hinwollen?«

»Warschau.«

Die ganze Mannschaft wandte die Augen vom Himmel und Hauptmann Androfski zu. »Also, meine Herren«, sagte er, »jetzt ist der Schalter geöffnet.« Ein nervöses Gelächter war die Antwort. »Styka, hol meine Offiziere zusammen und bring mir den Ulanen Trzaska vom ersten Zug.«

Sie kauerten um die Landkarte. »Trzaska«, sagte Andrej, »du bist doch ein Bauer aus der Gegend von Starograd, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Wo finden wir gute Deckung und einen Hügel, von dem aus man die Straße übersehen kann?«

Trzaska studierte einen Augenblick die Landkarte, dann schob sich sein schmutziger Finger die Grenzstraße entlang und hielt an. »Hier wäre ein Wäldchen, Herr Hauptmann. Mehrere hundert Meter tief in sämtlichen Richtungen, und auf einer flachen Anhöhe.«

»Wie weit von der Straße?«

»Ach . . . vielleicht dreihundert Meter.«

In einem gut einstündigen Ritt konnten sie dort sein. Es war die nächstgelegene Stelle mit günstiger Deckung. »Da geht's jetzt hin, meine Herren«, sagte Andrej. »Halten Sie Ihre Leute gefechtsbereit und rücken Sie in Einserkolonnen und weit ausgeschwärmt vor. Rascher Trab bis hin. Der zweite Zug bildet die Nachhut und läßt den letzten Mann einen Kilometer zurück. Und jetzt vorwärts!«

»Aufsitzen!«

»Gefechtsbereit. Aufladen.«

»Einserkolonnen! Drängt euch nicht so zusammen wie ein Taubenschwarm!«

Der Spähtrupp stob im Galopp davon.

Diesmal war Hauptmann Androfski als erster auf der Straße. Er setzte seinen Stahlhelm auf, schnallte den Kinngurt zu, entsicherte den Revolver und trieb Batory an die Spitze der Kompanie.

Stykas lange Schnurrbartenden fielen herab.

»Wie geht's, Feldwebel?«

»Ich habe solche Angst, ich fürchte, ich scheiß noch in die Hosen.«

»Bleib dicht bei mir. Wir kommen schon durch heute. Nach dem erstenmal soll's angeblich nicht mehr so schlimm sein.«

Styka wandte sich zur Kompanie. »Reitet, was das Zeug hält!«

Kompanie A bewegte sich wieder nach Norden. In einer Stunde hatte sie den Wald gefunden, den Trzaska versprochen hatte. Andrej war zufrieden. Sie waren in Deckung und hatten ausgezeichnete Sicht auf die Straße.

Er schickte vier Mann zur Beobachtung in verschiedene Richtungen je einen Kilometer weit aus. Sie bekamen Leuchtkugeln als Warnsignale mit. Dann sandte er einen Reiter nach Norden, um weiter nach Kompanie B Ausschau zu halten, und einen zweiten zurück ins Hauptquartier nach Grudziadz.

Um die Mitte des Nachmittags flog ein weiteres Geschwader von Flugzeugen dem Inneren Polens zu.

Andrej hatte sich abseits gesetzt, um seine Lage und deren mögliche Folgen abzuwägen. Die neuen deutschen Panzerstreitkräfte, die sie entdeckt hatten, die siebenhundert Flugzeuge und die verlorengegangene Kompanie B – alles deutete darauf hin, daß der Krieg begonnen hatte.

Was nun?

Sollte er nach Tczew weiterreiten und sich dem Bataillon anschließen, obwohl die Sache offenbar im Norden losgegangen war? Oder sollte er an Ort und Stelle bleiben und warten, bis sich die Deutschen zeigten?

Und wenn die Deutschen auftauchten? Was dann? Er besaß gute Dekkung. Sollte er sich still verhalten, auf die Dunkelheit warten und zum Hauptquartier zurückkehren?

Nein, unmöglich. Davonlaufen und Verstecken waren zwei Dinge, die einem Ulanen nach Temperament und Ausbildung zutiefst gegen den Strich gingen. Er dachte an Christopher und lächelte vor sich hin. Schade, daß er doch nicht als erster in Berlin sein wird! Zweifellos ziehen wir jetzt alles zu einem großen Gegenangriff ins Innere Deutschlands zusammen.

Wie so oft im Krieg, wurde den Leuten an der Front die Entscheidung abgenommen.

»Herr Hauptmann«, sagte Styka. »Von Norden her kommen Reiter.«

Andrej setzte den Feldstecher an. Es waren zwei. Einer gehörte zu ihm; es war der Reiter, den er selbst ausgeschickt hatte. Der andere war ein Fremder. Mit schäumenden Pferden jagten sie in den Wald. Der Fremde war blutbedeckt und halb ohnmächtig.

»Macht Platz, verdammt noch mal«, sagte Andrej. »Der Mann kann ja nicht einmal atmen.«

»Er ist von Kompanie B, Herr Hauptmann«, sagte Andrejs Reiter.

»Kannst du reden, Mann?«

Er nickte und schnappte nach Luft. »Heilige Muttergottes . . . Muttergottes . . . Herr Hauptmann.« Andrej goß ihm Wasser in den Schlund. »Jesus! Wir wußten gar nicht, wie's kam. Die Deutschen . . . südwärts . . . mitten auf der Straße.«

»Übernehmt den Mann und laßt ihn ausruhen. Leutnant Vacek, errichten Sie Ihre Minensperre auf der Straße. Leutnant Zurawski, stellen Sie alle vier Maschinengewehre im Dreiviertelkreis zum Kreuzfeuer um die Mine auf. Nehmen Sie die Straßengräben auf beiden Seiten als Deckung. Dzienciala, sind unsere Mörser aus dieser Entfernung noch wirksam?«

»Ich glaube schon, Herr Hauptmann.«

»Behalten Sie Ihren Zug hier im Wald als Reserve. Alle anderen nehmen Angriffsstellung ein. Ich führe. Wenn wir Glück haben, erwischen wir den ersten deutschen Trupp aus dem Hinterhalt. Nur ein kurzes Stück verfolgen. Zieht euch zur Umgruppierung in den Wald zurück.«

»Herr Hauptmann, verfolgen wir sie nicht, dann wissen sie, wo wir sind.«

»Quatsch nicht. Zehn Minuten nach dem ersten Schuß weiß schon ganz Berlin, wo wir sind.«

»Was haben Herr Hauptmann vor, wenn wir uns umgruppiert haben?«

»Hier auf unseren Ärschen sitzen zu bleiben und zu verhindern, daß die Deutschen auf dieser Straße vorrücken. Wenn es dunkel wird, rücken wir nach Norden und suchen unser Bataillon.«

Binnen weniger Minuten war die einzige Landmine, die sie hatten, auf der Straße eingegraben und ein Kreuzfeuer von Maschinengewehren vorbereitet. Die beiden Geschützmannschaften bezogen Stellung im Wald und nahmen die Straße ins Zielfeld. Der Rest der Kompanie A säumte den Wald fast in seiner ganzen Länge . . . Dann warteten sie.

In der Gegend des nördlichen Vorpostens flammte eine Leuchtkugel auf.

»Da kommen sie, Herr Hauptmann.«

Vom Norden her stieg eine Staubwolke auf. Andrej hob den Feldstecher und beobachtete, wie die Wolke größer wurde, bis sie schließlich jeder sehen konnte. Dann kam Motorengeräusch. Er zählte einen Lastwagen nach dem anderen, wie sie oben um die Biegung kamen und vor seinen Augen das gerade Stück Straße von ungefähr eineinhalb Kilometer heranrollten.

»Truppenlaster – zweiundzwanzig. Dürften zwei Kompanien sein.«

Dann sah er die Balkenkreuze an den Seitenwänden. Unbeirrt ratterten und rasten die Lkw die Straße herab. Nachdem sie das Bataillon und Kompanie B überrannt hatten, rechneten die Deutschen, wie Andrej erwog, mit keinem weiteren Widerstand.

»Bleibt in der Reihe, verdammt noch mal!«

Er hielt wieder den Feldstecher an die Augen. Jetzt blickte er dem Feind geradeaus ins Gesicht! Der Fahrer des ersten Lkw sah wie ein halbwüchsiger Junge aus. Aus irgendeinem verrückten Grund fiel ihm dabei Wolf Brandel ein, während sich Batory unter ihm aufbäumte.

»Achtung!«

Der Lkw an der Spitze war gepanzert. Er fuhr direkt auf die Mine auf, die Erde bebte und spritzte, und der Lkw flog in die Luft. Der zweite Lkw, voll von Soldaten, versuchte hastig zu bremsen, schlug um, stürzte

in den Straßengraben und fing zu brennen an. Das dritte und das vierte Fahrzeug verkeilten sich ineinander. Dann ging es los. Ratatatat! Aus den Maschinengewehren brachen die Geschosse wie glühende Streifen hervor und nahmen die Deutschen in tödliches Kreuzfeuer. In wildem Durcheinander sprangen die deutschen Soldaten aus den Lkw und versuchten, sich unter den aufgebrachten Befehlsrufen ihrer Offiziere zu sammeln.

Andrej hob die Hand. »Vorwärts! Vorwärts! Schlagt die Hunde tot! Vorwärts!«

Mit markerschütterndem Kriegsgeschrei fegte die Kompanie A hinter ihrem Hauptmann die Anhöhe herab. Die Reiter sprengten mitten in den verwirrten Feind hinein, hieben, hackten, trampelten ihn in einem blutigen Gemetzel zusammen.

Unfähig, sich zur Verteidigung zu sammeln, fingen die Deutschen an, zu Fuß davonzulaufen, nur um von den Verfolgern überrannt, niedergeschossen und hingemetzelt zu werden.

Die Nachhut des Geleitzuges, fünf Lkw, waren imstande gewesen, umzudrehen und in nördlicher Richtung zu fliehen. Die Geschütze im Wald erwischten einen Lkw und verwandelten ihn in eine brennende Fackel. Die anderen vier entkamen.

Das ganze hatte nicht mehr als zehn Minuten gedauert. Hunderte tote und sterbende Deutsche lagen auf der Straße und in den Gräben umher, und die Luft glühte von den brennenden, zertrümmerten Fahrzeugen. Andrej zog sich mit seinen Leuten in den Wald zurück.

Er sprang aus Batorys Sattel, fiel auf die Knie und beugte sich vor, um tief Atem zu holen. Die schweißbedeckten, erschöpften Leute ringsum brachen in Siegesgeschrei aus. Ihr erster Zusammenstoß mit dem Feind hatte sie auf den Geschmack des Sieges kommen lassen.

Andrej stand wieder auf und lehnte sich an sein Pferd. Auch Batory troff vor Schweiß, war aber freudig erregt von dem Gefühl, seinen Herrn zum Triumph getragen zu haben.

»Styka, wir feiern jetzt kein Siegesfest. Beruhige die Leute, wir haben alle Hände voll zu tun. Doktor, unsere Verluste?«

»Vier Tote, Herr Hauptmann. Trzaska, Leutnant Zurawski – ich glaube, er ist in unser eigenes Kreuzfeuer geraten – und Wajwod und Lamejko.«

»Verwundete?«

»Sechs – einer schwer.«

»Pferde?«

»Zehn, Herr Hauptmann«, sagte Styka. »Alle bereits durch Kopfschuß getötet.«

Andrej blickte auf den Trümmerhaufen auf der Straße. Die war völlig blockiert. Die Deutschen konnten die Stelle auch nicht umfahren, weil die Abhänge an den Straßengräben zu steil waren.

»Ihre Befehle, Herr Hauptmann?«

»Hol die Männer mit den Maschinengewehren zurück. Es hat keinen Sinn, sie zu opfern. Bleibt in Bereitschaft – die Deutschen kommen wieder. Laß mich die Verwundeten sehen.«

Ihr Sieg hatte ihnen viel von der ersten, schrecklichen Angst vor der Feindberührung genommen. Sie warteten.

Andrej stand am äußersten Waldrand und hielt Batory am Zügel. »Na,

alter Knabe, jetzt sind wir soweit«, sagte er zu seinem Pferd. »So schlimm war's gar nicht, wie, nachdem wir's so oft geprobt hatten! Sogar verdammt einfach, wenn du mich fragst. Wenn wir nur eine Ausweichstellung hätten . . . Na, jetzt wissen wir wenigstens, was wir zu tun haben. Sie von der Straße da zurückdrängen. Glaubst du, wir können die Stellung halten? Und ob wir's können! Die kriegen heute keinen Angriff mehr zustande. Ruhig, Junge.«

Am Fuß der Anhöhe, dicht an der Straße, gab es eine Explosion. Dann noch eine. Und noch eine.

»Styka!«

Es war Geschützfeuer aus der Ferne. Aber woher? Ein halbes Dutzend weiterer Granaten barsten, die Einschläge kamen die Anhöhe immer näher herauf. Andrej sah auf seine Uhr. Erst achtundvierzig Minuten, seitdem er nach dem Angriff neu Stellung bezogen hatte.

Neue Detonationen ließen die Erde erbeben.

»Da drüben«, sagte Andrej. Er zeigte in Richtung Ostpreußen. Querfeldein kam ein Dutzend Ungetüme auf rasselnden Ketten. Ihre Geschütze suchten den Wald ab. Andrej knurrte vor sich hin. Funkverbindung und Fernartillerie hatten binnen weniger Minuten eine günstige Verteidigungsstellung in eine Falle verwandelt. Würde er jetzt mit Zinseszinsen für seinen Überfall aus dem Hinterhalt bezahlen müssen? Er blickte auf seine beiden armseligen Mörser. Die konnten die Panzer erst erreichen, wenn sie schon an der Straße waren. Die Deutschen konnten sich, wenn sie wollten, außer Reichweite verschanzen und die Dinger zuschanden schießen. Vielleicht doch lieber durchbrechen und davon! Nein, verdammt noch mal, alles, nur nicht das!

Das Geschützfeuer tastete jetzt den Waldrand ab. Die Reihe seiner Reiter begann zu schwanken. »Ruhig dort!«

Zwei der Panzer hatten die Straße erreicht.

»Feuer!«

Die Granaten seiner Mörser schlugen rings um die Panzer ein. Einer erhielt einen Volltreffer. Aber das deutsche Trommelfeuer konnten sie doch nicht abwenden.

Guter Gott, dachte Andrej! Wie kann ich sie nur zum Stehen bringen? . . . vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf. Alle Panzer hatten jetzt Stellung bezogen und feuerten aus nur dreihundert Meter Entfernung.

»Absitzen! Pferde zurücknehmen und anbinden! Gestaffelte Feuerlinie bilden!«

Ein Hagel von Panzergranaten fand seinen Weg in den Wald. Die Rinde dürrer Bäumchen fing Feuer. Ein Dutzend Pferde wieherte vor Schreck, und einige brachen aus. Kompanie A nahm hinter den Bäumen Deckung. Nur Hauptmann Androfski und Batory blieben vorn, um zu beobachten.

Knirschend setzten sich die deutschen Panzer jetzt in Bewegung. »Maschinengewehre! Dauerfeuer! Nach den Turmgeschützen zielen!«

Die Maschinengewehre beharkten die Panzer, aber ihre Kugeln prallten wirkungslos ab.

»Herr Hauptmann! Flugzeuge!«

In kreischendem Sturzflug kamen die schwarzen Aasgeier über den Wald. Die Flugzeuge flogen tief und warfen Brandbomben ab, und der

Wald loderte auf wie eine Pechfackel. Eine zweite Flugstaffel spie Zehntausende Maschinengewehrkugeln auf sie herab. Sowie sie vorüber war, fingen die Panzer wieder an. Und jetzt kamen auch Lkw mit Infanterie herbei. Die Deutschen sprangen ab und formierten sich hinter den Panzern.

»Auf die Pferde!«

Gurgelnd, röchelnd, blutend suchten die Überreste der Kompanie A nach den Überresten ihrer Pferde.

»Vorwärts!« schrie Andrej. Mit trotzig fliegender schwarzer Mähne führte Batory die gebrochene, armselige Reihe der Ulanen die Anhöhe hinab direkt gegen die deutschen Panzer. In seinem fürchterlichen Zorn sah Andrej nur noch die Infanterie hinter den Panzern. Die erwisch ich! Die Hunde erwisch ich noch!

Ehe sie noch fünfzig Meter geritten waren, wurden seine Leute aus den Sätteln geschossen. Andrej fuhr herum, brachte sie durch Befehle und Flüche wieder auf die Beine, hob sie in die Sättel und versuchte, den Angriff neu zu gruppieren. Aber es war nichts mehr zu machen. Es war die völlige Vernichtung. Sie zogen sich wieder in den Wald zurück, und Andrej, der seine Leute fluchend noch einmal hatte nach vorn treiben wollen, folgte resigniert.

Jetzt schoben sich die Panzer die Anhöhe hinauf. Im Schutz der Stahlplatten folgte geduckt die deutsche Infanterie. Die stählerne Reihe kam bis auf hundert Meter heran – schnurgerade –, spie noch einmal Feuer, dann schwärmte die Infanterie zwischen den Panzern aus.

Der Wald füllte sich mit dem Geruch brennenden Fleisches und brennenden Holzes, mit dem Lärm brüllender Menschen und brüllender Pferde. Es herrschte völliges Chaos. Zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten lang war Andrej noch imstande, seine Männer zusammenzuhalten und gegen die deutsche Infanterie zu führen. Doch sie wurden von den Angreifern geradezu planmäßig aus den Sätteln geschossen.

Dann flog ihm eine Rauchwolke ins Gesicht, und fast geblendet taumelte er umher und schrie nach Batory. Endlich fand er sein Pferd und mühte sich in den Sattel. »Los, Junge. Wir holen sie uns!«

Er spornte das Tier nochmals gegen die Deutschen an, doch dann wirbelte er plötzlich durch die Luft, und die Welt um ihn drehte sich. Als er die Augen auftat, war ihm, als ob seine Brust zerquetscht wäre, und er sah nichts mehr außer dem blauen Himmel und den flammenden Baumwipfeln über sich, die sich drehten und drehten. Halb ohnmächtig, schleppte sich Andrej auf Händen und Knien vorwärts und kroch zu Batory hin. »Batory, steh auf, Junge! Steh auf, Junge! Bleib nicht liegen. Steh auf! Wir bringen sie um!«

Feldwebel Styka kniete über Andrej und schüttelte ihn heftig. »Herr Hauptmann, es ist aus. Los, Herr Hauptmann. Ich hab zwei Pferde. Wir müssen uns aus dem Staub machen!«

Mit beiden Händen versuchte Andrej das Haupt des toten Pferdes hochzuheben. »Batory, steh auf!«

»Herr Hauptmann, ihr Pferd ist tot! Fast alle Leute sind tot.«

Der riesige Soldat zerrte Andrej hoch, stellte ihn auf die Beine. Andrej entwand sich seinem Griff und stieß sein lebloses Tier in die Flanke. »Steh auf, verdammt nochmal. Steh auf! Steh auf! Steh auf!«

XI

Das deutsche Volk hatte der Menschheit einen Beethoven gegeben, einen Schiller, einen Freud und ihr auch das zweifelhafte Geschenk eines Karl Marx gemacht. Jetzt legte es der Menschheit eine neue Reihe von Autoren vor – General von Bock, General von Küchler, General von Kluge, General von Rundstedt, General von Blaskowitz, General List, General Halder, General von Brauchitsch, General von Reichenau. Das Buch, mit dem jetzt der deutsche Beitrag zur Kultur geleistet wurde, führte den Titel »Blitzkrieg«.

Polen bildete eine gewaltige Ausbuchtung, die genau in die offenen Kiefer Deutschlands paßte. Im Norden lag Ostpreußen, dann gab es eine gemeinsame Grenze von vielen hundert Kilometern, die sich von der Ostsee bis Krakau erstreckte, und die kürzlich verschlungene Tschechoslowakei stellte mit den Karpaten den südlichen Abschluß dar.

Die Kiefer klappten zu, und bewaffnete Kolonnen vergruben sich, Schneidezähnen gleich, tief in Polens Fleisch. Die Polen, anmaßend und eigensinnig, erfüllt von törichtem Nationalstolz und geführt von einem angriffslustigen Generalstab, versäumten auch die geringste Gelegenheit, die vielleicht bestanden haben mochte, um irgendeine feste Front zu bilden.

Entgegen jeder Logik verzichtete Polen darauf, seine Flüsse als natürliche Verteidigungslinien zu verwenden. Statt dessen träumte es davon, eine Grenze von zweitausend Kilometern zu halten, deren Angriffspunkte sich der Feind aussuchen konnte. Es träumte sogar von einem Gegenangriff in Form einer tollkühnen Kavallerieattacke.

Polens Streitkräfte waren nahezu unbeweglich, wehrlos und antiquiert. Die Waffen seiner Armee hätten sich vor fünfzig Jahren vielleicht für einen Krieg geeignet. Auf bloße Tapferkeit angewiesen, kämpfte Polen mit Pferden gegen Tanks.

Die deutschen Landtruppen vollzogen doppelte und dreifache Umklammerungen; es schien fast, als vollführten sie Manöver, wie sie im Bilderbuch standen. Der nahezu schutzlose, aber stolze Feind wurde von ihnen niedergemetzelt, eingefangen, überwältigt, abgeschnitten und überrannt. Das neue Buch »Blitzkrieg« ließ selbst das geringe Maß an Menschlichkeit außer acht, wie es beim organisierten Mord des Krieges vorher noch geübt zu werden pflegte.

Der Tod fiel buchstäblich vom Himmel.

Wenige Stunden nach der deutschen Grenzverletzung war die winzige und veraltete Luftflotte Polens auf dem Boden zerstört. Nach wenigen Stunden waren Eisenbahnlinien aufgerissen, rauchten Munitionslager gen Himmel, versanken glühende Brücken zischend in die Flüsse. Städte und Dörfer, in denen nicht eine einzige Kanone war, die zurückfeuern konnte, wurden schwelenden Trümmerhaufen gleichgemacht.

Die Luftwaffe, die in Spanien den Angriff auf offene Städte gelernt hatte, verwandelte ganz Polen in eine einzige Schießscheibe. Sie metzelte flüchtende polnische Truppen nieder, die Deckung suchten, polnische Bauern auf ihren Feldern, polnische Kinder in ihren Schulhöfen, polnische Frauen in Gebärkliniken und polnische Nonnen bei der Messe.

Von der Tschechoslowakei aus schob List seine Panzerkräfte über die

Gebirgspässe der Karpaten und umging den Feind bei Krakau an dem gleichen Ort, an dem sich der schwindelhafte Überfall auf den Sender Gleiwitz ereignet hatte. Im Mittelabschnitt hatte Reichenau die Ehre, die größte Masse der stahlgepanzerten Ungetüme zu entfesseln, und zu seiner Linken steckte Blaskowitz die umfangreiche Ebene um das Industriezentrum von Posen ein. Bock und Küchler brachen aus ihren nördlichen Flankenstellungen in Ostpreußen und Pommern hervor, und der umstrittene polnische Korridor hatte zu bestehen aufgehört.

Das Buch war in der Tat neu geschrieben worden. Es war des mechanisierten und technisierten Mordes letzter Schrei. Die Vernichtung Polens – die Niedermetzelung von zweihunderttausend Soldaten und Zehntausenden von Zivilisten sowie der Raub eines Landes – war ein neues Meisterwerk der Deutschen.

Hauptmann Andrej Androfski war von seinem Feldwebel bewußtlos geschlagen und vom Schauplatz des flammenden Todes der Kompanie A weggeschleppt worden. Nachdem sie Pferde gefunden hatten, gelang es ihnen, gemeinsam mit einem halben Dutzend Überlebender zu ihrem Hauptquartier Grudziadz zurückzukehren, wo den Ulanen freilich eine noch viel größere Katastrophe zugestoßen war. Törichterweise hatte man in Grudziadz ein Drittel der polnischen Streitkräfte zu einem Gegenangriff zusammengezogen, der allerdings nicht mehr zustande kam. Ohne die geringste Mühe hatten die Deutschen sie eingekreist und sie, nachdem sie in der Falle gesessen waren, vollkommen niedergemacht. Eine darauffolgende doppelte Umklammerung der polnischen Marinetruppen führte zur Eroberung der großen Westerplatte. Und hier kam es zu Polens letztem Kavallerieangriff. Den polnischen Adler noch immer trotzig voran, versuchten die tollkühnen Ulanen, den eisernen Ring um sie zu sprengen, doch die Deutschen rissen die Ulanen unritterlich in Stücke, und die Verteidigungslinie an der Westerplatte war zusammengebrochen. Die verbliebenen Ulanen taumelten von Grudziadz zurück nach Torun. Noch ein letzter schwacher Atemzug, ein letzter Ausfall bei Wloclawek – und dann war es aus mit ihnen.

Es gab keine Atempause. Das deutsche Ungeheuer preßte die Kiefer noch fester zusammen, und am Ende einer einzigen Woche schnappten seine Schneidezähne bereits nach Warschau.

In sieben Tagen wurden Hauptmann Andrej Androfski vier Pferde unter dem Leib weggeschossen. Er war von Wunden an Armen und Beinen und überall mit Schmutz und Schrammen bedeckt. Er und sein Feldwebel Styka befanden sich unter der Handvoll Überlebender, als sich die Brigade nach der Schlacht bei Wloclawek endlich ergab.

Bevor die Deutschen planmäßig Gefangenenlager errichten und die Polen entwaffnen konnten, brachen Andrej, Styka und vier andere im Schutz der Dunkelheit in der Nacht zum 7. September aus ihrem Lager aus und wagten es, den gefährlichen Oberlauf der Weichsel zu durchschwimmen.

Zwei von ihnen ertranken. Die übrigen vier verbargen sich den nächsten Tag über in einem Wald und krochen bei Nacht die Gräben der Straßen entlang, auf denen es von deutschen Spähtrupps wimmelte.

Im Morgengrauen des 9. September fanden die vier Unterschlupf in einer Bauernhütte am Rande von Plock. Sie hatten etwa ein Drittel ihres Wegs nach Warschau zurückgelegt. Zu Tode erschöpft, hungrig, durstig und durch das hohe Wundfieber aufs empfindlichste geschwächt, erlaubte sich Hauptmann Andrej Androfski endlich den Luxus eines Zusammenbruchs.

Styka schickte die beiden anderen Leute nach Plock um einen Arzt, während er über Andrej wachte, der ganz still und blaß geworden war. Es hatte Andrejs letzten Rest an Kraft erfordert, Styka durch den reißenden Fluß zu ziehen.

Nur verschwommen erinnerte sich der Soldat an einen Teil der Vorfälle der vergangenen Woche, seitdem er Andrej aus dem brennenden Wald gezerrt hatte. Er sah seinen Hauptmann vor sich, wie er eine Attacke nach der anderen angeführt und noch weitergekämpft hatte, als alles bereits verloren war. Nie zuvor hatte er in eines Mannes Augen solche Wut gesehen wie in dem Augenblick, als sie ins Gefangenenlager gesteckt wurden und Andrej kaum imstande war, sich aufrecht zu halten. »Styka, sobald es dunkel wird, durchschwimmen wir den Fluß.«

Der Bauer brachte Styka ein Stück Brot und einen Teller Linsensuppe, doch der Soldat war zu schwach, um den Löffel zu heben oder in das Brot zu beißen. Er legte sein Ohr auf Andrejs Brust. Ja, das Herz schlug noch. Seine Augen fielen zu. Darfst nicht einschlafen, bevor der Doktor kommt . . . darfst nicht einschlafen . . .

»Wer ist er?« fragte der Doktor.

»Mein Hauptmann«, antwortete Styka durch seine geschwollenen Lippen. Sein Geist war verwirrt. Styka besaß keinerlei Bildung, war kaum des Lesens kundig und viel zu erschöpft, um das Grauen der vergangenen Woche in Worte zu fassen. Aber er war treu. Erst als ihm der Arzt versprochen hatte, bei Andrej zu bleiben, ließ er sich neben dessen Bett zu Boden fallen und sank sofort in bleiernen Schlaf.

Als Andrej zwanzig Stunden später blinzelnd die Augen aufschlug, erblickte er Stykas Gesicht über dem seinen. Styka brachte ein karges Lächeln zustande. Der Arzt aus Plock war inzwischen gegangen und wiedergekehrt. Andrej gelang es, sich auf seinen Ellbogen aufzurichten. Er schaute sich in der Hütte um und fiel aufs Bett zurück.

»Wir hatten uns schon gefragt, ob Sie jemals wieder aufwachen würden«, sagte der Arzt.

»Für mich war's selbstverständlich. Ich hab nie daran gezweifelt«, knurrte Styka.

Die Bäuerin bekreuzigte sich unzählige Male und beteuerte, daß die heilige Muttergottes ihre Gebete erhört habe.

»Wie sieht's mit mir aus?« fragte Andrej.

»Die Wunden beginnen zu vernarben. Alle Risse und Schrammen werden verschwinden. Aber Sie sind so erschöpft, daß sie unbedingt völlige Ruhe brauchen. Ich habe noch nie einen Mann untersucht, der ärger zerschlagen war als Sie. Sie haben die Konstitution eines Bullen. Ich werde nie verstehen, wie Sie in einem solchen Zustand fähig waren, durch den Fluß zu schwimmen.«

Styka und der Arzt halfen ihm, sich aufzusetzen. Er schluckte ein gan-

zes Glas vom selbstgebrannten Wodka des Bauern herunter und füllte seinen Magen mit einem halben Laib Brot. Obwohl alle protestierten, blieb er aufrecht sitzen.

»Wo sind wir eigentlich?«

»In Plock.«

»Wie ist die Lage?«

»Schlechte Nachrichten auf der ganzen Linie. Wir sind überall geschlagen worden«, sagte der Arzt.

»Was ist mit Warschau?«

»Die Deutschen haben Warschau noch nicht erreicht. Radio Polski sagt, daß Warschau kämpfen wird.«

Andrej versuchte aufzustehen, doch seine Beine versagten den Dienst und er schwankte. »Wo sind die beiden anderen, Styka? Die über den Fluß mit uns kamen – wo sind sie? Wir müssen zurück nach Warschau und kämpfen.«

Der Arzt und Styka tauschten einen Blick.

»Na, wo sind sie? Sag schon!«

»Sie haben sich ergeben.«

»Ergeben?«

»Die Deutschen sind in großer Stärke über den Fluß. Alle Straßen nach Warschau sind abgeschnitten. Ich bin nur so lange hier geblieben, bis ich wußte, daß Sie wieder in Ordnung sind, Herr Hauptmann. Aber es ist unmöglich, Warschau zu erreichen. Jede Stunde, die wir länger bleiben, bringt die guten Leute in Gefahr. Die Deutschen schießen jeden nieder, der einen Soldaten auf der Flucht bei sich aufnimmt.«

»Ich bin Pole«, erklärte der Bauer. »Ich werde meine Tür keinem polnischen Soldaten verschließen.«

»Ihr Feldwebel hat recht«, sagte der Arzt. »Nachdem er jetzt weiß, daß Sie am Leben sind, wäre es auch für ihn das beste, sich zu ergeben. Was Sie selbst angeht, so kann ich Sie einige Tage verstecken, bis Sie wieder etwas kräftiger geworden sind, aber dann müssen Sie sich ergeben.«

Andrej blickte alle vier an. Die Frau bekreuzigte sich und fing wieder zu beten an. »Wenn Sie so gut sind, mir einen Laib Brot, eine Flasche Wasser und vielleicht etwas Käse zu geben, mache ich mich auf den Weg. Ich gehe nach Warschau.«

Stykas Arme sanken hilflos herab. »Wir schaffen es nicht, Herr Hauptmann.«

Andrej gelang es, sich bis zu seinem Feldwebel zu schleppen. Er legte eine Hand auf seine Schulter. Styka senkte die Augen. »Schau mich an, Styka – schau mich an, sage ich. Du würdest dich ergeben?«

Der riesige schlichte Mann war fünfzehn Jahre lang ein guter Soldat gewesen. Sein einstmals stolzer Schnurrbart war vom Dreck verkrustet und Schweißtropfen brachen durch den erstarrten Schmutz auf seinen Augenbrauen und das unrasierte Gesicht. Völlig bestürzt ließ er den Kopf hängen und flüsterte: »Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Nun hören Sie mal gut zu«, sagte der Arzt. »Warschau ist hundert Kilometer von hier entfernt, die Straßen sind blockiert, und überall wimmelt es von deutschen Patrouillen. Selbst wenn Sie der stärkste und gesündeste Mann wären, Sie hätten keine Chance durchzukommen. In diesem Zustand schaffen Sie nicht einmal zehn Kilometer.«

Styka fing zu weinen an. So etwas hatte Andrej noch nie bei ihm gesehen. »Herr Hauptmann, wir haben uns geschlagen, so gut wir konnten. Wir haben unsere Ehre behalten.«

Andrej wurde plötzlich von Schwindel übermannt. Er fiel in Stykas Arme, riß sich jedoch wieder los und taumelte in einen Stuhl.

Nach sieben Tagen war der Krieg für sie vorbei, ihre schöne, herrliche Brigade zu einem blutigen Brei zerstampft. Er sah die verglasten Augen der Soldaten, zu Tausenden die Leichen am Straßenrand vor Torun nach ihrem Kavallerieangriff und die Felder voll von leblosen Pferden.

Der Gedanke an die Schlacht verfolgte ihn Tag und Nacht, ohne Anfang, ohne Ende, die Gerüche, die Brandwunden, die Todesqualen, die Soldaten, die er mit Fußtritten zum Stehen und nochmaligen Feuern gebracht hatte – und dann noch einmal zum Feuern, – die ohrenbetäubenden Explosionen der Granaten, die Panzerketten, die sich in Wälle von Fleisch gegraben hatten, und die Schreie der Verwundeten.

. . . Das kleine Dorf nördlich von Rypin. Wie hieß es doch nur? Dort hatte er fünfzig Herumirrende zu einem Angriff zusammengetrieben. Im Dorf hatten sie angehalten, um Wasser zu trinken. Die Kinder waren aus der Schule auf den Dorfplatz gerannt und hatten ihnen zugejubelt. Der Priester war gekommen und Frauen mit Brot in ihren Händen.

Keiner hatte das Flugzeug gehört, so schnell war es da. Ratatatat – weg war es wieder, und fünf kleine Kinder lagen blutend auf dem Platz. Der Priester kniete neben ihnen nieder und betete. Die Frauen weinten. Ein kleines totes Mädchen hielt noch die Stoffpuppe umklammert. Ratatatat – und wieder waren Flugzeuge über ihnen.

»Wir haben ehrenvoll gekämpft«, hatte Brigadekommandant Zygmunt Bozakolski gesagt. »Ich ergebe mich mit der Siebenten Ulanenbrigade. Ich erwarte, meine Herren, daß Sie sich wie Ulanenoffiziere benehmen.«

Dann das Gefangenenlager, der Stacheldraht. Das Netz der deutschen Wachen. »Styka, sobald es dunkel wird, gehen wir durch den Stacheldraht und schwimmen über den Fluß.«

»Ich bin dabei, Herr Hauptmann.«

Styka hatte sich auf den Draht geworfen und eine lebende Brücke gebildet. Die anderen fünf waren über ihn geklettert. Andrej folgte ihnen nach. Als sie das Flußufer erreicht hatten, war die Luft von Pfiffen, Sirenen und deutschen Befehlen erfüllt.

Scheinwerfer suchten die Dunkelheit ab.

Der Fluß war reißend und zog sie ans Ufer zurück. Die Lichter strichen über das Wasser. Schwimmt um euer Leben! Schwimmt um euer Leben!

Ein Schrei! Einer von ihnen war getroffen worden. Wie einen Stoffetzen schwemmte ihn die Strömung fort.

»Ich geh unter, Hauptmann. Ich schaff es nicht.«

Dann hatte Styka nach Luft gerungen und um sich geschlagen.

»Ruhig, Styka, ruhig.« Andrejs Hand war unter sein Kinn geglitten, sein freier Arm hatte das Wasser durchfurcht.

»Ich geh unter! Heilige Muttergottes, ich geh unter«, hatte Styka geschrien.

»Halt die Schnauze, elender Hund . . . «

Andrej zog ihn ans Ufer, kniete über ihm, pumpte das Wasser aus sei-

nen Lungen und schlug ihn so lange ins Gesicht, bis er wieder zu sich kam.

. . . Und dann . . . was war dann?

Andrej blickte auf. Er sah den Bauern und seine Frau an, dann den Arzt. Und Styka. Der weinte.

»Wenn Sie sich ergeben wollen, Feldwebel, meine Erlaubnis haben Sie.«

»Und Sie, Herr Hauptmann?«

Andrej schüttelte den Kopf.

»Sie sind ein verdammter Narr«, rief der Arzt.

»Dann bin wohl auch ich ein verdammter Narr«, sagte Styka.

»Sie gehen mit ihm? Warum? Sie wissen doch, daß er es nicht schaffen kann!«

Styka versuchte nachzudenken. Es war schwer für ihn. Er zuckte die Achseln.

»Weil er mein Hauptmann ist«, sagte er schließlich.

XII

Die ersten paar Tage nach Kriegsbeginn versuchten England und Frankreich verzweifelt, die Deutschen zum Rückzug zu bewegen. Sie waren bereit, Polen preiszugeben, genau wie in München die Tschechoslowakei. Als sich Deutschland weigerte, mußten England und Frankreich tun, was sie schon vor Jahren zu tun gehabt hätten: Sie erklärten den Krieg. Als Polens Untergang täglich unvermeidlicher erschien, übergaben die britischen und französischen Botschaften in Warschau einen großen Teil ihrer Akten und Pflichten den neutralen Amerikanern.

Die Amerikaner litten an Personalmangel, aber das Betriebsklima in der Botschaft blieb trotz der zusätzlichen Belastung ausgezeichnet.

Im Verlauf der zweiten Woche war die endgültige Niederlage Polens gewiß.

Gabriela verließ nach einem vierzehnstündigen Arbeitstag die Botschaft. Thompson bestand zwar darauf, daß sie sich etwas Ruhe gönnen sollte, doch sie überredete statt dessen einen der Marinewachsoldaten, sie nach Zoliborz zu fahren. Sie wollte die Familie Bronski aufsuchen, mit der sie in den letzten Tagen den Kontakt verloren hatte. Dort angekommen, teilte ihr Soschja mit, daß Rachel und Debora im Batyraner-Waisenhaus seien. Sie fuhr dorthin.

Als sich die deutschen Armeen auf Warschau zu bewegten, nahmen die Luftangriffe an Stärke zu. Die Stadt war entschlossen, weiterzukämpfen. Susanne Geller im Waisenhaus hatte dringend um Hilfe gerufen, um alles Lebensnotwendige in die Keller zu schaffen, damit sie während der Luftangriffe wenigstens Lebensmittel, Arzneien und Schlafgelegenheiten hätten. An der Seite von Debora, Susanne, Rachel, Alexander und Sylvia Brandel arbeitete Gabriela die Nacht und den ganzen nächsten Tag hindurch und half, die Vorräte nach unten zu schaffen. Nur ab und zu gönn-

ten sie sich eine kurze Pause, um zu schlafen. Dann kehrte sie in die Botschaft zurück. Dort war jedoch im Augenblick nicht mehr so viel zu tun, und Thompson schickte sie wieder nach Hause.

Ein Zustand der Betäubung hatte von ihr Besitz ergriffen. Sie blickte von der Straße zu ihrer Wohnung hinauf. Es war so einsam dort oben. Auf dem Platz und in der Nähe waren mehrere Gebäude von Bomben getroffen worden. Wie immer, wenn sie sich verlassen fühlte, ging sie nach Norden in die Lesznostraße und kletterte die vier Stockwerke zu Andrejs Wohnung hinauf. Die Tür war, wie gewöhnlich, offen. Als sie eintrat, begannen eben die Sirenen zu heulen. Sie stand am Fenster, seltsam gebannt von den hoch aufschießenden Flammen in den nur einen Kilometer entfernten Elendsvierteln. Ein Teil des Feuers schien aus der Altstadt zu kommen. Welch ein Unglück, dachte sie, wenn dem alten Platz etwas zustieße.

Eine Stunde vorher hatten die Flugzeuge Brandbomben abgeworfen, um so genügend Helligkeit für ihre nächtlichen Luftbombardements über Warschau zu haben. Und nun trafen die Angreifer mit buchstäblich tödlicher Sicherheit die weiten Gebiete der Arbeitersiedlungen in der Vorstadt Praga auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses.

Von der Straße her konnte sie den Wirrwarr hören, den die panische Angst verursacht hatte, indes die Feuerwehren zu den Elendsvierteln rasten, in denen die Häuser so dicht beieinander standen, und so leicht entzündlich waren, daß die Brände, sofern man sie nicht rasch löschte, auf ganz Warschau übergreifen konnten.

Dumpfe Einschläge von Praga her.

Polen besaß weder Kanonen noch Jagdflugzeuge, um die Deutschen aufzuhalten. Und wieder und immer wieder kamen die Angreifer, um den Widerstandsgeist des Volkes zu brechen.

Sie schloß das Fenster, verdunkelte den Raum mit schwarzem Papier, machte dann die Nachttischlampe an, um ein wenig Helligkeit im Zimmer zu haben und streckte sich lang aus. Mit Walt Whitmans »Grashalmen« wollte sie sich in den Schlaf lesen.

Ein Klopfen an der Tür schreckte sie auf.

»Herein.«

Alexander Brandel trat ein. Sie war froh, daß er gekommen war.

»Ich wollte Sie nicht erschrecken«, sagte er. »Ich war schon in der Botschaft und in Ihrer Wohnung.«

»Ist im Waisenhaus nicht alles in Ordnung?«

»Doch, doch. Die Kinder halten sich wunderbar. Wir versuchen, für sie ein Spiel aus dem ganzen zu machen. Aber ich glaube, sie sind klüger als wir.«

»Wie sieht's draußen aus?«

»Im Norden brennt alles und in Praga ist die Hölle los. Aber Bürgermeister Starzynski sagt, wir kämpfen weiter – also kämpfen wir weiter. Kann ich einen Kognak haben?«

Gabriela nahm eine Flasche aus dem Schrank und blickte Alexander argwöhnisch an. Sonst trank er fast nie, außer wenn er mit Andrej beisammen war. Jetzt aber stürzte er das Glas nur so herunter. Er hustete, als der Alkohol in seinem Magen zu brennen begann. Vielleicht ist es nur der Luftangriff, der ihn so mitgenommen hat, dachte Gabriela. So was

reicht ja, um jeden aus der Ruhe zu bringen. Dann wischte sich Alexander den Schweiß von der Stirn. Ihn bewegte offensichtlich etwas Ernsteres.

»Was ist los?« fragte Gabriela.

»Andrej ist in Warschau.«

Sie schloß die Augen und griff sich an die Brust, als ob sie einen Schlag bekommen hätte. Sie wollte Fragen stellen, brachte aber kein Wort über die Lippen.

»Vor allem will ich Ihnen sagen, daß er wohlauf ist.«

»Können Sie . . . können Sie das beschwören?«

»Ich schwöre es Ihnen. Er ist zwar verwundet, aber es ist nicht schlimm. Bitte setzen Sie sich.«

»Wo wurde er verwundet, Alexander?«

»Ich sag Ihnen, daß es nicht schlimm ist. Bleiben Sie ruhig.«

»Wo ist er?«

»Bitte beherrschen Sie sich doch.«

»Wo ist er?«

»Gabriela . . . bitte . . .«

»Sie lügen, er ist schwer verletzt.« Mit Anstrengung riß sie sich zusammen. »Also sagen Sie es mir schon!«

»Gott allein weiß, wie es ihm gelungen ist, nach Warschau zurückzukehren. Es ist ein Wunder. Niemand wird je erfahren, was er durchgemacht hat.«

»Alex . . . ich bitte Sie . . . sagen Sie die Wahrheit. Wie schwer ist er verletzt?«

»Sein Herz ist gebrochen, Gabriela.«

»Wo ist er?«

»Unten im Parterre an der Treppe.«

Sie stürzte zur Tür und schrie seinen Namen. Alexander hielt sie zurück und verschloß ihr mit seiner Hand den Mund. »Hören Sie gut zu, Gabriela! Er ist gebrochen, er hat keinen Lebenswillen mehr. Sie müssen jetzt sehr tapfer sein.«

»Andrej, Andrej«, wimmerte sie.

»Er kam zuerst zu mir und bat mich, zu Ihnen zu gehen, weil er nicht will, daß Sie ihn in diesem Zustand sehen. Verstehen Sie das?«

Sie nickte.

»Dann verdunkeln Sie das Zimmer, und ich schicke ihn herauf.«

Sie ließ die Tür offen und drehte das Licht aus. Nur vom Hausflur her drang ein winziger Strahl herein. Gabriela horchte am Treppenabsatz, wie Alexander unten ankam. Sie hörte seine Stimme. Dann lauschte sie gespannt auf die andere Stimme. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Sie kämpfte den quälenden Wunsch nieder, seinen Namen herauszuschreien und ihm entgegenzustürzen. Und dann . . . ein langsames Stapfen über die Treppen. Er arbeitete sich höher und höher. Jeder Schritt schien schmerzvoller zu sein als der vorherige. Tapp. Tapp. Tapp.

Mit wild klopfendem Herzen eilte Gabriela ins Zimmer zurück.

Tapp . . . Ein schleppender Tritt und dann ein tiefes, keuchendes Atmen.

Sein Umriß warf einen Schatten aufs Geländer. Er schwankte – es schien, als ob ihm seine Füße den Dienst versagten – und rang nach Atem. Er tastete sich durch die Finsternis zur Tür.

»Andrej?« flüsterte sie.

Wie ein Blinder stolpernd, kam er ins Zimmer, fand das Bett, zog sich hinauf, vor Schmerz und Erschöpfung stöhnend.

Gabriela verzehrte sich danach, Licht zu machen, doch sie wagte es nicht. Sie beugte sich schnell über das Bett und strich ihm mit der Hand über das Gesicht, seine Augen, seine Ohren, seine Nase, seinen Mund. Alles war da. Arme, Hände, Finger, Beine. Es war noch alles von ihm da.

Er roch nach getrocknetem Blut und Schweiß, und sein Haar war schmutzverklebt. Er lag da und stöhnte matt vor sich hin.

Dann wurde Gabriela ganz ruhig. Sie setzte sich an den Bettrand, hob seinen Kopf in ihren Schoß und streichelte ihn zärtlich. Sein Gesicht brannte fiebrig. Er griff nach der Bettdecke und verkrampfte sich darin.

»Schon gut, Liebster, jetzt ist alles wieder gut.«

»Gaby . . . Gaby . . . «

»Ich bin bei dir, Liebster.«

Andrej fing zu weinen an. »Sie haben mir mein Pferd umgebracht«, schluchzte er. »Batory ist tot.«

Von Bielany bis Rakowiec, von Praga bis Kolo begannen die Sirenen zu heulen. Und schon gesellten sich neue Flammen zu den alten Bränden. Der Mord an Warschau war in vollem Gang.

»Sie haben mir mein Pferd umgebracht, mein schönes Pferd ist tot . . .«

XIII

Tagebucheintragung
17. September 1939

Der Kuchen ist aufgeteilt. Polen, der Prügelknabe der Geschichte, hat wieder einmal seine uralte historische Rolle übernommen. Hitler hat den Preis in seinem Handel mit Stalin bezahlt. Die Sowjetarmee ist uns in den Rücken gefallen und beabsichtigt offenbar, bis zu einer vorher vereinbarten Grenze vorzurücken.

Der deutsche Einfall hat selbst die fortschrittlichsten Strategen in heillosen Schrecken versetzt. Smigly-Rydz, die Regierung und die ausländischen Gesandtschaften sind geflohen. Es heißt, daß sich ein Teil unserer Armee retten konnte.

Irgendwie gelingt es Warschau, sich weiter zu halten. Aber ich frage mich, ob der polnische Mut nicht beweist, daß Österreich und die Tschechoslowakei mit ihrer Feigheit den besseren Teil gewählt haben?

ALEXANDER BRANDEL

Bericht aus Warschau
von Christopher de Monti
(Schweizer Nachrichtenagentur, 21. September 1939)

Wie lange kann sich Warschau behaupten? Wie lange kann Bürgermeister Starzynski die Stadt bei der Stange halten? Diese Frage stellt man sich hier zehnmal am Tag.

Es ist ein sonderbarer Kampf, ein Kampf des Vorstadtverkehrs. Soldaten und Zivilisten, die man in Arbeitsbataillone gesteckt hat, haben ihre Verteidigungsstellungen an Warschaus äußerem Gürtel. Wenn die Männer abgelöst werden, fahren sie mit dem Omnibus in ihre Stadtwohnungen zurück.

Oft beginnt die Front an der Stelle, wo die Führungsdrähte der Omnibusse enden. Truppenbewegungen finden in den rot-gelben Trambahnen, in Pferdedroschken und Fuhrwerken statt.

Am Verteidigungsring ist ein merkwürdiges Menschengemisch damit beschäftigt, Schützengräben auszuwerfen und Befestigungen anzulegen: alte, orthodoxe Juden mit langen Bärten, Stenotypistinnen, Hausfrauen in fröhlich-bunten Babuschkas, Studenten in Couleurmützen, Kinder, Bäcker, Bankiers.

In ganz Warschau steht man Schlange um die immer geringer werdenden Lebensmittelvorräte. In manchen Vierteln wird Wasser nur eimerweise ausgeteilt. Denn Vorrecht auf Wasser hat die Feuerwehr, die Tag und Nacht darum kämpft, das völlige Abbrennen der Stadt zu verhüten.

Trotz Artilleriebeschuß und Luftangriffen rühren sich die Frauen nicht aus den Schlangen. Gestern wurden nahezu hundert von einer einstürzenden Hauswand begraben.

An allen Ecken und Enden der Stadt tragen sowohl wohlbekannte Gebäude und Wahrzeichen als auch bescheidene Bürgerhäuser die Pokkennarben der Granateinschläge. Warschaus einziger Wolkenkratzer, der fünfzehnstöckige Hochbau der Prudential-Versicherungsgesellschaft, ein für die deutschen Ferngeschütze weithin sichtbares Ziel, hat mehr als achtzig Treffer erlitten. Obwohl nur ein einziges Fenster im zehnten Stock heil geblieben ist, steht er noch unerschüttert da.

Polens ganzer Stolz, der Stary Miasto, Warschaus alter Stadtplatz mit seinen sorgfältig erhaltenen Renaissancehäusern und historischen Heiligtümern, wird täglich mehr dem Erdboden gleichgemacht.

Die polnischen Helden, deren Standbilder alle Plätze und öffentlichen Gärten zieren, haben jetzt Köpfe, Arme und Schwerter verloren. Die wunderbaren Springbrunnen des Sächsischen Gartens und des Lazienkiparks sind versiegt und die Schwäne von den Teichen geflohen, niemand weiß, wohin.

Trotz dieser Lage hat sich eine seltsame Ruhe auf die Stadt niedergesenkt. Immer wieder wird der Anschein erweckt, als habe sich nichts verändert, und auch ihren sprichwörtlichen Humor haben die Polen nicht verloren. Zwei Tageszeitungen gelingt es sogar, regelmäßig zu erscheinen. Von morgens bis abends spielt Radio Polski Musik von Chopin, die Sendung wird nur unterbrochen, um herzerschütternde Aufrufe von Bürgermeister Starzynski durchzugeben. Früher oder später muß der langerwartete Frontalangriff erfolgen. Wie lange kann sich Warschau behaupten?

Christopher zog seinen Bericht aus der Schreibmaschine, besserte hastig die Tippfehler mit grünem Fettstift aus und steckte das Papier in einen großen Umschlag.

Als die Telefonverbindung vor einer Woche unterbrochen worden war, hatte sich Christopher eine Fernschreibleitung gesichert und, als diese

ebenfalls abgeschnitten wurde, eine Radiowelle. Jetzt hatte Warschau mit Ausnahme der einzigen Rundfunkstation Radio Polski, die sich im Noteinsatz für die Stadt befand, keine Verbindung mehr zur Außenwelt.

Die Vereinbarungen über einen zweistündigen Waffenstillstand, die es dem noch verbliebenen Personal der amerikanischen Botschaft am nächsten Tag ermöglichen sollte, nach Krakau zu übersiedeln, war für Christopher ein plötzlicher Glücksfall. Er suchte Thompson auf, der sich sofort bereit erklärte, de Montis Berichte und Erwins Fotos im Diplomatengepäck mitzunehmen. Beide gingen fieberhaft an die Arbeit. Rosenblum machte zahllose Aufnahmen, und Christopher schrieb eine Artikelserie, die nicht an den Erscheinungstag gebunden war, sondern selbst nach dem Fall von Warschau noch als »Augenzeugenbericht« veröffentlicht werden konnte. Die Schweizer Nachrichtenagentur konnte der Weltpresse damit eine Sensation liefern.

Erwin übergab Christopher einen Haufen von Fotos. Er sah sie durch, zeichnete sie an und kontrollierte ihre Texterklärungen. Es waren Aufnahmen von eingestürzten Häusern und verbogenen Eisenbalken in grotesken Verkrümmungen, von schmerzerstarrten Müttern, die neben ihren toten Kindern knieten, und von schmerzerstarrten Kindern, die neben ihren toten Müttern knieten. Die Ernte des Krieges – der Beutezug eines Pressefotografen: tote, aufgedunsene Tiere, deren eigentümlicher Ausdruck zu fragen schien, was sie eigentlich verschuldet hatten, um in diesen Wahnsinn der Menschen verwickelt zu werden, und Bilder von alten Damen, die zu Gott und der Jungfrau flehten, deren Ohren sich ihren Gebeten verschlossen, Fotos von Männern beim Auswerfen der Schützengräben und von erschöpften Feuerwehrhelfern, die sich Eimer zureichten.

Erwin Rosenblums Kamera sah den Krieg, wie er wirklich war. Christopher de Monti ordnete die Bilder in Mappen.

»Wo sind die übrigen?« fragte er.

»Der Entwicklungsdienst von Kodak ist zusammengebrochen. Ich muß mal sehen, ob ich mir genug Zeug verschaffen kann, um eine Dunkelkammer im Keller einzurichten.«

»Na, wenn du keine Abzüge machen kannst, wirst du mir eben erlauben müssen, die Negative hinzuschicken.«

Erwin brummte. Für einen Fotografen gab es keinen schrecklicheren Gedanken, als die Negative aus der Hand zu geben, die im Fall irgendeines Mißgeschicks unersetzlich waren. Aber Christopher hatte recht. Wahrscheinlich war heute die letzte Möglichkeit, überhaupt noch Bilder aus Warschau hinauszuschaffen.

Rosenblum verfiel in seine alte Gewohnheit, die Blitzlichtbirnen in seiner Tasche klingeln zu lassen und mit dem Verschluß seiner Kamera zu spielen. »Es wird die Stimmung nicht bessern, morgen die Amerikaner abziehen zu sehen«, sagte er. »Das wird uns stärker an die Nieren gehen als ein halbes Dutzend Luftangriffe. Du weißt ja, wie's ist – fast jeder hat einen Onkel in Gary oder einen Bruder in Milwaukee.«

»Ja«, stimmte Christopher zu, »angenehm wird's nicht sein.«

»Wieso setzt *du* dich eigentlich nicht ab?«

»Wozu denn? Ich habe einen italienischen Paß und arbeite für eine Schweizer Presseagentur. Die Schweiz ist nicht im Krieg. Vielleicht will ich mich der Begrüßungsdeputation für meine Befreier anschließen.«

»Chris, du taugst nicht mal zu einem drittklassigen Faschisten. Glaubst du vielleicht, diese Kerle in der italienischen Botschaft werden für dich bürgen? Du bist so amerikanisch, daß du gar kein Schildchen brauchst.«

»Zufällig ist auch Amerika nicht im Krieg. Ich will die Agentur weiterführen.«

»Soll ich dir sagen, was ich weiß?« erwiderte Erwin. »Ich weiß, daß uns die Deutschen spätestens in zwei Wochen die Bude zusperren.«

»Da komm ich schon irgendwie drum herum.«

»Wozu?« fragte Erwin unbeirrt. »Du kriegst ohnehin keine Meldungen mehr aus dem Land, oder nur noch als verwässerte Kartoffelsuppe.«

»Du weißt ganz genau, weshalb ich bleibe!« rief Christopher zornig.

Rosenblum stellte seine Kamera ab, ging zu Christophers Stuhl hinüber und legte ihm teilnahmsvoll die Hand auf die Schulter. »Ich will ja gar nicht, daß du weggehst, Chris. Ich hab 'ne gute Stellung bei dir. Wenn die Agentur zumacht, werde ich's schwer haben, mich durchzuschlagen. Aber . . . wenn ein Freund in Gefahr ist, denkt man manchmal nicht so sehr an sich selbst. Deshalb sag ich dir, daß du packen und morgen mit den Amerikanern zusammen abziehen sollst.«

»Ich kann sie nicht verlassen, Erwin.«

»Meine Susanne kennt Debora noch von der Universität her. Wenn zwei Menschen aus entgegengesetzten Windrichtungen kommen, so wie du und sie, dann müssen beide Teile imstande sein, vieles in sich aufzugeben. Selbst wenn sie den Willen hätte, Abschied von ihrer ganzen bisherigen Umgebung und Erziehung zu nehmen, wären doch innere Kräfte in ihr am Werk, die es verhindern.«

»Das stimmt nicht. Bronski hat die Grundsätze ihrer Herkunft seit einem Jahrzehnt langsam abgetragen.«

»Nur an der Oberfläche. Wenn es einmal darauf ankommt, wird sie zu ihnen zurückkehren. Sie ist gar nicht imstande, anders zu handeln. Und deshalb bist du mit ihr in eine Sackgasse geraten.«

»Ach, zum Teufel – andere Frauen in Italien und Spanien und Mexiko und Indien und der halben übrigen Welt kleben genauso an einer Wand von Mystizismus und Aberglauben, weil sie sonst in einer Welt nicht leben könnten, die ihnen auf Schritt und Tritt den Weg versperrt. Das Unglück mit euch Juden ist, daß ihr euch einredet, ihr hättet das Vorrecht, zu leiden.«

»Mit einem Unterschied, Chris. An jedem Ort der Welt, gleichgültig wie elend, schlecht und leer und aussichtslos das Leben sein mag, wacht doch fast jeder am Morgen in dem Land auf, aus dem er stammt und in dem er von den Vätern her ererbte Rechte besitzt. Wir nicht. Ich weiß auch, was das für eine Frau wie Debora Bronski bedeutet. Ich kenne zu viele von ihrer Art.«

»Nein, Erwin, du irrst dich. Wenn du Debora wirklich kennst, wirst du verstehen, daß ich sie niemals verlassen kann.«

Die Glocke läutete. Rosenblum öffnete. Es war Andrej. In einer einzigen Woche hatte er sich erstaunlich erholt. Er war zwar noch immer sehr von Schmerzen geplagt und in seinem Gesicht lag der Ausdruck tiefer Erschöpfung, aber er nahm alle Kräfte zusammen für den letzten Kampf, der noch nicht ausgetragen war.

Zwei Tage nach seiner Rückkehr nach Warschau hatte er sich in der

Zitadelle beim Kommandeur gemeldet, war sofort in den Majorsrang erhoben und an die Spitze eines Bataillons am südlichen Verteidigungsring gestellt worden. Ihm war die Evakuierung der Amerikaner während des Waffenstillstandes übertragen worden.

»Wie steht's da unten?« fragte Christopher.

»Unverändert«, antwortete Andrej. »Die Hunde greifen nicht an.«

»Wozu sollten sie auch?« sagte Christopher. »Sie können gemütlich sitzen bleiben und die Stadt bis zum Jüngsten Tag in Stücke schießen.«

»Ich möchte mir die Kerle nur noch einmal anschauen«, sagte Andrej.

»Vielleicht werden wir sie uns eine ganze Ewigkeit lang anschauen müssen«, sagte Rosenblum. »Und wie fühlst du dich, Andrej?«

»Hab mich noch nie besser gefühlt«, sagte er und hob das Glas schottischen Whisky, das ihm Christopher eingegossen hatte. »Ich bin nur für ein paar Stunden in der Stadt. Ich muß gleich zurück. Aber ich hab was Interessantes für euch über den morgigen Waffenstillstand zum Abzug des amerikanischen Botschaftspersonals.«

Beide hoben fragend die Köpfe.

»Vor ein paar Stunden haben uns die Deutschen angefunkt. Und eben kam auch einer unserer Offiziere von einer persönlichen Begegnung, die er mit ihnen zwischen den Fronten gehabt hat, zurück. Die Deutschen haben einen Gefangenenaustausch verlangt, der zur selben Zeit erfolgen soll wie der Abzug der Amerikaner.«

»Wieviele Deutsche habt ihr denn hier?«

»Ungefähr hundert. Meistens Volksdeutsche.«

»Scheint sich um das übliche Verfahren zu handeln«, sagte Christopher.

»Nein, irgend etwas ist daran verdächtig«, erwiderte Andrej. »Die Deutschen bieten uns fünf gegen einen an.«

»Warum denn das, möcht ich wissen?« fragte Erwin.

»Ich weiß nicht – aber etwas stimmt an der ganzen Sache nicht.«

»Gehen wir lieber runter und schauen wir uns diesen Waffenstillstand genauer an«, sagte Christopher. »Vielleicht gibt das noch eine Meldung ab. Aber Gott weiß, wann wir die jemals aus Polen hinauskriegen.«

XIV

Warschaus amerikanische Botschaft war geschlossen. Von dem Personal verblieb nur ein halbes Dutzend Leute. Es hatte noch einen letzten, tränenerfüllten Abschied von Thompson gegeben, der während des Waffenstillstands am Vormittag abreisen sollte, dann war Gabriela in Andrejs Wohnung gegangen, um auf ihn zu warten, wie sie schon zwei qualvolle Nächte lang unter Luftangriffen und Granatbeschuß auf ihn gewartet hatte.

Es war fast dunkel, als er eintraf. Er kam direkt von Christopher. Erschöpft umarmten sie einander. Er ließ sich in den großen Lehnstuhl fallen, während ihm Gabriela den letzten Rest Wodka eingoß. Der Schnaps schmeckte gut und rann ihm warm durch die Kehle. Gabriela stand hinter ihm und massierte ihm die Knötchen in den Halsmuskeln weg.

»Ich hab einen großen Eimer Wasser besorgt«, sagte sie. »Du wirst dich besser fühlen, wenn du dich gewaschen hast.«

Er stapfte ins Badezimmer und tauchte seinen Kopf ein, um seine grenzenlose Müdigkeit wegzuschwemmen. Dann rasierte er sich mit Hilfe einer Tasse heißen Wassers.

Gabriela hatte das Essen bereit. Er brockte sich altbackenes Brot in eine Schüssel Bohnen.

»Es tut mir leid, daß es nicht mehr zu essen gibt«, sagte sie. »Ich kam direkt hierher, gleich nachdem wir die Botschaft zugemacht hatten. Ich wollte nicht riskieren, erst lang Schlange zu stehen und dann womöglich dich zu versäumen. Später hole ich mir ein paar Sachen aus Tommys Haus und mache dir ein gutes warmes Abendessen.«

»Ist schon in Ordnung«, brummte Andrej. »Ich kann sowieso nur ein paar Stunden bleiben.«

Er kaute wortlos an dem harten Brot. Gabriela wurde unruhig. »Solltest du dich nicht etwas niederlegen? Du siehst aus, als könntest du jeden Augenblick zusammenklappen.«

»Hör auf, an mir herumzunörgeln.«

Die Sirenen heulten wieder einmal auf. Fliegeralarm. Gabriela wandte sich von ihm ab, zog die Vorhänge vor und drehte rasch die Hälfte der Lichter ab.

»Diese Hunde«, murmelte Andrej vor sich hin. Er tauchte das Brot in die Bohnen. »Diese Hunde.«

Im nächsten Augenblick hallte der Himmel vom Lärm der Motoren wider. Andrej horchte, bis das erste schrille Pfeifen der Sturzflüge und dann der Bombeneinschlag kam. Er mußte nicht lange warten.

»Mokotow«, sagte er zu sich. »Das Flugfeld. Nur daß kein Flugfeld mehr da ist. Systematisch sind sie! Jeder Teil von Warschau ist bei ihnen vermerkt wie die Ziffern auf der Uhr. Mokotow, dann Rakowiec, dann Ochota, dann Wola. Warum nicht? Wir wissen, wo sie hinwollen, aber wir können nicht zurückschießen. Warum nicht? Ich hab diesen Drecksker-len ins Auge gesehen. Ich seh sie mir nochmal an, ehe die Belagerung zu Ende ist. Mit Luftangriffen werden sie uns nicht kleinkriegen – sie werden angreifen müssen. Und wenn sie angreifen –«.

»Bitte hör auf.«

Andrej aß und horchte. Die Deutschen flogen von Norden an und begannen unbehindert mit ihren methodischen Sturzflügen am Südrand der Straße, fast genau über ihrer Wohnung. Als die Stukas und Messerschmitts auf die wehrlose Stadt herunterkreischten, verlor Gabriela die Nerven. Durch einen falsch berechneten Sturzflug kam eine Bombe nur einen Häuserblock weiter über der Lesznostraße nieder. Andrejs Wohnung erbebte unter ihrem Luftdruck.

»Sollten wir nicht lieber in den Keller gehen?« fragte Gabriela.

»Bin ich ein Maulwurf oder eine Wühlratte? Ich lebe nicht unterirdisch!«

»Dieser arrogante polnische Ulanenstolz bringt uns noch um.«

»Dann geh doch in den Keller.«

»Nein.«

»Na, tu was du willst.«

Es war kein langer Luftangriff, denn in Warschau gab es keine strategi-

schen Punkte mehr zu zertrümmern. Die Deutschen hatten ihren Spaß für heute gehabt und zogen wieder ab. Gabriela hielt enttäuscht die leere Wodkaflasche ans Licht. Andrej zog die Vorhänge auf und betrachtete die in der Ferne tanzenden Flammen. Er wandte sich wieder zu ihr, und sie erschrak. In seinem Gesicht lag ein seltsamer Ausdruck, den sie nie zuvor gesehen hatte.

»Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen, Gabriela«, sagte er. »Geh nach Hause und pack deine Sachen. Du darfst einen Koffer mitnehmen. Du fährst morgen mit den Amerikanern ab.«

»Ich . . . ich glaube, ich höre nicht recht.«

»Mach keine Szene.«

»Wie soll ich denn durch die deutsche Frontlinie kommen? Soll ich ihnen vielleicht ‚Swanee River' vorsingen, damit sie denken, ich bin Amerikanerin?«

»Ich habe mit Thompson gesprochen. Er hat dir bereits einen amerikanischen Diplomatenpaß ausgestellt. Bequemer kann man gar nicht reisen. Tommy wird dich nach Krakau bringen.«

»Meine Güte, hast du dir Mühe gemacht! Und ich dachte die ganze Zeit, du verteidigst Warschau. Statt dessen nimmst du diplomatische Missionen auf dich.«

»Ich sagte schon, ich will keine Szene.«

»Ich werde gefälligst allein darüber entscheiden, wann und wohin ich gehen will.«

»Du tust, als hätte ich dich zum Fegefeuer verurteilt. Ist Amerika denn so ein furchtbares Land? Nur ein gottverlassener Narr kann glauben, daß er sein dünnes Hälschen in dieser Stadt retten kann!«

»Seit wann befiehlst du mir, was ich zu tun habe?«

»Seit eben!« antwortete er und schlug die Faust mit solcher Wucht auf den Tisch, daß Teller und Flaschen klirrten.

Andrejs Wutausbruch ließ Gabriela teils Furcht, teils Respekt empfinden. Seine Haltung schien auf ein Ultimatum hinauszulaufen: Bestünde sie darauf hierzubleiben, würde er sie nie wiedersehen wollen. Sie wagte nicht, ihn direkt zu fragen.

Sie flüsterte: »Was hab ich denn getan, daß du so wütend bist?«

»Du hast eine Mutter und eine Schwester in Amerika. Deshalb fährst du hin.«

»Soll das der Abschied sein?«

»Wie du's verstehst . . . «

Sie wartete darauf, daß er irgend etwas tat, ihr ein Zeichen gab. Doch er stand wie ein Klotz vor ihr, starrte sie an, kein Wanken in seiner festen Entschlossenheit erkennen lassend.

»Also gut«, flüsterte sie. Sie nahm ihren Mantel, zog ihn langsam an, und ging zur Tür, hoffend, betend, daß Andrej doch noch ihren Namen riefe. Doch er rührte keinen Muskel und bewegte kein Augenlid. Sie öffnete die Tür und sah ihn noch einmal an. Der Mann, den sie erblickte, glich einem Fremden. Dieser grausame Mensch, der sie entließ wie ein Adliger einen Bauern – war das ihr Andrej?

Eher sterbe ich, als daß ich die Treppe hier hinuntersteige, dachte Gabriela.

Sie machte die Tür wieder zu und ging durch das Zimmer zu ihm hin.

Sie legte ihre Arme um ihn und den Kopf an seine Brust. Aber er blieb reglos.

»Versuch es nur nicht mit den Waffen eines Weibes.«

»Schön«, sagte sie. »Ich hätte nie gedacht, daß ein Tag kommen könnte, an dem du mich nicht mehr anrühren würdest. Ich werde dich verlassen, aber du kannst mich nicht zwingen, Warschau zu verlassen. Zufällig ist es nämlich auch meine Vaterstadt.«

»Du mußt fort.«

»Schreien Sie nicht so, Herr Major. Sie werden noch die Stukas erschrecken.«

Andrej ließ hilflos die Arme sinken. Seine Augen nahmen wieder den alten menschlich-gütigen Ausdruck an. »Du bist schon ein verteufelt eigensinniges Weib«, sagte er. »Ich habe es nur auf diese Art versucht, weil ich gehofft habe, dich zur Abreise veranlassen zu können, wenn ich dir damit drohte, dich nicht wiedersehen zu wollen. Jetzt laß aber wenigstens mit dir reden. Unser Land gehört uns nicht mehr. Nur Gott weiß, was die Deutschen mit den dreieinhalb Millionen Juden anfangen werden. Ich kann nicht in dem Bewußtsein weiterleben, daß du um meinetwillen wirst leiden müssen. Wenn du mich liebst, dann laß mir meinen Stolz. Laß mich wissen, daß ich dir ein Leben geschenkt habe, anstatt es dir zu nehmen.«

»Ach, Andrej, ich hätte dich sofort durchschauen müssen. Ich liebe dich. Ich kann nicht weggehen, weil ich nicht kann, was ich nicht kann.«

»Ach Gott . . . Gabriela. Ich habe solche Angst, daß dir was geschieht.«

»Pst, Liebling. Sei still.«

»Du bist ein Narr – ein unverbesserlicher, kleiner Narr.«

XV

Warschau war mundtot gemacht. Rauchwolken quollen vom Boden und fielen dann in einem Regen aus Milliarden von Staubkörnchen und pulverisierten Ziegeln aus Mörtel wieder herab. Mitten im Kriegsqualm hing ein geradezu unirdisches Schweigen über der Stadt.

Als Major Androfski angefahren kam, waren Christopher de Monti und Erwin Rosenblum bereits damit beschäftigt, die abreisenden Amerikaner zu interviewen.

Thompson kam als erster auf Andrej zu.

»Wo ist Gaby?«

Andrej schlug die Arme um den Körper, um sich gegen die morgendliche Kälte zu schützen, und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Sie wollte nicht kommen, Tommy. Mein Ehrenwort, ich hab alles versucht.«

»Eigentlich habe ich auch nicht daran gezweifelt, daß sie bleiben würde. Nimm diese Dokumente an dich. Sie wird sie vielleicht später einmal brauchen.«

»Danke, Tommy. Danke für alles. Und alles Liebe von Gaby an Martha.«

»Sieh zu, daß ihr nichts passiert . . . «

Andrejs Stellvertreter, ein Hauptmann, trat auf sie zu.

»Haben Sie die Ausweise aller Ihrer Leute kontrolliert?« fragte der Hauptmann den Botschafter.

»Ist geschehen.«

»Wie viele sind es?«

»Zwanzig Amerikaner, fünfzehn Angehörige verschiedener neutraler Botschaften und zwölf dazugehörende Zivilpersonen.«

»Gehen Sie zu ihnen zurück.« Andrej sah auf seine Uhr und bemühte sich dann, die Dunkelheit zu durchspähen. »In etwa fünfzehn Minuten wird es hell. Halten Sie sich bereit, aufzubrechen, falls alles klappt.«

Thompson nickte. Sie schüttelten sich die Hand, dann wandte sich der Amerikaner um und eilte zum Hof hinter dem zerstörten Bauernhaus zurück, wo die Gruppe versammelt war.

Andrej wandte sich an seinen Hauptmann. »Wieviel Deutsche?«

»Wir haben etwa achtzig aufgetrieben.«

»Wurde diese Auskunft den Deutschen gefunkt?«

»Jawohl, Herr Major. Die Antwort war, daß sie dreihundertneunzig der Unseren zurückstellen werden.«

Andrej ging die Straße bis an die Stelle hinunter, wo die deutschen Gefangenen unruhig im schneidenden Morgenfrost umherstapften. Sie sahen mürrisch und gedemütigt drein. In ihren Gesichtern konnte man Haß und Anmaßung lesen. Andrej starrte sie eine Weile lang an. Sie sahen genau so wie die Leute aus, die er sein Leben lang gekannt hatte. Ein Bäkker . . . ein Vater von einigen Kindern . . . ein Lehrer . . .

Was mochte sie hierher gebracht haben?

Gefolgt von seinem Hauptmann machte er kehrt und ging rasch auf die vordersten Schützengräben zu.

Das ferne Rollen der Artillerie schwieg keinen Augenblick. Es war noch zu dunkel, um quer über das Feld sehen zu können. Noch acht Minuten. Andrej gab eine Reihe von Sicherungsbefehlen.

Christopher kletterte zu ihm in den Graben hinunter.

»Bleibt Gaby hier?«

»Ja.«

»Das hätte ich mir denken können.«

»Ich hab alles versucht.«

»Mach dir keine Vorwürfe. Sei dankbar dafür. Hast du irgend etwas über den Gefangenenaustausch herausgekriegt?«

»Sie geben uns immer noch fünf für einen. Wir sind auf eine Finte gefaßt. Gott weiß, was sie vorhaben.«

Das Bummern hörte auf.

Alle Augen warteten gespannt darauf, daß sich in dem häßlichen Grau des Feldes irgend etwas rührte. Andrej hob den Feldstecher und ließ den Blick langsam kreisen.

Da! Von einer Baumgruppe begann sich ein Schatten zu lösen. Noch kaum wahrnehmbar. Näherte sich zweifellos dem Feld. Er wartete noch fünf Minuten, während die Gestalt an Umrissen gewann.

Du Hund, dachte Andrej. Am liebsten würde ich dir deinen Dreckschädel vom Leib schießen. Die Gestalt blieb stehen. Sie hielt eine notdürftig zurechtgemachte weiße Fahne in der Hand.

Andrej sprang aus dem Graben und ging über den früheren Kartoffel-

acker auf den Deutschen zu. Der Acker war von Löchern und Trümmern übersät. Zehntausende Augenpaare auf beiden Seiten ruhten auf ihnen. Andrej blieb ein paar Meter vor dem Deutschen stehen. Es war ein Oberst, der weder finster noch wie ein blonder Arier, eher nichtssagend aussah. Er schien sich in seiner exponierten Lage nicht wohl zu fühlen. Er und Andrej starrten einander einige Augenblicke wortlos an.

»Sind Sie der Kommandierende?« fragte der Deutsche endlich.

»Ja.«

»Wie steht's bei Ihnen?«

Obgleich Andrej gut Deutsch zu sprechen verstand, redete er den Oberst jiddisch an. Seinem Feind geradewegs ins Auge starrend, ratterte er seine Worte in Jiddisch herunter.

»Wir haben siebenundvierzig verschiedene neutrale Staatsangehörige, den Stab der amerikanischen Botschaft und achtzig von den euren. Die Ausweise wurden kontrolliert.«

»Bringen Sie die Leute hierher.«

»Sie schulden uns dreihundertneunzig Polen. Ich bringe die Evakuierten an diesen Ort, sobald sie mir meine Leute bringen.«

Andrejs Unterstellung, daß er den Deutschen mißtraute, war unverkennbar. Die beiden Männer hätten einander gern mehr gesagt. Andrej lechzte danach, dem Deutschen den Hals umzudrehen, und in den Augen des Deutschen lag die Drohung: Laß dich nur nicht blicken, Judenjunge, wenn wir Warschau betreten.

»Ich habe eine Mitteilung an Sie von meinem Kommandeur. Er fordert Warschau auf, sich zu ergeben, um weiteres, überflüssiges Blutvergießen zu vermeiden.«

»Und ich habe eine Mitteilung an Sie von unserem Bürgermeister, falls Ihr Kommandeur die Übergabe Warschaus verlangen sollte. Die Antwort lautet: *Nein.*«

Der Deutsche brach das Gespräch ab und blickte auf seine Uhr. »Es wird ungefähr sechs Minuten dauern, bis ich Ihre Leute hierhergebracht habe. Sie stehen da drüben in dem kleinen Wald.«

»Ich warte.«

Der Deutsche salutierte, schlug die Hacken zusammen, verbeugte sich kurz und ging über das Feld zurück.

Andrej war allein. Er seufzte schwer und biß sich auf die Unterlippe. Er sah, wie die Gestalt des Deutschen kleiner und kleiner wurde. Dann ruhten die Blicke Tausender von Augenpaaren nur noch auf ihm. Dem letzten der stolzen Ulanen . . . Aufrecht wie ein Standbild. Immer noch unterdrückt fluchend, darum flehend, seinen Feind von Angesicht zu Angesicht bekämpfen zu können.

Sechs Minuten waren auf die Sekunde verstrichen. Der Deutsche war zuverlässig. Langsam lösten sich kleine Gruppen von Männern aus dem Gehölz und kamen quer über das Feld auf Andrej zu. Andrej wandte sich seinen eigenen Leuten zu und gab mit der Hand das verabredete Signal.

Von seiner Seite kamen sie in zwei Gruppen heran. Die eine von Thompson geführt, die andere von einem deutschen Offizier, der die deutschen Gefangenen befehligte. Da es viel näher war, zu Andrej zu gehen, als von ihm bis zur feindlichen Stellung im Wald, kamen sie rasch heran. Eilig nahmen sie Aufstellung.

Andrej blickte von neuem zum Waldrand hinüber, verärgert darüber, wie langsam sich die polnischen Gefangenen näherten.

»Da stimmt doch irgend etwas nicht«, sagte Thompson.

Andrej hob seinen Feldstecher; sein Gesicht verzerrte sich vor Wut.

»Kein Wunder, daß sie uns fünf für einen geben«, sagte er. »Sie schikken uns nichts als Amputierte zurück.«

»Du lieber Gott.«

»Dürfen sie uns so quälen!?« rief Andrej.

»Wenn sie uns nur genug quälen«, sagte Tommy, »werden wir Amerikaner vielleicht aufwachen und uns von unserer faulen Haut erheben. Können wir jetzt gehen, Andrej?«

»Macht euch davon, Tommy. Aber geht langsam. Ich will gewiß sein, daß diese Leute sicher bei uns angelangt sind, ehe ihr den Wald erreicht. Vielleicht . . . versuchen die noch etwas, solange sie ihnen schutzlos ausgeliefert sind.«

Die Amerikaner bewegten sich auf die Feindlinie zu und wandten die Augen von der makabren Gruppe, die ihnen entgegenkam.

Andrej kehrte in den Schützengraben zurück.

»Was ist los da draußen?« fragte Christopher.

»Schau es dir doch selbst an!«

Christopher nahm Andrejs Feldstecher. Nahezu vierhundert Männer ohne Arme oder ohne Beine wankten, hinkten, krochen auf Warschau zu. Männer mit einem Arm mußten noch helfen, um Männer ohne Beine auf Bahren zu tragen, während Männer, die noch ein Bein besaßen, mühsam einherhumpelten und nicht selten hilflos in die Granatlöcher fielen.

Andrej befahl: »Geht raus und helft den Leuten.«

Es war Nacht geworden, als Christopher de Monti das Haus der Bronskis in Zoliborz erreichte. Während er darauf zuging, drang ihm der traute Klang von Musik an die Ohren. Rachel spielte Klavier. Sie spielte wunderbar. Und wie wunderbar war es, daß Debora die Kinder bei Laune erhalten und beschäftigen konnte, daß sie Angst und Schwermut zu bannen vermochte!

Christopher war ihnen in diesen Tagen mehr denn je willkommen. Stephan stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ihn Christopher umarmte, denn er wußte, daß jetzt seine bisherigen Pflichten als »Mann« im Haus von Chris übernommen würden, solange dieser da war.

Debora war in der Küche mit Soschja, die unbeherrscht vor sich hin heulte. Debora blickte zu Christopher auf.

»Die Arme. Ihre Schwester ist heute bei einem Luftangriff umgekommen.«

Christopher ging ins Studierzimmer, holte Kognak und hieß die Frau etwas trinken. Gemeinsam halfen sie Soschja auf die Beine, führten sie in Deboras Schlafzimmer, zwangen sie, sich hinzulegen und holten Rachel und Stephan.

»Setzt euch zu ihr, Kinder. Laßt sie nicht aufstehen.«

Soschja schrie auf. Sie wollte zu ihrer Schwester.

»Nein, Liebe, es ist nicht sicher dort. Alle Mauern stürzen ein. Du mußt jetzt ruhen, mußt dich ausruhen.«

Unter den Arzneien, die Paul in seinem Studierzimmer für den Haus-

gebrauch aufzubewahren pflegte, fand Debora ein Beruhigungsmittel und brachte nach einiger Mühe die Hausgehilfin dazu, es einzunehmen. Bald darauf dämpfte sich Soschjas Geheul zu einem schwachen Gewinsel.

Christopher führte Debora ins Studierzimmer zurück und schloß die Tür. Einen Augenblick lang hielt er sie in den Armen und streichelte sie.

»Die Arme«, sagte Debora, »die Arme, es war ihre einzige Schwester. Jetzt bleibt ihr nur dieser nichtsnutzige Sohn, und vielleicht nicht einmal der. Seit Kriegsbeginn hat sie von ihm kein Wort gehört.«

»Sie hat doch dich und die Kinder.«

Christopher schenkte Debora einen Kognak ein, aber sie lehnte ihn ab. »Die Kinder waren so tapfer. Wie lange kann das so weitergehen?«

»Ich habe eben mit Bürgermeister Starzynski gesprochen. Jeden Augenblick kann es zu Ende sein.«

»Manchmal glaube ich, ich werde froh sein, wenn es vorbei ist. Selbst wenn die Deutschen in Warschau sind, kann es nicht schlimmer werden. Hast du irgend jemanden gesehen?«

Christopher nickte.

»Ich war im Waisenhaus«, fuhr Debora fort. »Susanne Geller macht sich Sorgen um Erwin. Seit drei Tagen hat sie schon nichts von ihm gehört.«

»Erwin geht's gut. Vor ein paar Minuten war ich noch mit ihm zusammen.«

»Das ist fein. Und Gabriela? Hast du ihr gesagt, daß sie zu uns herauskommen soll? Es ist hier viel sicherer als im Stadtzentrum.«

»Sie wird Andrejs Wohnung nicht verlassen, das weißt du doch.«

»Und Andrej?«

»Ich war heute morgen mit ihm zusammen, Debora. Der Waffenstillstand zur Evakuierung fand bei seiner Stellung an der Frontlinie statt. Hast du davon gehört?«

»Ja«, flüsterte sie. »Sie haben uns Männer ohne Arme und ohne Beine zurückgeschickt . . . hab ich gehört.«

»Debora . . . dein Mann war einer davon.«

Die langen unterirdischen Gänge, die normalerweise dem Nationalmuseum als Speicher dienten, waren mit unzähligen Betten und Matratzen belegt. Die Tiefe des Kellers würde vor Granatangriffen Schutz bieten. Deshalb war er eiligst in ein Lazarett verwandelt worden. In diesem Viertel von Warschau war die Starkstromleitung zerstört und auch die aufgestellten Notaggregate waren vor Überlastung zusammengebrochen. Nur trübe erhellten notdürftig Öllampen die muffigen Räume. Es war feucht, kalt und roch modrig; der Gestank der Wunden, die Ausdünstung der vielen schmutzstarrenden Verletzten, der bitter-herbe Geruch der Antiseptika, vermischt mit dem Dunst der Fäulnis des unterirdischen Verlieses, riefen beim Besucher Brechreiz hervor. Man hörte, wie Krankenschwestern, schweigsam ihre Pflicht tuend, umherrannten; man hörte das ständige Gemurmel von Gebeten und Stöhnen und ab und zu einen Aufschrei der Todesqual.

In einer notdürftig eingerichteten Gebärabteilung saugten neugeborene Kinder an leeren Brüsten und schrien weinend ihren Protest gegen das Schicksal, das ihnen während ihrer ersten Erdenstunden zuteil wurde.

Christopher führte Debora durch das Labyrinth der Korridore und bahnte sich vorsichtig einen Weg zwischen den Kranken und Sterbenden. Er stieg ein weiteres Dutzend Stufen tiefer in einen langen Gang hinab, in dem mittelalterliche Rüstungen aus früheren, weniger mörderischen Kriegen aufbewahrt wurden. Hier lagen die Amputierten, und neben ihnen knieten ihre trauernden Verwandten. Eine Krankenschwester hielt eine Taschenlampe dicht an Paul Bronskis Gesicht.

Ein Mann ohne Beine neben Bronski fing zu reden an. »Ich war dabei, als es geschah. Er hatte vielleicht zwanzig oder dreißig von uns operiert . . . nur bei einer Taschenlampe . . . dann kriegte er's ab . . . Volltreffer . . . er war der einzige Doktor, der am Leben blieb. Die ganze Zeit war er bei Bewußtsein, sagte den Soldaten, wie sie ihm den Arm abnehmen sollten . . . «

»Paul . . . «

Paul Bronski schlug die Augen auf. Sie waren glasig, aber um seine Mundwinkel hing ein schwaches Lächeln. Es verriet ihr, daß er um ihre Anwesenheit wußte. Sie hielt seine Hand in der ihren, bis er wieder in seinen künstlich bewirkten Schlaf fiel.

»Sind Sie Frau Bronski?« fragte ein Arzt.

Sie nickte.

»Ein Glück, daß er selbst Arzt ist. Es besteht gute Hoffnung, daß er ohne schwere Komplikationen durchkommt. Den Schock hat er überwunden. Er wird sich schon wieder hochrappeln.«

Debora verließ das Haus des Elends.

Christopher wartete am Eingangstor des Museums auf sie. Am Horizont zuckten wie ein Sommergewitter plötzlich Blitze auf. Die Granaten beschrieben einen Bogen über ihnen und wühlten sich jenseits des Flusses in die Arbeitersiedlungen ein.

»Jetzt aber schnell weg von hier«, sagte er und nahm ihren Arm, um sie zu seinem Wagen zu führen.

Sie riß sich von ihm los.

»Komm, Debora, zu Hause können wir weiterreden. Wenn eine von den Granaten zu früh niederfällt, gehen wir in die Luft.«

»Laß mich in Frieden«, stieß sie hervor.

Ein paar grelle Blitze zuckten über den Himmel, und er erblickte ihr Gesicht. Sie hatte die Augen einer Wahnsinnigen. Er packte sie hart an den Schultern.

»Laß mich sterben!«

»Nimm dich zusammen!«

»Das haben *wir* Paul angetan.«

Christopher schüttelte sie heftig. »Wir haben diesen Krieg nicht angefangen!«

»Das ist die Strafe Gottes! Mörder! Wir sind Mörder!«

Sie riß sich aus seiner Umklammerung und lief ins Dunkel davon.

Zweites Buch

DÄMMERUNG

I

Tagebucheintragung
27. September 1939

Warschau kapituliert

Polen ist in drei Teile aufgeteilt worden. Deutschland hat das westliche Polen bis zur Grenze von 1918 annektiert. Sowjetrußland hat Ostpolen an sich gerissen. Der dritte Teil ist zum Generalgouvernement proklamiert worden, das unter deutscher Verwaltung stehen wird. Dieses Gebiet soll offenbar als Pufferzone gegenüber Rußland dienen.

Die Straßen Warschaus erzitterten unter dem Dröhnen von Hunderten von Panzern, die in Paradeordnung die Jerusalemallee und die Straße des 3. Mai hinauffuhren. Ihnen folgten Zehntausende Soldaten im Takt des Stechschritts, einer fehlerlosen Präzisionsmaschine gleich, während über ihren Köpfen Staffel um Staffel von Flugzeugen knapp über den Dächern der Häuser rauschend dahinflog.

Es war eine schreckenerregende Schaustellung. Die Menschen am Straßenrand standen wie betäubt. Ein paar Hakenkreuzfahnen flatterten von den Häusern der Volksdeutschen oder irgendwelcher Feiglinge.

Andrej und ich waren, glaube ich, die beiden einzigen von Warschaus dreihunderttausend Juden, die sich die Parade ansahen. Alle anderen saßen hinter verriegelten Türen und zugezogenen Vorhängen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir Adolf Hitler anzuschauen. Aus einem offenen Mercedes glotzte er uns an. Er sieht genauso aus wie auf seinen Bildern.

Ich mußte auf Andrej aufpassen. Er war vor Wut und Zorn so außer sich, daß ich befürchtete, er könnte irgendeine Dummheit machen und dabei ums Leben kommen. Er beherrschte sich jedoch.

Nun denn, Freunde, jetzt stecken wir drin, bis zum Hals.

ALEXANDER BRANDEL

Franz König wischte den Schirm seiner Mütze mit dem Ärmel ab, um ihn auf Hochglanz zu polieren. Schade, daß Liedendorf diesen Augenblick nicht miterleben konnte! Liedendorf, seit vielen Jahren der Führer der Warschauer Volksdeutschen, hatte der Anordnung zur Verdunklung keine Folge geleistet und während eines deutschen Nachtbombenangriffs Lichtsignale gegeben. Er war von einer polnischen Militärstreife, die ihn dabei erwischte, standrechtlich erschossen worden. Er starb als echter Sohn Deutschlands.

Franz König hatte als frischgebackener Beamter sofort um Aufnahme

in die Nationalsozialistische Partei angesucht. Rein deutscher Abstammung bis hinauf zu den Urgroßeltern, war er sicher, daß man ihn akzeptieren würde. Er bewunderte sich im Spiegel, heftete sorgsam die Hakenkreuzbinde an seinen rechten Ärmel und begab sich dann ins Schlafzimmer, um seine rundliche polnische Frau zu holen. Sie hatte viel zuviel Angst, um zu lachen, als sie den kleinen spitzbäuchigen Professor in seiner Operettenuniform erblickte. Seit er vor einigen Jahren begonnen hatte, sich mit den Deutschen einzulassen, hatte sich ihr Franz sehr verändert. Früher hatte sie ihren Ehrgeiz darangesetzt, daß er an der Universität Karriere machte und hatte ihn angespornt, sich anzustrengen, um den Lehrstuhl für Medizin zu bekommen. Jetzt war er auf einmal zu einem mächtigen Mann geworden und begann, ihr eine dunkle Seite seines Wesens zu zeigen, deren Existenz sie bis dahin nicht geahnt und die ihr auch gar nicht gefiel.

Neben ihrem Mann wirkte Frau König wie eine doppelte Portion. Franz ging rund um sie herum, begutachtete sie von allen Seiten und fand sie zur Not annehmbar. Sie verließen ihre Wohnung und gingen zum Dienstwagen, der sie zum Ballsaal des Hotels *Europa* bringen sollte.

Als sie eintrafen, war der Raum gefüllt mit uniformierten Generälen des Heeres, Admirälen der Flotte, Generälen der Luftwaffe und Mitgliedern des Diplomatischen Korps in ordengeschmückten Fräcken. Franz erblickte zahlreiche alte Freunde, die ebenfalls in neuen Uniformen waren, und die nicht mehr oder weniger lächerlich aussahen als er selbst; das gleiche galt für ihre Frauen. Überall Hackenknallen, Händeschütteln, Verbeugungen, Händeküssen, Gläserklingen und vergnügte Glückwünsche, während sich eine deutsche Militärkapelle vergeblich bemühte, ihren Instrumenten die schmelzenden Weisen von Wiener Walzern zu entlocken. Pfropfen knallten, man hörte lachen, sah Monokel. Schon war ein Schwarm attraktiver Polinnen zur Stelle, bereit, unverzüglich den neuen Herren Mätressendienste zu leisten, und diese hatten alle Hände voll zu tun, die Tauglichkeit der Anwärterinnen für den wohlig-anstrengenden Dienst im Doppelbett des Vaterlandes sachkundig zu prüfen.

Das Orchester brach mitten in einem Takt ab.

Ein Trommelwirbel.

Jeder beeilte sich, rasch sein Glas wegzustellen und rechts und links von der breiten Freitreppe Aufstellung zu nehmen.

Oben auf dem Treppenabsatz erschien Adolf Hitler, und während er, gefolgt von Massen schwarzuniformierter Männer, herabschritt, spielte das Orchester, alle ergreifend und mitreißend, das Lied »Deutschland, Deutschland über alles«. Es war ein Augenblick, an dem sich jeder deutsche Rücken wie ein Lineal versteifte und jedes deutsche Herz höher schlug. Ein überbegeisterter Offizier niedrigeren Ranges konnte sich nicht länger zurückhalten und rief »Sieg Heil!«

Hitler blieb stehen, nickte und lächelte.

»Sieg Heil!« rief der Offizier nochmals.

Jetzt schnellte der rechte Arm aller Anwesenden schräg nach oben, und der ganze Ballsaal brach in einen rhythmischen Sprechchor aus:

»Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!«

Freudentränen strömten über die Wangen des hingerissenen und überwältigten Dr. Franz König.

Genau wie vor ihnen die Volksdeutschen Österreichs und der Tschechoslowakei traten auch die Volksdeutschen Polens an, um ihren Lohn dafür in Empfang zu nehmen, daß sie Polen ausspioniert und mitgeholfen hatten, das Land, in dem sie lebten, schon vor dem Einmarsch der deutschen Armeen zu Fall zu bringen. In den Monaten vor dem deutschen Einfall war Dr. König zu einem mächtigen Mann in der Bewegung aufgestiegen; er kam gleich nach dem verstorbenen Liedendorf. Jetzt war er zum Sonderbevollmächtigten des neuen Regierungskommissars für Warschau, Rudolf Schreiker, ernannt worden.

»Dr. Paul Bronski wartet draußen«, meldete ihm die Sekretärin.

König blickte von seinem schweren, glänzenden Schreibtisch in seinem neuen Büro im Rathaus auf.

»Führen Sie ihn herein.«

Bronski trat ein. König tat, als sei er über der vor ihm liegenden Akte in tiefes Nachdenken versunken. Er ließ Bronski stehen, als kenne er ihn nicht, bot ihm weder die Hand zum Gruß noch einen Stuhl an und drückte nicht einmal das geringste Mitgefühl wegen seines verlorenen rechten Armes aus.

Paul Bronski hatte sich zwar einigermaßen erholt, war aber noch immer sehr schwach und litt unter beständigen Schmerzen. Volle fünf Minuten stand er vor Königs Schreibtisch, bis der Deutsche schließlich doch zu ihm aufzusehen geruhte. Es war Paul klar, daß sich König im Glorienschein der Vergeltung sonnte. König ließ den Blick durch den prunkvoll ausgestatteten Raum schweifen, als wollte er auf den langen Weg hinweisen, den er von seinem engen und überfüllten Zimmerchen in der Universität bis hierher zurückgelegt hatte.

»Setzen Sie sich«, sagte König endlich. Er zündete seine Pfeife an und wiegte sich in seinem Sessel hin und her, immer wieder hin und her. Dann, nach einigen weiteren Augenblicken lustvoll durchkosteten Vergnügens, das er in jeder Pore zu empfinden schien, begann der Genuß der Rache allmählich zu verblassen.

»Bronski, ich habe Sie zu mir befohlen, weil wir im Begriff sind, eine neue jüdische Zivilverwaltung zu bilden. Der alte Gemeindevorstand ist ab heute nachmittag aufgelöst. Ich ernenne Sie zum verantwortlichen Amtswalter für die Juden in freien Berufen.«

»Aber . . . Franz . . . Meine Stellung an der Universität . . . «

»Ab morgen gibt es keine Juden mehr an der Universität.«

»Ich habe also keine Wahl?«

»Genau. Wenn Sie Ihre Weisungen befolgen und mit uns zusammenarbeiten, wird es Ihnen wesentlich besser ergehen als den übrigen Juden in Warschau, das kann ich Ihnen versichern . . . «

»Ich – ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es nützt wohl auch nichts, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß ich seit Jahren nichts mehr . . . mit jüdischen Dingen zu tun gehabt habe . . . «

»Die Weisungen aus Berlin besagen klar und eindeutig, daß sich alle neuen Judengesetze auch auf katholische Konvertiten beziehen ebenso wie auf alle Personen mit einem jüdischen Eltern-, Großeltern- oder Urgroßelternteil. Das Bekenntnis zur jüdischen Religion spielt dabei überhaupt keine Rolle.«

»Franz . . . ich . . . es fällt mir schwer, zu glauben, was ich höre.«

»Die Zeiten haben sich geändert, Dr. Bronski. Es wird für Sie gut sein, wenn Sie sich rasch daran gewöhnen.«

»Wir sind so lange Zeit hindurch Freunde gewesen . . . «

»Wir waren nie Freunde.«

»Also dann Berufskollegen. Sie waren immer ein menschlich fühlender Kollege. Sie waren im vergangenen Monat hier. Sie haben gesehen, was sich ereignet hat. Sie sind doch ein intelligenter Mensch. Sie können nicht jedes Gefühl für uns verloren haben.«

König legte die Pfeife nieder. »Doch, Bronski, ich bin mit mir selbst ins reine gekommen, wenn es das ist, was Sie meinen. Verstehen Sie mich, von all diesen Philosophen der Rechtlichkeit, die von Wahrheit, von Schönheit und dem Triumph des Lämmchens sprechen, bin ich samt und sonders belogen worden. Das hier«, er wies mit der Hand auf das Hitlerbild über dem Schreibtisch, »ist wirklich, hier und jetzt. Es ist ein Sieg der Löwen. Deutschland hat mir in einem einzigen Augenblick mehr gegeben als mir tausend Jahre mühseligen Herumkramens in der Mittelmäßigkeit und Trostsuchen in den Zitaten falscher Weisheit hätten geben können.«

»Franz . . . «

»Augenblick mal, Bronski. Auf eure Weise wäre ich nur eurer Schlauheit ausgeliefert. Auf unsere Art und Weise aber bin *ich* der Herr und Meister. Verstehen Sie mich?« Er machte eine Pause. »Ich nehme übrigens an, daß Sie Ihre Dienste dem neuen Judenrat zur Verfügung stellen werden.«

Paul lachte ironisch. »Ja, mit Vergnügen.«

»Also, gut. Melden Sie sich hier morgen früh um zehn Uhr, um Ihre ersten Weisungen von Regierungskommissar Rudolf Schreiker entgegenzunehmen.«

Paul erhob sich langsam und streckte ihm die Hand entgegen.

König übersah sie. »Sie täten gut, sich daran zu gewöhnen, ohne die Annehmlichkeiten auszukommen, die uns bisher den Anschein des Gleichgestelltseins gegeben haben. Sie werden mich stets und bei allen Gelegenheiten als Dr. König anreden und mir auch sonst den Respekt erweisen, der einem Vorgesetzten gebührt.«

»Die Zeiten haben sich tatsächlich geändert«, erwiderte Paul und wollte das Zimmer verlassen.

»Einen Augenblick noch, Bronski. Noch etwas. Das Villenviertel von Zoliborz wird zur ausschließlichen Verwendung durch deutsche Offiziere und Beamte beschlagnahmt. Juden sind als Einwohner nicht mehr zugelassen. Ich werde in etwa zehn Tagen in Ihr Haus einziehen. Soviel Zeit haben Sie also, um sich etwas anderes zu suchen. Ehe Sie zu flennen anfangen, möchte ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen im Hinblick auf unsere frühere Bekanntschaft eine angemessene Entschädigung zukommen lassen werde, eine Vergünstigung, die man den übrigen Juden nicht gewähren wird.«

Bronski fühlte sich schwach. Er lehnte sich gegen die Tür, um sich auf den Beinen zu halten. Dann öffnete er sie rasch.

»Also morgen um zehn Uhr hier zur Besprechung mit Rudolf Schreiker.«

II

Tagebucheintragung

Warschau ist zu einem Meer von Uniformen in sämtlichen Farben geworden. Man braucht ein Handbuch, um festzustellen, wer über *wem steht. Die pompöseste Uniform gehört anscheinend dem neuen Regierungskommissar Rudolf Schreiker. Wir wissen noch nicht viel über ihn, aber er hat offensichtlich nicht vor, in einem Popularitätswettbewerb hier den ersten Preis zu gewinnen. Der alte Vorstand der jüdischen Gemeinde, die eine halb religiöse Körperschaft dargestellt hat, ist aufgelöst worden. An seiner Stelle ist eine neue Organisation, der Judenrat, gebildet worden. Emanuel Goldmann, der Musiker und gute Zionist, hat mich zum Eintritt aufgefordert. Ich bin ihm ausgewichen, weil mir dieser sogenannte Judenrat nicht ganz koscher vorkommt.*

ALEXANDER BRANDEL

Rudolf Schreiker, der neue Regierungskommissar für Warschau, stammte aus einer bayrischen Kleinstadt. Er hatte keine Lust gehabt, sein Leben ebenso als Flickschuster zuzubringen wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater. Außerdem konnte man bezweifeln, ob Rudolf einen guten Schuster abgegeben hätte, denn nur bei den wenigsten Dingen, die er in die Hand nahm, taugte er etwas.

Er reifte in einem durch die Niederlage von 1918 verbitterten Nachkriegsdeutschland heran, arbeitslos, verwirrt, ohne Richtung hierhin und dorthin treibend. Ein Unzufriedener in einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit, verbrachte er seine Zeit damit, über eine Welt zu schimpfen, die er nicht verstand und mit der er nicht zurechtkam. Schreikers Mittelmäßigkeit führte zu zwei Ehescheidungen, vier Kindern, Schulden und Trunkenheitsexzessen.

In den zwanziger Jahren konnte man in Bayern ein Rumoren vernehmen, das für die Ohren eines Rudolf Schreiker und seinesgleichen Musik war. Unbekannten und bedeutungslosen Leuten wurden Stellungen im Leben zugesichert, die sie aus eigenen Kräften normalerweise nie erreichen konnten. Schreikers bisheriges Versagen wurde ihm auf eine Weise erklärt, der er nur zu gern Glauben schenkte: Nicht er war es, der die Schuld an seiner mißlichen Lage trug; er war vielmehr das Opfer einer Weltverschwörung gegen sein Volk. Unverzüglich wurde er zu einem Nazi.

Das neue System, die braune Uniform, das auffallende Abzeichen und dieser Mann, der sich als Christus der Deutschen aufspielte, verlangten von ihm nicht, daß er sein Leben durch Arbeit, Studium oder Wissen verdiene. Hätten sie dergleichen gefordert, wären sämtliche Rudolf Schreikers namenlos und unbekannt geblieben, und der Nazismus hätte für sie keinen solchen Wert gehabt. Weil sie sich zu solchen Forderungen aber nicht verstanden, deswegen besaß die Stimme des Nazismus für ihn und seinesgleichen diesen besonders wohltönenden Klang.

Alles, was von ihm verlangt wurde, war die Anwendung brutaler Gewalt, der gleichen brutalen Gewalt, die er gebraucht hatte, um seine Frauen zu verprügeln. So wenig Persönlichkeit oder geistige Fähigkeiten er

auch besessen haben mochte – sie reichten, um ihn klar und deutlich erkennen zu lassen, daß er nur dann Hoffnung auf Erfolg oder Anerkennung in der Welt hatte, wenn er die Sache der Nazis zu der seinen machte.

Instinktiv erfaßte er die wichtigste Grundregel: absoluten Gehorsam. Nach gut deutschem Brauch war er für Diziplin und Macht empfänglich. Als Trunkenbold und Frauenverprügler hatte er bereits in der Vergangenheit bewiesen, daß er kein persönliches Moralgefühl besaß, folglich war Moral auch in Zukunft für ihn kein Problem.

Alles, was Rudolf Schreiker wirklich wollte, war, ein *Jemand* zu sein; und nur Adolf Hitler gab ihm die Möglichkeit dazu.

Die Nazis nahmen Raufbolde, Schläger und Herumlungerer und stellten sie dem Volk als Helden vor. Als Entgelt dafür leisteten die Herumlungerer selbstredend bedingunslosen Gehorsam. Wenn man von Schreiker verlangte, eine Synagoge zu zerstören oder einen Feind der Partei umzubringen, dann gab es weder Bedenken noch Reue, Skrupel oder die geringsten inneren Gewissenskonflikte.

Und die Nazis vollbrachten, was Hitler versprochen hatte. Deutschland wurde mächtig und gefürchtet, und in dem gleichen Maß, in dem es wuchs und sich ausdehnte, erhielten die loyalen Schreikers ihre Belohnung. Er hatte nahezu zwei Jahrzehnte blind gehorcht; dafür war er jetzt Regierungskommissar für Warschau im Generalgouvernement geworden.

Dies war eine bedeutende Stellung für jemanden, der bisher stets nur zweiter Mann und Stellvertreter gewesen war und dessen Hauptstärke darin lag, Befehle zu befolgen. Schreiker war natürlich kein Geistesriese, deshalb würde er seine Befehle auch weiterhin aus Berlin, Krakau oder Lublin bekommen, wo seine Vorgesetzten saßen. Dennoch verlangte seine Stellung mehr administrative Befähigung und mehr Initiative und Autorität, als er je zu besitzen geglaubt hatte. Er wollte kein Versager sein. Bewährte er sich in Warschau, waren seinem Aufstieg womöglich keine Grenzen gesetzt.

Schreiker hatte in seinem Nazileben intuitiv vielerlei begriffen. Eine seiner unumstößlichen Anschauungen bestand darin, Intellektuelle von Natur aus als Schwächlinge zu betrachten, verfochten sie doch eine Reihe von edlen Ideen, die er nicht verstand. Sie diskutierten zwar über ihre Ideale, aber sie waren nicht bereit, für sie zu sterben, so wie er bereit war, für den Nazismus zu sterben. Diese sogenannten Denker waren genau das Gegenteil dessen, was sie zu sein vorgaben. Sie bestanden nur aus Gerede. Sie waren Feiglinge.

Er, Schreiker, würde über sie herrschen, weil er sie herumstoßen konnte. Sie würden es nie wagen, zurückzuschlagen. Außerdem konnte er sie dazu verwenden, das für ihn zu vollbringen, was er selbst nicht zuwege bringen konnte.

Sofort nach seinem Eintreffen in Warschau ging er die Liste derjenigen Volksdeutschen durch, die den Deutschen Unterstützung geliehen hatten. Dr. Franz König. Tadellos. Konnte gar nicht geeigneter sein. Ein Mann in mittleren Jahren, körperlich untüchtig, von bewiesener Treue und Zuverlässigkeit. Ein Arzt und Professor, hochgebildet, Liebhaber von Klassikern, Leser philosophischer Werke. Ein Intellektueller, den man uneingeschränkt beherrschen und gängeln konnte. Rudolf Schreiker

gab dem Dr. Franz König eine Uniform, einen Titel und nahezu unbegrenzte Machtbefugnisse und Kompetenzen.

Ein brauchbares kleines Hündchen, das ihm helfen würde, seinen Bezirk erfolgreich zu regieren.

Paul Bronski wurde von König durch eine Flucht von Diensträumen bis zum Amtszimmer des Regierungskommissars für Warschau geführt. Rudolf Schreiker saß hinter seinem Schreibtisch. Durch seine persönliche Eitelkeit wurde er zu einer auffallenden Erscheinung. Er war ein stiernackiger, großer Mann mit viereckigen, finsteren Zügen. Sein Aussehen war sehr deutsch. Franz König nahm seinen Platz zu Schreikers Rechten ein.

»Sie sind alle da«, sagte König.

Paul Bronski erkannte die anderen: Silberberg, den Dramatiker; Marinski, dem die meisten Lederfabriken der unteren Gensiastraße gehörten; und Schönfeld, den glänzendsten unter Warschaus jüdischen Rechtsanwälten, ein früherer Parlamentsabgeordneter. Ingenieur Seidmann war da, ebenso Oberst Weiß, einer der ranghöchsten Juden im polnischen Heer. Goldmann, ein hervorragender Musiker, der sowohl Deboras als auch Rachels Lehrer gewesen war. Unter den Intellektuellen war er als überzeugter Zionist bekannt. Schließlich noch Boris Presser. Presser schien in dieser Gruppe hervorragender Männer fehl am Platz. Er war Kaufmann, Besitzer eines großen Warenhauses, spielte aber politisch oder gesellschaftlich in Warschau nicht die geringste Rolle.

Die acht Männer standen nervös und unruhig vor Schreikers Schreibtisch. Der Kommissar blickte langsam von einem zum anderen, prüfte jeden und ließ sie durch diese und jene Geste seine Machtvollkommenheit spüren.

»Aus Gründen der rassischen Minderwertigkeit«, erklärte Schreiker, »halten wir es für notwendig, daß sich die Juden getrennt von den übrigen Bürgern nach unseren Weisungen selbst verwalten. Sie acht sind dazu ausgesucht worden, den Judenrat zu bilden. Jeder von Ihnen wird für einen bestimmten Aufgabenkreis verantwortlich sein – Wohlfahrt, Gesundheit, freie Berufe, Grundbesitz und so weiter. Welcher von Ihnen ist Goldmann?«

Der berühmte Musiker und Idealist trat vor. Obwohl bereits ein alter Mann, besaß er noch immer den Schwung des großen Virtuosen.

»Sie, Goldmann, sind der Chef. Sie werden mir direkt Bericht erstatten. Die anderen werden ihre Weisungen von Dr. König erhalten.«

Jetzt sprach König. »Sie werden sofort die Räume in der Grzybowskastraße achtundzwanzig beziehen und dort Ihre Büros einrichten. Ihre erste Aufgabe besteht in einer Volkszählung der Juden im Distrikt Warschau. Jeder Jude, der sich bei Ihnen registrieren läßt, erhält eine Kennkarte, die auch die Voraussetzung für die Zuteilung von Lebensmittelrationen ist. Jeder Jude, der nach Ablauf von drei Wochen ohne Kennkarte angetroffen wird, wird mit dem Tode bestraft.«

»Ich erwarte, daß die Registrierung sachgemäß erfolgt«, fügte Schreiker hinzu, »sonst setzen wir, ohne lange zu fackeln, einen neuen Judenrat ein. Wenn ich weitere Weisungen für Sie habe, werden Sie verständigt werden. Sie können gehen.«

Völlig benommen schoben sich die Männer zur Tür.

»Noch etwas, das sofort erledigt werden muß«, sagte Schreiker. Er stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und stellte sich davor in Position. Er war ein großgewachsener und kräftig wirkender Mann und wollte sicher sein, daß es auch jeder wahrnahm. »Wir haben in unserer Garnison Tausende junger und gutaussehender Soldaten, die ein bißchen Ablenkung brauchen. Sie werden uns eine Liste von Frauen und Mädchen liefern, die sich um ihre Bedürfnisse kümmern werden. Für den Anfang brauchen wir mindestens fünfzig bis sechzig; die besten davon werden das Glück haben, im Bordell der Offiziere Dienst tun zu können.«

Sie sahen einander an. Wer von ihnen würde den Mut haben, zu sagen, was alle dachten?

Schreiker griff nach einem Blatt Papier, auf dem ihre Namen standen. »Wer ist Silberberg?«

Silberberg trat bebend vor. Sein Mut erschöpfte sich normalerweise in dem, was er schrieb. »Sie sind doch ein Schreiber von Theaterstücken! Da kennen Sie doch gewiß viele Schauspielerinnen!« Silberbergs schmale Brust krampfte sich vor Angst schmerzhaft zusammen. Er holte tief Atem und spuckte auf den Fußboden. Schreiker stürzte quer durchs Zimmer und blieb vor ihm stehen. Der Dramatiker schloß die Augen und wartete auf den Faustschlag. Er traf ihn direkt aufs Nasenbein. Er sank in die Knie und barg, vorübergehend geblendet, sein blutüberströmtes Gesicht in den Händen. Goldmann kniete neben ihm nieder.

»Weg da, mach, daß du von ihm wegkommst!«

»Nun los, schlagen Sie mich nur auch, Sie tapferer Held!« antwortete Goldmann herausfordernd.

Schreiker drehte sich rasch um und warf einen Blick auf die anderen. »Du da, du Krüppel«, sagte er, indem er auf Bronski zeigte. »Du wirst persönlich dafür sorgen, daß wir die Huren bekommen.«

»Ich bedaure«, antwortete Paul Bronski, »unter diesen Umständen kann ich meinen Posten nicht übernehmen.«

Franz König spürte, daß Schreiker zu weit gegangen war. Er trat rasch dazwischen. »Wir werden das bei passender Gelegenheit besprechen«, sagte er. »Und jetzt macht, daß ihr rauskommt, alle!«

Schreiker hatte sie allesamt windelweich prügeln wollen, aber er begriff, daß König nur eingeschritten war, um ihn vor einem Fehler zu bewahren. Er durfte keinen Fehler machen.

Nachdem sie draußen waren, marschierte er rot vor Zorn durch das Zimmer, stieß sämtliche Flüche aus, die ihm nur einfielen, sackte dann hinter seinem Schreibtisch zusammen und schwor, daß er ihnen schon zeigen würde, wer hier die Befehle gab. Als er sich beruhigt hatte, begann König besänftigend auf ihn einzureden. »Herr Kommisar«, sagte er, »wir haben da einen sehr heiklen Punkt berührt.«

»Aber sie haben sich mir widersetzt!«

»Macht nichts, Herr Kommissar. Wir dürfen ihnen keinen Anlaß liefern, der sie gegen uns einigt. Schließlich und endlich haben wir sie ja ausgewählt, damit sie die Arbeit für uns machen – stimmt's?«

»Dafür werden sie auch bevorzugt behandelt!«

»Ja, natürlich, genau das ist es ja«, sagte König. »Wenn sie für uns arbeiten sollen, müssen sie unter den Juden eine gewisse Autorität genießen. Wenn wir ihre Autorität vernichten, indem wir sie zwingen, etwas zu

tun, wodurch sie bei ihren Leuten das Gesicht verlieren – dann können sie für uns nicht die Arbeit machen.«

Schreiker dachte darüber nach. Ja, er hatte einen Fehler begangen. Er war im Begriff gewesen, sich ein Machtinstrument zu schaffen und es im gleichen Zug sofort wieder zu vernichten. König war schlau. Intellektuelle begriffen solche Sachen eben immer schneller. Er würde dafür sorgen, daß König immer dicht in seiner Nähe blieb, damit er keine Fehler beging.

»Es gibt noch andere Mittel und Wege, um Weiber für die Bordelle zu bekommen«, sagte König. »Ich würde vorschlagen, daß wir die Sache gegenüber dem Judenrat stillschweigend fallenlassen. Das wird sie glauben lassen, daß sie doch Gewicht und Einfluß besitzen.«

»Ja, natürlich«, sagte Schreiker. »Ich wollte sie ja auch nur auf die Probe stellen, nur herausfinden, ob sie auch genug persönlichen Mut haben. Denn den werden sie brauchen, um unsere Weisungen in die Tat umzusetzen. Nur auf die Probe stellen wollte ich sie.«

Tagebucheintragung

Nun, wir haben nicht lange zu warten brauchen, um herauszubekommen, was uns bevorsteht und was für eine Art Mensch dieser Rudolf Schreiker ist.

Zum Sitz der Regierung des Generalgouvernements ist Krakau bestimmt worden. Wir waren überzeugt gewesen, es würde Warschau sein. Ein Bursche namens Hans Frank ist dort der Oberste. Er gibt jeden Tag eine vierseitige Zeitung heraus, das »Amtsblatt für das Generalgouvernement«. *Die Seiten eins bis drei befassen sich mit allen möglichen Dingen. Seite vier ist* jüdischen Fragen *gewidmet. Wir haben im Augenblick regelrechten »Nachrichtenwert«.*

ALEXANDER BRANDEL

WEISUNG

ALLE JUDEN HABEN SICH UNVERZÜGLICH BEIM JUDENRAT, GRZYBOWSKASTRASSE 28, ZUM EMPFANG VON KENNKARTEN UND LEBENSMITTELMARKEN ZU MELDEN. UNTERLASSUNG WIRD MIT DEM TOD BESTRAFT.

WEISUNG

DER VORORT ZOLIBORZ IST MIT SOFORTIGER WIRKUNG FÜR JUDEN GESPERRT. ALLE IN ZOLIBORZ WOHNHAFTEN JUDEN HABEN SICH INNERHALB EINER WOCHE ANDERWÄRTS WOHNUNG ZU BESCHAFFEN.

WEISUNG

ZWECKS KLARSTELLUNG: ALLE KÜNFTIGEN, AUF JUDEN BEZÜGLICHEN WEISUNGEN GELTEN AUCH FÜR PERSONEN MIT EINEM JÜDISCHEN ELTERN- ODER GROSSELTERNTEIL.

JUDEN, DIE ZU ANDEREN GLAUBENSBEKENNTNISSEN ÜBERGETRETEN SIND, SIND ALS JUDEN ZU BEHANDELN.

WEISUNG

JUDEN IST DAS BETRETEN ÖFFENTLICHER PARKS UND MUSEEN VERBOTEN. JUDEN IST DAS BETRETEN ÖFFENTLICHER RESTAURANTS IN NICHTJÜDISCHEN WOHNGEGENDEN VERBOTEN.

JUDEN IST DIE BENÜTZUNG DER ÖFFENTLICHEN VERKEHRSMITTEL VERBOTEN! JÜDISCHE KINDER SIND AB SOFORT AUS DEN ÖFFENTLICHEN SCHULEN ZU ENTFERNEN.

WEISUNG

DIE AUSÜBUNG DER JÜDISCHEN RELIGION IST VERBOTEN. SÄMTLICHE SYNAGOGEN SIND GESPERRT. JÜDISCHER RELIGIONSUNTERRICHT IST VERBOTEN.

WEISUNG

DIE FOLGENDEN BERUFE DÜRFEN VON JUDEN NUR INNERHALB DER JÜDISCHEN BEVÖLKERUNG AUSGEÜBT WERDEN: MEDIZIN, RECHTSWISSENSCHAFT, JOURNALISMUS, MUSIK. DIE TÄTIGKEIT IN SÄMTLICHEN REGIERUNGSÄMTERN UND DEN VON DER STADTVERWALTUNG BETRIEBENEN UNTERNEHMUNGEN IST IHNEN AB SOFORT UNTERSAGT.

WEISUNG

JUDEN IST DER BESUCH VON THEATERN ODER KINOS IN NICHTJÜDISCHEN BEZIRKEN VERBOTEN.
JUDEN IST DIE AUFNAHME UND BEHANDLUNG IN NICHTJÜDISCHEN KRANKENHÄUSERN VERBOTEN.

Während der Meldepflicht und der Eintragung in die Bevölkerungslisten wurde jede Kennkarte mit einem großen »J« gestempelt. Gleich darauf kam eine Weisung heraus, mit der die Lebensmittelrationen für Juden herabgesetzt wurden. Dies führte zu einer Jagd, illegal zu einer »arischen« Kennkarte zu kommen, selbst wenn sie gefälscht sein sollte. In Zoliborz und anderen für die deutschen Beamten beschlagnahmten Wohnbezirken wurden die enteigneten Juden gezwungen, ihren Besitz ohne jede Entschädigung abzugeben.

Jeder Tag brachte eine neue Weisung.

Inzwischen wandte sich Rudolf Schreiker wieder einer anderen Tätigkeit zu, die ihm von früher her vertrauter war. Der alte Straßenkämpfer aus der Frühzeit des Nationalsozialismus in Bayern organisierte gegen re-

guläre Bezahlung durch die Deutschen Banden polnischer Strolche und Rowdys und beauftragte sie, die jüdische Bevölkerung zu terrorisieren. Wenige Wochen nach dem deutschen Einzug in Warschau brach eine Epidemie der ungestörten Zertrümmerung von Schaufensterscheiben, der Plünderung von Läden und der Verprügelung von bärtigen Juden aus.

Lautsprecherwagen durchfuhren die jüdischen Wohngegenden und brüllten sowohl die neuesten Weisungen wie auch den Inhalt der Seite vier des *Amtsblattes des Generalgouvernements* durch die Straßen; und die Befehle und Anordnungen des Warschauer Regierungskommissars und des Judenrates wurden in allen Straßen auf Litfaßsäulen und Häuserwänden angeschlagen.

Eine besondere SS-Abteilung verhaftete alle jene Personen – Juden wie Nichtjuden –, die von Dr. Franz König und anderen Volksdeutschen als Träger eines möglichen Widerstandes verdächtigt worden waren. Sie wurden ins Pawiakgefängnis überstellt und von besonderen »Einsatzkommandos« erschossen.

Unermüdlich arbeitete der Rundfunk vierundzwanzig Stunden am Tag, um die polnische Öffentlichkeit über die Gründe und Ursachen des Krieges »aufzuklären«.

»Deutschland ist nach Polen gekommen, um Polen vor den jüdischen Nutznießern des Krieges zu retten.«

Die Anschlagsäulen, auf denen vorher Irene-Dunne-Filme angekündigt waren, trugen jetzt Plakate mit Zeichnungen von bärtigen Juden, die Nonnen vergewaltigten, bärtigen Juden, die bei ihrem religiösen Ritual das Blut kleiner Christenkinder vergossen, bärtigen Juden, die auf Bergen von Geld saßen und guten, anständigen Polen das Messer in den Rücken stießen.

Größtenteils hatte die deutsche Propaganda durchschlagenden Erfolg. Das polnische Volk, das sich weder gegen seine Adligen wehren konnte, die inzwischen verschwunden waren, noch gegen die Russen, die es verraten hatten, noch gegen die Deutschen, die es hingemetzelt hatten, war nur zu gern bereit, den Juden, den traditionellen Prügelknaben, als den wahren Urheber des jüngsten Unheils zu betrachten.

III

WEISUNG

ALLE JÜDISCHEN GEWERKSCHAFTEN, BERUFSVEREINIGUNGEN UND ZIONISTISCHEN ORGANISATIONEN SIND, BEGINNEND VOM HEUTIGEN TAG, UNGESETZLICH.

Tagebucheintragung

Der Vorstand der Batyraner hat heute eine außerordentliche Sitzung abgehalten, um Vorbereitungen für die unterirdische Fortführung der Arbeit zu treffen. Ich muß irgendwelche Lücken in den deutschen Weisungen

finden, die wir ausnützen können, um zusammenzubleiben und weiterzubestehen, vielleicht als »Front«-Organisation.

Anna Grünspan *hat den größten Erfolg zu verzeichnen. Sie berichtet, daß die Krakauer Ortsgruppe völlig geeint ist. Das Mädel hat erstaunliche Courage. Trotz der neuen Weisungen, die den Juden Reisebeschränkungen auferlegen, hat sie es verstanden, sich einen (auf den Namen einer nichtexistierenden Tanya Tartinski) gefälschten Ausweis zu beschaffen. Annas nichtjüdisches Äußere hilft ihr, sich unangefochten zu bewegen. Sie hat sich bereits mit Tommy Thompson von der amerikanischen Botschaft, die jetzt in Krakau ist, in Verbindung gesetzt, und er hat sich bereit erklärt, amerikanische Dollars von unseren Leuten außerhalb Polens (vor allem von unseren Gruppen in Amerika) in Empfang zu nehmen und das Geld an sie weiterzuleiten. Gott sei Dank, daß wir Tommy haben. Er ist einer der wenigen wahren Freunde. Anna wird zu allen Ortsgruppen fahren und ein unterirdisches Nachrichtensystem einrichten, das wir bereits ausgearbeitet haben.*

Susanne Geller *hat die dringlichsten Probleme. Sie schätzt, daß während der deutschen Invasion rund dreißigtausend jüdische Soldaten gefallen sind. (Diese Ziffer dürfte ziemlich genau stimmen. Nach unseren Schätzungen sind insgesamt zweihunderttausend polnische Soldaten gefallen, viele Tausende befinden sich in Kriegsgefangenenlagern.) Außerdem haben Hunderte Kinder bei der Belagerung von Warschau ihre Eltern verloren. Wir müssen unseren Teil dieser Last tragen. Susanne hat sich im Namen des Batyraner-Waisenhauses verpflichtet, noch zweihundert Kinder zu übernehmen, was die gegenwärtige Zahl verdoppelt. Unnötig zu sagen, was das für unser Budget bedeutet. Wir brauchen Personal. Das bedeutet, daß wir unsere besten Leute von ihren anderen Arbeiten abziehen und zum Hilfsdienst ins Waisenhaus schicken müssen. Weiß Gott, wie wir das bewerkstelligen werden. Durch die Kürzung der Rationen für Juden brauchen wir vom Judenrat auch noch fünfzig zusätzliche Lebensmittelkarten für die Kinder.*

Tolek Altermann *hat Susanne (nach seiner üblichen Rede über den Zionismus) versprochen, auf unserem Gut zusätzliche Äcker zu bebauen, um die Lebensmittelkürzungen wettzumachen. Falls die Lebensmittelpreise außer Rand und Band geraten, müssen wir ihn dazu ermutigen, seine Produktion zu erhöhen. Aber dazu brauchen wir ebenfalls Menschen.*

Erwin Rosenblum *arbeitet für die Schweizer Nachrichtenagentur aufgrund des technischen Umstandes weiter, daß es sich um das Pressebüro eines neutralen Landes handelt, denn der Buchstabe der deutschen Weisung verbietet es den Juden lediglich, für nichtjüdische Blätter in Polen zu arbeiten. (Wir sind darauf gefaßt, daß die jüdische Presse jeden Augenblick verboten werden wird, obwohl es Emanuel Goldmann, dem Vorsitzenden des Judenrats, gelungen ist, die Deutschen dazu zu überreden, sie weiterbestehen zu lassen. Er hat sein Verlangen damit begründet, daß die Presse als Instrument für die Information der jüdischen Bevölkerung und zur Bekanntgabe der deutschen Weisungen gebraucht wird. Wie lange wird er die-*

ses Argument noch aufrechterhalten können?) Erwin glaubt, daß weder er selbst noch die Schweizer Nachrichtenagentur oder Christopher de Monti sich werden lange halten können. Das wäre ein großer Verlust, denn Erwin sitzt sehr nahe an den Nachrichtenquellen, und hat uns schon mehrfach Tips zukommen lassen, die uns Zeit gegeben haben, Abwehrmaßnahmen zu treffen. – Und noch ein bitterer Punkt: Es macht mir Kummer, daß Andrej nicht anwesend war. Ich erzählte den anderen eine Lüge, indem ich ihnen sagte, er habe dienstlich in Bialystok zu tun. Drei oder vier Mitglieder haben berichtet, daß er irgend etwas plant, was uns schweren Schaden zufügen könnte. Ich muß ihn daran hindern. Ich schließe diese Eintragung jetzt, um mich auf die Suche nach ihm zu machen.

ALEXANDER BRANDEL

Gabriela Rak öffnete Alexander Brandel die Tür zu ihrer Wohnung am Dreikreuzplatz.

»Komm herein, Alex.« Sie schloß die Tür hinter ihm und nahm ihm Mantel und Mütze ab.

»Ist er da?«

Gabriela nickte und deutete nach dem Balkon.

»Ehe ich mit ihm spreche . . . «

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, Alex. An manchen Tagen geht er wie ein Tier im Käfig nur immerfort auf und ab und flucht vor sich hin. An anderen Tagen, wie heute zum Beispiel, sitzt er wieder da und brütet und trinkt, ohne ein Wort zu sagen. Gestern und heute war er aus, um alle möglichen Leute zu treffen. Ich weiß nicht, wozu. Er will sich mir nicht anvertrauen.«

»Ich weiß es«, sagte Alexander.

»Ich kenne keinen, dem es so schwerfällt wie ihm, die Niederlage zu überwinden. Er hat einen solch unbändigen Stolz – er macht den Eindruck, als hätte er es auf sich genommen, für dreißig Millionen Polen zu leiden.«

Sie ging zur Balkontür und öffnete sie. Andrej blickte gedankenverloren auf die Ruinen der zerstörten Stadt. »Andrej«, rief sie vielleicht ein halbes dutzendmal, ehe er endlich aufmerksam wurde. »Alexander Brandel ist da.«

Andrej trat ins Zimmer. Unrasiert und mit glasigen Augen vom übermäßigen Alkoholgenuß und mangelndem Schlaf. Er ging geradewegs zur Hausbar und goß sich einen neuen Wodka ein.

»Ich gehe und mach dir einen Tee, Alex«, sagte Gabriela nervös.

»Nein«, befahl Andrej, »du bleibst hier. Ich will, daß du dir auch die Dissertation der hohen zionistischen Logik anhörst. Denn jetzt werden Perlen der Weisheit auf uns herabrieseln wie Regen im Frühling. Wir sollten einen Eimer nehmen, um sie alle aufzufangen.« Er stürzte den Wodka hinunter und goß sich sofort wieder einen neuen ein. Gabriela drückte sich unbehaglich in einen Sessel, während Alexander auf Andrej zutrat, ihm sachte das Glas aus der Hand nahm und es niedersetzte.

»Warum warst du heute nicht bei der Vorstandssitzung?«

»Weißt du es denn noch nicht? Es gibt keine Batyraner mehr. Weisung Nummer zweiundzwanzig, auf Befehl des Regierungskommissars für Warschau.«

»Es war eine äußerst wichtige Sitzung. Wir müssen Vorkehrungen treffen, um unterirdisch weiterzuarbeiten.«

Andrej schnalzte mit der Zunge, klatschte in die Hände und ging zu Gabriela hinüber. »Gaby, soll ich dir erzählen, worüber sie heute geredet haben, wortwörtlich? Also, paß mal auf. Susanne Geller hat am lautesten geschrien, weil ihr der Krieg noch und noch neue Waisenkinder gebracht hatte. Und unser Susi-Mädchen nimmt sie alle, alle auf. Also wird Herr Schreiker morgen eine neue Weisung herausgeben, die alle Waisenkinder für vogelfrei erklärt. Doch halt. Du darfst uns nicht unterschätzen. Unser Alexander Brandel wird schon wissen, wie man die Weisung umgehen kann, denn . . . er ist ja ein schlauer Mensch. Überall findet er eine Lücke zum Durchschlüpfen. ‚Von jetzt an', erklärte Alex, ‚werden wir die Waisen Novizen nennen und das Waisenhaus der Batyraner wird St.-Alexander-Kloster heißen.' Weiter. Und dann springt Tolek Altermann auf. ‚Kameraden', sagt er, ‚ich werde die Produktion des Guts verzehnfachen, denn die Landwirtschaft ist lebendiger Zionismus.' Und dann Anna – die gute alte Anna. ‚Ich möchte berichten, daß die Krakauer Gruppe endlich das Lied ‚Einigkeit auf immer und ewig' zu singen gelernt hat' . . .«

»Bist du fertig?«

»Nein, Alex. Ich habe ein paar Sitzungen mit mir selbst abgehalten.«

»Das habe ich gehört. Sehr interessante Pläne, die du da gemacht hast.«

»Was für Pläne?« fragte Gabriela.

»Warum sagst du's ihr nicht, Andrej?« Andrej drehte sich um und wandte ihm den Rücken zu.

»Du willst nicht? Also gut, dann werde ich es ihr erzählen. Er plant, fünfzig unserer besten Leute zu nehmen und mit ihnen Warschau zu verlassen.«

Andrej drehte sich blitzartig um. »Sollen doch Alex und das übrige Idiotenpack den Debattierklub weiterführen, während ihnen die Deutschen den letzten Lebensatem herausquetschen! Jawohl, ich nehme fünfzig Leute und gehe über die Grenze nach Rußland. Dort beschaffe ich uns Waffen. Dann komme ich zurück und schreibe auf die deutschen Nachschublinien ein paar von meinen eigenen kleinen Weisungen.«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?« fragte sie erregt.

»Ich habe dir gesagt, du sollst mit den Amerikanern nach Krakau gehen. Na, ich habe jedenfalls immer noch deine Papiere. Sie werden mein Abschiedsgeschenk an dich sein, wenn ich gehe.«

»Aber warum hast du es mir nicht gesagt?«

»Damit du dich mit ihm zusammentust, wie? Und ihr mich dann mit euren Argumenten zu Tode knüppelt?«

»Hier wird nicht mehr argumentiert, Andrej?« sagte Alexander. »Damit du es weißt, kurz und bündig: Wir verbieten es dir, deinen Plan auszuführen!«

»Hör ihn dir nur an! Der neue Kommissar gibt eine Weisung aus!«

»Du wirst uns nicht fünfzig unserer besten Leute wegnehmen. Wir brauchen sie, um die anderen am Leben zu erhalten!«

»Sing nur, Bruder Brandel, sing!«

»In uns und in anderen zionistischen Gruppen besitzt unser Volk noch ein paar Organisationen, die funktionsfähig sind. Wenn du und noch hun-

dert andere wie du uns je fünfzig Männer und Frauen wegnehmen, entreißt ihr den dreieinhalb Millionen Juden den einzigen Schirm, den sie noch haben, um sich zu schützen.«

»Alex, versuch mich daran zu hindern. Versuch's doch!«

»Wir haben viele Jahre zusammengearbeitet, Andrej, aber ich würde nicht zögern, dich mit Schimpf und Schande aus den Batyranern auszustoßen.«

»Dann mußt du auch die anderen fünfzig ausstoßen. Denn sie werden mir folgen.«

Sie schwiegen plötzlich; beide näherten sich in ihrer Erregung einem Punkt, von dem es kein Zurück mehr geben würde. In Andrej kochte ein Zorn, an dem jede Logik abprallte. Alexander fühlte sich wie betäubt. Er wandte sich zu Gabriela um, die hilflos die Hände ausstreckte.

»Ich habe zu Gott gebetet, mein Sohn Wolf möchte nur halb so ein Mann werden wie Andrej Androfski. Als ich dich auf Händen und Knien aus der Schlacht hervorkriechen sah, sagte ich mir: Dies ist der tapferste Mann, der je gelebt hat. Was immer uns die Zukunft bringen mag, wir werden durchhalten, solange Andrej bei uns ist. Und jetzt . . . jetzt sehe ich, was du wirklich bist: ein Mann ohne wirklichen, echten Mut.«

Gabriela warf sich zwischen sie. Sie blickte verzweifelt von einem zum anderen, und plötzlich ergoß sich ihr Zorn auf Alexander.

»Wie kannst du es wagen, ihm so etwas zu sagen!«

Alexander schob sich an ihr vorbei und schlug Andrej mit der flachen Hand quer übers Gesicht. Der zuckte nicht einmal mit der Wimper.

»Hör auf!« rief Gabriela.

»Laß nur, Gaby. Er schlägt wie ein Weib und weiß, daß ich nicht zurückschlage.«

»Aber die Deutschen schlagen nicht wie Weiber, und bei denen hast du dich nicht so in der Gewalt, um ihre Schläge einzustecken und die Hände stillzuhalten.«

Andrej schritt durch das Zimmer zum Sofa. »Ich will nicht, daß man von mir sagt, ich hätte die Batyraner vernichtet. Behalt sie hier. Ich gehe allein. Hunderttausende polnische Soldaten sind über die Grenze entkommen, um weiterzukämpfen. Jetzt wird es eben einer mehr sein.«

Alexander beugte sich über ihn. »Du bist ein egoistischer und rachsüchtiger Mensch. Dein einziges Bestreben ist es, deinen großen Durst nach persönlicher Rache zu stillen. Vergiß nur die Frau, die dich liebt . . . vergiß deine Schwester und ihre Kinder . . . vergiß deine Freunde . . . vergiß die Menschen, denen du verpflichtet bist. Im Augenblick, wo wir alle dich am nötigsten brauchen – lauf nur los zu deiner Bande von Abenteurern und Partisanen! Heil und Lebewohl dem tapferen Major Androfski von den Siebenten Ulanen.«

»Hör auf, ihn so zu quälen!« rief Gabriela.

»Um Himmels willen, Alex«, schrie Andrej. »Ich kann einfach nicht eure Art Krieg führen. Ich bin kein Verräter! Aber ich kann eben nicht eure Art Krieg führen!«

»Du hast den Krieg auf deine Art geführt, und es hat nichts geholfen. Jetzt sind die Kräfte im Kampf noch viel ungleicher. Jetzt stehen nicht mehr starke Männer gegen starke Männer. Wir sind nur ein paar Leute, in deren Händen die Verantwortung für dreieinhalb Millionen hilfloser

Menschen liegt. Wir haben keine Waffen außer unserem Glauben und dem Vertrauen zueinander. Andrej, du hast immer wissen wollen, was eigentlich Zionismus ist. Das hier ist Zionismus: *Den Juden zu helfen, daß sie überleben.* Du mußt mit uns kämpfen. Wir können ohne dich nicht auskommen.«

Andrej stieß einen Seufzer aus und knurrte: »Allmächtiger Gott, was für eine Art Kampf ist das bloß?« Er blickte sie an. »In all den Jahren hatte ich die Pose des großen Androfski zur Schau zu tragen – und ich weiß auch, warum: Weil wir hypothetisch einen Kampf auskämpfen. Alle und jeder war unser Feind – und doch war's keiner. Wir haben über einen Traum geredet, wir haben von unseren Sehnsüchten geredet, aber jetzt . . . jetzt bin ich nicht mehr in einem zweifelhaften Kampf. Könnt ihr nicht verstehen, was es bedeutet, den Feind von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben? Hier, damit will ich gegen ihn kämpfen«, sagte er, indem er seine schweren Fäuste hob. »Diesen deutschen Hunden will ich ihre Schnauzen zu Brei schlagen!«

»Wird uns das am Leben erhalten?«

»Ich weiß nicht, ob ich die Art Mut habe, von der du sprichst, Alex – dem Mord einfach zuzusehen und keine Hand zu heben.«

»Verlaß uns nicht, Andrej!«

Gabriela kniete neben ihm nieder und versuchte, ihn zu trösten. »Alex hat recht«, sagte sie. »Du darfst dein Volk nicht im Stich lassen.«

»Hast du nicht gewußt, Gaby, daß Alex immer recht hat – hast du das nicht gewußt?«

Andrej sah von einem zum anderen. Ja – sein Krieg war vorbei. In seinem Krieg war er zertrampelt und gedemütigt worden. Jetzt mußte er versuchen, Alexander Brandels Krieg zu führen.

»Ich will's versuchen«, murmelte er schließlich. »Ich werd's versuchen.«

IV

Als Vorstandsmitglied des Judenrates genoß Paul Bronski eine Anzahl von Vergünstigungen. Die Lebensmittelrationen für seine Familie waren die gleichen wir für die polnischen Beamten – um die Hälfte mehr als diejenigen für die übrige jüdische Bevölkerung. Franz König überzeugte Kommissar Schreiker davon, daß sich eine solche Freigebigkeit gegenüber dem Judenrat bezahlt machen würde.

Es gelang Paul, sich in der mondänen Siennastraße, die sich im gemischten Wohnviertel des wohlhabenden Bürgertums und der freien Berufe befand, eine Wohnung zu beschaffen. Eigentlich war Bronski durch die deutsche Besetzung kaum in ernsthafte Bedrängnis geraten. Sein Vermögen befand sich unangetastet außerhalb deutscher Reichweite in der Schweiz, und er hatte sehr schnell die höchste Position erreicht, die in der neuen Gesellschaftsordnung für einen Juden vorhanden war. Solange sich Christopher in Warschau befand, war es Paul ein leichtes, sich von ihm Geld vorstrecken zu lassen, weil Christopher über das Konto der Schweizer Nachrichtenagentur jede Summe ins Land bringen konnte.

Dennoch war der Tag, an dem der Umzug stattfand, für Bronski ein Tag des Unbehagens gewesen. Debora schien hocherfreut bei dem Gedanken, Zoliborz verlassen und in ein überwiegend jüdisches Viertel ziehen zu können. Die erzwungene Gleichsetzung mit den Juden betrachtete sie als eine Art persönlichen Sieges. Während der Stapel mit den Kisten und Kasten wuchs, zog sich Paul in sein Arbeitszimmer zurück, denn die Fragen der Kinder konnte er einfach nicht mehr ertragen.

Auf seinem Schreibtisch lagen die Armbinden, die seine Familie hinfort zu tragen haben würde. Die Deutschen sind so verdammt gründlich, dachte er. Die Weisung ordnete eine weiße Armbinde mit einem blauen Davidstern von nicht weniger als drei Zentimetern Größe an. Paul konnte über die Ironie des ganzen nur lachen: Wenigstens in einer Kleinigkeit empfand er, den Deutschen ein Schnippchen geschlagen zu haben; da er den »vorschriftsmäßigen« Arm verloren hatte, mußte er die Armbinde auf dem linken Ärmel tragen.

Es klopfte an die Tür. Andrej trat ein.

»Ja, wer ist denn das? Schönen guten Tag, Schwager«, sagte Bronski. »Debora ist irgendwo im Haus, beim Packen.«

»Ich wollte eigentlich dich sprechen, Paul.«

»Um deinen Triumph zu genießen? Um mir zu sagen, wie albern ich mit dem Davidstern auf dem Ärmel aussehe? Um mich mit erhobenem Zeigefinger daran zu erinnern, daß sich deine Prophezeiung erfüllt hat – Bronski, ob du es willst oder nicht, du bist Jude –, oder vielleicht, um mich zu fragen, ob ich den Deutschen einen Vortrag über den Zionismus gehalten habe, der mir aus tiefstem Herzen zuwider ist, oder ob ich sie vielleicht davon zu überzeugen versuchte, daß ich gar kein wirklicher Jude bin? . . . Verdammt noch mal – wenn man nur einen Arm hat, ist das Schwierigste das Stopfen und Anzünden einer Pfeife. Das – und das Zuknöpfen des Hosenschlitzes.«

Andrej zündete ein Streichholz an und hielt die Flamme über Pauls Pfeife, während dieser kräftig sog.

»Wie geht's dir denn so, Paul?«

»Ausgezeichnet. Ich habe feststellen können, daß ich noch immer ein ganz hervorragender Arzt bin. Hast du schon mal einem Feldwebel Anweisung gegeben, wie er dir beim Schein einer Taschenlampe den Arm amputieren soll? Keine schlechte Leistung, muß ich selbst sagen. Du aber schaust tadellos aus. Solche gewöhnlichen Verwundungen wie von einer Gewehrkugel machen dir gar nichts aus, du nimmst sie kaum zur Kenntnis.«

»Wie finden sich Debora und die Kinder mit dem Umzug ab?«

»Debora? Die ist hocherfreut, glaube ich. Der Herrgott übt göttliche Vergeltung für all die Jahre, in denen ich sie zur Freidenkerei gezwungen habe. Ich werde jetzt mein Hebräisch aufmöbeln, jeden Abend die Tora lesen und den Rest meiner Tage mit dem Gelöbnis ‚Ich werde ein guter Jude sein' zubringen – so mir die Stawkistraße hilft.«

»Ich bin hergekommen, um dich zu fragen, ob wir nicht einen Waffenstillstand schließen sollten, du und ich.«

Paul blickte erstaunt auf. »Du bist ein großmütiger Gewinner, das muß ich sagen.«

»Nein, nur die Zeiten sind so ernst geworden, daß wir uns nicht mehr

den Luxus erlauben können, einander wegen einer Sache in den Haaren zu liegen, die ohnedies schon bewiesen ist. Du sitzt im Judenrat. Du weißt besser als irgendwer, wie schlimm die Lage ist.«

»Ja, natürlich steht es schlecht. Kein Zweifel. Der Übergang wird hart sein.«

Hier konnte Andrej einhaken. »Bist du sicher, daß es nur ein Übergang ist? Niemand weiß doch wirklich, was die Deutschen vorhaben oder wann sie wieder abziehen werden.«

Paul sah Andrej argwöhnisch an. Der Waffenstillstand, den der Schwager anbot, war lediglich ein Vorwand, hinter dem er seine Schachzüge verbarg. »Na und?« fragte er.

»Jetzt, wo alle Juden, Halbjuden, Konvertiten und alle die anderen, die ihr Judentum bisher nicht eingestehen wollten, das gleiche Etikett erhalten haben, ist es dringend notwendig, alle losen Fäden zusammenzufassen und Einheit zu schaffen.«

»Red nur weiter«, sagte Paul.

»Paul, wir geben uns die größte Mühe, ein Treffen aller Gruppen der Gemeinschaft zusammenzubringen, ganz gleich, welche Weltanschauung sie auch haben mögen, um eine für die Allgemeinheit gültige Gesamtpolitik auszuarbeiten. Du sitzt in einer der Schlüsselstellen. Wir wollen wissen, ob wir auf dich zählen können.«

»Auf mich zählen – wobei?«

»Wir können nicht einfach müßig zusehen, wie die Deutschen uns mit einer Weisung nach der anderen bombardieren und unsere Leute auf offener Straße verprügeln. Wir müssen ihnen klar zu verstehen geben, daß wir uns weiteren Beschimpfungen und Übergriffen widersetzen werden.«

Paul seufzte, legte seine Pfeife in den Aschenbecher und wiegte sich in seinem Sessel hin und her. »Ich hätte mir denken können, daß du noch immer versuchst, eine Kavallerieattacke zu führen.«

Andrej, der sich geschworen hatte, nicht in Zorn zu geraten, beherrschte sich. »Wieviel müssen wir denn von ihnen einstecken, ehe wir ein bißchen Rückgrat zeigen? Wo sind denn jetzt alle deine prächtigen Studenten? Wo bleiben alle deine Kollegen von der Universität?«

»Andrej«, erwiderte Paul sanft, »du bist nicht der einzige, der über dieses Problem nachgedacht hat. Als ich meinen rechten Arm verlor, erlitt ich einen schweren Schock, aber wie du siehst, habe ich mich wieder ganz gut erholt. Mit den Juden als Gemeinschaft verhält es sich genauso. Sie verlieren jetzt den rechten Arm. Es tut zwar weh, aber der Schock geht vorüber, und sie werden weiterleben. Nicht so gut wie vorher, aber das ist nun mal so, und nichts, was wir tun könnten, würde daran etwas ändern.«

»Bist du bereit, mir dafür zu garantieren, daß sich die Deutschen nur mit einem Arm begnügen und weiter nichts nehmen werden? Kannst du mir ehrlichen Herzens versichern, daß uns die Weisungen nicht auch den anderen Arm und dann vielleicht auch noch beide Beine nehmen werden?«

»Ich werde dir sagen, Andrej, wozu ich bereit bin. Ich bin bereit, das Leben als das hinzunehmen, was es ist. Die Deutschen sind heute das Gesetz. Sie haben den Krieg gewonnen. Ich sehe keine Alternative.«

»Glaubst du wirklich, daß man sich mit ihnen irgendwie einigen kann?«

»Ich glaube eines wirklich, Andrej: daß ich keine Wahl habe. Andrej . . . Andrej du kämpfst immerfort gegen Windmühlen, suchst immerfort nach dem mystischen Feind. Bevor die Deutschen kamen, hast du gegen Polen gekämpft. Du kannst das Leben nie nehmen, wie es nun einmal ist. Es ist richtig, ich habe Kompromisse geschlossen, aber ich tat es, weil ich die Wirklichkeit kenne. Ich kann nicht hinter Gespenstern herjagen. Ich schließe auch jetzt einen Kompromiß, nachdem man mich so plötzlich wieder zum Juden gemacht hat, weil ich wieder keine Alternative habe. Andrej, man hat mich in eine Stellung gesetzt, in der ich der Gemeinschaft gegenüber eine Verantwortung trage. Ich habe nicht um die Stellung gebeten, und ich wollte sie gewiß auch nicht haben. Aber ich mußte sie annehmen, verstehst du. Ich habe für eine Frau und zwei Kinder zu sorgen –«

»Und dafür gibst du deine Seele und deine Ehre preis?«

»Probier deine Schlagworte und Redensarten anderswo aus. Ich weiß, was du vorhast. Aufstand – Agitation – eine Untergrundbewegung. Dir den Kopf an einer Wand einrennen, wie du es vor dem Krieg gemacht hast. Ich weiß, daß das, was wir jetzt hier haben, eine Realität ist, und ich bin entschlossen, meine Familie durchzubringen.«

Andrej war im Begriff, auf Paul loszubrüllen, daß er ein Feigling sei, der immer nur danach trachte, sich vor seinen Pflichten zu drücken. Die Katze, die immer auf allen vieren landet. Der erste, der seine Seele verkauft. Er bedurfte seiner ganzen Energie – aber er beherrschte sich.

»Und wenn wir schon darüber reden, Andrej: dein Treiben muß zwangsläufig bekannt werden. Um der Sicherheit Deboras und der Kinder willen, wäre es das beste, uns in Zukunft fernzubleiben.«

»Das solltest du meine Schwester entscheiden lassen!«

»Was ihr geliebtes Brüderchen tut, kann nie falsch sein!«

Andrej wandte sich um und stampfte hinaus. Er konnte sich nicht zurückhalten, die Tür zuzuknallen, zum Zeichen, daß er seine Beherrschung nicht vollkommen verloren hatte.

Paul klopfte sich mit dem Pfeifenstiel gegen die Zähne und schüttelte den Kopf. Da geht er hin, dachte er. Noch immer auf der Suche nach Kampf, noch immer an der Spitze eines Reiterangriffs. Wie lange würde sich Andrej auf diese Art und Weise halten können, wann würde man ihn an die Wand stellen und niederknallen? Aber Andrej würde noch im Augenblick des Erschießens über sie lachen. Und einen Augenblick lang beneidete ihn Paul sogar um seinen unbesonnenen Mut, der einfach außerstande war, nachzugeben. Er selbst, Paul Bronski, hatte nur in einem einzigen Fall instinktiv Mut bewiesen, als dieser stiernackige deutsche Tyrann Rudolf Schreiker jüdische Frauen als Prostituierte verlangte. Es würde noch mehr solche Augenblicke der Krise geben. Wie sehr wünschte er sich doch, in solchen Augenblicken ein Andrej Androfski zu sein! Würde er beim nächstenmal stark genug sein, um den Herausforderern trotzig die Stirn zu bieten? Er wußte es nicht. Wenn er diese eine Sekunde Mut nur in einer Schachtel aufbewahren könnte, um sie zu öffnen, wenn er sie brauchte!

Lautes Gezeter aus der Gegend der Küche ließ Paul hinauseilen. Debora überschüttete Soschja mit zornigen Worten.

»Was geht denn hier vor?«

»Soschja hat unser Silber gestohlen. Rachel hat gesehen, wie sie es ihrem Miststück von einem Sohn über den Zaun gereicht hat.«

Paul trat zwischen die beiden Frauen.

»Ist das wahr, Soschja?« fragte er.

»Es ist wahr und es tut mir nicht leid«, kreischte Soschja.

»Sie ist eine Diebin«, zischte Debora, »eine elende, dreckige Diebin.«

»Es ist meins, und mehr als meins, für all die Jahre, in denen ich euren jüdischen Dreck geputzt habe.«

»Allmächtiger Gott«, sagte Debora, »wir haben dich besser behandelt als dein eigener Sohn, den wir jedesmal aus dem Gefängnis auslösen mußten, wenn er wieder einmal in eine seiner besoffenen Keilereien geraten war. Wir haben die Arztrechnungen für dich und deine Schwester bezahlt, als du nicht arbeiten konntest.«

»Ihr habt die Deutschen nach Polen gebracht! Das ist alles nur die Schuld der Juden!« Haßerfüllt spie sie ihnen ins Gesicht und watschelte hinaus.

Debora lehnte sich weinend an Paul, der sie zu trösten versuchte. »Ich kann es nicht glauben«, murmelte sie.«

»Wir können nichts machen. Die Deutschen ermuntern die Leute dazu.«

Einer der Möbelpacker trat ein.

»Wir haben einen der Möbelwagen jetzt voll. Sie sagten doch, daß Sie nach der Siennastraße mitkommen und uns sagen wollten, wo die Sachen hinkommen.«

»Meine Frau wird gleich soweit sein. Sie kommt Ihnen nach.«

Der Packer lüftete die Mütze und ging.

Debora trocknete sich die Augen. Paul ging in sein Arbeitszimmer und kehrte mit den Armbinden zurück. »Du und die Kinder, ihr müßt jetzt diese Dinger tragen«, sagte er.

Sie nahm sie, blickte sie fassungslos an und streifte dann eine davon über den Ärmel. »Ist es nicht eine Schande«, sagte sie. »Zum erstenmal, da wir den Kindern wirklich sagen, daß sie Juden sind . . . muß es gerade auf diese Art geschehen . . .«

V

Tagebucheintragung

Andrej wußte im voraus, daß wir uns auf Paul Bronski nicht verlassen können. Wie recht er gehabt hat! Wir sondieren in der jüdischen Gemeinschaft weiter, um festzustellen, wie viele von uns zu einem Führungstreffen bereit sind. Wir nehmen zwar an Stärke zu, aber nicht schnell genug. Noch ein paar solcher deutscher Weisungen werden sie eher überzeugen als alle unsere Argumente.

Ich werde Rabbi Salomon aufsuchen. Wenn wir seine Unterstützung gewinnen, sind wir möglicherweise über dem Berg.

ALEXANDER BRANDEL

Rabbi Salomons Name wurde selten ohne das Beiwort »der Große« gebraucht. Er war einer der größten jüdischen Gelehrten nicht nur von Warschau, sondern von ganz Polen.

Er war ein bescheidener, demütiger Mensch, allseits geliebt und respektiert, weil er sein Leben dem Studium, der Andacht und der Lehrtätigkeit gewidmet hatte. Eine von ihm getroffene Entscheidung war für alle orthodoxen Juden Gesetz.

Nicht die geringste der Gaben dieses bemerkenswerten Mannes war seine politische Beweglichkeit. Wenn man sich aus der luftigen Höhe der talmudischen Weisheit in die irdische Tiefe der Realitäten des Lebens herabbegab, bedurfte es schon beträchtlicher Gewandtheit, um mit all den Meinungen und Weltanschauungen der verschiedenen jüdischen Gruppen und Grüppchen auszukommen. Diesem großen diplomatischen Geschick Rabbi Salomons war es zuzuschreiben, daß man sich oft an ihn mit der Bitte um Vermittlung wandte, wenn es galt, Gegensätze zwischen verschiedenen Anschauungen, von den Kommunisten bis zur extremen Rechten, auszugleichen.

Alle organisierten Zionisten waren überzeugt, daß sie allein die wahren und echten Bannerträger des Zionismus waren, alle anderen außerhalb ihrer Reihen aber lediglich Pseudozionisten. Rabbi Salomon bildete darin keine Ausnahme. Er war überzeugt, daß sein Zionismus der reinste und geläutertste war, weil er aus den Büchern der Bibel stammte, die einen Messias verhieß, der auf die Erde zurückkehren und die in aller Welt zersprengten Kinder Israels in ihr »Gelobtes Land« zurückführen werde. Diese Verheißung war für ihn nicht so sehr Zionismus, sondern grundsätzlicher Glaubensartikel des Judentums.

In all den neuen Ideen – Revisionismus, Sozialismus, Kommunismus und so weiter – sah er lediglich Notausgänge und Hilfsmittel, die an die Stelle der echten und wahren Grundlagen des Glaubens getreten waren.

Obwohl er sich die neuen Ideen nicht zu eigen machte, begegnete er ihnen jedoch mit Verständnis und Toleranz. Er begriff durchaus, daß es einer enormen seelischen Stärke bedurfte, sich nicht gegen die Demütigungen aufzulehnen, welche die Juden zu erleiden hatten; folglich betrachtete er diese neuen Formen des Zionismus als den Protest von schwachen Menschen, die es eben nicht fertigbrachten, in Würde und Stillschweigen leidend die von Gott auferlegten Bußen als Teil des Lebens zu ertragen, um derentwillen sie die auserwählten Hüter des heiligen Gesetzes geworden waren. Nachdem die Deutschen seine Synagoge geschlossen hatten, arbeitete Rabbi Salomon hingebungsvoller denn je, um in seinem Volk Glauben und Hoffnung aufrechtzuerhalten. Während der Wirbelsturm der deutschen Weisungen einherfegte, erwies er sich als Träger so ruhiger Kraft und Stärke, daß man unablässig seinen Rat suchte.

Es war nach einem solchen anstrengenden Tag, als Alexander Brandel das Studierzimmer des Rabbi betrat. Der alte Mann sah dem Wortgefecht mit dem gelehrten zionistischen Historiker gleich einer bevorstehenden Erholung schon mit Freude entgegen.

Kummervoll berichteten sie einander von den neuen Schrecknissen des Tages, gingen alle nur denkbaren Möglichkeiten zur Linderung des schweren Schicksals durch; dann kam Alexander zur Sache.

»Wir sind der Ansicht«, sagte er vorsichtig, »daß die Gefahren der

Stunde an uns die dringende Forderung stellen, alles Trennende beiseite zu schieben und uns in *den* Punkten fest zusammenzuschließen, in denen wir übereinstimmen.«

»Aber Alexander, keine zwei Juden stimmen je in irgendeiner Sache überein.«

»In gewissen Punkten doch, Rabbi Salomon. Zum Beispiel in der Waisenfürsorge, in der gegenseitigen Hilfe.«

»Und was sollen wir in den Punkten tun, in denen wir deiner Auffassung nach einer Meinung sind?«

»Als erstes werden wir eine Beratung abhalten. Es haben mir bereits Führer der verschiedensten Richtungen zugesagt, daß sie teilnehmen werden. Wenn auch Sie kämen, wäre das für die meisten Rabbiner Warschaus ein Zeichen, Ihrem Beispiel zu folgen.«

»Hast du auch die Unterstützung der Bundisten?«

»Ja.«

»Und der Vereinigung der Arbeiterzionisten?«

»Ja.«

»Und der Kommunisten?«

»Ja.«

»Eine solche Beratung wird in einem Chaos enden.«

»Wir verfolgen noch eine zweite Absicht.«

»Aha.«

»Wir müssen versuchen, eine Einheitsfront zu bilden, um diesen deutschen Weisungen Einhalt zu gebieten.«

»So? Mein lieber Alexander, ich bin weder ein Sozialfürsorger noch ein Politiker. Am ehesten bin ich noch ein Lehrer. Mit den Problemen, die du aufwirfst, hat sich der Judenrat zu befassen.«

Alexander hatte sich fest vorgenommen, sich nicht entmutigen zu lassen. »Der Judenrat ist von den Deutschen ausgesucht worden. Wir sind überzeugt, daß ihn die Deutschen lediglich als Werkzeug zum Vollzug ihrer Politik benützen wollen.«

»Es sitzen aber doch gute Zionisten wie Emanuel Goldmann, Schönfeld und Silberberg drin . . . «

»Aber, Rabbi, verstehen Sie, die Leute haben doch überhaupt keine Macht. Wir leben in außergewöhnlichen Zeiten, und sie verlangen außergewöhnliche Maßnahmen.«

»Was ist an unseren Zeiten denn so außergewöhnlich, Alex?«

»Wir können leicht in einen letzten Kampf um unser nacktes Dasein geraten.«

Der alte Mann lächelte und strich sich den großen, weißen Bart. Wie diese jungen Leute alles doch immer gleich dramatisieren! »Alexander, gelehrter Historiker, sag mir, wann ist es jemals in der Geschichte der Juden nicht ums nackte Dasein gegangen? Es ist doch nur der Grad des Kampfes, der sich ab und zu ändert. Was sich heute in Polen ereignet, hat sich in unserer Geschichte schon oft ereignet. Und jetzt, Historiker Brandel, sag mir, haben wir nicht bisher noch jeden Tyrannen überlebt?«

»Ich glaube, es besteht da doch ein Unterschied.«

»Und zwar?«

»Von der Zeit des Ersten Tempels an hat man uns massakriert, weil man einen Prügelknaben brauchte oder weil es den gerade herrschenden

Politikern so in den Kram paßte, auch aus plötzlicher Leidenschaft, Dummheit und Unwissenheit. Die Kreuzzüge, die Inquisition, das Blutbad von Worms, die Kosakenaufstände. Aber noch nie zuvor standen wir einer vorsätzlichen und in allen Einzelheiten durchgerechneten Planung gegenüber, uns durch kaltblütig organisierten Massenmord restlos zu vernichten.«

»Und woher weiß der gelehrte Historiker, daß es sich wirklich so verhält?«

»Ich habe Adolf Hitler gelesen.«

»Aha. Und jetzt sag mir eines, Alexander. Was können die Deutschen deiner Ansicht nach damit gewinnen, daß sie die Juden ausrotten? Bringt es ihnen einen Gebietszuwachs? Es bringt ihnen doch höchstens ein bißchen Geld und ein paar Wertsachen. Was für ein Ziel können sie damit verfolgen, einige der besten Ärzte, Musiker, Handwerker, Wissenschaftler, Schriftsteller der Welt auszurotten? Was gewinnen sie, wenn sie es tun?«

»Es handelt sich nicht darum, daß sie etwas dabei gewinnen. Sie sind gegen uns in der gleichen Weise vorgegangen, wie hundert andere auch, aber bei den Deutschen weiß ich nicht, ob sie imstande sind, von selbst zur Besinnung zu kommen und sich noch Einhalt zu gebieten. Wie kein anderes Volk der Welt sind sie psychologisch bereit, um des bloßen Vernichtens willen zu vernichten.«

»Damit sagst du also: die Nazis sind das Böse. Als Historiker weißt du aber, daß sich das Böse selbst vernichtet.«

»Während es sich selbst vernichtet, kann es aber leicht auch uns vernichten. Wo im Talmud und der Tora steht geschrieben, daß wir uns nicht verteidigen dürfen?«

»Aber wir verteidigen uns doch! Wir verteidigen uns, indem wir fest in unserem Glauben leben, der uns all die Jahrhunderte am Leben erhalten hat. Wir verteidigen uns, indem wir gute Juden bleiben. Das wird uns durch diese Prüfung ebenso führen wie durch alle bisherigen Krisen in unserer Geschichte. Und der Messias wird kommen, wie Er es verheißen hat.«

»Und wie werden wir Ihn erkennen, wenn Er kommt?«

»Es geht nicht darum, ob wir Ihn erkennen. Es geht darum, ob Er uns erkennt.«

Das Gespräch war in eine Sackgasse geraten. Der alte Mann gab nicht ein Jota nach.

Alexander nahm seine Armbinde und hielt sie dem Rabbi vor die Augen. »Können Sie das hier mit Stolz tragen?«

»Es war gut genug für König David.«

»Aber er trug es nicht als Zeichen der Demütigung.«

»Alexander, warum müssen alle Zionisten soviel Geschrei machen? Die Tore des Himmels bleiben denen versperrt, die zur todbringenden Waffe greifen. Und dazu wird es schließlich kommen, wenn du die Massen zum Widerstand organisierst. Lerne, in Demut und dem Glauben zu leiden. Das allein wird uns Rettung bringen.«

VI

WEISUNG

ALLE STAATLICHEN PENSIONEN FÜR JUDEN SIND AUFGEHOBEN.

WEISUNG

JUDEN IST DAS EINKAUFEN IN NICHTJÜDISCHEN LEBENSMITTELGESCHÄFTEN UND WARENHÄUSERN VERBOTEN.

WEISUNG

JUDEN DÜRFEN WARSCHAU NUR MIT OFFIZIELLER REISEERLAUBNIS VERLASSEN. JUDEN DÜRFEN AUF DER EISENBAHN NUR DIE ALS »JÜDISCH« BEZEICHNETEN WAGENABTEILE BENUTZEN.

WEISUNG

JUDEN DÜRFEN SICH ZUM EMPFANG IHRER LEBENSMITTELZUTEILUNGEN NUR AN BESONDERS BEZEICHNETEN JÜDISCHEN AUSGABESTELLEN ANSTELLEN.

Alexander Brandels Suche nach Solidarität brachte eine Enttäuschung nach der anderen. Die Menschen waren verwirrt und ratlos. Die meisten von ihnen gehörten keiner Organisation an. Alles, was sie wollten, war der Wunsch, für ihre Familien sorgen zu können. Die wenigen Männer, deren Macht und Einfluß alle an einen Tisch zusammengeführt hätte, waren ins Pawiakgefängnis gebracht und erschossen worden.

Bürgermeister Starzynski, der Warschaus heldenmütigen Verteidigungskampf geführt hatte und der einer der wenigen hochgestellten Polen gewesen war, die den Anteil der Juden an der Verteidigung des Landes anerkannt und gewürdigt hatten, war verschwunden. Gleich vielen anderen hatte man ihn mitten in der Nacht ohne weitere Erklärung abgeholt. Er war nie wieder zurückgekehrt.

Alexander mußte mitansehen, wie der Kreis von Intellektuellen auseinanderfiel. Diese Männer, aus deren Mündern einst Wasserfälle von Idealismus hervorsprudelten, schienen außerstande, ihre Worte in die Tat umzusetzen.

Er bemühte sich um Rodel, den Kommunisten, der eine bedeutende Organisation in Händen hatte. Der kahlköpfige, kettenrauchende Kommunistenführer verbrachte die meiste Zeit damit, ernsthaft zu erklären, die Sowjetunion habe Ostpolen dadurch, daß sie dem Land in den Rükken gefallen sei, während das polnische Heer um sein Leben kämpfte, in Wirklichkeit gerettet. Rodel amüsierte Alexander. Er besaß eine verblüffende dialektische Reichweite, eine Mischung von Wortklauberei und politischer Akrobatik. Im Frühling dieses Jahres war Rodel noch ein wilder Antinazi gewesen. Im Sommer, nach dem russisch-deutschen Pakt, war er

zur Ansicht gekommen, daß die Deutschen im Grund gar nicht so übel seien – es wären vielmehr die Westmächte, die alle verraten und verkauft hätten. Jetzt war er wieder einmal antideutsch, befaßte sich aber hauptsächlich damit, dialektisch den Beweis zu führen, daß von einem russischen Verrat keine Rede sein könne. Rodel konnte mit Zionismus nichts anfangen, aber nur deshalb, weil er mit nichts, das nicht mit dem Kommunismus zu tun hatte, etwas anfangen konnte. Doch Alexander brauchte Rodel. Die Kommunisten zu übergehen, wäre noch schlimmer gewesen, als von ihnen abgewiesen zu werden. Die Kommunisten, mit ihren vielen nichtjüdischen Mitgliedern, stellten für die Juden die am festesten verzahnte und bestorganisierte Gruppe dar. Aber Rodel hatte die Hände voll zu tun. Denn noch erbarmungsloser als die Juden wurden die Kommunisten von den Nazis verfolgt. Für sie hatte die Gestapo nur einen einzigen Befehl: FINDET SIE UND ERSCHIESST SIE!

Mit Samson Ben Chorin, dem Führer der Revisionisten, konnte Alexander nicht einmal eine Unterredung erreichen. Die Revisionisten waren traditionelle Einzelgänger, die sich an keinem Plan beteiligen wollten, der sie verpflichtet hätte, mit einer Gruppe zusammenzuarbeiten. Alexander vermutete, daß sie sich für Straßenkämpfe rüsteten.

Die Geschäftsleute hatte ihre eigenen Sorgen. Die Regale waren leer, die Preise stiegen, die Weisungen setzten sie ständig unter neuen Druck. In ihren Augen waren Alexanders Bemühungen um Solidarität genau das gleiche wie eine Bitte um eine wohltätige Spende. Für sie fiel alles, was außerhalb des üblichen Geschäftslebens lag, in die Sparte »Wohltätigkeit«. Wohltätigkeit aber kam erst nach einem Profit in Betracht, und Profite waren zurzeit sehr fragwürdig.

Die größte der einzelnen Gruppen, die Orthodoxie, lehnte es rundweg ab, sich zu rühren. Sie folgte damit Rabbi Salomons Weisung, sich auf die traditionellen Waffen von Gebet und Geduld zu verlassen.

Der Judenrat behandelte Alexander wie einen Aussätzigen. Silberberg, der Dramatiker, aus dem ein einziger Fausthieb in Rudolf Schreikers Büro den ganzen Kampfgeist herausgeschlagen hatte, Silberberg, dessen Stücke den Mut stets zur Parole erhoben hatten, nannte Brandel einen Sendboten des Unheils und Untergangs. Die anderen fürchteten um ihre Stellung. Der einzige, mit dem man wirklich rechnen konnte, war Emanuel Goldmann, der Pianist.

Außerhalb der jüdischen Gemeinschaft war nicht viel zu holen. Die nichtjüdischen Intellektuellen waren ebenso verschreckt wie die jüdischen. Ein klassisches Beispiel dafür war Paul Bronski. Seit seiner Rückkehr nach Warschau bis zu seinem Umzug in die Siennastraße hatte ihn auch nicht ein einziger seiner früheren Kollegen oder Studenten von der Universität besucht.

Die Mehrheit der Bevölkerung wollte mit dem deutsch-jüdischen Krieg nichts zu tun haben. Eine Minderheit beteiligte sich sogar tatkräftig an den Ausschreitungen gegen die Juden.

Die eine große Stimme, die noch Macht und Gewissen verkörperte – die Kirche –, blieb stumm.

Als klugem Taktiker wurde es Alexander bald klar, daß sich Einigkeit und einheitliches Vorgehen nicht erreichen ließen. Also formulierte er umsichtig einen Alternativplan. Als er ihn fertig durchdacht hatte, rief er

drei der zuverlässigsten und einflußreichsten Männer zusammen. Es waren Menschen, denen man die Dringlichkeit der Lage nicht erst lange erklären mußte, und die gleich ihm nach einem Weg suchten, um gemeinsam agieren und die gefürchteten Weisungen umgehen zu können.

Die vier Männer hielten eine Reihe geheimer Beratungen ab, in denen sie ihre Erfahrungen und Meinungen austauschten.

Zu Alexander Brandel kam als zweiter Simon Eden, der die Vereinigung der Arbeiterzionisten mit eiserner Faust regierte. Er war als einziger imstande, zehn verschiedene, von der Mitte bis zum linken Flügel reichende Parteigruppen zu kontrollieren und in der Hand zu behalten. Seine Organisation erfaßte mehr als sechzig Prozent aller organisierten Zionisten. In Simon waren die besten Eigenschaften Alexanders und Andrejs vereint und nur wenige ihrer Fehler. Gleich Andrej war er Offizier in der polnischen Armee gewesen, ein großer, kraftvoller Mann, der sehr jähzornig sein konnte. Gleich Alexander war er aber auch ein kühler, umsichtiger Denker. Andrej hatte vor Simon mehr Achtung als vor irgend jemandem in Warschau, ausgenommen Alexander.

Der dritte war Emanuel Goldmann, der alte, aber noch immer schwungvolle Klaviervirtuose, der zum Oberhaupt des Judenrats ernannt worden war.

Die Berufung Goldmanns war Dr. Franz Königs einziger Irrtum gewesen. König war mit Recht davon überzeugt, daß der berühmte Musiker unter den Juden großes Ansehen besaß, dagegen unterschätzte er Goldmanns Hingabebereitschaft für die Sache des Humanismus. Goldmann war ein Realist. Er wußte, daß er sich im Judenrat nicht lange halten können würde. Die Deutschen brauchten einen Schwächling, der bereit war, ohne Skrupel oder eigenen Willen ihre Befehle auszuführen. Goldmann war grimmig entschlossen, einen Ausweg für seine Gemeinschaft zu finden, ehe er seines Amtes enthoben wurde.

Der vierte Mann war David Zemba, der Direktor des *Amerikanischen Hilfsfonds*, einer Organisation, die hauptsächlich von amerikanischen Juden unterstützt wurde. Zemba, ein polnischer Jude, war von kleinem Wuchs, trug ein kurzgestutztes Bärtchen und war ein Mensch von milder Wesensart, aber ebenso völlig furchtlos und unerschrocken wie mit glänzendem Scharfsinn begabt. Jetzt, nach der Besetzung Polens, waren die amerikanischen Dollars, über die er verfügte, notwendigerweise die unentbehrliche Grundlage für jede weitere Unternehmung.

Gemeinsam arbeiteten die vier einen Aktionsplan aus.

Phase eins: In seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Judenrats hatte Emanuel Goldmann eine Unterredung mit Dr. Franz König. »Wir sehen uns einem Problem gegenüber, Herr Doktor. Nach alter Tradition haben wir Juden uns immer selbst um unsere eigenen Menschen gekümmert, wenn sie in Not waren. Die Sozialarbeit wurde früher von der jüdischen Gemeindeverwaltung versehen, die aufgelöst worden ist. Wie Sie wissen, hat der Krieg das Problem noch um ein Vielfaches vergrößert. Wir besitzen keinen gesetzlich zugelassenen Apparat, um Fürsorgearbeit zu leisten.«

»Ich nehme an, daß dies ein Ersuchen ist, innerhalb des Judenrats eine Fürsorgeabteilung einrichten zu lassen.«

»Nein, nicht ganz. Der Rat verfügt dazu weder über das erforderliche

ausgebildete Personal noch über Geldmittel; außerdem haben wir mit der Volkszählung zuviel zu tun.«

»Ich bin überzeugt, daß Sie nicht ohne einen bestimmten Vorschlag zu mir gekommen sind.«

»Das stimmt. Mein Vorschlag lautet: Es gibt eine Menge berufsmäßiger Wohltäter. Diese könnten das Geld auftreiben – könnten die richtigen Leute finden, könnten Waisenhäuser und Altersheime leiten.«

»Sie schlagen also eine unabhängige Organisation vor?«

»Ja.«

»Nicht als Abteilung des Judenrats?«

»Ganz richtig.«

»Warum?«

»Wo es sich um Selbsthilfe handelt, sind die Juden, wie immer ihre Anschauungen sonst auch sein mögen, fast immer einig. Wenn wir diese althergebrachte Sozialeinrichtung durch eine Regierungsstelle betreiben, würde das nur Unzufriedenheit und endlose Beschwerden von allen möglichen Elementen zur Folge haben. Das Aufbringen von Geldmitteln wäre äußerst schwierig, weil die Leute natürlich allem, was von der Regierung kommt, mißtrauisch gegenüberstehen. Alle Arbeit würde doppelt und dreifach gemacht werden müssen, und wir hätten ein Durcheinander, das vermieden werden kann, wenn wir eine unabhängige, vom Judenrat getrennte Organisation schaffen.«

Goldmanns Argumente leuchteten König ein. Er konnte ja den Judenrat beauftragen, die neue Fürsorgeorganisation zu überwachen. Andererseits, wenn der Judenrat die Fürsorgearbeit selbst übernahm, würde Goldmann alle Augenblicke zu ihm gelaufen kommen und neue Geldmittel verlangen. Und doch war die Sache nicht so durchsichtig, wie er es sich gewünscht hätte. Dr. König begann nachgerade zu erkennen, daß Goldmann ein Mann von Charakter war, und obwohl man bei oberflächlicher Betrachtung leicht den Eindruck gewinnen konnte, als handle es sich um eine ganz einfache Sache, kam Goldmann doch gewiß nicht mit einem Vorschlag zu ihm, der zum Nutzen der Deutschen gedacht war.

Doch auch Emanuel Goldmann wußte, daß sein Partner nicht ein hirnloser Roboter wie Schreiker war. König tastete die Sache ab. Er suchte nach einer verborgenen Falle.

»Wen würden Sie denn zum Leiter dieser neuen Organisation vorschlagen?«

»Ach, da gibt es eine Menge Leute. Wichtig ist nur, einen Mann zu finden, der für alle tragbar ist. Sagen wir, Alexander Brandel.«

»Brandel? *Der* – mit seiner zionistischen Vergangenheit?«

Goldmann zuckte die Achseln. »Als Gruppe genossen die Batyraner auch annähernd niemals das Ansehen, das Brandels Person besitzt. Außerdem sind sie jetzt aufgelöst. Brandel ist ein ruhiger Mensch, der nirgends Anstoß erregt und allgemeines Vertrauen genießt.«

»Angenommen, ich gestattete Ihnen Ihre Organisation, aber nur unter einer Bedingung?«

»Und die wäre, Herr Doktor?«

»Daß Brandel sie nicht leitet.«

Sie waren in einer Sackgasse. Goldmann hatte gehofft, die Sache durchdrücken zu können, ohne daß sich dieser Augenblick ergab. Jetzt

mußte er mit hohem Einsatz spielen. Er griff in seine Brusttasche und legte einen Briefumschlag auf Königs Schreibtisch. »Die vollständig ausgearbeiteten Pläne für die Fürsorgeorganisation befinden sich da drin, Herr Doktor«, sagte er. »Ich möchte Sie bitten, sie sorgfältig zu prüfen und mir morgen Ihre Antwort zu geben.«

Damit verließ der alte Mann das Rathaus. Er wußte nicht, ob es nicht sein letzter Tag auf dieser Erde war.

König öffnete den Umschlag und nahm fünf Tausenddollarnoten heraus.

Die Sache war ihm völlig klar. Die Juden wollten diese Organisation fern von spionierenden Blicken betreiben. Niemand sollte ihnen hineingucken können. Seine erste Regung waren Zorn und Ärger. Er ergriff den Umschlag und machte sich schon auf den Weg zu Rudolf Schreikers Dienstzimmer. Doch dann blieb er stehen. Schreiker würde ihn nur auslachen und das Geld dann selbst einstecken.

Allein der bloße Gedanke, daß sich ein guter deutscher Beamter bestechen ließ! . . . Langsam ging er zu seinem Schreibtisch zurück. Die letzten Wochen hatten ihn aus seiner Traumwelt von deutscher Reinheit und Untadeligkeit erwachen lassen. Organisierte Schreiker nicht in eben diesem Augenblick Banden von Rowdys, um die Warenlager der jüdischen Kaufhäuser zu plündern?

Warum sollten die Juden das Spiel schließlich nicht mitspielen? Aber welche Rolle war ihm dabei zugedacht? Fünftausend Dollar! Mehr mit einem Federstrich, als er während eines ganzen Jahres an der Universität verdient hatte!

War es nicht lächerlich, allein auf weiter Flur ein Tugendbold unter lauter Halsabschneidern zu sein? Und wenn er einer war, wie lange würde er sich dann bei einem Schreiker halten können? Bei Schreiker, der ihn wie einen ahnungslosen Esel behandelt hatte! Überleg dir's, Franz. Schreiker braucht dich. Du kannst dich ihm unentbehrlich machen. Und dieses Spiel hier? Es ist zwar ein grobes, brutales Spiel, aber schließlich ist der ganze Krieg grob und brutal. Dieses Geschäft hier ist nicht anders.

Ruhelos ging er in seiner Wohnung, die er Bronski im Villenviertel Zoliborz abgenommen hatte, auf und ab. Alle intrigierten und begingen Schwindeleien. Und er, König, befand sich schließlich in einer Schlüsselstellung. Das hier war also erst der Anfang. Ja, er befand sich wirklich in einer Stellung, in der er in den Tagen, die vor ihm lagen, ein phantastisches Vermögen zusammenraffen konnte.

Spiel das Spiel nach den Regeln . . . Fünftausend Dollar . . . Spiel mit, wie alle anderen auch. Zoll um Zoll waren die moralischen Grundlagen, auf denen Dr. Franz König bisher sein Leben aufgebaut hatte, weggenagt worden. Von dem Augenblick an, da er vor dem Krieg gemeinsame Sache mit den Volksdeutschen zu machen begonnen hatte, war er gezwungen worden, geistig Kompromisse zu schließen, alles bisher Gedachte umzudenken und sich neue Grundsätze zu schaffen, mit denen er sich vor sich selbst rechtfertigen konnte.

Der nächste Tag.

»Emanuel Goldmann wünscht Sie zu sprechen, Herr Doktor.«

»Schicken Sie ihn herein.«

»Ich habe mit dem Kommissar gesprochen. Es ist mir gelungen, ihn davon zu überzeugen, daß eine eigene Organisation für die Fragen der jüdischen Fürsorge die beste Lösung für alle Beteiligten wäre. Ihr Judenrat ist ermächtigt, ihr eine Erlaubnis zum Betrieb auszustellen.«

Goldmann nickte.

»Ich habe auch die Ernennung Alexander Brandels in Erwägung gezogen. Ich halte ihn für eine ausgezeichnete Wahl. In allem, was die Zuteilung von Lebensmitteln, Personal und andere genehmigungspflichtige Angelegenheiten betrifft, wird er sich direkt an mich zu wenden haben.«

Goldmann nickte erneut. Dr. König, so dachte er, gedenkt einen hübschen großen Schnitt zu machen. Aber nun konnte er nicht mehr zurück. König hatte die erste Bestechung eingesteckt. Man konnte ihn also kaufen. Das Spiel mit dem hohen Einsatz war gewonnen. In Zukunft würde König Geld nur spärlicher bekommen; denn die fünftausend Dollar hatten nicht nur sein Schweigen erkauft, sie hatten auch seinen Kopf in die Schlinge gesteckt. Du wirst zwar noch mehr kriegen, gewiß, du Lump, dachte Goldmann, aber nicht so viel, wie du glaubst. Sonst könnten wir deinem Freund Schreiker ja einmal erzählen, wie du ihm das Geld aus der Tasche gestohlen hast.

Phase zwei: Gründung der Organisation zur Selbsthilfe und Waisenfürsorge. Alexander Brandel wurde zu ihrem Leiter bestellt.

Phase drei: Der Amerikanische Hilfsfonds übergab Brandel Zehntausende Dollar aus seinen Notstandsguthaben. Im Namen der Selbsthilfe- und Waisenfürsorgeorganisation mietete Brandel fünfzehn Gebäude im nördlichen Teil des jüdischen Viertels von Warschau, wo sie billiger waren.

Die Häuser wurden zu Volksküchen, Lebensmittelausgabestätten, Erste-Hilfe- und Krankenstationen, Waisenhäusern und allen sonstigen Fürsorgeeinrichtungen, die in die Zuständigkeit der Organisation fielen.

Obwohl alle diese Stätten völlig rechtmäßig arbeiteten, diente jede von ihnen außerdem noch der Tarnung der zionistischen Arbeit, deren Einstellung die Deutschen angeordnet hatten. Denn die Zionisten hatten zwar ihren Namen geändert, waren aber weiterhin völlig intakt geblieben. Das gesamte Personal der Fürsorgeorganisation bestand aus ausgesuchten Leuten der zionistischen Gruppen. Sie erhielten besondere Armbinden und genossen eine gewisse Immunität. Weitere tausend Dollar für Dr. König hatten gewirkt, und die Personalien der bei der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation Beschäftigten wurden nicht nachgeprüft.

Einer der Hauptzwecke der Fürsorgeorganisation bestand darin, das Geld des Amerikanischen Hilfsfonds an die Wohlfahrtsstellen zu leiten, für die es bestimmt war, ohne durch die Hände des Judenrats zu gehen. Goldmann war überzeugt, daß das Geld zum Objekt von Erpressungen werden würde, wenn der Judenrat damit in Berührung käme.

Nun besaß Brandel Stützpunkte, von denen aus er operieren konnte. Die Zionisten waren intakt, und es war Geld da, um die Leute zu bezahlen, die auf dem Mustergut arbeiteten, die Aufnahmefähigkeit des Batyraner-Waisenhauses zu vergrößeren und die Hungrigen und Obdachlosen zu nähren und zu kleiden.

Schließlich gab es noch einen letzten Zweck. Nicht alle Häuser wurden tatsächlich für die Fürsorgearbeit verwendet. Brandel konnte seinen Leu-

ten gute Stellungen verschaffen, und viele von ihnen übersiedelten ins Zentralgebäude, wo sie unter der Autorität der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation arbeiteten, ihre Löhne und Gehälter aber wieder zurück in eine gemeinsame Kasse einzahlten. Das, so erklärte Tolek Altermann, war »lebender Zionismus«.

Tagebucheintragung

Die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation ist Wirklichkeit geworden. Alle unsere wichtigen Leute in Warschau arbeiten für uns.

Ich habe das fünfstöckige Gebäude Mila 19 zu unserem Hauptquartier gemacht. Zwanzig von unseren Jungbatyranern haben ihre Elternhäuser verlassen, wohnen bei uns im Haus und stiften ihren gesamten Verdienst der Gemeinschaftskasse. Darauf bin ich unglaublich stolz! Sechs Gebäude haben wir Simon Edens »Vereinigten Arbeiterzionisten« als Filialen der »Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation« übergeben. Simon hat sich das Haus Leszno 92 als Hauptquartier ausgesucht. Auch er berichtet von der Bildung von Gemeinschaftskassen in allen sechs Häusern. Wir halten die anderen Häuser vorläufig noch in Reserve, weil wir davon überzeugt sind, daß einige der anderen Gruppen, die bisher gegen den Zusammenschluß waren, jetzt zu uns stoßen werden. Selbsthilfe war bei uns seit jeher die größte Quelle der Einigkeit. Sie wird uns auch jetzt wieder zusammenführen. Übrigens habe ich auf unserer letzten Sitzung Goldmann, Zemba und Eden gebeten, sie möchten sich über alles, was sie hören und sehen, kurze Stichwortnotizen machen. In diesen Tagen ereignet sich so viel, daß ich nicht allein allem auf der Spur bleiben kann. Ich brauche ihre Beobachtungen und Eindrücke, um sie meinem Tagebuch einzufügen. Alle haben versprochen, sich Notizen zu machen und sie mir bei unseren wöchentlichen Sitzungen zu übergeben.

ALEXANDER BRANDEL

VII

Tagebucheintragung

Ich hatte heute ein langes Gespräch mit Erwin Rosenblum. Ich wollte seine Ansicht darüber hören, was die Deutschen wirklich vorhaben und wer Polen tatsächlich regiert.

Erwin meint, daß Hans Frank, der Generalgouverneur in Krakau, nicht der eigentliche Chef ist. Seiner Vergangenheit nach ist er ein Beamter der Zivilverwaltung, dessen Aufgabe hauptsächlich darin besteht, Polen für Deutschland auszubeuten.

Die eigentliche Hauptstadt ist nicht Krakau, sondern Lublin. Die Geheime Staatspolizei, die Konzentrationsverwaltung, die Einsatzgruppen und Hitlers ganzes persönliches Nazigefolge sind von der deutschen Armee vielfach unabhänig und in ihrem Aufgabenkreis und ihrer Organisation so eng miteinander verflochten, daß es beinahe unmöglich ist, festzustellen, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Immerhin wissen wir, daß der

Chef des SD, der SS und der Gestapo für das ganze Gebiet des Generalgouvernements in Lublin sitzt. Das ist SS-Brigadeführer Odilo Globocnik. Er ist ebenso wie Hitler ein Österreicher und als übler Judenschinder bekannt. Als Generalmajor der SS hat er nur drei Leute über sich – Hitler, Himmler und den Chef des SD in Berlin, Reinhard Heydrich.

Ich glaube, Erwin hat recht. Man kann als sicher annehmen, daß er mächtiger ist als Hans Frank.

Und die wahren Ziele der Deutschen? Im Reichssicherheitshauptamt in Berlin besteht eine Abteilung IV B4, die für »jüdische Angelegenheiten« zuständig ist. Ihr Leiter ist ein gewisser SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann. Erwin ist überzeugt, daß die Weisungen *nur ein Teil eines großen Gesamtplans sind, der aus der Abteilung IV B4 kommt und der von Reinhard Heydrich stammt.*

Es hat den Anschein, daß die Deutschen die Absicht haben, systematisch alles jüdische Vermögen zu beschlagnahmen und die Führer und Intellektuellen ins Konzentrationslager zu werfen. Niemand bezweifelt, daß sie aufs neue zuschlagen werden. Gleich den Pharaonen und Rom werden auch sie Sklavenarbeiter brauchen. Ich glaube, daß die dreieinhalb Millionen Juden in Polen dafür vorgesehen sind.

Erwin zweifelt nicht daran, daß die Schweizer Nachrichtenagentur über kurz oder lang geschlossen wird. Unter den Neuankömmlingen befindet sich auch ein Nazi namens Horst von Epp, der die Presse- und Propagandaabteilung leiten wird. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis sie Christopher de Montis Papiere überprüfen werden.

ALEXANDER BRANDEL

Horst von Epp kam mit dem Strom der Nazibeamten im Winter 1939 nach Warschau. Seinen Nazikumpanen völlig unähnlich, war er ein mit allen Wassern gewaschener, charmant wirkender Mann mit europäischem Schliff und nicht ohne einen gewissen Humor. Er trug keine der verschiedenen, zur Auswahl stehenden Uniformen, sondern Anzüge, die nach der neuesten Mode geschneidert waren und beklagte nur den Umstand, daß er durch den Krieg mit England seinen Schneider in der Bond Street eingebüßt hatte.

Als Abkömmling einer vormals reichen Adelsfamilie hatte er mit seiner Nazigesellschaft wenig gemein. Er fand ihre gewalttätigen Methoden persönlich widerwärtig, hatte für ihre Mentalität wenig übrig und hielt die ganzen Theorien von Herrenmenschentum, Geopolitik, Lebensraum und Kraft durch Freude für lächerlichen Unsinn.

Er war weit mehr in Paris, an der Riviera oder in New York daheim als in München. (Aber er liebte Berlin.) Dennoch war auch er Nazi, der sich für genau die Grundsätze einsetzte, die er verabscheute. Durch Mißwirtschaft und Verschwendung des Erbes seiner Familie beraubt, hatte er bereits zu Beginn der dreißiger Jahre den unwiderstehlichen und unaufhaltsamen Auftrieb des Nationalsozialismus erkannt und sich aus purem Opportunismus einfach in den Strom geworfen. Ideale oder Überzeugungen, die ihn davon hätten abhalten können, sich ausschließlich dem Vergnügen zu widmen, besaß er nicht. Ihm ging es darum, das Größtmögliche bei geringster Anstrengung zu erreichen. Er begriff rechtzeitig, daß die

Primitivität der meisten alten Nazis das Vorhandensein von Männern wie ihm erforderlich machen würde, die das Denken für sie besorgten.

Er war ein gutaussehender Mann Anfang Vierzig, ein Playboy erster Ordnung, der seiner Frau höchstens einen Monat lang treu war, ein waschechter Snob, aber intellektuell der Mehrzahl seiner Spießgesellen turmhoch überlegen.

Männern wie Rudolf Schreiker ging Horst von Epp auf die Nerven. Sie kamen sich neben ihm völlig unbedeutend vor, und es gibt nichts, was ein Nazi weniger gern hat. Viele von ihnen wären Epp liebend gern losgeworden, aber die Machthaber hatten erkannt, daß sie ein Talent wie ihn brauchten und folglich den Ärger, den er oft verursachte, in Kauf nehmen mußten.

Die deutsche Propaganda verzeichnete unerwartete Erfolge. Sie ging davon aus, daß eine Lüge nur oft genug wiederholt werden müsse, um bald selbst von jenen geglaubt zu werden, die wußten, daß es sich um eine Lüge handelte. Daneben gab es noch jene Halbwahrheiten, die auf meisterhafter Verzerrung der Tatsachen beruhten. Horst von Epp hatte während des spanischen Bürgerkrieges, der gar kein Bürgerkrieg war, Dr. Joseph Goebbels geholfen, einen der glänzendsten Propagandacoups aller Zeiten zu starten. Er mischte die Dinge, um die es ging, so unentwirrbar durcheinander, daß die Welt wirklich bald daran glaubte, die republikanische Regierung sei eine kommunistische Regierung und der spanische Krieg folglich ein Krieg gegen den Kommunismus.

Während das Propagandaministerium seine phantastischen Verdrehungen hinausposaunte, fiel Horst von Epp die Aufgabe zu, das Gift zu verdünnen. In Berlin gab es eine Menge von ebenso klugen wie unzufriedenen Auslandskorrespondenten, die nur darauf warteten, Behauptungen und Beschuldigungen des Propagandaministeriums mit peinlichen Fragen zu durchlöchern. Alle Journalisten, die Fragen stellten, auszuweisen und gleichzeitig die Weltmeinung in Schach zu halten, war aber ein Ding der Unmöglichkeit. Man brauchte einen Mann, der die Wellen glätten konnte. Das war Horst. Er wurde zum Freund und Vertrauten der Zeitungsleute. Er war für sie stets ein »patenter Kerl«, trotz des Umstandes, daß er Nazi war. Die Nazis waren nicht gerade als charmante Persönlichkeiten berühmt; folglich war Horsts persönlicher Charme geradezu eine erfreuliche Ausnahme im täglichen Umgang mit den Parteibürokraten. Er wurde zum Empfangschef, der dafür sorgte, daß Neugierige nicht zu tief ins innerste Getriebe hineinblicken konnten. Horst von Epp war der Mann, der für die Journalisten alles besorgte und in Ordnung brachte: von einer Strafanzeige wegen Schnellfahrens bis zur Einladung zu einer Dame genau nach Wunsch und Maß – aber dies nur für seine Freunde.

Warschau wurde zu einem Beobachtungsposten der Welt. Aber die Weltmeinung mußte in ihren Grenzen gehalten werden.

An der Westfront führten Frankreich und England im Winter 1939 einen Scheinkrieg mit Deutschland. Auf beiden Seiten fiel nicht ein einziger Schuß. Unbelästigt fuhren die Züge an der Grenze entlang. Deutschland begann einen großangelegten Propagandafeldzug, um England und Frankreich jetzt, da die »polnische Frage geregelt« war, die Fortsetzung des Krieges auszureden.

Für das Propagandaministerium war es darum besonders wichtig, zu

verhindern, daß ungünstige Nachrichten aus Polen an die Weltöffentlichkeit drangen und diese Pläne störten. Legionen neutraler Journalisten waren aus Italien, der Schweiz, Schweden, dem Nahen und Fernen Osten ins Generalgouvernement gekommen, ebenso einige aus den Vereinigten Staaten und Südamerika. Damit alles hübsch ruhig blieb, wurde ein glatter und geschickter »Maschinist« gebraucht, wie Horst von Epp einer war.

In Warschau eingetroffen, richtete er als erstes im Hotel *Bristol,* wo er eine halbe Etage für sich in Anspruch nahm, ein mit allen Raffinessen ausgestattetes Hauptquartier ein. Seine Räume stattete er sofort mit reichlichen Vorräten an feinsten Delikatessen und allen Spirituosen aus, Dingen, die man in Polen sonst nicht mehr aufzutreiben vermochte.

Binnen zweier Wochen wußte er über sämtliche Schauspielerinnen und Mannequins in ganz Warschau, soweit sie nicht verhärtete polnische Nationalistinnen waren, Bescheid, denen er die vorteilhaftesten Angebote machte. Mit fünfundzwanzig der attraktivsten sorgte er für Wohlbefinden und Wohlwollen der wichtigsten ausländischen Diplomaten und Korrespondenten. Die weniger wichtigen mußten mit einer »zweiten Mannschaft« vorlieb nehmen, die er aus hübschen Studentinnen der Universität, Sekretärinnen, berufstätigen und sogar verheirateten Frauen gebildet hatte, die ihr Einkommen aufbessern wollten.

Nach dem humorlosen, langweiligen, großmäuligen Rudolf Schreiker hatte Horst von Epp den ausländischen Journalisten das Leben in Warschau wieder einigermaßen erträglich gemacht. Nun spielte sich alles in einer lockeren und zwanglosen Atmosphäre ab. Dadurch ließen sowohl die Spannungen nach als auch die den Deutschen so wenig willkommene Neugierde der Auslandspresse.

Christopher de Monti hatte sich eben angekleidet, als es an der Tür seiner Wohnung auf der Jerusalemallee klingelte. Er öffnete, und Horst von Epp stand vor ihm. Er war in einem tadellos geschneiderten Anzug erschienen und trug ein gewinnendes Lächeln im Gesicht.

»Guten Morgen«, sagte er. »Mein Name ist Horst von Epp.«

»Treten Sie näher.«

Der Deutsche sah sich um. »Reizend . . . ganz reizend haben Sie's hier. Und die Jacke, die Sie da tragen.« Er sah sich das Etikett an. »Feinberg – Bond Street. Der beste Schneider von London. Ich war bis zum letzten Tag vorm Kriegsausbruch sein Kunde. Natürlich mußte ich die Etiketts auswechseln, weil er Jude ist, aber die meisten von diesen Holzköpfen erkennen ja einen guten Anzugstoff selbst dann nicht, wenn man ihn ihnen unter die Nase hält. Uniformen, Uniformen! Die Schneider in Berlin sind die reinsten Metzger. Glauben Sie, daß Sie mir über die Schweiz dies oder jenes von Feinberg besorgen können?«

»Deswegen sind Sie doch wohl nicht hergekommen?«

»Nein. Ich habe gestern einen Empfang für die ausländischen Journalisten gegeben und besonders nach Ihnen Ausschau gehalten.«

»Tut mir leid, ich war auf der Rückfahrt von Krakau. Ich habe aber angerufen und mich entschuldigt.«

»Macht nichts.«

»Ich habe eben Ihre Liebesbriefe gelesen«, sagte Christopher mit einer Anspielung auf die neuen Bestimmungen über Zensur und Verfahren bei der Übermittlung von Nachrichten.

»Ach, dieses Zeug!« sagte von Epp verächtlich. »Nazibürokratie. Verstehen Sie, erst setzen wir hundert Leute an die Arbeit, damit sie Befehle und Verordnungen ausarbeiten, dann weitere hundert, um sie wieder umzustoßen. Und nochmal hundert zum Aussortieren von Büroklammern. Damit kommen wir unseren Verpflichtungen gegenüber den alten Kämpfern der Partei nach. In dreifacher Ausführung werden wir die Welt regieren. Zigarette gefällig?«

»Danke, gern. Ich bin so rasch aus Krakau zurückgefahren, daß ich ganz vergessen habe, welche zu kaufen.« Das Päckchen amerikanischer Camel-Zigaretten verfehlte seinen Eindruck auf Christopher nicht.

»Ich werde mir gestatten, Ihnen einen Karton mit meinen Empfehlungen zu schicken. Ich habe auch dafür gesorgt, daß gewisse Angehörige der Auslandspresse Lebensmittel, persönliche Gebrauchsartikel, Getränke und dergleichen aus dem SS-Offiziersmagazin in der Zitadelle beziehen können.«

Na, dachte Christopher, das ist aber wirklich etwas Neues. Soll das eine Art von Kundendienst sein? Beginnen die Nazis am Ende jetzt, die Auslandspresse zu verwöhnen? Er sah sich diesen von Epp genau an. Warum wollte er gerade ihm eine privilegierte Behandlung zuteil werden lassen? Er hatte gehört, daß von Epp nach Warschau kommen würde und daß er ein ganz ordentlicher Kerl sei. Aber er war glatt – sehr glatt. Dennoch nett und annehmbar.

»Ich wollte nicht so formlos bei Ihnen hereinspazieren«, sagte von Epp quasi entschuldigend, »aber erstens wollte ich Sie kennenlernen, und zweitens habe ich auch einiges mit Ihnen zu besprechen.«

»Schießen Sie los.«

»Wenn Sie Ihr Büro im *Bristol* behalten wollen, kann ich das wahrscheinlich einrichten, aber ehrlich gesagt, wimmelt es dort von Nazis. Unnötig zu betonen, daß wir natürlich auch Leute damit beschäftigen müssen, Telefone abzuhören. Anderswo hätten Sie es wahrscheinlich bequemer.«

»Ich kann hier in meiner Wohnung arbeiten. Ich habe da noch eine unbenutzte Vorratskammer, mit einer Tür zur Küche. Die ist gerade das richtige.« Christopher war erleichtert, als er feststellte, daß ihn von Epp in Warschau bleiben ließ. Vor diesem Augenblick hatte er sich gefürchtet gehabt. Jetzt war er da – und schon wieder vorbei, – so als wäre gar nichts gewesen.

»Übrigens, die Telefonleitungen nach der Schweiz sind wieder offen. Ich werde Ihnen eine direkte Leitung mit Ihrer Agentur verschaffen – Schweizer Nachrichtenagentur, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Ausgezeichnetes Unternehmen. Ich kenne Ihren Chef Oscar Pecora ganz gut. Übrigens richten wir im *Bristol* eine Übermittlungszentrale für die Presse ein, die Tag und Nacht in Betrieb ist. Sie können also immer davon Gebrauch machen. Das beste wäre, wenn Sie uns Ihre einlaufenden Telegramme gleich zur Einsicht vorlegen, denn früher oder später bekommen wir sie ja doch zu sehen. Brauchen Sie sonst noch etwas?«

»Ja – den Preis?«

Horst von Epp lächelte. »Sie sind doch ein alter Zeitungshase – Sie wissen, was möglich ist und was nicht. Alles, was ich von Ihnen will, ist Ih-

re Zusage als Gentleman, daß Sie maßvoll sein werden. Ich habe nicht die Absicht, hier schwer zu arbeiten, und die beste Art, mir selbst die Dinge zu erleichtern, besteht darin, sie Ihnen leichter zu machen. Was meinen Sie?«

Christopher zuckte die Achseln. »Mir ist es noch nie besser ergangen.«

»Leider muß ich noch einen unangenehmen Punkt berühren. Was mich betrifft, kann ein Jude natürlich genauso gut fotografieren wie ein blonder Arier, und gewiß auch eine Meldung schreiben – aber – «

»Rosenblum?«

»Ich fürchte, ja.«

»Er wollte vor einigen Tagen schon selbst gehen. Er wußte, daß dies passieren würde.«

Horst von Epp ließ die Arme sinken. »Ich wollte, ich könnte da etwas machen. Aber es scheint, als ob mir Berlin in jüdischen Angelegenheiten einfach keinen Platz zum Manövrieren lassen will.«

Christopher wollte nicht gleich nachgeben. Erwin hatte zwar gewußt, daß es dazu kommen würde. Aber Erwin war auch zu pessimistisch gewesen, als er geglaubt hatte, die Deutschen würden die Schweizer Nachrichtenagentur einfach sperren. Vielleicht war es doch besser, man hielt den Mund . . .?

»Es ist ja nicht Ihre Schuld«, erwiderte Christopher endlich.

»Ich habe eine Idee. Könnten wir heute abend zusammen essen? In meinem Appartement?«

Christopher zuckte mit den Achseln. Warum nicht? Er hatte nichts Besseres vor.

»Und vielleicht – anschließend ein bißchen . . . angenehme Gesellschaft?«

Christopher trat ans Fenster. Wie oft hatte er Debora hier an diesem Fenster stehen gesehen . . . sie vom Alkoven aus beobachtet. Bei ihrer letzten Begegnung hatte Wahnsinn in ihren Augen gestanden, und sie war dann in die Dunkelheit entschwunden. Nur vier Straßenzüge weit war die Siennastraße entfernt. Dort war sie jetzt, mit Paul, in der Siennastraße. So nah, so verdammt nah. Und doch so weit! Noch eine einsame Nacht, und noch eine, und noch eine. Würde es für ihn je wieder einen Augenblick inneren Friedens geben? Allein konnte er die Dunkelheit schon nicht mehr ertragen. Diese bohrende, quälende Sehnsucht. Das Alleinsein. Wieder würde er am Fenster stehen, zur Siennastraße hinüberblicken und an sie denken. Erwin hatte ihm gesagt, er sei ein Narr, nie würde sie Paul Bronski verlassen.

Christopher wandte sich um und blickte dem Deutschen ins Gesicht. »Damen? Gewiß, warum nicht? Paßt mir sogar ausgezeichnet.«

Christopher sah dem Abendessen mit Horst von Epp voller Argwohn entgegen. Alles war ein bißchen zu leicht und zu glatt gegangen. Er hatte sich schon aus Polen ausgewiesen und im Zug nach der Schweiz gesehen. Statt dessen war er selbst und die Schweizer Nachrichtenagentur noch am Leben und funktionierten weiter – mitten in der deutschen Besetzung.

Christopher hatte nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß Horst von Epp ein perfekter Gastgeber sein würde, und das war er auch. Tatsächlich fühlte er sich in Gesellschaft des Deutschen wohler als sonst mit

irgend jemandem seit Monaten. Horst kannte alle die neuen Witze und Anekdoten und hatte eine unerschöpfliche Menge Klatschgeschichten über viele gemeinsame Freunde in der Welt der Zeitungskorrespondenten auf Lager. Je mehr der Abend fortschritt, desto mehr verflüchtigte sich Christophers Argwohn. Eine Zeitlang hatte er jedes Wort auf die Goldwaage gelegt und versucht, eine Anspielung herauszuhören, die ihm verraten hätte, was von Epp tatsächlich von ihm wollte. Aber dieser Deutsche ließ sich nicht in die Karten blicken. Außerdem war Christopher höchst erstaunt darüber, mit welch unverhüllten Ausdrücken der Verachtung von Epp über viele Nazis sprach.

»Na ja«, sagte von Epp, »realistisch gesprochen, bin ich natürlich auf Hitlers Politik festgelegt. Gewinnt er, bin ich ein großer Mann. Verliert er aber, werde ich Gigolo an der Riviera. Ich habe nur *eine* Abneigung: Ich mag keine Arbeit. Ich tue alles, um sie zu vermeiden, und ehrlich gesagt, tauge ich auch nicht zu sehr viel.«

Christopher bewunderte den Freimut, mit dem er zu ihm sprach.

»Und nun«, sagte Horst, »habe ich eine Überraschung für Sie. Überraschungen soll man immer erst beim Nachtisch servieren.«

Der Deutsche reichte ihm eine Kennkarte über den Tisch. Christopher öffnete sie. Der Ausweis war von Rudolf Schreiker unterschrieben. Erwin Rosenblum hatte die offizielle Erlaubnis, seine Stellung in der Schweizer Nachrichtenagentur zu behalten. Er war nicht verpflichtet, eine Armbinde mit dem Davidstern zu tragen.

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Mir fehlen ganz einfach die Worte . . . «

»Sie müssen verstehen, ich kann nicht dafür garantieren, daß die Erlaubnis nicht eines Tages widerrufen wird . . . aber einstweilen . . .«

Christopher lehnte mit einer abwehrenden Handbewegung den Kognak ab und goß sich statt dessen einen großen Whisky ein. Sprachlos vor Verblüffung steckte er Erwins Kennkarte ein. Aus von Epps Richtung kam der unvermeidliche Zigarrenrauch.

»Herr von Epp«, sagte Christopher, indem er das Glas hob. »Ich erhebe mein Glas auf das Wohl eines perfekten aber verwirrenden Gastgebers. Sie wissen, daß ich das Katz-und-Maus-Spiel der Diplomaten berufsmäßig beobachte. Im Dechiffrieren getarnter Doppelzüngigkeit pflege ich erstklassig zu sein. Aber hier, in unserem Spiel, finde ich mich nicht mehr zurecht. Entschuldigen Sie meine große Unverblümtheit. Aber worauf, zum Teufel, wollen Sie eigentlich hinaus? Worum geht es? Was sind die Bedingungen? Wo liegt der Hund begraben? Wo sitzt der Haken? Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Bravo, Herr de Monti. Journalisten müssen von Natur aus argwöhnisch sein.«

»Sind Sie vielleicht schwul? Haben Sie zärtliche Absichten?«

Von Epp brach in brüllendes Gelächter aus. »Guter Gott, nein – aber im Vertrauen gesagt, im Rathaus wimmelt es von Schwulen. Chris, Sie sehen diese Naziklötze doch hier überall – wie sie sich mit steifem Oberkörper verbeugen, wie sie einer Dame die Hand mit der gleichen Grazie küssen, wie sie auch ein Schwein hätte, und wie sie in ihren lächerlichen Uniformen herumlaufen, als ob sie einen Besenstiel im Arsch stecken hätten. Sie dagegen sind ganz einfach die Art Mensch, die mir entspricht.

Wir trinken zusammen Scotch und haben den gleichen Schneider in London. Ich bin überzeugt, daß Ihr Handschlag mehr wert ist als ein Pakt mit einem Nazi. Ich suche ganz einfach eben Ihre Freundschaft. Das sind meine Absichten, wenn Sie sie unbedingt erfahren wollen.«

»Kein Befehle?«

Horst von Epp zuckt mit den Achseln. »Sie haben gewiß Freunde unter den Juden. Ich nehme an, jeder in Warschau hat welche. Lassen Sie mich Ihnen einen Rat geben. Bewahren Sie bei Ihrem Umgang mit ihnen ein vernünftiges Maß von gesundem Menschenverstand.«

»Was sagen Ihre Akten über de Monti?« fragte Christopher.

»Moment, lassen Sie mich mal sehen. Ihrem Paß nach sind Sie italienischer Staatsbürger. Ihre Mutter ist Amerikanerin. Wir sind ziemlich sicher, daß ihre Sympathien und Neigungen bei Amerika liegen. Die Herren in der italienischen Botschaft halten Sie nicht gerade für einen guten Faschisten. Andererseits haben Sie im abessinischen und im spanischen Krieg als Berichterstatter auf der italienischen Seite gearbeitet. Sie geben niemals Leitartikel, in denen eine Meinung ausgedrückt wird, sondern berichten ausschließlich über tatsächliche Ereignisse. Das ist lobenswert. Was möchten Sie sonst noch über sich wissen?«

Christopher warf die Serviette auf den Tisch. »Der Teufel soll mich holen! Sie haben gewonnen. Die Torte gehört Ihnen!«

»Wir verstehen einander also, Chris?«

Christopher lächelte und hob das Glas. »Auf gute Freundschaft!«

»Ein schöner Trinkspruch!«

Man meldete ihnen, daß die Damen des Abends angekommen seien.

Es waren, wie Horst versprochen hatte, zwei von Warschaus bezauberndsten Halbweltdamen. Christopher kannte beide – sogar intim. Zweitrangige europäische Filmschauspielerinnen, gehörten sie zu einer jener kleinen gesellschaftlichen Cliquen, wie sie sich in allen Großstädten finden, die sich unablässig im Kreis zu drehen pflegen. Hildi Solna war eine auffallende Blondine. Christopher hatte ein Verhältnis mit ihr gehabt, ehe er Debora kennenlernte. Die andere – er erinnerte sich ihrer als Gefährtin von ein paar Abenteuern, die niemals mehr als den Teil einer Nacht in Anspruch genommen hatte, selbst ihr Name war ihm entfallen – irgendeine Wanda Soundso.

Horst von Epp begrüßte sie mit dem üblichen Handkuß. Christopher war belustigt. Ja natürlich, dachte er, von Hildi war zu erwarten gewesen, daß sie nicht lange brauchen würde, um aufzuspringen und den Herrn und Meister zu wechseln. Ob von Epp wohl wußte, was sie für ein verstaubter Ladenhüter unter ihrer Bemalung war? Na, jedenfalls kannte sie in der Horizontalen genug Tricks, um noch einen Krieg zu überstehen.

»Darling!« rief Hildi entzückt, als sie Christopher erblickte. Die gute Hildi – dieser Körper ohne Seele. Diese sanften, leisen Worte ohne Sinn und Inhalt. Er sah sie an. Würde er wirklich imstande sein, heute nacht mit ihr oder der Wanda Soundso im Bett zu liegen und sich nicht die Augen nach seiner wahren Geliebten auszuweinen?

Nein – es war noch immer besser, die Nacht einsam und in Sehnsuchtsqualen nach Debora zu verbringen, als mit einer von diesen beiden im Bett. Er wandte sich rasch zu von Epp um und sagte zu ihm auf italienisch: »Ich glaube, ich werde mal rasch hinausgehen und sehen, ob es

noch regnet. Tun Sie so, als wäre nicht ich Ihr Gast. Sie können sicher rasch einen guten deutschen Offizier auftreiben, der meine Stelle einnimmt. Ich werde so tun, als sei ich ein zufälliger Eindringling und werde mich verabschieden.«

»Natürlich, selbstverständlich«, antwortete von Epp. »Ich werde das schon arrangieren.« Horst beobachtete Christopher, wie er Hildis Wange streichelte und ihr sagte, es täte ihm leid, nicht bleiben zu können, aber ein andermal . . . Warum rennt er weg? überlegte von Epp. Es kann nur so sein, wie ich vermutet habe: Dieser de Monti hat jemanden hier in Warschau und will deshalb nicht weg – höchstwahrscheinlich eine Jüdin. Wenn es sich so verhält, dann kenne ich endlich seinen Preis.

VIII

Erwin Rosenblum machte einen noch schlampigeren Eindruck als sonst, als er die Tür öffnete, um Christopher hereinzulassen. Das Klingeln hatte ihn aus tiefem Schlaf geweckt; er gähnte und streckte sich, warf sich einen grotesken alten Schlafrock um, den er nur halb schloß, watschelte in seinen ausgelatschten Pantoffeln zur Standuhr auf dem Sims und schielte auf das Zifferblatt.

»Allmächtiger! Schon Mitternacht vorbei! Da muß etwas Schreckliches passiert sein!«

Christopher gab ihm die Kennkarte. Der ohne seine Brille fast blinde Erwin hielt sich die Karte vor die Nase, konnte sie aber nicht entziffern. »Augenblick, ich hol nur meine Brille!«

Mit einem völlig perplexen Gesichtsausdruck kam er aus dem Schlafzimmer zurück.

»Wie um alles in der Welt hast du das nur zustande gebracht? Ich war überzeugt, du kämst her, um mir Lebewohl zu sagen!«

Mama Rosenblum war aufgestanden und erschien in einem alten Schlafrock, der nicht weniger grotesk war als der ihres Sohnes. Sie küßte Christopher auf die Wange. »Schlechte Nachrichten?«

»Nein, Mama, gute Nachrichten! Chris kann weitermachen, und ich habe eine Sondererlaubnis zur Arbeit bekommen.«

Christopher wußte, daß es zwecklos war, sie daran zu hindern, Tee zu machen und eine Mahlzeit aufzutischen.

Er erzählte Erwin seine Erlebnisse mit Horst von Epp. Doch Erwin sah immer wieder auf seine Kennkarte und schüttelte nur den Kopf.

»Du bist der Analytiker, Erwin. Was hältst du von der Sache?«

»Na ja, immerhin hast du in zwei Kriegen deine Nachrichten von der italienischen Seite aus gegeben. Du bist nie dabei erwischt worden, wie du Meldungen unter der Hand an die freie Presse hinausgeschmuggelt hast, aber ein Mann wie von Epp dürfte doch wohl wissen, daß du gelegentlich Tips und Informationen an gewisse Leute weitergibst, die sie brauchen können. Kann sein, daß er dich neutralisieren will. Er weiß, daß er sich auf dein Wort verlassen kann und daß du ihn nicht hintergehen wirst.«

»Daran habe ich auch gedacht. Aber warum erlaubt er mir überhaupt, hierzubleiben?«

»Um dich auf seine Seite zu kriegen. Um früher oder später mit dir irgendein Geschäft zu machen. Um dich irgendwie zu benützen.«

»Das ist natürlich auch möglich. Er hat sich wirklich viel Mühe gegeben und mich erstklassig behandelt. Er hat sogar versucht, mich heute nacht mit Hildi Solna weich zu machen.«

Erwin lachte. »Hildi hat einen sicheren Instinkt, das muß man sagen. Der Qualm der Schlacht hat sich kaum verzogen, und schon sitzt sie im deutschen Hauptquartier. Ihr habt also eine Party gehabt?«

»Ich hab mich gedrückt.«

»Vorher oder nachher?«

»Vorher. Hab irgendeine Entschuldigung gemurmelt.«

»Das war vielleicht nicht gerade klug, Chris.«

»Hildi ist im Bett zwar gut, aber – na du weißt ja.«

»Natürlich. Und inzwischen weiß es auch Horst von Epp. Warum sollte ein ungebundener Junggeselle eine Party mit der kostspieligsten Hure von ganz Warschau fluchtartig verlassen? Doch nur, weil er einer Frau treu ist! Da hättest du dir gleich ein Abzeichen anstecken können!«

Der Teekessel pfiff aus der Küche. Mama Rosenblum bat sie herein. Sie hatte ein Essen vorbereitet, das für zehn Männer gereicht hätte.

»Es tut mir leid, ich wußte ja nicht, daß Sie kommen. Ich habe fast nichts im Haus«, erklärte sie entschuldigend.

»Sie sollten mit den Rationen nicht so verschwenderisch umgehen, Mama Rosenblum«, sagte Christopher.

»Das ist doch nur ein Bruchteil dessen, was Sie uns letzten Monat herübergeschickt haben. Sie können es schon vertragen, daß man Sie ein bißchen verhätschelt.« Da sie vermutete, daß sich Christopher und Erwin unter vier Augen miteinander unterhalten wollten, zog sie sich zurück.

Erwin rührte bedächtig seinen Tee um. »Das Dumme mit einem Mann wie von Epp ist, daß man nie weiß, was in seinem Kopf wirklich vorgeht. Was Schreiker für eine Sorte ist und was er will, ist uns allen bekannt. Von Epp ist doppelt so gefährlich wie er.«

»Außer dir weiß niemand – garantiert absolut niemand – über Debora und mich Bescheid. Andrej und Gabriela mögen vielleicht etwas vermuten. Vielleicht hat sogar Paul Bronski einen leisen Verdacht. Aber niemand weiß wirklich etwas.«

»Laß dich nicht durch von Epps schöne Worte in Schlaf lullen. Der Mann ist ein Nazi. Wenn er jemals die Wahrheit erfährt, kann er dich erpressen, daß du weiß Gott was für ihn tun mußt. Er erlaubt dir hierzubleiben, weil er glaubt, daß du eine verwundbare Stelle hast. Er will jetzt herauskriegen, wo diese Stelle ist. Halt dich von seinen Partys fern und sieh dich um Himmels willen vor, wenn du dich mit Debora triffst. Ihr müßt euch einen anderen Ort für eure Rendezvous suchen.«

»Erwin, seit einem Monat habe ich sie nicht mehr gesehen. Begreifst du nicht, daß ich schon halb verrückt bin?«

»Ich weiß, Chris. Ich weiß aber auch, daß du versuchen wirst, sie zu treffen.«

»Hast du sie gesehen?« flüsterte Christopher.

»Ja. Sie arbeitet den größten Teil des Tages im Waisenhaus in Powazki. Susanne ist die meiste Zeit mir ihr zusammen.«

»Hat sie – nach mir gefragt?«

»Nein.«

Christopher stieß ein kurzes, verletztes Lachen aus. »Komisch, verdammt komisch. Dabei treffe ich mich heimlich mit Paul Bronski, um ihm sein Geld zu geben – komisch, nicht, Erwin?«

»Nicht besonders. Von jetzt ab gibst du die Briefumschläge besser mir, und ich bringe sie ihm.«

»Vielleicht hast du recht. Erwin, bitte, red mit ihr für mich. Sie hat Verwandte in Krakau. Sie kann irgendeinen Vorwand finden, um sie zu besuchen. Ich muß sowieso in ein paar Tagen hinüberfahren. Sörenson von der Stockholmer Presse hat eine Wohnung dort. Er wird sie mir überlassen . . .«

Erwin packte ihn am Arm und unterbrach ihn. »Chris, wenn du mein eigener Bruder wärst, könnte ich dich nicht lieber haben. Aber bitte verlang das nicht von mir.«

Christopher zog seinen Arm zurück. »Ich werde warten. Ich habe die Zeit auf meiner Seite. Irgend etwas wird sich schon ergeben.«

»Trink deinen Tee. Mama ist sonst beleidigt.«

Christopher trank in langsamen Schlucken, um seine Wut herunterzuspülen.

»Wenn du schon nach Krakau fährst, würdest du Thompson in der amerikanischen Botschaft aufsuchen? Er hat ein Päckchen für uns.«

»Ich wollte, du würdest nicht von mir verlangen, daß ich weiter Päckchen für euch befördere«, sagte Christopher heftig.

»Ich versteh dich nicht. Wieso?«

»Ich habe mit von Epp ein Abkommen getroffen.«

»Mein Gott, bist du ein tugendhafter Pfadfinder. Aber für Paul Bronski den Botenjungen zu spielen, das macht dir nichts.«

»Das ist etwas anderes. Das geht ganz offiziell durch die Bürokasse – und läßt sich nicht feststellen.«

»Und was machen wir mit dem Geld, das von Thompson kommt?

»Wir füttern Waisenkinder. Seit wann ist das ein Verbrechen?«

»Erwin, diese Sache mit den Batyranern ist deine eigene Angelegenheit. Ich will davon nichts wissen. Ich lasse mich da nicht hineinziehen.«

Christopher stand vom Tisch auf. Erwin wollte die Kennkarte in der Mitte durchreißen und sie ihm ins Gesicht werfen, aber er brachte es nicht fertig. Sie war für alle zu wichtig. Solange er nur konnte, mußte er draußen weiterarbeiten.

»Also bis morgen früh im Büro«, sagte Christopher.

»Gute Nacht, Chef.«

Christopher ließ sich auf sein Bett fallen und starrte ins Nichts. Im Rundfunk spielten sie jetzt anstatt der weichen, einschmeichelnden Chopin-Melodien zumeist dröhnende Wagner-Musik. Er drehte das Radio ab.

Er stand wieder auf, trat ans Fenster. Nur ein paar Straßenecken war er von Debora entfernt. Was sie jetzt wohl tun mochte? Kämmte sie Rachels Haar? Schlug sie den Takt, während Rachel Klavier übte? Half sie Stephan bei seinen Schularbeiten? Nein, es war ja schon spät. Fast ein Uhr. Gewiß lagen sie und Paul beisammen im Bett.

Abrupt zog er die Vorhänge zu.

Er streckte sich wieder auf dem Bett aus. Andrej! Der gute alte Andrej! Wir werden uns zusammen noch einen genehmigen. Er rollte sich hinüber und hatte schon die Hand am Telefon. Nein – Moment mal. Andrej trug ja diesen verdammten Davidstern. Er durfte keines der Hotels, keine der Bars betreten. Was machte das schon? Andrej konnte die Armbinde ja abnehmen. Sie konnten ein paar Nachtlokale aufsuchen, mal richtig aufs Ganze gehen, was springen lassen. Blödsinn, Andrej würde nur einen Koller kriegen und versuchen, gegen das ganze deutsche Heer anzugehen. Er ließ den Telefonhörer wieder los; seine Hand fiel zurück.

Vielleicht, dachte Christopher, hätte ich doch lieber bei von Epp bleiben sollen. Mit Hildi gibt's immer was zu lachen. Von Epp ist ein amüsanter, gemütlicher Bursche. Wenn ich ihn sonstwo in der Welt getroffen hätte, wären wir vielleicht Freunde geworden. Ist das nicht ausreichend, um einem Menschen zu trauen? Nein . . . man konnte von Epp nicht trauen.

Wieviel weiß er eigentlich wirklich über mich? Er weiß über meine Mutter Bescheid . . . Sie müssen eine meterdicke Akte über mich besitzen.

Christophers Gedanken wanderten weiter und weiter in die Vergangenheit zurück. Den ganzen Weg zurück bis zum Anfang.

IX

Flora Sloan galt abwechselnd als hinreißend, fesselnd, witzig und vergnügt, irrsinnig chic, charmant, gescheit, hohlköpfig-dumm, fahrig, leichtsinnig und so weiter. Auf die eine oder andere Art paßten alle diese Bezeichnungen zu ihr, je nachdem, zu welchem Zeitpunkt die Rede von ihr war. Sie hielt nie lange genug still, um einen zusammenhängenden Gesamteindruck von ihr entstehen zu lassen.

Ihre Herkunft war undurchsichtig. Sie stammte aus dem Mittelwesten, so jedenfalls meinten die meisten Leute. Indiana . . . kleine Stadt in Wisconsin . . . oder so was Ähnliches.

Niemand wußte, wann sie nach Manhattan gekommen war oder was sie dort in ihrer ersten Zeit erlebt hatte. Niemand kannte ihre Erfolge, Fehlschläge, Geschäfte und Liebschaften. Plötzlich war sie dagewesen: als überaus erfolgreiche Modeschöpferin, Finanzgenie, Herausgeberin von Zeitschriften und später als Königin in einem Bienenkorb von Strebern, deren Ehrgeiz nur darin bestand, möglichst schnell die gesellschaftliche Leiter hochzuklimmen.

Die erfolgreichsten ihrer einträglichen Unternehmungen waren zwei Eheschließungen und äußerst erfolgreiche Scheidungen, zuerst mit ihrem Zeitschriftenverleger, dann mit einem Grundstücksmakler, dem sie als Abfindung ein ansehnliches Stück des mittleren Manhattan entriß. Nach dem zweiten Coup zog sie sich zurück, um eine Gönnerin der Künste und die Großmeisterin der Flora-Sloan-Clique zu werden.

Mit ihrem Reichtum fing sie nichts an, was rühmlich oder verdienstvoll gewesen wäre. Doch selbst bei ihrem Nichtstun bewies sie ungewöhnlich guten Geschmack. Ihr einzig wirklich hingebungsvolles Tun beschränkte

sich darauf, ihr Gesicht frei von Runzeln und ihren Körper schön zu erhalten. Sie durchlief eine Reihe von Liebhabern, die ihr, je nachdem, binnen einiger Tage, Wochen oder Monate langweilig wurden. Sobald sie auch nur andeutungsweise begannen, von Aktien oder Wertpapieren zu reden, wurden sie abgehängt.

Es war unvermeidlich, daß sie früher oder später einmal kräftig hereinfiel. Sie verliebte sich in einen jungen Maler. Seine Bilder bezeugten zwar nur sehr mäßiges Talent, dafür war er aber im Bett hochbegabt. Zum erstenmal in ihrem Leben benahm sie sich dumm; sie überschüttete ihren Liebhaber mit teuren Geschenken, wurde geradezu teuflisch eifersüchtig und ließ sich von ihm herumschubsen. Sie veranstaltete für ihn eine eigene Kunstausstellung zu einer Zeit, als ein Wort des Lobes oder der Kritik aus ihrem Mund einem Befehl gleichkam, und schon wurde er der »letzte Schrei«.

Jedermann schien zu wissen, daß Flora von ihm nur ausgenützt und zum Narren gehalten wurde, aber wie sagt man so etwas einer Bienenkönigin? Eines regnerischen Morgens erwachte sie und entdeckte, daß ihr Liebhaber das Nest verlassen hatte und unter Mitnahme eines kleinen Vermögens davongeflogen war. Als die Detektive ihn ausfindig machten und zu einer tränenerfüllten Auseinandersetzung herbeizerrten, stellte sich heraus, daß er »irgendwo in Maine« eine Frau und drei Kinder besaß.

Trostreiche Freunde redeten ihr gut zu. Nach der niederschmetternden Erfahrung würde eine Europareise das gegebene Heilmittel sein. Sie riß sich zusammen – »um ihrer Freunde willen«. Ja, sie hatten recht. Eine Seereise und die längst überfällige Tour durch Europa würden die zerbrochenen Stücke wieder zusammenleimen.

Flora, ihre Reisebegleiterin, Sekretärin, irische Kammerjungfer und zwei Pudel kamen nicht weiter als bis an die zweite Station der Reise – nach Monaco. Hier schoß im Zweihundertkilometertempo in einem roten Ferrari der Graf Alfonso de Monti in ihr Leben. Im Kasino von Monte Carlo schwang er sich ihr gegenüber in einen Sessel und begann mit Zehntausendlirescheinen auf dem Baccaratisch herumzuwerfen, als wären es wertlose Papierschnitzel.

Vom Augenblick an, da er sich verbeugt und ihr die Hand geküßt hatte, spürte Flora, was sie für einen atemberaubend eleganten Gentleman kennengelernt hatte. Und noch dazu mit einem Adelstitel! Sie kreischte vor Glückseligkeit, wenn er in seinem roten Ferrari mit ihr durch die Haarnadelkurven brauste. Sie lauschte ihm atemlos, als er sich durch alle Liebesarien Verdis hindurchflüsterte.

»Verdammt nochmal«, sagte sie zu ihrer Reisebegleiterin, »dieser europäische Charme hat es in sich. Ich habe mich über seine Finanzlage erkundigt – der Kerl ist auch noch steinreich!«

Europäische Adelstitel und reiche geschiedene Amerikanerinnen waren für die Presse der USA stets ein faszinierendes Thema, und als Flora eine Gräfin de Monti wurde, hatte in den Zeitungsüberschriften kaum etwas anderes mehr Platz.

Der Glanz hielt zwei Spaghettidiners lang vor. Sein alter Familienbesitz außerhalb Roms war zwar ein großer und prachtvoller Marmorpalast, aber gleichzeitig entdeckte sie, daß die Italiener sehr, sehr komische An-

sichten über Frauen besaßen. Seine Zahlungsfähigkeit hatte sie zwar nachgeprüft, aber der ganze Rennstall von Mätressen, die der Conte in allen möglichen Villen in ganz Südfrankreich untergebracht hatte, war ihr entgangen. Jetzt, da sie offiziell und regelrecht Gräfin de Monti geworden war, begann er seinen Charme für bisher noch unerforschte Gebiete aufzubewahren.

Er hatte Eigenheiten, die ihr gegenüber bisher noch kein Mann sichtbar werden ließ. Er war bis zum Platzen von Kopf bis Fuß mit Stolz erfüllt. Tradition war ihm so heilig, daß er in ihr fast badete. Er gab vor, tief religiös zu sein. Und gleich vielen normalen und gesunden Italienern der besitzenden Schicht erwartete er von seiner Frau, daß sie still und bescheiden im alten Familienschloß blieb und allmählich rundlich wurde, während er in seinem roten Ferrari durch Europa sauste.

Und noch eins war wichtig: ein Erbe! Die Italiener betrachteten die Erzeugung eines Stammhalters als eine Art übermenschlicher Monumentalleistung. Bei Flora war es das auch – aber immerhin brachte er es fertig.

Sie machte ihm die wildesten Szenen über die Art, wie er sie behandelte. Alfonso war stolz darauf, daß seine Frau so würzig und gepfeffert war. Als sie aber mit ihrem Plan herausplatzte, sich das ungeborene Kind operativ wegnehmen zu lassen, hörte der Spaß für ihn auf. Prompt sperrte er sie in ihren Privaträumen ein, bestellte zur Aufsicht zwei wachsame Matronen und – brauste in seinem roten Ferrari wieder davon.

Das Ergebnis dieses glücklichen Bundes war Christopher de Monti. Der stolze Vater kehrte heim und feierte lange und ausgiebig. Dabei ließ er sich so weit gehen, nicht mehr aufzupassen. Flora gelang es, den kleinen Christopher zusammenzupacken und mit ihm in die Vereinigten Staaten zu entfliehen.

Diesmal hatten neben dem Scheidungs- und Vormundschaftsprozeß wirklich überhaupt nichts anderes mehr in den Überschriften der amerikanischen Zeitungen Platz.

Schließlich kam die Urteilsverkündung. Mama bekam eine fürstliche Abfindung, hauptsächlich Olivenhaine. Christopher sollte die Sommermonate bei seinem Papa in Italien verbringen.

Flora konnte es dem kleinen Chris nie ganz verzeihen, daß er ihren bisher so mädchenhaft festen Busen schlaff gemacht, ihre Hüftlinie ruiniert und ihre Bauchmuskeln in Gelee verwandelt hatte. Leider forderte ihre Stellung in der Gesellschaft, die über ihre eigene Clique hinausreichte, von ihr, eine »gute Mutter« zu sein. Sie ersäufte Christopher infolgedessen in einem Meer von Mütterlichkeit – vor den Augen aller ihrer Freunde.

Er erinnerte sich daran, wie Flora ihn zur Schau gestellt, wie man ihn in den Salon geführt hatte, in dem sie Hof zu halten pflegte, und wie alle die marionettenhaft aussehenden Leute, die im Zimmer umherstanden, in staunende Ah- und Oh-Rufe ausgebrochen waren. Mama raufte ihm das Haar. Mama drückte und quetschte ihn. Er mochte das alles nicht, weil sie stets nervös war, wenn er sich im Zimmer befand, und sich ihre Fingernägel immer schmerzhaft in sein Fleisch gruben.

Aber der Sommer! Das war etwas anderes! Im Sommer ging es mit der jeweiligen Nana auf ein großes Schiff und übers Meer nach Italien zu Papa. Er fuhr mit Papa in seinem roten Ferrari herum, sie gingen in Museen

und in die Oper und fuhren an die Riviera. Er liebte seinen Vater über alles. Seine Mutter, so kam ihm vor, liebte er eigentlich nicht. Er weinte, und Papa weinte, wenn der Sommer vorüber war und er wieder zurück nach Amerika und in die Schule mußte. Flora faßte Alfonsos Bitten, ihm den Jungen zu lassen, als einen persönlichen Affront gegen ihre »Mütterlichkeit« auf.

So wurde Christopher neun Monate des Jahres in Amerika festgehalten. Als Zwölfjähriger war er nicht nur ein erfahrener Atlantikreisender, sondern auch ein Habitué der jeweils en vogue geltenden Internate, deren Namen stets altenglisch wie Exeter oder Briarwood klangen.

Er war ein stiller Knabe und ein zielstrebiger Schüler. Sein Charakter erfuhr seine entscheidende Formung durch Lehrer, die zu einer Zeit unterrichteten, da politischer Liberalismus, soziales Gewissen und Ideale noch nicht als anstößig galten. Er liebte seinen Papa mehr als irgend jemand in der Welt, aber Italien war für ihn irgendwie doch immer ein Land wie aus einer Spielzeugschachtel. Er las Lincoln und Paine und Jefferson. Er empfand sich vollkommen als Amerikaner. Ihm mißfiel die Art, in der die reichen Italiener ihre ärmeren Landsleute behandelten.

Der amerikanische Traum – das amerikanische Ideal – wurde zum Wegweiser seines Lebens.

Als er alt genug war, sah er über Papas Schwäche für Frauen hinweg, und häufig machten sie ihre Sommerreisen sogar zu dritt, mit dieser oder jener von Papas neuer Geliebten. Doch als er älter wurde, begann er auch seines Vaters andere Schwächen zu erkennen. Papa war eitel. Papa war ein Snob. Die Armut in Neapel ließ Papa völlig ungerührt. Papa war sogar ein Verfechter der Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten des Klassensystems.

Und Papa war ein Faschist.

Christopher wußte anfangs nicht, was das war, aber von Jahr zu Jahr rückte der Faschismus stärker in den Brennpunkt seiner Aufmerksamkeit und ging ihm und seiner amerikanischen Erziehung immer mehr gegen den Strich.

Papa pflegte sich ein wenig zu betrinken und dann von Benito Mussolini zu schwärmen, der Italien in die ruhmreichen Zeiten des antiken Rom zurückführen würde. Christopher wußte Bescheid über Mussolini – er nannte ihn bei sich einen aufgeblasenen Esel –, sagte aber zu seinem Vater nie ein Wort darüber. Die Italiener waren ein warmherziges und gutartiges Volk, sie sangen gern, aßen gern, tranken gern und hielten sich auch für die besten Liebhaber. Jahre der Entbehrung und der Umstand, zu einer Großmacht zweiten Ranges gesunken zu sein, hatten es üblen Gesellen ermöglicht, ihnen den faschistischen Schwindel aufzubinden.

Christopher war siebzehn Jahre alt. Am Ende des Sommers sollte er nach Amerika zurückkehren, um an die Universität zu gehen. Papa war tief bestürzt. »Ich hatte gehofft, daß dich deine Mutter hier studieren lassen würde. Aber sie hat mit ihrem üblichen Skandal gedroht, wenn du nicht zurückkommst.«

Christopher sagte nichts. Er freute sich sehr darauf, zum Studium nach Amerika zurückzukehren.

»Ich glaube, es ist Zeit, daß wir beide uns mal ausführlich und ernsthaft über verschiedene Dinge unterhalten. Ich habe natürlich nichts an einer

amerikanischen Erziehung und Ausbildung auszusetzen, aber sie ist doch nicht das, was ich für dich erhofft hatte. Wohin beabsichtigst du zu gehen?«

»An die Columbia-Universität in New York.«

»Ich nehme an, sie haben da eine gute Fakultät für Rechtswissenschaften und auch für Betriebs- und Verwaltungswesen. Während der nächsten vier Jahre solltest du dich jedenfalls darauf vorbereiten, unsere Besitzungen und Güter zu übernehmen. Ich habe das immer nur schlecht und recht gemacht. Ich zähle auf dich, daß du das De-Monti-Vermögen wieder zu dem machst, was es zu Lebzeiten deines Großvaters gewesen ist.«

»Papa, du verstehst mich falsch. Ich gehe wegen ihrer Journalistenschule auf die Columbia-Universität.«

»Journalismus? Wozu soll der Journalismus denn bei der Verwaltung der De-Monti-Besitzungen gut sein?«

»Der Journalismus ist eine der besten Möglichkeiten, um seine Ideale zu verwirklichen. Er ist ein Weg, der Welt die Wahrheit zu vermitteln.«

»Was für ein Unfug ist das nun wieder? Schließlich bist du doch mein Sohn. Du wirst meine Pflichten übernehmen, genauso wie ich sie von meinem Vater übernommen habe, und er von seinem Vater. Und während du dich damit befaßt, wirst du dem Studentenbund der Jungfaschisten auf deiner Universität beitreten. Es ist Zeit, daß du anfängst, dich als echter Sohn Italiens zu fühlen.«

»Aber ich glaube nicht an den Faschismus.«

Alfonso de Monti kreischte auf. Wütend zog er über Flora her, weil sie die Erziehung des Jungen so ruiniert hatte. »Du wirst noch begreifen, Chris, was Mussolini für uns getan hat. Das italienische Volk hat jetzt Arbeit. Er wird uns zu einer Größe führen, wie wir sie seit zweitausend Jahren nicht mehr gehabt haben.«

Christopher hütete seine Zunge. Er wußte, daß es seinem Vater völlig gleichgültig war, ob das italienische Volk Arbeit hatte oder nicht, und er war überzeugt davon, daß der Faschismus nur dessen Ruin war.

»Du bist mein Sohn, und du wirst tun, was ich dir befehle.«

»Tut mir leid, Vater«, sagte Christopher. »Aber ich werde Journalist.«

Alfonso schlug dem Jungen ins Gesicht – noch einmal – und noch einmal und nochmals. Der Junge stand nur steif und starr da und zuckte mit keiner Wimper. Dann kamen dem Vater die Tränen. »Seitdem du ein Baby warst, galt mein ganzes Streben nur meinem Sohn. Mein Christopher – ein Adliger – sollte unsere große Tradition übernehmen und weiterführen – ich wollte es erleben, daß du uns als Offizier im italienischen Heer unseren Glanz und Ruhm zurückbringst – alles, was ich wollte, war für dich, Chris.«

Was waren die »Traditionen«? Die armen Teufel, die wie Sklaven in Papas Olivenhainen arbeiteten? Oder die Leute, die in Luxusautos in ganz Europa herumkutschierten, um überall herumzuhuren? Die als lebendes Abbild der Dekadenz im Kasino saßen? Die versuchten, das Gespenst des antiken Rom wiederzuerwecken, das sie geradewegs in die Hölle führen würde?

Christopher war traurig, denn er liebte seinen Vater.

»Chris . . . Chris . . . Bambino«, bettelte der alte Mann.

Es tut mir leid, Papa, daß ich nicht *der* Sohn sein kann, den du dir gewünscht hast.«

Selbst im tiefsten Schmerz hatte sich der hartnäckige Stolz noch aufgebäumt. »Verlaß mein Haus und komm nie wieder!«

Christopher war ein glänzend begabter Student der Zeitungswissenschaften an der Columbia-Universität. Er schrieb seinem Papa zahlreiche Briefe, doch alle kamen ungeöffnet zurück. Er wußte, was für einen tiefen Schmerz er seinem Vater zugefügt hatte, und haßte sich deswegen selbst; zugleich wußte er aber auch, daß er nicht zum Werkzeug einer Sache werden konnte, die er in seinem tiefsten Inneren verabscheute. Der Vater enterbte ihn; er bekam nicht einen Pfennig von ihm.

In seinem Juniorenjahr gewann er ein Leichtathletikstipendium und damit hellte sich alles einigermaßen auf. Als erstklassiger Stürmer der Basketballmannschaft der Universität hatte er großen Erfolg mit dem neuen Einhandwurf gehabt, der damals gerade erprobt wurde.

Und Flora? Sie hatte auf der Börse einen kräftigen Rückschlag einstekken müssen, aber Christopher wollte ohnedies nichts von ihr annehmen. Weihnachten ging vorbei, ohne daß er von ihr auch nur einen Gruß erhielt. Sie hatte Christopher zu jener Zeit nicht gern in ihrer Nähe: Er gemahnte sie nur daran, daß sie jetzt sehr bald überreif zu werden begann. Ihre Liebhaber waren fast so jung wie ihr eigener Sohn.

Eileen Burns studierte im Hauptfach Reklamegraphik und war ebenso quicklebendig wie Christopher still. Der schlanke, gutaussehende Rechtsaußen der Basketballmannschaft und sein grimmiges Wesen nahmen sie völlig gefangen.

Christophers Gefühle für Eileen waren intensiver als die einer der üblichen Collegliebeleien. Bei ihr konnte er sein Herz ausschütten – all die Jahre der Einsamkeit, des Verzichts und der Enttäuschung. Er hatte natürlich schon andere Mädchen vor ihr gekannt. Er war fünfzehn gewesen, als er von der Tochter einer der Haushälterinnen seines Vaters den ersten Unterricht in der subtilen Technik des Liebesspiels bekommen hatte.

Mit Eileen jedoch konnte er auch über die Dinge sprechen, die er bisher nur vor langer, langer Zeit mit seinen Lehrern in den Privatschulen durchdacht und diskutiert hatte. Sie war für ihn etwas anderes als die Mädchen, die er vor ihr kennengelernt hatte, denn Eileen war zugleich ein Teil seines Hoffens und Strebens. Zu ihr konnte er sagen: »Ich will ein großer Journalist werden – es ist ein herrlicher Weg, um der Menschheit zu dienen.« Und Eileen verstand. Sie verstand ihn so gut.

In seinem Seniorenjahr lernte Christopher Oscar Pecora kennen. Eines Abends war Oscar am Fenster seines Zimmers gestanden, als er eben vom Basketballtraining hereinkam. Pecora war ein fremdartig aussehender Mann von kleinem Wuchs mit gestärkter Hemdbrust, steifem Kragen, Krawattenschleife, rundem steifem Hut, gestreiftem Anzug. Seine ganze Erscheinung trug das Markenzeichen des Europäers.

»Ich hoffe, Sie entschuldigen mein Eindringen«, sagte Pecora italienisch. »Ihre Tür stand offen.«

Christopher betrachtete ihn eine Weile. Er hätte zehn zu eins wetten mögen, daß der Mann von der italienischen Botschaft war. »Wenn sie gekommen sind, um mich aufzufordern, dem Faschistischen Studentenbund beizutreten, so können Sie sich Zeit und Mühe sparen.«

Pecora öffnete seine Brieftasche und reichte Christopher eine Visitenkarte:

OSCAR PECORA, GENERALDIREKTOR DER SCHWEIZER NACHRICHTENAGENTUR, GENF.

Christopher warf die Schmutzwäsche von einem seiner beiden Stühle: »Bitte nehmen Sie Platz.«

»Ist Ihnen die Schweizer Nachrichtenagentur bekannt?«

»Gewiß.« Er wußte, daß es ein kleines Unternehmen war, das aber in der ganzen Welt den Ruf eines hervorragenden journalistischen Niveaus genoß.

»Um gleich zur Sache zu kommen. Wir bauen unsere Tätigkeit in Amerika aus. Wir werden einen zusätzlichen Mann brauchen, um der Überlastung unserer Büros in New York und Washington Herr zu werden. Wenn Sie mit der Schweizer Nachrichtenagentur einigermaßen vertraut sind, wird Ihnen bekannt sein, daß wir unsere Leute sorgfältig auszuwählen pflegen. *Sie* sind einer der drei Studenten in Amerika, die wir bei uns weiterbilden und anstellen möchten. Sobald Sie Ihre Abschlußprüfung hinter sich haben, werden Sie zu einem Ausbildungskurs nach Genf kommen, um die schlechten Gewohnheiten loszuwerden, die Sie auf der Universität angenommen haben.«

Christopher und Eileen heirateten drei Tage vor seiner Abschlußprüfung. Eine Woche später schifften sie sich zu ihrer Hochzeitsreise ein.

Kein junges Paar kann jemals vier idyllischere Monate verlebt haben. Inmitten einer Märchenlandschaft von schneebedeckten Bergen und lodernden Kaminfeuern liebten sie einander mit einer solchen Hingabe, wie sie nur ganz jungen Menschen vorbehalten ist. Obwohl Christophers Gedanken überwiegend bei Eileen waren, gelang es ihm dennoch, die Methoden der journalistischen Praxis zu erlernen, die ihm von den alten Hasen der Schweizer Nachrichtenagentur eingepaukt wurden.

Nach Abschluß seiner praktischen Ausbildung wurde Christopher wie versprochen als Entlastungsmann zwischen New York und Washington engagiert. Eileen hatte Heimweh und freute sich bereits auf die Rückkehr nach Amerika – völlig natürlich für ein Mädchen, das sein ganzes Leben lang in New Jersey zugebracht hatte. Einen kurzen Umweg mußte er auf der Heimreise jedoch machen, und zwar über Rom.

Der Graf Alfonso de Monti war gealtert. Sein Adelsglanz war verwelkt und er selbst auch schon ein bißchen schäbig. Dennoch hielt er an der verschwenderischen Fassade fest: Autos, Diener und Frauen waren immer noch vorhanden. Und die Schulden natürlich auch. Alle seine Fehlschläge hatten ihn nur noch zu einem ergebeneren Faschisten gemacht, denn es war doch am einfachsten, wenn man für alle Mißerfolge und Fehlschläge Feinden die Schuld zuschieben konnte, selbst wenn es diese Feinde in Wirklichkeit gar nicht gab.

Alfonso de Monti war nach außen hin ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Seinem Sohn und dessen Frau begegnete er mit ausgesuchter Höflichkeit, aber seine Kühle offenbarte eindeutig, daß er sich niemals damit abfinden würde, daß sein Sohn nicht der Mann sein wollte, den er sich wünschte.

Christopher verließ Italien mit dem Gefühl, daß er Papa vielleicht nie wiedersehen würde.

Christopher und Eileen wurden ein Teil jener gesichtslosen Legion der Höhlenbewohner auf den Klippen Manhattans, die ständig gehetzt ins Theater und zum Diner rast, zum Lunch zu viele Martinis trinkt und im übrigen dafür sorgt, daß ihre »Unabhängigkeit« nicht durch ein Kind beeinträchtigt wird. Christopher gedieh prächtig unter solchen Verhältnissen.

Eileen sagte ihm nicht, wie einsam sie sich fühlte, wenn er in Washington war. Denn er war glücklich – so glücklich. Und eine junge Ehe ist etwas so Herrliches und Mächtiges, daß kleine Risse und Webfehler vielfach unsichtbar sind. Und jede Wiedervereinigung nach einer Woche in Washington trug die Einsamkeit wieder zu Grabe. So ging es sechs Monate lang. Dann, als er sich gerade in Washington befand, wurde er plötzlich zu einer Konferenz nach Denver berufen. Beim nächstenmal versuchte sie, sich in Washington an ihn anzuhängen. Doch das war schlimmer, als wenn sie in New York geblieben wäre. Sie war ihm im Weg. Ein Journalist muß seine Bewegungsfreiheit haben. Für ihn gibt es im Dienst keine Freizeit, im Büro keine festen Stunden. Er kann sich durch seine Frau nicht von seinen Aufgaben ablenken lassen, darf nicht daran denken, daß sie in einem Hotelzimmer vielleicht auf ihn wartet.

»Chris, Liebster, warum nehme ich eigentlich keine Stellung an und arbeite ebenfalls? Meine Eltern haben doch ein Vermögen ausgegeben, um mich auf die Universität zu schicken, und –«

Christopher hatte genug vom alten europäischen Aristokratenstolz ererbt, um den Gedanken an eine berufstätige De-Monti-Gattin als völlig absurd zu empfinden.

Gerade zur rechten Zeit traf Oscar Pecora ein.

»Du bist einer unserer jungen Stars, Christopher. Wir haben eine ungewöhnliche Chance für dich. Du wirst der neue Bürochef in Rio de Janeiro.«

Rio! Und das nach kaum einem Jahr bei der Schweizer Nachrichtenagentur!

Christopher war so glücklich, daß Eileen als gute Ehefrau ihre Enttäuschung darüber verbarg. Schließlich war es sein Leben, und eine ganz große Chance. Sie hatte beabsichtigt, mit ihrem Mann darüber zu sprechen, ob man nicht ein Haus in New Jersey in der Nähe ihrer Eltern kaufen sollte. Und vielleicht auch einen Anfang machen mit Kindern. Ihr Vergnügen hatten sie schließlich ja gehabt . . .

Doch Eileen schwieg, packte und fuhr mit.

Man konnte Christopher in jeder Journalistenbar treffen. Er war in den Wandelgängen der Parlamente und den Amtsräumen der Minister ebenso zu Hause wie bei Unglücksfällen und anderen Ereignissen. Ging es um eine Story, war es für ihn bedeutungslos, ob es Tag oder Nacht war; keine noch so große Entfernung konnte dann für ihn eine Rolle spielen. Er war immer und überall dabei.

In der Avenida Beiramar, die die Bucht von Rio umsäumt, besaßen sie eine schöne Wohnung. Eileen kannte bald jeden ihrer Winkel auswendig und wußte genau, wieviele Marmorplatten die Eingangshalle und wieviele verschiedene Farbtöne die Vorhänge hatten.

Sie tat ihr Bestes, um sich in den Kreis von Diplomaten einzugewöhnen, die ihr ganzes Leben anscheinend damit verbrachten, für einen eben neu eingetroffenen Kulturattaché oder einen sich verabschiedenden Zweiten Sekretär einer Botschaft ein Cocktailglas in der Hand zu halten.

Und dann besorgte sie sich ein Paar Katzen, die sie streicheln konnte, und ging in ihrem Hauspyjama ruhelos auf und ab, darauf wartend, daß Christopher nach Hause käme.

Eines Tages aber konnte sie es doch nicht mehr aushalten. Das Ergebnis der Aussprache, die sie mit ihm hatte, war ein Brief. Darin schrieb er:

»Lieber Oscar, aus persönlichen Gründen muß ich die Arbeit hier niederlegen. Ich würde gern zurück ins Büro nach New York kommen, wenn Du mich dort unterbringen kannst. Wenn nicht, muß ich aus der Agentur leider ausscheiden und mir in New York eine andere Stellung suchen.«

»Lieber Christopher, ich habe völliges Verständnis für Deine Lage. Bitte, versteh aber auch meine. Mach noch sechs bis acht Wochen weiter, und ich werde die Dinge schon so einrichten, daß Du einen neuen Mann einarbeiten kannst, während ich in New York inzwischen einen Platz für Dich freimache.«

»Liebling, warum fährst du in die Vereinigten Staaten nicht schon voraus und besuchst deine Familie? Es wird dir guttun.«

Eileen war erleichtert, doch zugleich hatte sie Angst. Sie wußte: Dies war ein Omen. Kleine Sprünge wurden leicht zu tieferen Rissen.

Auch Christopher war bekümmert, denn merkwürdigerweise fehlte ihm Eileen, als sie abgereist war, gar nicht so sehr, wie er geglaubt hatte. Anfangs hatte er stets ein Gefühl der Beklemmung gehabt, von einer Reise zurückzukehren und Eileen nicht vorzufinden. Doch dann war es eigentlich nur halb so schlimm. Im Presseklub oder in der Botschaft war immer irgendeine Pokerpartie im Gang, und es gab genug gesellschaftliche Veranstaltungen, bei denen er ein jederzeit willkommener und auch gern gesehener Gast war.

»Lieber Chris, ich habe hier in New York eine Stellung in einer Reklamefirma angenommen. Ich weiß, wie sehr Du dagegen bist, aber Du würdest es gewiß nicht mehr sein, wenn Du gesehen hättest, wie glücklich es mich macht. Es wird unsere Verbundenheit nicht im geringsten stören . . . Darüber habe ich in der Firma keinen Zweifel gelassen. Aber ich konnte dieses Gefühl der Nutzlosigkeit einfach nicht mehr länger ertragen. Bitte, Liebster, sei nicht böse.«

Christopher schluckte seinen Stolz hinunter. Warum nicht? Eileen war ein viel zu lebensvolles Geschöpf, um in einer einsamen Wohnung eingesperrt zu sein. Und um sich mit der geistigen Sterilität eines Frauenklubs zufriedenzugeben, dazu besaß sie wieder zuviel Verstand.

Gerade das war es ja gewesen, was er von Anfang an so an ihr bewundert hatte: ihr Bedürfnis, etwas Nützliches zu tun – nicht so zu sein wie seine Mutter.

Bei seiner Rückkehr nach New York gab es eine wundervolle Erneue-

rung ihrer Liebe. Oscar Pecora hatte ihn zum ständigen Chef des New Yorker Büros bestellt. Nun besaß er auch genug Hilfskräfte, sodaß er nur gelegentlich mal nach Washington zu fahren brauchte. Eine Zeitlang schien es, als seien jene glücklichen Anfangstage ihrer Ehe wiedergekehrt.

Und dann kam die große Szene:

»Eileen, sei doch vernünftig, Liebling! Die Konferenz in Quebec ist eine der wichtigsten internationalen Zusammenkünfte des Jahres.«

»Du hast es mir versprochen, und Oscar hat es ebenfalls versprochen: kein Herumreisen mehr.«

»Eileen! Dan ist krank. Er kann nicht arbeiten. Er liegt im Krankenhaus.«

»Dann sollen sie einen anderen schicken.«

»Die Schweizer Nachrichtenagentur ist nur ein kleines Unternehmen. Wir haben nicht so viele geeignete Leute.«

»Ihr braucht ja auch nicht viele. Denn der gute alte Christopher de Monti wird schon alles machen und überall hinfahren.«

»Mach doch kein solches Drama draus! Es ist doch nur für zehn Tage.«

»Zehn Tage in Quebec . . . zehn Tage in Washington . . . zehn Tage in San Franzisko. Weißt du, wie das ist, immer wieder zehn Tage allein hier zu sein! Ich verlange doch wirklich nicht so schrecklich viel von dir, Chris – nur, daß ich arbeiten kann, bis wir uns zu einem eigenen Haus und einem Baby entschließen, aber wozu ein Kind haben, wenn es seinen Vater nie zu Gesicht bekommen wird? Wir haben doch immer unser Vergnügen zusammen, wenn du hier bist. Ich verlange doch gar nicht so viel, Chris –«

»Himmel! Du machst doch geradezu eine Tragödie aus dieser Lappalie. Wie kannst du von mir nur verlangen, Oscar im Stich zu lassen, nach all dem, was er für mich getan hat?«

»Und ich, Chris? Habe ich nicht auch schon manches für dich getan? Denkst du je daran, daß du dafür mich im Stich läßt?«

Christopher antwortete nicht. Er ging ins Schlafzimmer.

Eileen folgte ihm langsam. »Deine Sachen sind alle gepackt«, sagte sie, während ihr die Tränen in die Mundwinkel rannen. »Dein grauer Anzug ist nicht rechtzeitig aus der Reinigung zurückgekommen.«

»Eileen . . . Liebling . . .«

»Beeil dich, Chris. Du verpaßt sonst noch dein Flugzeug.«

Der Empfang bei seiner Rückkehr aus Kanada war höflich, aber von kühler Distanz. Zum erstenmal in ihrer Ehe wollte Eileen, wenn er von einer Reise zurückkam, von Zärtlichkeiten nichts wissen. Und es wurde noch schlimmer, als sie dann die Rolle der gefügigen und willfährigen Frau zu spielen begann und bis zum Schluß nicht von ihr abwich.

»Mir scheint, wir sind in eine böse Situation geraten«, sagte Christopher am nächsten Morgen.

Eileens Schweigen war eine unmißverständliche Antwort.

»Ich habe über alles nachgedacht, während ich in Quebec war. Besonders darüber, wie es mit uns weitergehen soll. Ich bin ein verdammter Egoist gewesen. Ich habe immer nur alles genommen – und nichts gegeben.«

»Das ist nicht wahr, Chris. Du hast es ehrlich versucht. Genauso wie ich. Ich wollte wirklich die Art Frau sein, die du brauchst.«

»Liebst du mich noch?«

»Ja . . . und ich glaube, auf deine Art liebst du auch mich noch. Aber ich vermute, ich bin ganz einfach darauf eifersüchtig, daß dir alles, was du ohne mich hast, mehr bedeutet, als ich dir je bedeuten kann. Das ist weder deine noch meine Schuld.«

»Versuchen wir's, Eileen, bitte, versuchen wir's. Ich weiß, daß es zum größten Teil meine Schuld war.«

»Laß dich durch deinen italienischen Stolz nicht dazu verleiten, nicht einzugestehen, daß unsere Ehe ein Fehler war.«

»Komm, fahren wir jetzt nach New Jersey hinüber und sehen wir uns ein paar Grundstücke an. Und dann schreibe ich Oscar –«

»Chris . . . Chris . . . ich liebe dich wirklich; aber ganz aufrichtig gesprochen, wenn ich dich deiner Welt da draußen wegnehme, wirst du mich mit der Zeit zu hassen beginnen.«

Sie versuchten beide das äußerste, um ihre Ehe nicht in die Brüche gehen zu lassen. Eileen kaufte das Haus in New Jersey nicht und benahm sich äußerst vorsichtig, um ja kein Kind zu kriegen.

Beherrschung, Zurückhaltung – mit all ihren mörderischen Auswirkungen waren die Folge.

Dann kamen neue Dienstreisen – sie waren unausweichlich, es würde sie immer geben –, aber nie wieder machte sie ihm eine Szene oder vergoß noch eine einzige Träne. Und es gab auch keine überschwengliche Freude mehr, wenn sie einander wiedersahen.

Ein Jahr lang trieben sie so dahin. Sie wurden einander immer gleichgültiger. Und dann erlebte Christopher de Monti eines Tages jenen Augenblick, der den Stolz eines Mannes zutiefst demütigt. Er bekam es zufällig heraus, als er vorzeitig von einer Reise zurückgekehrt war und zufällig einen Telefonanruf abnahm, der nicht für ihn bestimmt war: Eileen hatte einen Liebhaber.

Christopher erwähnte die Sache mit keinem Wort. Er wartete ein Wochenende ab, an dem sie ihre Eltern besuchte, packte seine Sachen zusammen und ließ nur ein paar Worte zurück:

Liebe Eileen, ich habe durch einen Zufall von der Sache zwischen Dir und Daniels erfahren. Es hat nicht den geringsten Zweck, noch über irgend etwas zu reden. Den Teil der Schuld, den ich trage, bedaure ich, aber es wird für uns beide das beste sein, wenn ich Dich nicht mehr wiedersehe. Ich wäre Dir zu Dank verpflichtet, wenn Du die Scheidung mit irgendwelchen halbwegs zivilisierten Gründen so rasch und unauffällig wie möglich veranlassen wolltest.«

Nach einem Monat, während dem er versucht hatte, seinen Stolz in sämtlichen Bars Englands und des europäischen Kontinents zu ertränken, war Christopher genügend gedämpft und meldete sich bei Oscar Pecora in Genf.

»Hübsche kleine Barrechnung, die du da hast auflaufen lassen, Christopher«, sagte Pecora. »Ein reines Wunder, daß du überhaupt noch eine Leber hast!«

»Um Himmels willen, Oscar, erspar mir jetzt eine Moralpredigt.«

»Sag mir eins, Chris. Hat es dir so weh getan, weil du Eileen so sehr lieb

hast, oder war es nur der italienische Aristokrat in dir, der beleidigt war?«

»Ich weiß es nicht, Oscar.«

»Wenn du Eileen noch liebst, kannst du sie zurückhaben. Sie hat mir ein halbes dutzendmal geschrieben. Du hast ja selbst den ganzen Haufen Briefe, die du nie geöffnet hast. Sie kommt unter jeder Bedingung zu dir zurück – und wenn es sein muß, sogar auf den Knien. Wenn deine Liebe wirklich so groß ist, dann wirst du ihr verzeihen können.«

»Ich weiß nicht, ob ich es kann, Oscar. Außerdem wird dasselbe garantiert nochmals passieren. Sie ist ein prachtvoller Kerl. Sie hat es wirklich ehrlich versucht. Ich habe keine Recht, ihr Leben zu ruinieren –«

»Und in deinem tiefsten Herzen willst du sie auch gar nicht zurückhaben. Abgesehen von dem Schlag, den sie deiner Eitelkeit versetzt hat, bist du eigentlich froh und glücklich, wieder frei zu sein.«

Einen Augenblick lang schien Christopher gekränkt.

»Das war ein Tiefschlag, Oscar.«

»Die Wahrheit hat dich noch nie beleidigt, Chris.«

»Ich glaube, du hast recht.«

»Jedenfalls hat es keinen Zweck, daß wir dich beide verlieren, sowohl Eileen wie auch ich. Ich habe es seit langem kommen sehen. Einer von uns beiden mußte der große Verlierer sein; ich bin nur froh, daß ich es nicht bin.«

»Schick mich zurück an die Arbeit, Oscar, und zwar sofort.«

»Gemacht. Wie wär's mit Abessinien? Die römischen Legionen sind auf dem Marsch. Dein italienischer Paß käme da sehr gelegen.«

»Du weißt, wie ich über die Faschisten denke. Von der italienischen Seite über einen Krieg gegen die wehrlosen und kleinen Schwarzen mit Speeren zu berichten – das dreht mir den Magen um.«

»Du bist Journalist, Christopher. Laß deine persönlichen politischen Ansichten aus dem Spiel. Wir können dich beim italienischen Oberkommando akkreditieren lassen. Hol das Beste, was du kannst, aus der Bewegungsfreiheit heraus, die sie dir geben.«

Christopher ging zu der großen Landkarte hinüber, die hinter Oscar Pecoras Schreibtisch an der Wand hing. »Abessinien?« sagte er. »Warum nicht? Weiter weg von dem verdammten Mist, den ich angerichtet habe, geht es kaum.«

X

Mussolinis Feldzug in Abessinien war ein vergnügter kleiner Krieg. So etwa mochten die Kolonisten des vergangenen Jahrhunderts, als sie den Zulus »die Zivilisation brachten«, ihre Armeen befehligt haben, bequem in Feldstühlen unter schattigen Bäumen sitzend und mit einem großen Glas kühlen Gins und Soda in der Hand.

Für die ruhmsüchtigen Legionen Roms war diese Art von Krieg in der Tat eine gute Gelegenheit zu praktischer Übung. Die kleinen, aus Lehm gebauten Städte gaben ausgezeichnete Zielscheiben für die Artillerie ab. Die Infanterie konnte kreuz und quer durch den Busch streifen und sich unbedenklich und ohne allzuviel Risiko ertüchtigen, weil die Eingebore-

nen als Waffe zumeist nur Speere besaßen, und die wenigen abessinischen Soldaten, die Gewehre hatten, miserable Schützen waren.

Christopher war mit sich ins reine gekommen, das Spiel nach den Regeln zu spielen. Er konnte beinahe alles ertragen, nur nicht die prahlerisch herumstolzierenden Flieger, die er interviewen mußte, wenn sie von ihren Sturzflügen zurückkamen, in deren Verlauf sie die mit Stroh gedeckten Lehmhütten unverteidigter Dörfer mit Bomben belegt und aus ihren Maschinengewehren beschossen hatten.

Doch Abessinien war gar nicht das eigentliche Schlachtfeld.

Die britische Flotte ordnete ein muskelprotzendes Manöver im Mittelmeer an, aber Mussolini ließ sich davon nicht bluffen. In Paris, New York und London stellten sich empörte Menschen, die vor einem Monat noch nicht einmal gewußt hatten, daß es überhaupt ein Land mit dem Namen Abessinien gab, vor den italienischen Botschaftsgebäuden auf, um gegen den Angriff auf das kleine Land zu protestieren.

Einen flüchtigen Augenblick verspürte die Welt so etwas wie Gewissensbisse. Gegen Italien wurde zwar ein Handelsembargo verhängt, doch mit einem wirklichen Embargo hatte dies kaum etwas gemeinsam.

Dem unglücklichen, machtlosen und schon fast lächerlich wirkenden Völkerbund widerfuhr noch die Ehre eines letzten großen Augenblicks menschlicher Würde. Ein kleiner schwarzer Mann, genannt der Löwe von Juda, Haile Selassie, Kaiser von Abessinien, beschwor in einem eindrucksvollen Appell die Herzen und Seelen der Menschen, seinem Volk zu helfen. Doch Abessinien war, gleichgültig von woher man es sah, sehr weit weg. Und wer in aller Welt wollte sich schon um Addis Abeba kümmern?

Die Apathie und Lethargie der freien Welt – sie waren der wahre, wirkliche Grund für Italiens »Sieg«. Der Blutgeruch machte die römischen Legionen noch hungriger.

Auf dem Jangtsekiang wurde ein amerikanisches Kanonenboot namens *Panay* versenkt. Einigen Amerikanern gelang es, die übrigen Amerikaner davon zu überzeugen, daß die *Panay* nicht das Recht gehabt habe, dort herumzukreuzen. Gelbe Männer kämpften im Fernen Osten gegen andere gelbe Männer – doch auch sie waren sehr weit weg.

Es folgte die Zeit des »Appeasement«, der Politik der Beschwichtigung um jeden Preis. Der Vertrag von Versailles wurde vom trampelnden Einmarsch deutscher Kommißstiefel in das Rheinland gebrochen.

Immer herausfordernder traten die tyrannischen Raufbolde auf. Die Feuerprobe war Spanien.

»Christopher, du hast aus Abessinien großartig berichtet. Deine Zurückhaltung war bemerkenswert. Und jetzt, Christopher, jetzt«, sagte Oscar Pecora, »kommt uns dein italienischer Paß wirklich sehr gelegen. Ich habe deine Zulassung als Berichterstatter auf der Seite der Aufständischen erwirkt!«

Christopher de Monti ging als Reporter zum Bürgerkrieg nach Spanien – auf der faschistischen Seite. Er empfand sich als Mann mit einer Mission. Diese Arbeit war der Höhepunkt seines bisherigen Lebens. Hier ging es um den Sinn alles dessen, was er jemals über Freiheit und Wahrheit gelesen hatte. Spanien war nicht Abessinien! Jetzt würde die freie Welt aufhorchen müssen.

Kurz nach der Eroberung von Malaga kam er ins Hauptquartier der Franco-Truppen. Hier wurde er zu einem Menschen mit gespaltener Persönlichkeit: Nach außen hin war Christopher de Monti der tüchtige Journalist, der alle die Meldungen, Nachrichten und Berichte hinausschickte, die von ihm erwartet wurden. Sein ganzes Geschick, seine ganze Findigkeit aber verwandte er darauf, die wirklichen Tatsachen wahrheitsgemäß in die freie Welt hinauszuschmuggeln. Tollkühn und durchtrieben, setzte er mehr als einmal sein Leben aufs Spiel, um Berichte an die Botschaften der »neutralen« Staaten im selbstgewählten Exil in Frankreich über die Grenze gelangen zu lassen.

Christopher de Monti meldete heimlich die Ankunft von Millionen Tonnen deutschen und italienischen Kriegsmaterials – von Kanonen, Tanks, Flugzeugen.

Christopher de Monti ließ als erster in der Welt bekanntwerden, daß die Deutschen und Italiener Spanien nur dazu verwendeten, um Truppen und Material zu testen.

Christopher de Monti schickte Geheimberichte über die Ankunft starker Einheiten italienischer Bodenstreitkräfte.

Christopher de Monti machte die von Francos marokkanischen Horden begangenen Ausschreitungen in der Welt bekannt und berichtete wahrheitsgemäß, daß die katholische Geistlichkeit in Wahrheit auf der Seite der republikanischen Regierung stand.

Christopher de Monti schickte den ersten Geheimbericht darüber hinaus, daß die »unidentifizierten« Unterseeboote, welche die republikanischen Häfen blockierten, in Wahrheit italienischen Ursprungs waren.

Christopher de Monti war der erste, der die dokumentarischen Beweise dafür erbrachte, daß die italienische Luftwaffe unverteidigte Städte bombardierte und den Krieg damit gegen Frauen und Kinder ausgedehnt hatte.

Doch Christopher de Monti mußte mitansehen, wie seine Arbeit in der Jauchengrube der deutschen Propaganda unterging. Die Vergewaltigung Spaniens, der erste der großen Ausverkäufe im Zeitalter des allgemeinen moralischen Ausverkaufs, machte ihn zu einem Mann der verlorenen Illusionen. Kleinmütig verzagte Demokratien versteckten sich hinter seichten Phrasen, Nichteinmischungspakten und Handelssperren, die eine Demokratie dafür bestraften, daß sie um ihr Leben kämpfte.

Die Welt wollte nicht hören, was ihr Christopher de Monti unter Lebensgefahr mitzuteilen gehabt hatte.

Oscar Pecora, der Christopher mit wachsamen Augen beobachtete, gelangte schließlich zur Ansicht, daß das Schmuggeln von Geheimberichten von der Franco-Seite auf die Dauer zu gefährlich wurde und aufhören mußte. Da er um Christophers Leben bangte, berief er ihn schon im Frühjahr 1938 wieder aus Spanien ab.

Christopher de Monti, ein stiller Junge, der sich in die Wahrheit verliebt hatte, lange bevor er noch zum Mann herangereift war, hatte manche Ernüchterung und manchen Fehlschlag erfahren. Verraten von seiner Mutter, enttäuscht von seinem Vater, hatte er seine eigene Beziehung zu einer prachtvollen Frau unverzeihlicherweise zerstört, woraus sein Selbsthaß resultierte. Von allen Ernüchterungen aber war dies die grausamste.

Er verließ Spanien als Mensch, der den Glauben an die Menschheit verloren hatte.

Christopher war stets ein vernünftiger, fleißiger und gewissenhaft arbeitender Journalist gewesen. In einer Brüderschaft von nicht gerade übermäßig nüchternen und zuweilen sogar verantwortungslosen Berufskollegen fiel er durch seine Nüchternheit und sein Verantwortungsbewußtsein besonders auf. Sein bisher einziger Trunkenheitsexzeß hatte einen ernsten Grund gehabt – seinen Bruch mit Eileen.

Sein zweiter war ärger. Nach einem Monat unablässigen Trinkens mußte ihn Oscar Pecora aus einem Pariser Polizeirevier auslösen. Er schickte ihn nach Lausanne in seine Villa am Genfer See. Oscar Pecora war ein geduldiger Mensch, der Christopher gern hatte. Christopher war sein persönlicher Schützling. Wie ein Sohn.

Verbittert und niedergeschlagen saß Christopher brummig herum, bis er in seinem kochenden Unmut schließlich nicht mehr an sich halten konnte.

Eines Abends explodierte er.

Christopher war betrunken. Madame Pecora, Oscars schöne Gattin, eine ehemalige Opernsängerin, hatte sich zurückgezogen. Sie saßen auf dem Balkon, der Vollmond schien über den See, und Christopher näherte sich dem Ende seines fünften Whiskys. »Warum nur, Oscar, warum? Warum tun sie das?«

»Erzähl, Chris. Sprich dich aus.«

»Ich hab gesehen, wie sie Frauen und Kinder umgebracht haben. Die dreckigen italienischen Scheißflieger, die in ihren ebenso dreckigen Klubs sitzen und damit noch großtun und prahlen . . . Ich habe gesehen, wie sie Soldaten gefoltert haben. Hast du jemals einem Marokkaner zugesehen, wie er jemanden foltert? Ihm mit der Kneifzange die Hoden zerquetscht? Oscar . . . verdammt noch mal . . . ich hab das doch alles berichtet, über die Grenze gebracht und den Amerikanern mitgeteilt.«

»Hör zu, Christopher. Wir haben jeden Bericht, den du aus Spanien herausgeschmuggelt hast, den Zeitungen gefunkt, jeden. Alles, was wir tun konnten, war, den Menschen die Tatsachen bekanntzugeben. Aber wir können niemanden dazu zwingen, aus einer rechtschaffenen Empörung heraus zu rebellieren.«

»Da hast du völlig recht, Oscar. Die ganze verdammte Scheißmenschheit hat am Arsch gesessen, ihre Hände gefaltet und ruhig zugesehen, wie sie Spanien zerstört haben. Und jetzt will ich dir mal was sagen, mein Lieber. Sie werden noch dafür zu bezahlen haben, daß sie Mussolini und Hitler in Spanien nicht stoppten. Es wird nicht mehr lange dauern, und es wird kein Plätzchen mehr übrig sein, in das sie sich verkriechen können, und dann werden sie Dresche kriegen, die nicht von schlechten Eltern sind.«

Oscar Pecoras mitfühlende Hand legte sich auf Christophers Schulter. »Wir Journalisten, mein lieber Christopher, sind wie Abfalleimer. Jeder schickt uns seinen Dreck und Mist. Alles, was verrottet und verfault ist in den Menschen, geht durch unsere Hände. Was du jetzt durchmachst, Christopher . . . Du warst eine einzige kleine Stimme, die auf einem dunklen und stürmischen Ozean nach Gerechtigkeit rief, doch niemand hat dich hören wollen. Solange ein Mensch den Schlag nicht ins eigene Gesicht erhält, glaubt er nicht daran, daß der Überfall auf seinen Bruder auch ihn etwas angeht.«

Christopher erhob sich mühsam aus seinem Sessel, stolperte zum Gitter des Balkons und hielt sich daran fest. »Soll ich dir sagen, warum ich Journalist geworden bin? Kennst du Thomas Paine? ‚Mein Vaterland ist die Welt, alle Menschen sind meine Brüder . . . Gutes tun, ist meine Religion' . . .«

Oscar Pecora setzte fort, wo Christopher zu zitieren aufgehört hatte: ». . . . In einem Streitwagen von Licht aus den Gefilden des Tages kam die Göttin der Freiheit. Zehntausend Himmlische wiesen ihr den Weg, und führten sie hierher. Einen schönen, knospenden Zweig aus den Gärten dort oben, wo Millionen mit Millionen einträchtig eines Sinnes sind, brachte sie in ihrer Hand als Unterpfand ihrer Liebe, und sie gab der Pflanze den Namen Baum der Freiheit – von Ost bis West rufe die Trompete lauttönend zu den Waffen! Laß ihren Ton durchs ganze Land erklingen, auf daß die Nahen und die Fernen sich vereinigen, mit Jauchzen, zur Verteidigung des Freiheitsbaums.'«

»Bravo, Bruder Pecora! Ausgezeichnet! Und jetzt zitier ich dir William Lloyd Garrison . . .« Christopher richtete sich auf und stach mit dem Finger in die Luft. »‚Vernünftige Menschen werde ich zu überzeugen suchen; humanen Menschen werde ich bittend ins Gewissen reden; aber bei Tyrannen kenne ich keine Gnade . . .' Wie gefällt dir dieses Zitat?«

Christopher torkelte zurück in seinen Sessel. »Ein bißchen Jefferson . . . würden wir noch brauchen, so zum Abrunden . . . ach, Oscar, bin ich besoffen . . . verdammt noch mal, ich bin wirklich stinkbesoffen!«

»Komm, Christopher. Du bist nur müde. Du hast eine schwere Schlacht verloren, aber du bist mein bester Soldat, und morgen mußt du wieder hinaus ins Feld.«

»Sie ist in Jersey . . . hat den Kerl geheiratet. Zwei Kinder haben sie, hübsches kleines Haus dazu, höre ich. Und ich . . . dennoch bin ich der wirkliche Gewinner, Oscar. Denn ich werde den Menschen die Wahrheit bringen!«

XI

Am nächsten Nachmittag tauchte Christopher nach dem Erwachen aus einem tiefen, sechzehnstündigen Schlaf mit einem verlegenen Schafgesicht in Oscar Pecoras Arbeitszimmer auf.

»Junge, Junge, hatte ich aber einen getankt«, sagte er mit schuldbewußter Stimme.

»Wenn jemand Talent hat, kann man ihm beinahe alles verzeihen.«

»Die ganze Sache war für mich immerhin doch eine reichlich erschreckende Lektion, Oscar. Ich kann jetzt begreifen, warum die Männer unseres Gewerbes so oft grob und zynisch werden. Wir blasen die große Trompete, aber niemand hört uns. Freie Menschen mit vollem Bauch sträuben sich ganz einfach, daran zu glauben, daß ein schwarzer Eingeborener in Abessinien sie etwas angehen könnte oder daß das Bombardement einer offenen Stadt in Spanien nur das Vorspiel für ein späteres Bombardement von London ist.«

»Christopher, du hast bei mir gesessen, du hast bei mir getrunken, und

jetzt fängt sogar Madame Pecora mit dir zu flirten an. Es ist also höchste Zeit, daß du zurück an die Arbeit gehst.«

»An was für eine Arbeit, Oscar? Kann ich unter solchen Umständen noch weiter Journalist sein? Ich habe inzwischen gelernt, daß Wahrheit nicht gleich Wahrheit ist. Wahrheit ist nur, was die Menschen glauben wollen, weiter nichts.«

»Aber du wirst trotzdem nicht aufhören, immer weiter nach ihr zu suchen, gleichgültig ob du nun Journalist bist oder Trambahnschaffner in Genf. Du hast die Tatsache aus den Augen verloren, daß es in der Welt doch sehr viele anständige Menschen gibt und daß eine ganze Menge von ihnen sehr aufmerksam zuhört, wenn man ihnen etwas sagt. Sie sind darauf angewiesen, daß die Christopher de Montis ihre Augen und Ohren für sie offen halten. Du bist doch nicht der Mann, der das ganze Menschengeschlecht sausen lassen kann, nur weil er eine Schlacht verloren hat. Was sagst du? Hab ich recht?«

Christopher lachte ironisch. »Wenn du dir's genau besiehst, tauge ich auch zu nichts anderem. Leider kann ich nicht einmal eine Trambahn führen.«

»Wir haben im vergangenen Monat die Leute aus unseren europäischen Büros hergerufen, um einigermaßen Klarheit darüber zu gewinnen, wie sich die Ereignisse voraussichtlich entwickeln werden. Was ist deine Meinung?«

Christopher zuckte die Achseln. »Spanien ist hauptsächlich eine Angelegenheit der Italiener. Früher oder später wird die republikanische Regierung stürzen. Der kommende Mann heißt dort Franco.« Christopher blickte auf die Landkarte hinter Oscars Schreibtisch. »Den nächsten Zug wird Hitler machen.«

»Bergmann in Berlin ist derselben Ansicht. Was würdest du zu Warschau sagen? Wir haben dort ein kleines Büro.«

»Wenn du mich überhaupt noch weiter haben willst, warum nicht? Das eine ist ebensogut wie das andere. Mir ist alles recht.«

»Abgemacht. Du gehst nach Polen. Wir haben dort einen freien Mitarbeiter, einen gewissen Erwin Rosenblum.«

»Der auch fotografiert, nicht wahr?«

»Ja, ein guter Mann. Hol ihn dir ran und probier ihn aus. Und mach in Polen keine Dummheiten, Christopher. Halt unseren Laden dort offen, so lange du nur irgendwie kannst.«

»Das brauchst du mir nicht besonders einzuschärfen. Vom Räuber-und-Gendarm-Spielen habe ich genug. Das wird in Polen genauso wenig nützen wie in Spanien. Mach dir keine Sorgen, Oscar, du wirst nichts als die nackten Tatsachen berichtet kriegen.«

»Lieber Oscar, Warschau ist wie ein Stärkungsmittel. Gott sei Dank hat einer von uns beiden ein bißchen Vernunft gehabt, dafür danke ich Dir. Hier fühlt man sich wie in einem kleinen Paris.

Erwin Rosenblum ist erstklassig. Ich möchte ihn fest anstellen. Das Büro ist soweit in gutem Zustand. Der übliche Amtsschimmel, doch nichts Welterschütterndes. Ab nächste Woche hoffe ich eine direkte Telefonverbindung nach Genf zu haben. Das wird den Betrieb sehr beschleunigen. Obwohl ich mit Englisch und Französisch recht gut durchkomme,

nehme ich täglich eine Stunde Unterricht in Polnisch. Und Du wirst es nicht glauben – zum Zeitvertreib trainiere ich verschiedene Basketballmannschaften im polnischen Heer.«

Christopher blies seine Trillerpfeife. Er rief Andrej Androfski etwas auf Französisch zu, und Andrej übersetzte den Leuten ins Polnische, daß die Übung für heute beendet sei. Die Mitglieder der neugebildeten Mannschaft der Siebenten Ulanenbrigade dankten ihrem »Trainer« und verließen die Turnhalle der Zitadelle.

Andrej, der Kapitän der Mannschaft, arbeitete mit Christopher noch eine halbe Stunde weiter. Christophers unglaubliches Geschick beim Dribbeln und Hakenschlagen faszinierte ihn. Christopher zeigte ihm die verschiedenen Variationen, wie man einen Ball weitergibt, während man vom Gegner abgedeckt ist, und wie man die Weitergabe dadurch tarnt, daß man in die eine Richtung läuft, während man den Ball in die andere wirft.

Nach der Übung setzten sie sich schweißgebadet nieder. Christopher wischte sich das Gesicht mit einem Handtuch ab und zündete sich eine Zigarette an. »Ich bin wie erschlagen. Das habe ich seit Jahren nicht mehr gemacht.«

»Zigaretten sind nicht gut dabei«, sagte Andrej. »Sie machen einen kurzatmig. Es ist ein wunderbares Spiel! Ich hatte gar keine Ahnung, was für Feinheiten es alles dabei gibt. Aber was fange ich mit diesen dämlichen Ochsen an; sie haben so gar keine Finesse.«

»Sie machen sich sehr gut heraus. Bis zum Ende der Saison werden sie wie die Harlem Globetrotters spielen.«

Christopher schlug Andrej aufs Knie. »Los, zur Dusche!«

»Ich glaube, ich übe noch ein bißchen«, sagte Andrej. »Übrigens, was haben Sie heute abend vor?«

»Ich bin noch zu haben.«

»Gut. Mein Oberst hat mir seine Loge in der Oper überlassen. Es gibt *La Bohème*.«

Oper! Das Wort ließ in Christopher eine freudige Saite erklingen. Die Oper hatte er in letzter Zeit sehr vernachlässigt. In New York und mit Papa in Italien war sie für ihn fast eine Religion gewesen.

»Sie essen mit Gabriela und mir zu abend, dann holen wir meine Schwester ab. Sie würde auch zum Essen kommen, aber sie will die Kinder mitbringen, und ihre Tochter hat noch spät eine Klavierstunde.«

»Ich wußte gar nicht, daß Sie eine verheiratete Schwester haben.«

»Doch, meine einzige.«

Christopher zauderte. »Da bin ich dann aber ein fünftes Rad am Wagen und dringe in ein Familienfest ein.«

»Unsinn. Ihr Mann ist bei einem Medizinerkongreß in Kopenhagen. Außerdem werden die Kinder begeistert sein, wenn ihnen ein richtiger Italiener die Handlung erklärt. Also, abgemacht! Um sechs Uhr in Gabrielas Wohnung!«

»Das ist meine Schwester, Debora Bronski. Und meine Nichte Rachel, und der Lausbub hier heißt Stephan.«

»Ich freue mich, Herr de Monti.«

»Nennen Sie mich ruhig Chris . . . bitte.«

Es war das seltsamste und überwältigendste Gefühl gewesen, das Christopher jemals erlebt hatte. Schon beim Hinübergehen vom Wagen zum Haus hatte es ihn gepackt. Als er ihr in die Augen sah, verstand sie, daß er in ihnen eine Botschaft tiefer innerer Trauer und Enttäuschung gelesen haben mußte.

Guter Gott, war diese Frau schön!

Christopher war ein erfahrener und alles andere als naiver Mann. Er war seinem ganzen Wesen nach viel zu bedächtig, um für eine Frau so plötzlich in Leidenschaft entbrennen zu können. Doch hier war seine ganze innere Festigkeit auf einmal wie durchlöchert. So ein seltsames Gefühl hatte er noch nie gekannt – nicht einmal bei Eileen.

Während der Oper fühlten sie sich beide durch die Nähe des anderen unbehaglich; so intensiv war sich jeder der körperlichen Gegenwart des anderen bewußt. Sie streiften einander in einer raschen Folge verstohlener Blicke. Eine erste zufällige Berührung ihrer Arme ließ sie beide erbeben. Die nächsten Berührungen waren schon weniger zufällig.

In der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt standen Christopher und Debora einander allein gegenüber, in einiger Entfernung von den anderen, aber keinem von beiden fiel es ein, die rauschende Eleganz rings um sie zu beachten. Debora erblaßte tief, als sie sich wortlos gegenseitig in die Augen sahen.

Die Klingeln ertönten und das Publikum begann zu seinen Plätzen zurückzuströmen.

Debora konnte sich plötzlich nicht mehr beherrschen und wandte sich ab. Christopher berührte leicht ihren Ellbogen. »Ich muß Sie wiedersehen«, platzte er heraus. »Bitte rufen Sie mich an, Schweizer Nachrichtenagentur, Hotel *Bristol*.«

Vier Tage vergingen.

Jedesmal, wenn das Telefon läutete, fuhr Christopher hoch. Dann begann er sich damit abzufinden, daß sie ihn wohl niemals anrufen würde und daß er eine Dummheit begangen hatte. Flirt war Flirt, doch dies war keiner. Da war nichts von dem Spiel von Mann und Frau. Das war Ernst – von der ersten Sekunde an. Und obwohl er fast sicher war, daß sie ihn nicht anrufen würde, konnte er dieses seltsame Gefühl, das ihn gepackt hatte, doch nicht loswerden.

»Hallo?«

»Ist dort die Schweizer Nachrichtenagentur?«

»Ja.«

»Christopher de Monti?«

»Am Apparat.«

»Hier Debora Bronski.«

Christophers Hand am Hörer wurde feucht.

»Ich bin in einer Stunde im Sächsischen Garten, bei den Bänken am Schwanenteich.«

Und als sie dann einander gegenübersaßen, fand keiner von ihnen zunächst ein Wort. Beide waren viel zu verwirrt, beide fühlten sich plötzlich schuldbewußt und dumm.

»Ich komme mir völlig albern vor.« Es war Debora, die zuerst das Schweigen brach. »Ich bin eine anständige verheiratete Frau und möchte Ihnen nur sagen, daß ich noch nie so etwas getan habe.«

»Das alles ist so sonderbar.«

»Ich kann Ihnen nichts vorlügen: Ich wollte Sie wiedersehen, doch ich weiß nicht, warum.«

»Wissen Sie, was ich glaube? Ich glaube, Sie und ich, wir sind zwei Magnete aus einem gemeinsamen, einzigartigen Metall. Ich glaube, es hat mich ganz unwiderstehlich nach Warschau gezogen.«

Dann schwiegen sie wieder und suchten hilflos nach irgendeinem logischen Gedanken.

»Gehen wir spazieren«, sagte Christopher, »und plaudern wir ein bißchen.«

In jener Nacht lag sie schlaflos. Sie traf ihn wieder, und wieder lag sie die Nacht hindurch wach. All die vielen kleinen Dinge, die eine Liebesromanze zur wunderbarsten Entdeckungsreise in die Seele eines anderen Menschen machen, waren Debora bisher versagt geblieben. Jetzt plötzlich wurde sie von ihnen überflutet. Überschwemmt von Gefühlen und Empfindungen, die sie sich nie zugetraut, deren Existenz sie nicht einmal geahnt hatte.

Die Berührung durch die Hand eines Mannes. Die kleinen Rededuelle, die wie Nadelstiche wirken. Die freudige Erregung des Augenblicks, da er vor ihren Augen auftaucht, ihr knirschenden Schrittes den Parkweg herab entgegenkommend. Der plötzliche Schmerz der Eifersucht. Die Farbe der Augen, die Art, wie ihm sein dunkles Haar in die Stirn fällt, die langen, kraftvollen Hände, der sensitive Gesichtsausdruck, seine schlanke, saloppe Gestalt. Die Qual von ihm getrennt zu sein.

Der erste Kuß. Sie hatte nie gewußt, was ein Kuß wirklich war. Sie hätte nie geglaubt, daß das Gefühl eines Kusses einen so überragenden Anteil im menschlichen Erleben haben könnte.

»Debora, ich liebe dich.«

Jedes neue Abenteuer war vollkommen von dem verschieden, was sie je zuvor erlebt hatte.

»Ich bin nicht ganz sicher, Chris, ob ich überhaupt weiß, was Liebe ist. Ich weiß nur, daß es unrecht ist, dich zu treffen, und daß wir Verdruß haben werden, wenn wir damit fortfahren. Dennoch will ich dich wiedersehen, ganz gleich, was geschehen mag. Denn viel unerträglicher wäre es, von dir getrennt zu sein. Ist das die Liebe, Chris?«

XII

Tagebucheintragung

Heute kam mein Sohn zur Welt. Susanne Geller leistete Geburtshilfe, zusammen mit Dr. Glaser von unserem Waisenhaus. Für eine Frau von vierzig Jahren machte Sylvia ihre Sache wundervoll. Nach außen hin muß ich zwar ungetrübte Freude zur Schau tragen, doch innerlich mache ich mir

große Sorgen. Denn es ist eine schlechte Zeit, um ein jüdisches Kind in die Welt zu setzen.

Moses ist ein alltäglicher Name, aber dafür, daß ich ihn für meinen Sohn wählte, hat, glaube ich, der Historiker in mir den Ausschlag gegeben. Auch der erste Moses ist in einer Zeit von Zwang und Bedrückung geboren worden. Und als der Pharao die Ermordung der jüdischen Kinder befahl, mußte man ihn im Schilf verstecken. Nach diesem Vorbild und mit einer Menge Glück wird Moses Brandel die kommenden schwierigen Zeiten hoffentlich überstehen.

ALEXANDER BRANDEL

Trotz Not und Knappheit und trotz des Verbots religiöser Feiern konnte nichts das kollektive Glück der Batyraner beeinträchtigen. Moses Brandel war auf die Welt gekommen, um von ihnen allen verwöhnt zu werden. Er war ihrer aller Baby, und sie würden sich von niemandem und nichts abhalten lassen, mit vollen Kräften die Brit Mihla zu feiern, das Fest der Beschneidung.

Für Tolek Altermann war das Ereignis ein ausreichender Grund zu einem Betriebsausflug der gesamten Landwirtschaftsschule. Er machte sie zu und kam mit allen seinen Helfern, dreißig Jungens und zehn Mädchen, und verschwenderischen Mengen von Lebensmitteln nach Warschau.

Mama Rosenblum war glücklich, die traditionellen jüdischen Gerichte zu kochen und zu backen. Rabbi Salomon ließ es sich nicht nehmen, selbst als Vorbeter bei der Feier zu fungieren.

Das Fest fand im Schriftstellerklub in der Tlomatskiestraße statt, in der Nähe von Alexanders Wohnung. Die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation hatte das Haus für ihre Dienstobliegenheiten gepachtet.

Am achten Tag nach seiner Geburt wurde Moses Brandel auf einem prächtig verzierten Samtkissen von einem Verwandten zum anderen, von einem Batyraner zum anderen weitergereicht, um schließlich in den Armen seines »Sandek«, Andrej Androfski, zu landen, der mit der Patenschaft über das Neugeborene seines Freundes beehrt worden war.

Drunten auf der Straße stand die große Tlomatskiesynagoge, deren Türen und Fenster mit Brettern vernagelt und von Wachtposten umstellt waren; aber oben im Schriftstellerklub richtete dieses Kind seinen feierlichen Bund mit Gott auf – in einer viertausend Jahre alten Zeremonie, wie sie im Gebot der *Genesis* niedergelegt ist: »Ein jegliches Knäblein bei euren Nachkommen, wenn's acht Tage alt ist, sollt ihr beschneiden.«

So wie in der Vorzeit der Erzvater Abraham seinen Sohn Isaak als Sinnbild des Bundes mit Gott beschnitten hatte, so beschnitt auch jetzt Finkelstein, der berufsmäßige Mohel, den Moses Brandel. Wahrscheinlich verstand sich Finkelstein viel besser darauf, denn er hatte viel mehr Übung darin. Er war schon bei zweitausend und einigen *Brissim* der Mohel gewesen.

Der kleine Moses begann zu weinen.

»Gelobt seiest Du, Ewiger unser Gott, Herrscher des Weltalls, der Du uns geheiligt hast durch Deine Gebote und uns befohlen hast, Moses, den Sohn Alexanders und Sylvias, in den Bund unseres Vaters Abraham aufzunehmen«, sang Robbi Salomon.

Als Moses' erste Prüfung vorüber war, wurde er zu seiner Mutter in die Wohnung zurückgebracht, und das Fest nahm seinen Anfang.

»Masel tov!« beglückwünschte jedermann den stolzen Vater.

»Masel tov!«

Und die Trinksprüche begannen.

Und der Gesang.

Und der Tanz.

Und bald erzitterte der Schriftstellerklub unter dem Dröhnen eines tanzenden Horarinnes. Der stolze Vater wurde in die Mitte des Kreises gezogen, und eines nach dem anderen wirbelten ihn die jungen Batyranermädchen im Kreis herum, während die anderen im Rhythmus dazu stampften und klatschten. Er tanzte und tanzte, bis er nicht mehr tanzen konnte. Es hatte nicht viel Weins bedurft, um ihn in ausgelassene Stimmung zu versetzen; schon seit der Geburt des Kindes war er stets wie berauscht gewesen.

Schließlich torkelte er schwitzend und nach Atem ringend vom Tanzboden.

Erwin Rosenblum und Andrej faßten Alexander unter die Arme und schleppten ihn in ein Nebenzimmer, wo er sich in einen Sessel fallen ließ, sich das Gesicht abwischte und sich frische Luft zufächelte.

»Warum machen die Juden nur einen solchen Zimmes bei der Geburt eines Sohnes?« fragte Alexander.

»Unsere jungen Leute haben sich so lange beherrschen müssen, daß sie nahe daran waren, vor innerer Spannung zu explodieren«, sagte Erwin. »Das Fest tut ihnen allen gut.«

»Na?!« Andrej lachte auf. »Und wie gut tut es dem neuen Vater?«

»In meinem Alter ist ein Sohn ein unerwarteter Segen.«

Dann blickte er verdrießlich von Andrej auf Erwin. Wohl hörten sie die ausgelassene Fröhlichkeit aus dem Nebenzimmer, doch nie ließ sich die Wirklichkeit auch nur eine Sekunde lang aus ihren Gedanken verbannen. Sogar inmitten des Festes hatte sie Alexander auch nicht einen Augenblick lang verlassen. »Habt ihr die neuen deutschen Weisungen gesehen?«

Sie nickten.

»Na, dann sollen sie wenigstens *einen* Abend genießen.«

»Warum vergißt du es nicht auch wenigstens einen Abend, Alex?« fragte Andrej.

»Ich habe über vieles nachgedacht. Ich verbringe jetzt die meiste Zeit im Hauptquartier in der Mila 19, Tag und Nacht. Sobald Sylvia wieder auf den Beinen ist, wird auch sie wieder im Waisenhaus arbeiten. Ich glaube, wir werden unsere Wohnung aufgeben und ganz in die Mila 19 übersiedeln. Susanne Geller hat angedeutet, daß sie dann auch herüberziehen wird. Ich glaube, es wird für die jungen Leute eine Ermutigung sein, wenn auch wir dort wohnen. Für Büros und die Apotheke verwenden wir ja nur den ersten Stock. Den übrigen Platz könnten wir in Schlafsäle für Jungens und Mädchen aufteilen und noch sechzig bis siebzig Menschen hereinholen.«

»Ich übersiedle sofort, wenn ich Mama mitbringen darf.«

»Nein. Solange du noch draußen arbeiten kannst, ist es besser, du identifizierst dich nicht zu eindeutig mit uns.«

Alexander warf einen verstohlenen Blick auf Andrej. Andrej Androfski in der Mila 19 würde die Stimmung aller sehr heben. »Was machst du mit den Kellerräumen?« fragte Andrej.

»Vorratskammern.«

»Hast du schon mal an eine unterirdische Druckerei gedacht?«

Andrej hatte sich in den letzten Wochen sehr gut und beherrscht aufgeführt. Er hatte sich große Zurückhaltung auferlegt, aber Alexander fürchtete, daß er im gleichen Maß, in dem sich die Lage verschlechterte, doch zu einem Problem werden würde. Anna Grünspan hatte begonnen, in Krakau ein wöchentliches Nachrichtenblatt zu veröffentlichen. Alexander wollte der Gefahr, die aus einer solchen Situation entstehen konnte, aus dem Weg gehen. Die Aufdeckung einer unterirdischen Druckerei konnte die ganze Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation zugrunde richten. »Ich will dir gern bei deiner Druckerei helfen, Andrej, aber nicht in der Mila neunzehn.«

»Dann brauchst du mich dort eigentlich nicht, wie?«

»Gehen wir lieber in den Tanzsaal zurück«, sagte Erwin rasch.

Einen hatte man bei Moses Brandels Beschneidungsfest völlig vergessen oder übersehen: seinen sechzehnjährigen Bruder Wolf. Er schien von all dem, was sich rings um ihn abspielte, ganz verwirrt zu sein. Als alle zu ihm »Masel tov« sagten, wußte er gar nicht, wozu man ihm eigentlich gratulierte. In der allgemeinen Aufmerksamkeit, die man dem Baby widmete, kam er sich ein wenig verloren vor; er verstand auch nicht, wieso er plötzlich zum *Bruder* geworden war. Wolf war schon von Natur aus schüchtern; so lehnte er sich jetzt nur gegen die Wand und sah den anderen beim Tanzen zu. Rachel beobachtete ihn, während sie Klavier spielte.

Der arme Wolf, dachte sie. Er sieht wie verloren aus. Als ihre Mutter sie am Klavier ablöste, trat sie zu ihm hinüber.

»Möchtest du nicht auch tanzen?« fragte sie ihn.

»Hmm, ja.«

»Na, dann komm!«

»Nein, ich möchte doch nicht. Außerdem würde ich ja nur über meine eigenen Füße stolpern.«

Als Emanuel Goldmann kam und es hieß, er werde etwas auf dem Klavier vorspielen, hatte der Abend seinen Mittel- und Höhepunkt erreicht.

Er hatte sich schon vor einigen Jahren vom Podium zurückgezogen und seinen Beruf seither nicht mehr ausgeübt; seine Hände waren etwas steif und langsam geworden und seine Technik war eingerostet, doch er besaß noch immer großen persönlichen Charme und den ganzen Zauber des echten Virtuosen. Heute abend machte er eine Ausnahme und war bereit, zu spielen. Atemlose Spannung erfüllte den Saal, als er sich ans Klavier setzte und mit einer donnernden Polonaise loslegte.

Rachel Bronski trat auf den Balkon hinaus, auf dem Wolf Brandel allein stand und auf die Tlomatskiesynagoge hinabblickte. Seine Hände hatte er ratlos in die Taschen gesteckt.

»Willst du Emanuel Goldmann denn nicht spielen hören?«

»Ich kann ihn von hier draußen sehr gut hören.«

Sie trat hinter ihn, und das verursachte ihm Unbehagen. Er rückte ein wenig ab, kehrte ihr aber weiter den Rücken zu.

»Was ist denn los mit dir, Wolf? So unglücklich hab ich dich noch nie gesehen.«

Er wandte sich ab und zuckte mit den Achseln. »Ach, mir gefällt eigentlich gar nichts mehr. Die ganze Art nicht, wie jetzt alles ist. Daß man das hier tragen muß –« er wies auf den Davidstern an seinem Arm –, »daß man nicht in die Schule gehen kann. Nimmst du noch immer Klavierstunden?«

»Jetzt gibt mir Mama Unterricht. Ich hab viel freie Zeit zum Üben, wenn ich nicht im Waisenhaus arbeite. Und du? Hast du noch deine Flötenstunden?«

»Nein. Ich habe mir sowieso nie was daraus gemacht.«

»Ich dachte, es hätte dir Freude gemacht.«

»Warum denn?«

»Weil es Mama glücklich machte. Es war im Grund auch gar nicht so schlimm. Irgendwie hab ich mich auf die Dienstage immer gefreut. Weil ich nachher mit dir im Park sitzen konnte.«

»Mir fehlt das auch«, antwortete sie leise.

»Darüber wirst du schon hinwegkommen. An mir ist nicht viel dran.«

»Warum machst du dich denn immer selbst so herunter?«

»Sieh mich doch an. Ich sehe ja jeden Tag dämlicher aus!«

»Nein, Wolf, das stimmt nicht. Du bist dabei, ein Mann zu werden, und wirst sogar ein sehr gut aussehender Mann sein.«

Er zuckte mit den Achseln. Seine Stimme schwankte zwischen hoch und tief hin und her, und er hatte die größte Mühe, sie in einer gleichmäßigen Tonlage zu halten. Er räusperte sich, um klar sprechen zu können. »Ich möchte gern deinen Bruder Stephan besuchen«, sagte er. »Ich weiß, daß du und deine Mutter ihm Schulunterricht gebt, aber er braucht einen älteren Freund und Kameraden, jemanden, von dem er auch noch was anderes lernen kann. Ich könnte ihm Schach beibringen und eine ganze Menge anderer Dinge.«

»Das wäre fein. Stephan braucht wirklich einen älteren . . . Mann. Onkel Andrej kommt nicht so oft, und mein Vater arbeitet immer bis spät in die Nacht.«

»Gut. Dann werde ich ihn besuchen kommen. Rachel . . .«

»Ja?«

»Glaubst du nicht . . . ich meine . . . wo hier doch alle so vergnügt sind . . . Was ich sagen will, wo jeder hier jeden küßt . . . Glaubst du nicht, daß es sich gehören würde, wenn auch wir zeigen, daß wir uns freuen? Ich meine, es ist doch nur . . . wegen des kleinen Moses.«

»Ich weiß nicht. Wenn man sieht, wie all die anderen so froh und glücklich sind, wäre es schon in Ordnung, meinst du nicht?«

Sein erster zaghafter Kuß war wie ein sanfter Hauch auf ihre Wange. Als ob er elektrisiert worden wäre, fuhr er sofort wieder zurück.

»Was für ein Unsinn!« sagte er. »Das war ja gar kein richtiger Kuß. Bist du schon mal richtig geküßt worden, Rachel?«

»Ja, einmal«, antwortete sie.

»Na, und hat es dir gefallen?«

»Nicht besonders. Ehrlich gesagt, ich mochte ihn nicht. Ich wollte nur wissen, wie so was schmeckt – ein Kuß. Es war so ein bißchen wie Brei. Hast du schon mal 'nen richtigen Kuß bekommen?«

'ne ganze Menge«, antwortete er großspurig.

»Und hat es dir gefallen?«

»Du weißt doch, wie so was ist. Ich kann's tun, ich kann's aber genauso gut lassen.«

Rachel und Wolf blickten einander an, als ob sie sich noch nie zuvor gesehen hätten, und ihrer beider Atemzüge wurden schwer und unregelmäßig. Von drinnen hörten sie den stürmischen Beifall und die bittenden Zurufe, der Meister sollte noch mehr spielen. Dann war das Rufen erstorben. Goldmann spielte jetzt eine sanfte Beethoven-Sonate.

Rachel bekam Angst vor dem sonderbaren Gefühl, das sie plötzlich in ihrem ganzen Körper verspürte. »Gehen wir lieber hinein«, bat sie.

»Darf ich einmal . . . aber richtig?«

Viel zu verwirrt, um etwas sagen zu können, nickte sie nur und schloß die Augen, reckte ihm dann das Kinn zu und öffnete ihre Lippen. Wolf spannte sich, so als ob er sich erst Mut machen müßte, beugte sich ein wenig vor und berührte ihre Lippen mit den seinen. Dann senkte er den Blick und steckte nahezu schuldbewußt die Hände in die Taschen.

»Das war sehr schön«, sagte Rachel, »gar nicht wie damals.«

»Könnten wir nicht noch einmal . . .?« fragte er.

»Eigentlich sollten wir vielleicht nicht . . . na ja, nur noch einmal.«

Diesmal zog Wolf sie sanft an sich heran, nahm sie in seine Arme, preßte sie an sich, daß sie ihn fühlen konnte, und es war noch viel wunderbarer. Und ihre Arme umschlangen ihn, hielten ihn fest, suchten seinen Nacken, seine Schultern, seine Hüften. Es war ein herrliches Gefühl. »Ach Wolf«, flüsterte sie, »ach Wolf!«

Dann riß sie sich von ihm los und schritt zur Tür.

»Rachel!«

»Ja?«

»Sehe ich dich bald wieder?«

»Ja«, antwortete sie und lief hinein.

XIII

Paul Bronski nahm sich nach den Dienststunden im Judenrat für gewöhnlich noch einen Stoß Arbeit mit nach Hause. Die Volkszählung war eine anstrengende Aufgabe gewesen. Es hatte ein wildes Rennen nach »arischen« Kennkarten gegeben, die nicht mit dem verdammten »J« gestempelt waren. Viele Angehörige der jüdischen Bevölkerung hatten versucht, sich einen Weg zu erkaufen, um das Land zu verlassen, oder sie hatten die Volkszählung auf andere Art sehr schwierig gemacht. Dreihundertsechzigtausend Juden hatten sich bei der Zivilbehörde gemeldet.

Dazu kamen die vielen neuen Weisungen der Deutschen und die unablässige Organisationsarbeit, die Paul Nacht für Nacht bis zur späten Stunde an der Arbeit hielten.

Debora, die den Tag im Waisenhaus und den Abend mit dem Schulunterricht ihrer Kinder verbrachte, machte sich dann stets einen Augenblick frei, um Paul noch einen Tee zu bereiten.

Als sie sein Arbeitszimmer betrat, sah sie ihn über seinen Schreibtisch

gesunken, die Augen vom vielen Lesen gerötet, blaß vor Erschöpfung. Während er in kleinen Schlucken seinen Tee trank, stand sie hinter ihm und massierte ihm den Nacken. Er empfand es immer so erquickend, wenn Debora das tat!

»Wieder irgend etwas Schlechtes?« fragte sie.

»Heute nur erschöpft«, antwortete er. »Der Armstumpf tut weh. Bei feuchtem Wetter macht er sich immer so bemerkbar.«

»Kannst du nicht was dagegen nehmen?«

»Ich will mich nicht zu sehr an schmerzstillende Mittel gewöhnen.«

»Paul, du hast dich überarbeitet. Laß uns zusammen ein paar Tage Ferien machen! Wir könnten ganz schnell irgendwohin fahren. Du kannst doch sicher eine Reiseerlaubnis bekommen.«

»Ich wollte, ich könnte es. Aber meine so spät erkannten Verpflichtungen gegenüber der jüdischen Bevölkerung lassen mir einfach keine Zeit dazu.«

Sie setzte sich auf die Ecke seines Schreibtisches. Er lächelte ihr zu und schob seine Papiere beiseite. »Wir haben leider nicht viel Zeit für einander übrig«, sagte sie. »Tagsüber das Waisenhaus – dort sind die Leute so knapp –, und dann abends noch den Unterricht der Kinder. Ich werde eben ein paar Stunden weniger ins Waisenhaus gehen.«

»Nein«, sagte Paul. »Ich kann ja sowieso nicht früher nach Hause kommen. Außerdem macht es nur einen guten Eindruck, wenn die Frau eines Mitglieds des Judenrats freiwillig in der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation arbeitet.«

Etwas an diesen Worten gefiel Debora nicht. Paul hatte seinem Pflichtgefühl gehorcht, als er seinen neuen Posten übernommen hatte, aber offenbar lag ihm noch immer viel an Ansehen und Prestige – sein ganzes Denken war noch immer darauf gerichtet, das Richtige und Standesgemäße zu tun.

»Wann wird dies alles nur einmal aufhören?« sagte Debora mißmutig. »Früher einmal war ich so dumm, zu glauben, daß nichts schlimmer sein könnte als die Belagerung.«

»Nun, niemand weiß wirklich, was die Deutschen im Sinn haben. Aber auch sie können nur bis zu einem gewissen Punkt gehen und nicht weiter. Dann wird sich alles von allein totlaufen.« Er wechselte rasch das Thema. »Übrigens habe ich Chris heute getroffen.«

»Ach . . . «

»Es ist ihm gelungen, den größten Teil unserer Guthaben auf amerikanische Banken zu transferieren.« Paul lachte ironisch. »Ist das nicht geradezu paradox? Wir werden von Tag zu Tag reicher und reicher.«

Debora bemühte sich krampfhaft, den Schock, den die Erwähnung Christophers in ihr ausgelöst hatte, zu verbergen. »Wie geht es Chris?« fragte sie rasch.

»Gut – recht gut.«

»Ich wußte gar nicht, daß sie ihm erlaubt haben, hier weiterzuarbeiten. Susanne Geller erzählte mir, Erwin Rosenblum würde sich Sorgen machen, weil die Schweizer Nachrichtenagentur möglicherweise geschlossen werden könnte.«

»Scheint, daß er ganz dick mit diesem Horst von Epp ist. Seine Agentur will natürlich, daß er solange weiterarbeitet, wie ihn die Deut-

schen nur lassen. Übrigens haben wir im beiderseitigen Interesse beschlossen, daß wir uns in Zukunft nur im äußersten Notfall persönlich treffen werden. Es wäre ja sinnlos, die Deutschen geradezu darauf aufmerksam zu machen, daß wir miteinander Geschäfte haben; damit würde ich Christophers Stellung hier nur gefährden. Glücklicherweise brauchen wir das Geld nicht, und wenn wir welches brauchen, können wir die Verbindung immer noch durch Rosenblum aufnehmen.«

»Ja«, erwiderte Debora. »Das ist vernünftig.«

»Ja, und da wir schon davon sprechen, Liebes«, sagte Paul, »muß ich mit dir wegen Stephan reden, darüber, daß du ihn zum Religionsunterricht zu Rabbi Salomon schickst. Glaube mir, ich habe volles Verständnis für deinen Herzenswunsch, aber es ist eine sehr gefährliche Sache.«

Deboras zärtliche Sanftheit war unversehens verflogen. »Gefährlich – für wen?«

»Hast du jemals an den Schock gedacht, den er in den letzten Monaten erlitten hat?«

»Natürlich hab ich daran gedacht. Debora, sei doch vernünftig. Wir haben ausgesprochenes Glück gehabt. Alle die Quälereien, die sich in Warschau ereignen, sind uns erspart geblieben.«

»Geht es wirklich nur darum, Paul?« sagte sie scharf. »Daß du unsere Stellung schützen willst?«

»Überlege doch nur, was geschähe, wenn sie mich aus dem Judenrat hinausschmissen! Deswegen, weil ich meine Familie schützen will, bin ich doch kein Verbrecher.«

Paul hatte Debora noch nie so hartnäckig erlebt. Bisher war es ihm fast immer gelungen, sie herumzukriegen.

»Unser Sohn«, sagte Debora, »wird gedemütigt und verfolgt, weil er Jude ist. Um diesen ständigen Schocks gewachsen sein zu können, muß er wenigstens eine gewisse moralische Stütze haben. Wir können ihn nicht einfach dahinstolpern lassen, ohne daß er weiß, was es bedeutet, Jude zu sein.«

Debora wollte noch mehr sagen. Sie wollte hinzufügen, daß Paul, wenn er seine Pflicht als jüdischer Vater täte, seinem Sohn selbst Unterricht und Unterweisung gegeben hätte, wie es die anderen jüdischen Väter seit dem Verbot der Chederschulen taten. Da sie bereits mit einer solchen Bestimmtheit und Autorität gesprochen hatte, wie Paul sie vorher noch nie von ihr vernommen hatte, ließ sie es dabei bewenden. Denn Paul war müde und sein Kopf schon genug verworren; sie wollte ihn nicht verletzen.

An der Wohnungstür klingelte es.

Paul öffnete. Schlaksig und verlegen stand Wolf Brandel in der Tür. »Guten Abend, Herr Doktor«, sagte er errötend.

Paul lächelte. Er versuchte die Stimmung der Auseinandersetzung rasch zu verscheuchen. »Guten Abend, Herr Brandel. Kommen Sie Stephan besuchen oder Rachel?«

»Rachel – ich meine Stephan.«

»Sie können beide haben. Zum Preis einer Schachpartie!«

Ach, verdammt, dachte Wolf. Bronski war ein guter Schachspieler. Er würde eine Stunde brauchen, um ihn zu schlagen. Dann aber kam ihm ein glänzender Gedanke. Er würde das Spiel absichtlich verlieren. Damit

schlug er zwei Fliegen auf einen Schlag – es schmeichelte Bronskis Eitelkeit und brachte ihn rascher zu Rachel.

Debora lag in dieser Nacht wach. Die Erwähnung Christophers hatte in ihr eine innere Ruhelosigkeit ausgelöst. Sie sehnte sich schmerzlich nach ihm. Sie schloß die Augen und begann sich wieder jener Augenblicke im Sächsischen Garten zu erinnern, . . . an seine Berührung, an die Wärme, die von ihm ausging, an die Musik in seinem Zimmer, als sie beeinandergelegen waren. Unruhig wälzte sie sich im Bett.

In Zorn und Angst war sie von ihm davongelaufen. Doch tief in ihrem Innern ahnte sie immer, daß sie ihn wiedersehen würde. Aber jetzt . . . abgeschnitten, vollständig abgeschnitten. Nicht einmal ein verstohlener Blick . . . eine Berührung . . . nicht einmal seine Stimme am Telefon. Er muß tief, sehr tief verletzt gewesen sein. Aber er ist noch immer in Warschau . . . er ist noch da. Sie sehnte sich nach seiner Berührung. Ach, Chris . . . Chris . . . bitte berühr mich, bitte.

Paul streckte die Hand nach ihr aus, und ihr Körper erstarrte und spannte sich, wie stets in solchen Augenblicken. Debora drängte ihre Tränen zurück und holte mehrmals tief Luft, um über die Spannung hinwegzukommen. Dann rollte sie sich zu ihrem Mann hinüber.

Paul war in großer Verlegenheit. Er balancierte auf einem dünnen Seil. Früher, vor dem Krieg, war er immer so selbstsicher, so unabhängig, so klug gewesen. Jetzt aber schwankte er unsicher und mußte sich mehr und mehr auf Debora stützen.

»Du bist doch nicht böse über das, was ich wegen Stephan gesagt habe? Wenn es dir so viel bedeutet, dann wollen wir es eben riskieren. Soll der Junge also weiter bei Rabbi Salomon Unterricht nehmen.«

Seine Hand tastete nach ihr. Sie schloß ihn in ihre Arme, als er den Kopf auf ihre Brust legte.

»Ich brauche dich so sehr«, sagte Paul.

Nach sechzehn Jahren, in denen er sie als selbstverständlich hingenommen hatte, war es das erste Eingeständnis, das er ihr machte.

XIV

Tagebucheintragung

Etwas Neues ist hinzugekommen. Als hätten wir nicht schon genug Sorgen gehabt, wurde uns jetzt auch noch Sturmbannführer Sieghold Stutze beschert. Trotz seines niedrigen Ranges als Major der SS scheint Stutze große Macht zu besitzen.

Er kam aus Globocniks Hauptquartier der SS, des SD und der Gestapo in Lublin. Ebenso wie Globocnik und Hitler ist auch Stutze Österreicher. Er hat eine Abteilung von SS-Mannschaften mitgebracht, die als Spezialisten für die Judenfrage gelten. Es wird immer deutlicher, daß nicht Generalgouverneur Hans Frank, sondern Globocnik Polens wahrer Gebieter ist. Dann mag es also dazu kommen, daß nicht Rudolf Schreiker, sondern Stutze der wirkliche Herr über Warschau ist.

Während sich Rudolf Schreiker als primitiver starrköpfiger Tyrann gezeigt hat, stellt Stutze einen manischen Hang zu Grausamkeiten zur Schau. Er ist von kleinem Wuchs, daraus resultiert sein Napoleon-Komplex. Eines seiner Beine ist leicht verkrümmt, er hinkt. Dies mag eine Erklärung für seine sadistische Freude sein, anderen Menschen Schmerz zuzufügen. Die neue Entwicklung beunruhigt uns sehr.

ALEXANDER BRANDEL

Die religiösen Studien waren verboten, doch dies bedeutete nur, daß man sie jetzt im geheimen betrieb, wie es die Marranen während der spanischen Inquisition getan hatten und wie es hundert andere Male an hundert verschiedenen Orten geschehen, wenn man sie im Verlauf der jüdischen Geschichte verboten hatte.

Stephan Bronski war in ein höchst empfindsames Alter gekommen. Nachdem er seine ganze Kindheit hindurch vor Verfolgung geschützt gewesen war, verwandelte die Erkenntnis, als Jude plötzlich ein Verfemter zu sein, seine Besuche in Rabbi Salomons Haus in ein großes Abenteuer, nicht unähnlich einer Entdeckungsreise. Die Heimlichkeit des Ganzen gefiel seiner jugendlichen Phantasie. Doch noch faszinierender fand er die seltsamen, rätselhaften Aufzeichnungen in hebräischer Schrift, und am meisten überwältigte ihn die unendliche Weisheit des Rabbi. Und als er dann allmählich Verständnis für die zweitausend Jahre unaussprechlicher Drangsal zu gewinnen begann, legte sich allmählich auch die Wirrnis in seinem Inneren.

Er teilte die Klasse mit sechs Knaben. Ihr Klassenzimmer war im Keller unter dem Haus Rabbi Salomons. Wenn sie sprachen, mußten sie flüstern. Rings um sie herum standen die Schätze, die man aus der Synagoge geholt und in Gewahrsam gebracht hatte. Da war die Bibliothek der Synagoge mit ihren vielen Tausenden Büchern der Talmudliteratur. Hier war die Menora, der heilige Kerzenleuchter. Und hier war auch das Herz der Judenschaft, die heiligen Torarollen aus dem Schrein der Synagoge.

Die Knaben lernten die hebräischen Gebete, die ethischen Gesetze ihrer Vorväter, und bereiteten sich für ihre Bar Mizwa vor.

Der Alte liebte es, von einem seiner Schüler zum anderen zu gehen, in den Singsang ihres Gebets einzufallen, dem einen den Kopf zu tätscheln und einen anderen, der nicht mitkam, am Ohr zu zupfen. Obwohl er uralt war, konnte ihn keiner der Knaben täuschen; es schien, als habe er seine Augen überall und könne sie alle sieben zu gleicher Zeit hören.

Stephan Bronski bat den Rabbi, ihn für einen Augenblick hinausgehen zu lassen. Die Bitte wurde ihm gewährt. Er stand auf.

Und dann sah er sie!

Auf der Schwelle standen drei Nazis in schwarzen SS-Uniformen. Sturmbannführer Sieghold Stutze war vor die zwei anderen getreten.

»Rabbi!« schrie Stephan.

Alle erstarrten vor Schreck.

Sieghold Stutze hinkte ins Zimmer. »Na, was haben wir denn hier?«

Zitternd vor Angst scharten sich die Kinder hinter dem Rabbi. Eines mußte sich übergeben. Nur Stephan Bronski stand vor dem Alten. Seine Augen brannten vor Zorn. In diesem Augenblick sah er seinem Onkel Andrej sehr ähnlich.

Stutze schob Stephan, der sich schützend vor den alten Rabbi gestellt hatte, beiseite, packte den alten Mann am Bart und warf ihn zu Boden. Er nahm den Dolch aus dem Gürtel, stellte sich mit gespreizten Beinen über den zu Boden gestürzten Mann und schnitt ihm die Schläfenlocken ab, die alle orthodoxen Juden deshalb trugen, weil König David sie getragen hatte.

Die beiden anderen Nazis schüttelten sich vor Lachen. Sie gingen durch das Zimmer, warfen die Bücher zu Boden, stürzten die Pulte um und trampelten auf dem symbolischen Zierat der Synagoge herum.

»Das gibt ein schönes Feuerchen« sagte Stutze. Seine Augen suchten das Zimmer sorgfältig ab. »Hier irgendwo müssen sie sein, aber wo sind sie nur?« Er ging auf einen großen Leinenüberwurf zu. »Vielleicht hier drunter?«

»Nein!« schrie der Rabbi auf.

»Aha«, sagte Stutze, zog den Überwurf weg und enthüllte die Torarollen.

»Nein!« schrie der Rabbi von neuem.

Stutze hob die Brustplatte ab, zog die Samtdecke weg und nahm die Rolle heraus, die den Kern der Lehre von Judentum, Christentum und Islam darstellt – die fünf Bücher Mosis: Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium. »Da ist er, der Siegespreis.«

Der Rabbi kroch zu dem Nazi hin, warf seine Arme um dessen Knie und bat ihn flehentlich, den Rollen kein Leid anzutun. Als Antwort stieß Stutze dem Alten seinen Stiefel in die Rippen.

Während er den Lebensbaum, die auf feinstgegerbtem Lammfell geschriebene Tora, vor Salomons Nase herabbaumeln ließ, sandte der Alte Stoßgebete zum Himmel.

Stutze und seine beiden Begleiter lachten. »Man sagt, daß alte Juden für diesen Quatsch oft sogar ihr Leben hingeben.«

»Bringt mich um, aber tut der Tora nichts zuleide!«

»Sollen wir uns ein kleines Späßchen machen? Ihr da, Jungens! Stellt euch an die Wand. Hände hoch und kehrt die Gesichter zur Wand.«

Die Knaben taten, wie ihnen befohlen war. Stutze ließ die Tora zu Boden fallen. Rabbi Salomon kroch rasch auf sie zu und bedeckte sie mit seinem Körper.

Stutze nahm seinen Revolver heraus und ging zu den Knaben hinüber. »Los jetzt, alter Jude, tanz für uns, direkt auf deiner Tora.«

»Bringt mich lieber um.«

Der Österreicher entsicherte den Revolver und legte den Lauf an Stephan Bronskis Hinterkopf. »Dich bring ich nicht um, alter Jude. Laß mal sehen, wie viele von den Jungen ich erst erschießen muß. Jetzt tanz für uns.«

»Tun Sie's nicht, Rabbi!« schrie Stephan.

Stutze brach in hysterisches Gelächter aus. »Wenn wir das Spielchen spielen, muß ich manchmal zwei oder gar drei erschießen, bis sie zu tanzen beginnen.«

Der Alte stöhnte verzweifelt.

»Jetzt tanz für uns, alter Jude.«

Während Stutze die Knaben marterte, indem er den Revolver an ihre Köpfe setzte, schrien sie: »Rabbi! Rabbi!«

Dem Greis rannen die Tränen über die Wangen.

Er stellte seinen Fuß auf die Tora und führte auf dem heiligen Lammfell einen grotesken Tanz auf.

»Schneller, alter Jude, schneller! Wisch dir die Schuhe dran ab! Und nun piß drauf, alter Jude! Piß drauf!«

Während sich die Nazis vor Lachen über die Entweihung des Gesetzes ausschütteten, hatte Stephan Bronski blitzartig die Flucht ergriffen.

XV

Tagebucheintragung

Keine ruhige Minute, seitdem uns SS-Sturmbannführer Sieghold Stutze mit seiner Gegenwart beehrt hat. Er nennt seine SS-Abteilung das »Korps Reinhard« nach Reinhard Heydrich, dem Befehlshaber des SD in Berlin. Daraus können wir auf die Rangordnung schließen. Hitler, Himmler, Reinhard Heydrich, Globocnik – und in Warschau Stutze. In unserer Sitzung diese Woche gaben mir Emanuel Goldmann, David Zemba und Simon Eden eine Menge von Einzelheiten für mein Tagebuch.

Das »Korps Reinhard« ist in großen Lkw in das nördliche Judenviertel eingedrungen und hat alle Waren aus den jüdischen Läden geräumt.

Das »Korps Reinhard« hat sich in die einzelnen Häuser und Wohnungen begeben und daraus Kleidung, Küchentöpfe, Bratpfannen, Lampen, Bücher – die verbrannt werden –, Kissen und Decken mitgenommen.

Das »Korps Reinhard« hat den Inhalt aller jüdischen Lagerhäuser geraubt, darunter auch die Lieferungen von Zembas Amerikanischem Hilfsfonds. Das hat zu einer Knappheit an Arzneien und Lebensmitteln geführt. Dann verkaufte uns Dr. König alles das, was Stutze gestohlen hatte, mit einer sechshundertprozentigen Preiserhöhung wieder zurück.

Wie mir Emanuel Goldmann mitteilt, hat die mangelhafte Brennstoffversorgung zu Lungenentzündungen geführt. Er berichtet, daß Schreiker gestern eine neuerliche Verringerung der Lebensmittelrationen angeordnet hat.

Rudolf Schreiker, der hinter dem »Korps Reinhard« nicht zurückstehen will, verfügt über Hunderte von Banditen aus Solec, sogar über Banden von Kindern und Studenten, die in das Judenviertel eindringen, darin umherstreifen und Schaufenster einschlagen, plündern und orthodoxe Juden auf der Straße verprügeln. Es versteht sich, daß kein Pole für ein Verbrechen an einem Juden bestraft wird. Für Polen, die einen Juden mit »arischer« Kennkarte an die Deutschen ausliefern, sind besondere Belohnungen ausgesetzt.

Rabbi Salomons Synagoge ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt worden, weil er von Stutze dabei erwischt wurde, wie er in seinem Keller einigen Kindern Unterricht gab. (Ich hätte schwören können, daß der junge Stephan Bronski unter seinen Schülern war. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls war er nicht unter denen, die ins Pawiakgefängnis eingeliefert wurden.) Rabbi Salomons orthodoxe Gemeinde mußte eine Geldstrafe von zwanzigtausend Zloty erlegen, um die Knaben freizubekommen und das Benzin zu ersetzen, mit dem die Deutschen die Synagoge verbrannt haben.

Zembas Amerikanischer Hilfsfonds stellte die Hälfte des für die Zahlung der Strafe erforderlichen Geldes in Dollars bei.

Alle Waisen über zehn und unter zwanzig in unserem Waisenhaus in Powazki und einem Dutzend anderer Waisenhäuser sind dazu gezwungen worden, Blut für die deutsche Armee zu spenden. Weiß Hitler, daß seine Arier Transfusionen von unreinem Judenblut erhalten werden?

Simon Eden sagt, daß der Handel mit Gift um sich greift. Fast jeder trägt schon eine Kapsel bei sich, um nötigenfalls Selbstmord zu verüben. Niemand kann in diesen Nächten länger als ein paar Stunden schlafen. Pfiffe, Gewehrkolben, dröhnende Stiefel. Wir schlafen mit einem offenen Auge. Hunderte verschiedener Fälle von Vergewaltigungen wurden gemeldet. »Juden raus!« ertönt es in jeder Nacht, fast die ganze Nacht hindurch.

Wollten wir Preise für Einfallsreichtum verteilen, das »Korps Reinhard« würde sie alle einstecken. Mit vorgehaltenem Bajonett zwingt man alte orthodoxe Juden, die Gehsteige sauber zu scheuern. Man läßt sie nackt tanzen. Man läßt sie Turnübungen mit schweren Pflastersteinen machen, zwingt sie, sich gegenseitig mit Galoschen zu prügeln, bringt sie dazu, sich in die Hosen zu scheißen. Trotz alledem bin ich stolz auf diese Juden. Sie weigern sich, ihre Bärte und Schläfenlocken zu scheren. Mit hocherhobenem Haupt gehen sie würdevoll herum, obwohl ihre äußere Erscheinung genügt, um sie leiden zu machen. Sie sind halsstarrig und verehrungswürdig und vom gleichen Schrot und Korn wie Rabbi Salomon. Wir Zionisten können allerhand von ihnen lernen.

Schreiker, der auf Stutze eifersüchtig ist und ihm nicht nachstehen will, hat die »tolle Gerta« freigelassen, eine Volksdeutsche von psychopathischem Judenhaß. Man hat ihr erlaubt, mit einer Stahlrute in den nördlichen Teilen des Judenviertels herumzuspazieren.

ALEXANDER BRANDEL

XVI

Tagebucheintragung

Der Einfluß der Deutschen wird täglich unverhüllter. Das Krakauer Amtsblatt *reitet auf dem Thema der »Absonderung der Juden in Reservationen« geradezu herum. Das ist nur eine Verbrämung für das Wort* Ghetto.

Es wird immer mehr davon gesprochen, daß die Juden aus Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland nach Polen gebracht werden sollten.

Gestern ist es Wahrheit geworden. In Lodz wurde die Errichtung eines Ghettos befohlen. Chaim Rumkowski wurde zum Vorsitzenden des Judenrats bestimmt. Anna Grünspan ist jetzt dort, um zu sehen, ob wir ein »Haus der Selbsthilfe« wie Mila 19 einrichten können. In Lodz sind ungefähr zweihunderttausend Juden.

Auf der gestrigen Sitzung mit Emanuel Goldmann, David Zemba und Simon Eden meinte Goldmann, daß wir in Warschau in eine Krisenwoche hineinsteuerten. Er sagt, alle Übergriffe hätten bisher nur den Zweck ge-

habt, uns mürbe zu machen. Ein neuer Nazi, SS-Oberführer Alfred Funk, ist eingetroffen. Das scheint Unheil zu verheißen, denn Funk ist der unmittelbare Verbindungsmann zwischen Berlin und Globocnik in Lublin und hat zweifellos einen ganzen Sack voller Weisungen aufgrund der jüngsten deutschen Judenpolitik mitgebracht.

ALEXANDER BRANDEL

SS-Oberführer Alfred Funk war ein junger, blonder, blauäugiger Arier, ganz nach Hitlers Geschmack. Er war aufgeweckt und fleißig, sah gut aus und hätte wohl auf jedem Gebiet Erfolg gehabt. Energisch, gerissen und zuverlässig, war er der völlige Gegensatz zu dem wichtigtuerischen Kraftmeier Rudolf Schreiker, dem schüchternen, anpassungsfähigen Opportunisten Franz König, dem halbverrückten Sieghold Stutze und dem zynischen, faulen Horst von Epp.

Ebenso wie von Epp war er sicher, daß der Aufstieg des Nationalsozialismus unaufhaltsam war. Im Gegensatz zu von Epp glaubte er aber, daß Hitler das deutsche Volk zu seiner höchsten Geschichte der Menschheit führen würde. Gleich dem Großteil des deutschen Volkes drängte er sich willig zu diesem »Schicksalsmarsch«. Bedenkenlos akzeptierte er den althergebrachten deutschen Untertanengeist gegenüber der Obrigkeit. Sein Ziel war es, ein großer und bedeutender Mann zu sein, und er erreichte, was er sich wünschte. Anfangs hatte Alfred Funk zwar noch einige Skrupel über die Methoden der Nazis gehabt, aber er sah bald ein, daß die politische Tyrannei der Konzentrationslager, die Abschaffung der bürgerlichen Freiheiten und die Vernichtung der geistigen Opposition der einzige Weg waren, um jenes große Deutschland zu errichten. Er wurde zu einem überzeugten Sachwalter der Tyrannei. Das Rüstzeug der Tyrannei bereitete ihm kein Kopfzerbrechen – die Frage war nur, wie man es am besten verwenden konnte.

Blond und gutaussehend, war Alfred Funk zugleich ein Mann von Härte, der die Macht anzuwenden verstand. Als der Gesamtplan in Berlin von Heydrich und Eichmann von der Abteilung IV B4 des Reichssicherheitshauptamtes niedergelegt wurde, erhielt SS-Oberführer Funk die Aufgabe eines besonderen Verbindungsmannes zu Globocnik in Lublin.

Als Emanuel Goldmann ins Rathaus berufen wurde, um sich bei Oberführer Alfred Funk zu melden, hatte er Funks Aufgabe in Warschau bereits erraten.

Funk sprach in gelassenem Ton. »Der Mangel an Hygiene bei euch Juden bereitet uns Sorgen. Eure Wohnungen sind verlaust. Läuse verursachen Typhus.«

Funk packt seine Sache wirklich interessant an, fand Goldmann.

»Ich bin kein Arzt wie der berühmte Franz König«, erwiderte Goldmann kurz. »Aber wenn Läuse auftreten, dann sind Ihre Verordnungen daran schuld, weil sie uns hygienische Maßnahmen verbieten.«

Funk starrte vor sich hin. Er blieb völlig reglos. Der Alte hat ein dickes Fell, dachte er.

Der Nazi hob ein Papierblatt. »Unsere wissenschaftlichen Unterlagen beweisen das Gegenteil. Jeder weiß, daß die Juden dreckig sind. Schauen Sie sich doch nur dieses bärtige Gesindel an! Ein ideales Versteck für Läuse.«

»Wir hatten vorher nicht im geringsten unter ihnen zu leiden gehabt«, antwortete Goldmann.

»Aber jetzt habt ihr darunter zu leiden, wie, Goldmann? Hören Sie, Goldmann, ich will, daß uns euer Judenrat hilft, die übrigen Bürger Warschaus vor euch zu schützen. Laßt durch eure Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation Entlausungsstellen einrichten. Sobald er entlaust ist, bekommt jeder Jude eine gestempelte Karte, die er bei sich tragen muß, um seine Rationen kaufen zu können. Wir werden weitgehende Inspektionen von Privathäusern vornehmen, um diese Plage auszurotten.«

Du meinst wohl Plünderungen unter dem Deckmantel von ärztlichen Inspektionen, dachte Goldmann.

»Um diesen Zustand, den die Juden Warschau auferlegt haben, einzudämmen, haben wir gewisse Stadtviertel unter Quarantäne gestellt.«

Goldmann wußte . . . jetzt kommt es.

»Innerhalb von zwei Wochen müssen alle Juden bei Todesstrafe in dieses Quarantänegebiet übersiedeln.« Er schob dem alten Mann eine Karte von Warschau über den Schreibtisch hin. Sie war von der nördlichen Eisenbahnbrücke unterhalb von Zoliborz bis hinunter zur Jerusalemallee schwarz angestrichen. Die östliche Grenze verlief im Zickzack am Sächsischen Garten vorbei und die westliche Grenze ungefähr parallel zum jüdischen und katholischen Friedhof.

Funk beobachtete ihn.

Es war sinnlos, dem Deutschen zu widersprechen.

»Goldmann«, fuhr Funk fort. »Geben Sie zu, daß wir im Krieg mit den Juden stehen?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Wir sind daher der Ansicht, daß jeder jüdische Besitz, privat und allgemein, unsere rechtmäßige Beute ist – unser Kriegsgewinn. Deshalb werden Sie, sobald der Umzug in das Quarantänegebiet vollzogen ist, eine Aufstellung des gesamten jüdischen Besitzes anlegen. Ich habe Dr. König zum Registrator und Verwalter des jüdischen Eigentums ernannt. Das gilt ebenso für Geschäftsinventare wie für Bankkonten, Juwelen, Pelze und so weiter.«

König! Na, der hat es weit gebracht . . .

»Ein letzter Punkt, Goldmann. Da ihr Juden diese bedauerliche Gefahr heraufbeschworen und unsere Anweisungen ständig mißachtet habt, legen wir den Juden eine Kollektivstrafe von dreihunderttausend Zloty auf. Wir halten fünfzig Leute im Pawiakgefängnis als Geiseln, um die Zahlung dieser Strafe innerhalb einer Woche sicherzustellen. Der Judenrat wird dieses Geld eintreiben. Sie entwerfen jetzt Richtlinien mit Rücksicht auf all das, was wir hier besprochen haben, und melden sich morgen wieder bei mir, damit ich sie mir ansehen kann.«

Nachdem Goldmann in das Gebäude des Judenrates in der Grzybowskastraße 28 zurückgekehrt war, berief er sofort den Vorstand zusammen. Vor den sieben wachsbleich gewordenen Männern berichtete er über sein Gespräch mit Oberführer Alfred Funk.

»Der Quarantänebefehl ist nur eine schwache Umschreibung für ein Ghetto. Wenn wir diese Kollektivstrafe für sie eintreiben, werden sie uns noch weitere auferlegen. Die genaue Aufstellung allen Eigentums. Ich

brauche euch nicht besonders zu erklären, was das heißt. Das Furchtbare an ihrem ganzen Plan ist, daß sie *uns* zwingen, die Befehle zu erteilen. Wir vom Judenrat glauben, daß wir einen Dienst für unsere Gemeinschaft leisten und einen Schutzwall zwischen ihr und den Deutschen errichten können. Aber die Deutschen machen unseren Judenrat zu einem Werkzeug, das die Drecksarbeit für sie verrichten soll.«

Alle im Zimmer waren vor Schreck gelähmt. Jeder wußte, worauf die Deutschen hinauswollten. Jeder wußte auch, daß jetzt der Augenblick gekommen war, die Tiefen der eigenen Seele zu ergründen, um darin nach einer verborgenen Kraftquelle des Muts zu forschen. Solange sie die deutschen Befehle ausführten, waren sie und ihre Familien in Sicherheit. Jede Auflehnung konnte den sofortigen Tod bedeuten. Lohnte es sich, dafür zu sterben? Ihr Vorsitzender Emanuel Goldmann war dieser Ansicht.

Einer nach dem anderen enthüllte jetzt seinen Charakter. Weiß, der sein ganzes Leben lang aktiver Offizier gewesen war, war mit der jüdischen Religion kaum noch verhaftet. Er hielt sich für assimiliert. Wütend schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Als Sieger«, sagte er, »werden sie uns doch sicher die Wahl lassen, uns ehrenvoll zurückzuziehen.«

So ein Unsinn, dachte Goldmann. Der Weiß spielt immer noch den Offizier. »Wir haben es nicht mit Soldaten zu tun, sondern mit Nazis«, sagte Goldmann. »Ich weiß nicht, ob sie erlauben werden, daß wir von unserem Posten zurücktreten.«

Silberberg war an der Reihe. Früher einmal hatte er Stücke verfaßt, in denen er den Mut als das höchste der Ideale gepriesen hatte. Doch jetzt war er so eingeschüchtert, daß er bereit war, sich allem zu fügen, was man von ihm verlangte. Trotzig, erfüllt von Selbsthaß, verachtete er sich wegen seiner Schwäche und Nachgiebigkeit. Nun plötzlich fand er neue Kraft in sich. »Wir sind doch keine Kollaborateure«, sagte er.

Seidmann, der Ingenieur, war ein orthodoxer Jude. »Juden sind an Elend gewöhnt. Wir haben auch früher in einem Ghetto gelebt.« Seine Worte glichen denen von Rabbi Salomon. Aber Goldmann wußte, daß Seidmann aus innerer Überzeugung und nicht aus Furcht sprach.

Dann kam Marinski, der Fabriksbesitzer. Er hatte sein Leben damit verbracht, seine Lederfabriken aufzubauen. Die neuen Befehle mußten zur Beschlagnahme dieser Fabriken führen, daran zweifelte er nicht. Jetzt mußte er Bilanz machen. Kann ich als Mitglied des Judenrates meine Fabriken vielleicht retten? Oder soll ich lieber auf die Karte setzen, daß die Deutschen von ihren Forderungen abgehen werden, wenn wir ihnen nur energisch genug gegenübertreten? Aber das war nicht Marinskis einzige Sorge. Er war ein gerechter und stolzer Mensch. Gut und böse schienen hier klar verteilt. »Wir müssen standhalten«, sagte er.

Auch Schönfeld dachte nicht anders. Er war ein glänzender Rechtsanwalt. »So vollständig auch die Besetzung, so groß auch ihre Machtbefugnis ist, müssen auch die Deutschen jede ihrer Handlungen rechtlich begründen. Sie haben dir schließlich auch einen Grund angegeben, als sie sich auf die Notwendigkeit einer Quarantäne ausgeredet haben. Wenn wir uns nur entschlossen zeigen, bin ich sicher, daß wir sie dazu zwingen können, sich an die Grundregeln der Anständigkeit zu halten. Bring sie dazu, mit uns zu verhandeln.«

Dann sprach Paul Bronski. »Wir haben keine Wahl. An wen können wir uns schon um Hilfe wenden? An eine Umwelt, die uns nicht hören will? Schönfeld, du bist ein Narr, wenn du glaubst, daß du sie durch Verhandlungen von dem Ghetto abbringen kannst. Sie wollen es. Es ist von Berlin aus angeordnet. Also werden sie es durchsetzen. Wir können nicht das geringste dagegen tun.«

»Doch«, erwiderte Goldmann. »Wir können zeigen, daß wir Männer sind.«

Boris Presser, der die Gabe hatte, sich unauffällig zu verhalten, sagte gar nichts, sondern gab mit Paul Bronski und Seidmann seine Stimme dagegen ab, bei den Deutschen Einspruch zu erheben.

»Es steht fünf zu drei, daß wir bei Funk Einspruch erheben.«

Paul wurde plötzlich übel. Er raffte sich auf. »Es gibt keine Verordnung darüber, daß wir das Recht haben, hier abstimmen zu können. Wir sind nichts als unabhängige Abteilungsleiter. Wenn ihr mit eurem Einspruch zu Funk gehen wollt, dann tut es gefälligst in eurem Namen – nicht in meinem.«

War es ein Ausbruch von Feigheit? Ein verzweifelter Versuch, sich selbst zu schützen? Goldmann war sich nicht sicher. Er überlegte sich, ob das Ganze nicht eine völlig sinnlose Geste war. Es würden sich jederzeit fünfzig Leute wie Paul Bronski finden, um sie zu ersetzen, und weitere fünfzig, um diese zu ersetzen. Was würde ein Einspruch schon helfen? Bronski war Realist. Was immer von jüdischer Seite auch geschah, die Deutschen würden *das* durchsetzen, was sie wollten.

Emanuel Goldmann fühlte sich sehr erschöpft. Er war dreiundsiebzig Jahre alt. Seine Kinder waren durchwegs verheiratet. Er lebte allein mit seiner Haushälterin.

Ein schönes, reiches Leben lag hinter ihm. Er war viel gereist und hatte seinem Volk und seinem Land Ruhm gebracht. Ein Zufall des Schicksals hatte ihn in eine Stellung berufen, die er nicht angestrebt hatte. Doch *er* hatte sie ohne Widerstreben akzeptiert. Man hatte ihn zum Vorsitzenden des Judenrates gemacht, weil ihn Franz König für einen Schwächling hielt. Aber Goldmann war weit davon entfernt, ein Schwächling zu sein. Er war ein Idealist, der nicht begriff, wie ein Mensch all das verraten konnte, woran er zeit seines Lebens geglaubt hatte.

Er verbrachte die Nacht damit, all seine unerledigt gebliebenen Geschäfte in Ordnung zu bringen und übergab sie dann seinen Freunden David Zemba vom Amerikanischen Hilfsfonds und Alexander Brandel. Er verließ sie im Bewußtsein, daß er sie wahrscheinlich nie wiedersehen würde.

Am nächsten Morgen meldete er sich bei SS-Oberführer Alfred Funk. Er saß dem Deutschen sehr ruhig gegenüber, der Inbegriff des Selbstvertrauens, in seinem Gehaben immer noch den alten Schwung. Sowie Goldmann das Zimmer betreten hatte, wußte Funk seine Antwort, doch seine eisblauen Augen verrieten nicht im geringsten, welche Gedanken in seinem Kopf kreisten.

»Haben Sie die Richtlinien entworfen?«

Der alte Mann schüttelte seinen Kopf.

Funk zeigte weder Überraschung noch Zorn.

»Ich werde meinen Namen nicht unter einen Ghettobefehl setzen«, sagte Goldmann.

»Sprechen Sie für den gesamten Ausschuß?«

»Ich schlage vor, daß Sie sich bei ihm selbst erkundigen«, erwiderte er.

»Ich möchte etwas wissen«, fragte Funk. »*Warum* tun Sie das?«

Goldmann lächelte. »Auch ich möchte etwas wissen. Weshalb tun *Sie* das?«

Funk war der erste, der die Augen abwandte.

Goldmann stand auf und verbeugte sich leicht. Sein langes weißes Seidenhaar fiel ihm in die Stirn. »Guten Tag«, sagte er und ging.

Alfred Funk dachte einen Augenblick über die verschiedenen Möglichkeiten nach. Dann zuckte er mit den Achseln und hob den Telefonhörer. »Suchen Sie Sturmbannführer Stutze. Er soll sich sofort bei mir melden.«

Tagebucheintragung

Emanuel Goldmann ist gestern nacht ermordet worden. Es scheint, das war das persönliche Werk von Sturmbannführer Sieghold Stutze. Er wurde mit einer Stahlrute buchstäblich totgeschlagen. Als unmißverständliche Botschaft wurde seine Leiche auf die Straße vor das Gebäude des Judenrates geworfen.

Boris Presser, den keiner von uns kennt, ist zum Vorsitzenden des Judenrates ernannt und Dr. Paul Bronski als sein Stellvertreter mit erweiterter Machtbefugnis ausgestattet worden.

In allem, was die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation betrifft, muß ich mich jetzt an Bronski wenden. Wir können von ihm nicht annähernd das erwarten, was Goldmann für uns getan hat.

ALEXANDER BRANDEL

XVII

Tagebucheintragung

Es ist bereits Sommer 1940. Von der Außenwelt, unserer einzigen großen Quelle der Hoffnung, wird eine Katastrophe nach der anderen bekannt. Norwegen und Dänemark sind gefallen. Ebenso die Niederlande. Das Debakel von Dünkirchen. Italien ist in den Krieg gezogen worden. Die Macht der Deutschen wächst noch immer unbehindert an. Frankreich hat für ein Jahrzehnt der Beschwichtigungspolitik bitter bezahlt.

Seitdem Boris Presser der Vorsitzende ist, hat Rudolf Schreiker keinen Ärger mit dem Judenrat mehr. Paul Bronskis Haltung zu der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation wird streng durch die deutschen Richtlinien bestimmt.

Den armen Juden wurde all ihr persönliches Eigentum abgenommen und davongeschleppt. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als sich zur Zwangsarbeit in einer der Dutzenden neuen deutschen Fabriken und Un-

ternehmungen zu melden, die im ganzen Gebiet von Warschau errichtet worden sind. Dr. Franz König hat sich drei oder vier dieser Fabriken vollkommen angeeignet. Wenn es den Deutschen an Arbeitskräften mangelt, fangen sie die Juden einfach auf der Straße ab und lassen sie verschwinden.

Die Reichen können sich noch eher über Wasser halten. Es besteht ein wilder Handel mit Gold, Schmuck und falschen arischen Papieren. In den oberen Schichten kümmert sich jeder um sich selbst. Hilfe können wir nur von gewissen Gruppen unserer polnischen Landsleute erwarten, und auch dann nur recht oberflächlich. Die Mehrzahl der Polen aber steht uns gleichgültig gegenüber.

Besteht noch ein Zweifel darüber, wer Polen regiert? Die Antwort ist klar. SS-Brigadeführer Globocnik in Lublin. Es ist bekannt geworden, daß Generalgouverneur Hans Frank bei Hitler Einspruch dagegen erhoben hat, die Juden aus ganz Europa nach Polen zu deportieren. Sein Protest wurde verworfen. Gemäß jenem merkwürdigen Gesamtplan aus Berlin, der eine »Umsiedlung« aller Juden aus den besetzten Ländern festlegt, ergießen sie sich zu Zehntausenden in die sechzehn jüdischen »Reservationen«.

Einige der deutschen und österreichischen Juden sind recht hochmütig. Sie waren in der Lage, sich hübsche Wohnungen zu mieten, und sehen auf uns arme polnische Juden wie auf eine Art minderwertiger Menschen herab. Die große Mehrzahl aber kommt völlig mittellos hier an. Dr. Glaser, der Leiter der ärztlichen Abteilung der Waisenfürsorge und Selbsthilfe, befürchtet den Ausbruch von Epidemien und möglicherweise den allgemeinen Hungertod, wenn die Lebensmittelrationen weiter herabgesetzt werden. Ob David Zembas Amerikanischer Hilfsfonds noch mit den gewaltigen neuen Problemen, die uns bevorstehen, fertig wird?

Was ist das Endziel des deutschen Plans? Je mehr Siege die Deutschen erringen, desto weniger Angst haben sie vor der Meinung der Welt. Ich höre, daß die Abteilung IV B4, die unter Adolf Eichmann in der Kurfürstenstraße in Berlin die jüdischen Angelegenheiten bearbeitet, fast ein autonomes Reich im Reich darstellt.

ALEXANDER BRANDEL

Es wurde für Andrej immer gefährlicher, aus Warschau zu verreisen. Bei seiner letzten Fahrt war er nur mit Mühe davongekommen, als auf einem Nebengleis eine plötzliche Inspektion stattfand. Er steckte dem Polen, der seine Reiseerlaubnis als gefälscht erkannt hatte, dreihundert Zloty zu, und das tat seine Wirkung. Die Banknoten trug er immer zwischen seinen Papieren zusammengefaltet bei sich, sodaß ein Kontrollorgan sogleich bestochen werden konnte.

Solange Emanuel Goldmann an der Spitze des Judenrates gestanden hatte, war es für Andrej nicht schwer, unter dem Deckmantel des Waisen- und Selbsthilfeprogramms seine Reiseerlaubnis zu erhalten. Paul Bronski, der zum neuen Verbindungsmann geworden war, ließ nur noch rechtmäßig ausgestellte Papiere gelten.

Andrej mußte infolgedessen, mit falschen Papieren getarnt, als Nichtjude reisen. Auf seiner Kennkarte stand der Name »Jan Kowal«. Das Wagnis wurde dadurch größer, daß um die Bahnhöfe ganze Banden von Strolchen herumlungerten, um verborgene Juden aufzuspüren, die sie

entweder erpreßten oder gegen Belohnung der Gestapo übergaben.

Andrejs arisches Aussehen, seine ungewöhnliche Körpergröße und seine Breitschultrigkeit hatten ihn bereits sechs Fahrten mit falschen Papieren wohlbehalten überstehen lassen. Wie lange er es noch vermeiden konnte, erwischt zu werden, ließ sich nicht voraussagen.

Er war auf dem Hauptbahnhof auf der Jerusalemallee angekommen und wollte geradewegs zur Mila 19, um sich bei Alexander Brandel zu melden. Er war erst ein paar hundert Meter gegangen, als er stehen blieb und zusehen mußte, wie sich ein Menschenstrom ins jüdische Quarantänegebiet ergoß. Zuerst waren die Juden nur aus den anderen Vierteln Warschaus gekommen, später aus der unmittelbaren Umgebung der Stadt, und jetzt brachte man sie aus ganz Europa herbei, soweit es von den Deutschen besetzt worden war.

Quer über Dutzende von Straßen wurde Verhaue von Stacheldraht gelegt. Von Posten bewacht, wurde das Quarantänegebiet abgegrenzt.

Vom Nordbahnhof bis zu einem mehrere Häuserzeilen südlicher gelegenen Punkt füllte eine Masse elender, halbbetäubter Menschen die Straßen. Eisenräder ratterten auf dem Kopfsteinpflaster. Die wenigen Wohlhabenderen unter den Neuankömmlingen ließen ihre Habe auf Pferdewagen transportieren, andere hatten ihren Besitz auf Karren mit Fahrradantrieb gehäuft, doch die Mehrzahl bediente sich einfacher Handwägelchen. Nicht wenige führten ihr ganzes Hab und Gut in einem Leinentuch mit sich, das sie auf dem Rücken trugen.

Straßenhändler versuchten, ihnen Armbinden, Kochtöpfe, Pfannen und Bücher zu verkaufen – was immer es gab. Mitarbeiter der Selbsthilfe bemühten sich, Ordnung in das Chaos zu bringen.

»Wo kommen denn die her?« fragte Andrej einen anderen Zuschauer.

»Aus Belgien.«

Sooft Andrej solche Transporte auch schon gesehen hatte, ihr Anblick ekelte ihn stets aufs neue an. Wie eine heiße Welle stieg der Zorn in ihm hoch. Er wandte sich erbittert ab und ging in die entgegengesetzte Richtung von der Mila 19 rasch auf die Leszno 92 zu, in Simon Edens Hauptquartier.

Vor der Leszno 92 stand eine Schlange von Flüchtlingen, die sich eine ganze Häuserzeile lang hinzog. Freiwillige Helfer nahmen die Anmeldungen entgegen und schenkten Suppe an die Neuankömmlinge aus. Er ging an der Schlange vorbei. Die Gesichter verschwammen ihm zu einer unkenntlichen Masse.

Er betrat den Empfangsraum und wurde sofort erkannt.

»Ich möchte Simon sprechen«, flüsterte er einem der Mädchen hinter dem Schalter zu.

Weil Simon Eden der mächtigste Zionist in Warschau war, wohnte er in fast völliger Zurückgezogenheit in einer Dachkammer. Dreimaliges Läuten kündigte ihm an, daß ihn ein Freund besuchen kam. Ein anderes Zeichen veranlaßte ihn, sofort sein Versteck auf dem Dach aufzusuchen.

Andrej kletterte die Leiter zur Dachkammer hinauf. Simon zog ihn über die letzte Sprosse. Sie klopften einander auf den Rücken und begaben sich in sein kleines Zimmerchen im Dachgeschoß, das von der Mittagshitze glühte, die durch das Dach hereingedrungen war und die nun flimmernd in der Luft der winzigen Mansarde lag.

Andrej knöpfte sich das Hemd auf und nahm den Hut ab. Simon sah lächelnd, daß Andrej in symbolischer Auflehnung gegen den Feind immer noch seine Stiefel trug.

Simon öffnete und schloß ein halbes Dutzend Schreibtischschubladen, bevor er eine halbvolle Flasche Wodka entdeckte. Er machte einen Zug und reichte Andrej die Flasche.

»Wie war die Fahrt?«

Andrej zuckte mit den Achseln. »Gut und schlecht.«

»Hast du irgendwelche meiner Leute gesehen?«

»In Krakau. Die Untergrundpresse gewinnt an Bedeutung. Zumindest unterrichtet sie die Leute über die deutschen Absichten.«

»Wie steht's im Ghetto von Lodz?«

»Ich weiß nicht, ob wir Selbsthilfehäuser einrichten können. Dieser Hund von einem Chaim Rumkowski benimmt sich wie ein verrückter Diktator. Er geht nur mit zwei deutschen Wachen herum.«

Andrej übergab ihm alle Nachrichten, die er erkundet hatte. Stadt für Stadt. Eine Niedergeschlagenheit, so schwer wie die Hitze, senkte sich auf beide. Simon brauchte keinen Fachmann, um die Mitteilungen zu analysieren. Sein dunkles, gefurchtes Gesicht spannte sich an, während ihm Andrej die allgemeine Verschlechterung der Lage auseinandersetzte.

»Was sagt Alex zu all dem?«

»Ich habe Alex noch nicht gesehen«, erwiderte Andrej. »Ich kam direkt vom Bahnhof hierher.«

Simon sah ihn forschend an.

»Was überlegst du dir, Andrej?«

»Du warst Offizier, Simon. Seitdem ich mich erinnern kann, sind wir stets Freunde gewesen. Von allen, die von diesem Schicksal betroffen sind, denken du und ich am ähnlichsten. Als all dies anfing, wollte ich über die Grenze, um Waffen zu besorgen. Alex hat es mir ausgeredet. Bisher habe ich alles mitgemacht, was er wollte, aber . . . seit dieser letzten Rundfahrt . . . Simon, wir müssen anfangen, zurückzuschlagen.«

Simon nahm noch einen Schluck aus der Flasche und kratzte sich das unrasierte Kinn. »Kein Tag vergeht, an dem sich mir nicht der Magen umdreht. Nur mit Mühe halte ich mich davon zurück, zu platzen.«

»Wenn ich zu Alex gehe, wird er mir wieder ausreden, eine Widerstandsbewegung aufzubauen. Seiner Dialektik bin ich nicht gewachsen. Aber wenn wir gemeinsam zu ihm gingen – du im Namen der Vereinigten Arbeiterzionisten –, um ihm ein Ultimatum zu stellen, dann muß er uns Geld vom Amerikanischen Hilfsfonds geben, damit wir Waffen besorgen können. Wir müssen es sofort tun. Thompson befürchtet, daß ihn die Deutschen überwachen. Wenn sie ihn aus Polen ausweisen, dann haben wir unsere Hauptquelle, durch die wir Dollars hereinbekommen, verloren.«

Simon Eden wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und ging zu dem winzigen Fenster, aus dem man von sechs Stockwerken hinunter auf die Straße sah. Hunderte von Flüchtlingen standen Schlange vor der Leszno 92, um einen Teller Suppe und eine Kennkarte zu bekommen, die ihnen das »Privileg« geben würde, Zwangsarbeit zu verrichten.

»Und die da unten?« fragte Simon. »Sie haben niemanden sonst als uns.«

»Wie lange kann man sich noch ins Gesicht schlagen lassen, ohne die Hand zu erheben?«

Simon wandte sich heftig um. »Was, zum Teufel, können wir denn tun?«

»Die Hunde umbringen, ihnen das Leben zur Hölle machen.«

»Andrej, denk an Dänemark, Norwegen, Polen, Frankreich, Belgien, Holland! Sollen sie gerade in unserem Fall nachgeben? Sie holen sich zwanzig, dreißig, hundert für einen – aus Rache für jeden, den wir umbringen werden. Und sie werden auch nicht davor zurückscheuen, Frauen, Kinder und Greise abzuschlachten. Kannst du die Verantwortung dafür übernehmen?«

»Du bist ein verdammter Narr, Simon, genau wie Alexander. Glaubst du wirklich, daß sie sich mit Ghettos und Zwangsarbeit zufriedengeben werden? Sie wollen uns vom Erdboden ausradieren.«

Die zwei Riesen starrten einander an, beide die verkörperte Wut und Ohnmacht. Simon schüttelte den Kopf.

»Eines Tages schlägt die zwölfte Stunde für uns. Und dann, bei Gott, wirst du wissen, daß uns nichts anderes übrigbleibt, als um unser Leben zu kämpfen«, sagte Andrej.

Andrej war in schlechter Laune, als er Simon verließ. Er ging nicht in die Mila 19, um Alexander zu sehen; das würde nur wieder Stunden von Geschwätz und Zank geben. Altermann, Susanne und Erwin würden ihm zuhören, während er eintönig seine Berichte von neuen Ghettos wiederholte, von fortgesetzten Morden an Intellektuellen, von Lagern für Zwangsarbeiter, von unglaublichen Übergriffen. Sie würden nur trachten, wieder ein neues Selbsthilfehaus zu errichten, in Bialystok oder Lemberg. Sie würden trachten, ein Nachrichtenblatt mit einer Seite Inhalt zu drukken. Sie würden ein paar Sandsäcke aufschichten, um einem ständig steigenden, alles verwüstenden Strom Einhalt zu gebieten.

Andrej eilte zu Gabrielas Wohnung und suchte dem Anblick all des Elends rings um ihn zu entgehen. Viele Leute bewegten sich jetzt unerkannt in Warschau, darunter auch Gabriela. Es war ein ungeschriebenes Übereinkommen, daß ein Freund, dessen Gruß man an einem öffentlichen Ort übersah, den Grund wohl verstand. Gabriela war in eine kleinere Wohnung in der Schuchastraße gezogen.

Durch Tommy Thompson hatte sie ihre Mutter und Schwester wissen lassen, daß es für sie gefährlich wäre, wenn sie sich mit ihr in Verbindung setzten. Sie ließ sich ihre monatliche Rente nicht mehr nach Polen schikken und nahm eine unauffällige Stelle als Französisch- und Englischlehrerin in der kleinen, vornehmen Schule des Ursulinenklosters an.

Andrej blieb vor ihrer Wohnung in der Schuchastraße stehen. Auf der anderen Seite war das Haus der Gestapo. Es lag eine Ironie darin, daß er gleichwohl Gabys Wohnung für einen der sichersten Orte Warschaus hielt. Es war noch früh. Sie war gewiß noch nicht zu Hause. Ehe er hinaufstieg, schrieb er hastig ein paar Zeilen und steckte sie in ihren Briefkasten, dann würde sie nicht erschrecken.

Andrej nahm seinen Hut ab und sank in einen tiefen Lehnstuhl. Er kämpfte die Schmerzen der Anspannung in seiner Brust nieder. Es war eine furchtbare Fahrt gewesen. Vor heute vormittag war ihm nicht klar

geworden, daß er während drei Tagen kaum mehr als ein paar Stunden geschlafen hatte. Er schloß die Augen, wandte sein Gesicht den Sonnenstrahlen zu, um sich daran zu wärmen und fiel rasch in Schlummer.

. . . Der Klang von Schritten schreckte ihn auf. Gaby hatte seine Zeilen gelesen und rannte die Treppe hinauf. Die Tür zur Wohnung sprang auf und schloß sich rasch; sie stellte ihre Pakete ab und spähte im Abendlicht nach ihm aus. Dann ringelte sie sich auf seinem Schoß zusammen, legte ihren Kopf auf seine Brust, und sie klammerten sich aneinander, wortlos, außer ihren tiefen Seufzern der Erleichterung, und reglos außer Gabys Zittern.

Sie blickte ihn an. Sein Gesicht war so abgespannt und müde. Tag für Tag mußte sie beobachten, wie ihm die Energie immer mehr entwich. Nach jeder Reise war er wie ausgehöhlt. Er fraß sich innerlich auf.

Jetzt, in diesem Augenblick, konnte sie ihm wieder neue Lebenskraft geben. Andrej lächelte vor Freude, als ihre Fingerspitzen über sein Gesicht strichen und ihre Lippen seine Augen und Ohren und seinen Hals liebkosten.

»Diesmal war es sehr schlimm«, sagte er. »Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalten kann.«

»Ich bin ja für dich da, mein Lieber . . .«

Sie knöpfte ihm das Hemd auf und strich ihm zärtlich über Brust und Schultern. Langsam begann sich seine Spannung zu lösen.

»Ich bin ja nur für dich da«, flüsterte sie.

»Gaby . . .«

»Ja, Liebling . . .«

»Wenn du mich so umarmst, entschwindet alles in weite Ferne. Warum bist du nur so gut zu mir?«

»Du mußt dich jetzt ausruhen, Liebling . . .«

»Gaby, wann werden sie endlich aufhören? Was wollen sie denn eigentlich von uns?«

XVIII

Tagebucheintragung

Mutter, versteck deinen Goldring nicht,
Weil keiner ihn erben kann,
Gerät er auch aus der Deutschen Sicht,
Holt ihn schon Ganev Kleppermann.

Dieser Reim wird dem »Verrückten Nathan« zugeschrieben, einem Halbidioten, der im Ghetto herumläuft und solche Gedichte macht, aber auch eine ganze Reihe hellsichtiger Bemerkungen von sich gibt. Niemand weiß, woher der »Verrückte Nathan« kommt, wer seine Eltern waren; niemand kennt seinen Familiennamen. Er trägt schmutzige Lumpen und schläft in Kellern und Hausfluren. Man sieht in allgemein als harmlosen Narren an und behandelt ihn mit wohlwollender Nachsicht. Der »Verrückte Nathan« zeigt sich in den besten Cafés des Judenviertels und verdient

sich mit ein paar neuen Reimen ein bißchen Essen. Am liebsten hat er Fisch, weil er den mit den Dutzenden von Straßenkatzen teilen kann, die hinter ihm herlaufen. Seine Katzen nennt er nach den Ausschußmitgliedern des Judenrats.

ALEXANDER BRANDEL

Max Kleppermann war ein Produkt des Elendsviertels. Schon im zarten Kindesalter hatte er gelernt, daß es leichter war, von der Arbeit seiner Mitmenschen zu leben, als, Gott behüte, den Rücken in ehrlicher Arbeit zu krümmen.

Im Alter von fünf Jahren war Max schon ein bekannter Langfinger. Er konnte unter den übelriechenden, lärmenden Händlern auf dem Parysowskimarkt umherwandern und mit verblüffendem Geschick Waren von den Schubkarren der alten, bärtigen Juden stehlen. Mit sieben war er bereits ein Fachmann darin, Hehler für sein Diebsgut zu finden.

Während brave Judenkinder wie Andrej für ihre Väter Hühner austrugen und von Strolchen ausgeraubt und verprügelt wurden, bewiesen schlechte Judenkinder wie Max Kleppermann ein Naturtalent als Gauner und Hehler. Er kaufte den Dieben all die gestohlenen Hühner und anderen Waren ab und verkaufte sie mit erstaunlich gutem Gewinn auf dem Parysowskimarkt.

Mit fünfzehn war er bereits dreimal Gast des Pawiakgefängnisses gewesen. Einmal wegen Diebstahls, einmal wegen Erpressung und einmal wegen Betrugs.

Mit siebzehn wurde er als vollgültiges Mitglied in den Nachtklub »Granada« aufgenommen, die berüchtigtste Spelunke von Dieben und Raubmördern in Polen.

Je älter Max wurde, desto stärker entwickelten sich seine Talente. Er wurde zum Anführer einer Gruppe von Gewalttätern, die in das Viertel der Bauunternehmer am Grzybowskiplatz eindrangen. In allen Häusern dieses Platzes befanden sich Baumaterialiengeschäfte, Handwerker, Bauunternehmer, Fuhrleute, Eisenwarenhandlungen und Ziegeleien. Indem er mit Hilfe seiner gewalttätigen Freunde seine Geschicklichkeit als »Beschützer« anpries, verschaffte sich Max auf dem Platz eine solche Stellung, daß ohne seine Zustimmung und Beteiligung fast kein Geschäft mehr abgeschlossen werden konnte. Nur der Widerstand der Gewerkschaften hinderte ihn daran, zum absoluten Beherrscher der Branche zu werden.

Vom Bauplan bis zum fertigen Haus war er an allen Transaktionen beteiligt. An seinem kleinen Finger blitzte ein achtkarätiger Brillant, und seine Zigarrenasche fiel auf die Hälfte aller Bauverträge, die in ganz Warschau geschlossen wurden.

Max hatte sein Zuhause im »Granada«, und sogar in der christlichen Unterwelt in Solec zollte man ihm Achtung. Doch so seltsam es klang – er hatte eine Stufe im Leben erreicht, an der er sich zu fragen begann, wohin all seine Mühe führen sollte. Schließlich war er doch nichts anderes als ein Tunichtgut.

Max Kleppermann wollte kein Tunichtgut mehr sein. Er wollte mindestens ebenso geachtet sein wie die Neureichen, die am Sabbat in der Marschallkowska auf und ab spazierten. Die Zuneigung der Menschen konnte

er sich nicht erwerben; das nagte an ihm. Also ging er daran, sich ihre Achtung zu erkaufen. Zuerst erwarb er das wunderschöne alte Stadthaus eines polnischen Adligen, der in Frankreich lebte. Es half nichts. Seine Nachbarn betrachteten ihn weiter als einen Schmarotzer.

Max war entschlossen, nicht nachzugeben. Er nahm sich einen teuren Rechtsanwalt und trug ihm vier Worte auf: »Verschaffen Sie mir Respekt!«

Der erste Schritt des Rechtsanwaltes war, ihm für eine große Spende zwei Sitze in der großen Tlomatskiesynagoge zu besorgen. Während der Hohen Feiertage, dem Neujahrsfest und dem Versöhnungstag, an denen die Synagoge zum Bersten gefüllt war und Polizisten in Uniform die Scharen von Zuschauern zurückdrängen mußten, die die Elite von Warschaus jüdischer Bevölkerung sehen und bestaunen wollte, konnte Max vor aller Öffentlichkeit hineinspazieren.

Das nächste war ein Budget für wohltätige Zwecke. Er spendete für die Armen, streichelte Waisen über den Kopf und setzte Stipendien für Studenten aus, die freilich nicht gerade beträchtlich waren.

Seine karitative Tätigkeit war so erfolgreich, daß ein halbes Dutzend von Berufsorganisationen sich nicht mehr weigerte, ihn als Mitglied zu akzeptieren. Der nächste Schritt bestand in einer Reihe üppiger Einladungen.

Bald war Max Kleppermann so geachtet, daß er seinen Rechtsanwalt entließ.

Um seine so harterkämpfte Stellung zu festigen, mußte sich Max seiner ungebildeten Frau entledigen, die ihn ständig in Verlegenheit brachte. Sie war über die Höhe ihrer Abfindung entzückt. Dann machte Max die Runde unter den Heiratsvermittlern, um ein hübsches, anschmiegsames Mädchen aus einer guten, frommen Familie zu finden.

Sie wurde gefunden. Sonja Fischstein entsprach allen seinen Wünschen. Ihre Familie war orthodox, geachtet, konservativ und dazu bereit, sich mit einem Ehekontrakt einverstanden zu erklären, der die Übertragung des Eigentums an ihre Tochter vorsah. Rabbi Salomon wurde hinzugebeten, um die Bedingungen auszuhandeln.

Rabbi Salomon durchschaute Kleppermanns betrügerische Absichten. Über die Einstellung des Rabbi aufgebracht, überlegte sich Max sogar, ob er ihn nicht unschädlich machen sollte. Doch dann erfuhr er, daß Rabbi Salomon ein wirklich geachteter Mann war, sogar der am meisten geachtete Mensch unter den Juden von Warschau. Er beschloß also, sich mit dem großen Mann zu vertragen.

Aber Rabbi Salomon ließ sich nichts vormachen. Er zog alles in Betracht: Max würde sich nie ändern, aber seine Bemühungen um Respekt würden ihn vielleicht im Zaum halten können, und es bestand auch einige Hoffnung, daß ein Teil der Anständigkeit, mit der er in Zukunft in Berührung kam, auf ihn abfärben würde. Im übrigen wurden Sonja Fischsteins Aussichten, einen Mann zu bekommen, von Tag zu Tag geringer. Nach reiflicher Erforschung seines Gewissens stimmte er also der Heirat zu.

Rabbi Salomon wurde zum irdischen Betreuer der Seele Max Kleppermanns. Max mit seinen Hängebacken war davon überzeugt, daß seine einzige Verbindung zu seinem Schöpfer nur über den Rabbi führte.

Als die Deutschen in Polen einfielen, war Max sehr niedergeschlagen. Denn ebenso wie all die anderen konnte auch er die Deutschen nicht leiden. Aber er war Realist. Aufgrund seiner Vergangenheit war er der geeignetste Mann für die Art Geschäft, die jetzt blühte: Schwarzmarkt, Schmuggel, Geldwechsel. Solche Möglichkeiten wie jetzt hatte es noch nie gegeben. Zudem stellte er fest, daß sich mit den Deutschen reden ließ. Kaum war der Rauch der Schlacht verzogen, als sich Max Kleppermann schon mit Dr. Franz König in Verbindung setzte und ihm klar machte, daß seine Organisation für die Deutschen unentbehrlich sei.

Zu dieser Zeit schlug sich Dr. König gerade mit dem Problem herum, Bordelle für die deutschen Soldaten zu eröffnen; es war das Problem, zu dessen Lösung der Judenrat seine Mitarbeit verweigert hatte. Eifrig darauf bedacht, Rudolf Schreiker seine Tüchtigkeit zu beweisen, erteilte Dr. König Max den ersten Auftrag: Es betraf die Beschaffung von hundert Huren. Max war in seinen jüngeren Jahren zwar ein Zuhälter gewesen, hatte dieses Gewerbe aber aufgegeben, seitdem er achtbar geworden war. Nichtsdestoweniger besaß er immer noch seine guten Beziehungen zu Solec, und in zwei Tagen war Königs Auftrag erledigt.

Dr. König wußte, daß er in ihm einen wahren Verbündeten besaß. Max Kleppermann erhielt eine Arbeitserlaubnis und scharte sofort die ausgepichteste Bande der Warschauer Gauner um sich. In alle Richtungen begann er seine Fühler auszustrecken.

Als die Deutschen die Zwangsarbeit einführten, gelang es Max endlich, seinen letzten Feind, die Gewerkschaften, niederzuzwingen. Er riß die Kontrolle über Baugewerbe und -industrie fest an sich und begann sich von dieser Basis in Dutzende rechtmäßiger Geschäfte einzuschalten und im trüben zu fischen. Da ihn die Deutschen stützten, erschien es jedermann zweckmäßig, mit Max und seinen Kompagnons ins Geschäft zu kommen.

Seine größte Einnahmequelle bildeten die sogenannten Schutzgelder. Hatten die Deutschen einen Vater oder einen Sohn bei einer ihrer Razzien auf der Straße aufgegriffen und in ein Arbeitslager außerhalb Warschaus gebracht, konnte Kleppermann sie für einen gewissen Preis wieder freibekommen.

Auf diesem Gebiet vermochte er als hervorragender Wohltäter der Menschheit zu posieren. Kam jemand zu ihm, um die Freilassung eines Verwandten zu erwirken, versicherte er ihn seines höchsten Mitgefühls, während er gleichzeitig abschätzte, was er aus dem Bittsteller herausschlagen konnte. Er erklärte ihm, daß es viel Geld kostete, sich mit den Deutschen zu einigen. Doch auch Ganoven haben ihre Ehre: Solange die Freilassung des Betreffenden nicht erfolgt war, lehnte Max die Annahme jeder Bezahlung ab. Natürlich lebten auch Dr. König, Sieghold Stutze und Rudolf Schreiker von diesem Geschäft.

Kleppermanns Interessen wurden so umfangreich und weitverzweigt, daß er und seine sechs »Kompagnons« sich ein Gebäude an der Ecke der Pawia- und Lubeckjegostraße gegenüber dem Pawiakgefängnis mieteten, um von dort aus ihre Unternehmungen zu leiten. Die Organisation wurde unter dem Namen *die Großen sieben* bekannt.

Als die Deutschen die Registrierung des jüdischen Eigentums anordneten, wurde Dr. Franz König zum Verwalter aller jüdischen Wohnungen Warschaus. Die *Großen sieben* wurden Franz Königs Unterhändler.

Als die Quarantänebestimmungen in Kraft traten, mußten Juden aus allen Teilen Warschaus in das neue, abgegrenzte Gebiet übersiedeln. Die achtzigtausend Christen, die im Quarantänegebiet wohnhaft waren, sollten durch hundertfünfzigtausend hereinströmende Juden ersetzt werden. In den zwei Wochen des Umzugs, in denen sich das Leben von einer Viertelmillion Menschen von Grund auf veränderte, verdienten sich die *Großen sieben* krumm.

Inmitten des rasenden Aufruhrs und der endlosen Ströme von Wagen und Schubkarren entstand eine verzweifelte Jagd nach Wohnungen, galt es doch, hundertfünfzigtausend Menschen in einem Gebiet unterzubringen, das ursprünglich nur für achtzigtausend Platz geboten hatte.

Juden konnten Grund und Boden nur für teures Geld erwerben. Als Unterhändler für Königs Büro konnte Kleppermann es sich leisten, bei Vermietungen oder Verkäufen astronomische Beträge zu fordern, wobei er jenen, die reich genug waren, um sich solche Wohnungen anschaffen zu können, noch einen Gefallen tat.

Als die Deportation der Juden aus den besetzten Gebieten Europas nach Polen begann, schnellten die Grundstückspreise erneut in die Höhe.

Dr. Franz König und die anderen deutschen Beamten verhandelten nicht ungern mit den *Großen sieben,* schon weil sie hier auf kein sprachliches Hindernis stießen wie bei Geschäften mit Polen. Die meisten Juden sprachen Jiddisch, das dem Deutschen sehr ähnlich war.

Gegen Ende des Sommers 1940 wurde Max Kleppermann in Dr. Franz Königs Büro ins Rathaus befohlen. Als er hereingeführt wurde, stellte er zu seiner Überraschung fest, daß auch Rudolf Schreiker und SS-Oberführer Alfred Funk anwesend waren.

Max hatte nichts dagegen, Geschäfte mit König zu machen, aber Schreiker konnte er nicht leiden. Noch unsympathischer war ihm Funk, denn er wußte, daß Funks Anwesenheit in Warschau Unheil bedeutete, brachte Funk doch stets die Weisungen aus Berlin. Wie anständig sich Kleppermann gegenüber Schreiker auch benehmen mochte, Schreiker schubste ihn immer nur herum. Kleppermann hatte eine große Spende für das deutsche Winterhilfswerk gemacht, aber auch dies hatte Schreiker nicht versöhnlich zu stimmen vermocht.

Max verriet seine Nervosität, indem er unaufhörlich an seiner Zigarre herumquetschte. Geschickt ließ er den achtkarätigen Brillanten in seiner Westentasche verschwinden, damit dieser nicht auch noch beim deutschen Winterhilfswerk landete.

Funk war er noch niemals begegnet. Funk war arrogant. Max sah sofort, daß ihn Funk verachtete.

Auf Kleppermanns Oberlippe traten Schweißperlen. Zigarrenasche fiel auf seine Hose.

Rudolf Schreiker breitete einen Stadtplan von Warschau auf einem Konferenztisch aus. Max wischte sich die Stirn, während er die Karte betrachtete. Mit einem Fettstift war ein dicker schwarzer Strich um die Gebiete gezogen, die von den Deutschen »unter Quarantäne« gestellt worden waren. Größtenteils verlief der Strich den Stacheldraht entlang, der um die »verseuchten« Straßen gelegt worden war.

»Ich habe mich in den vergangenen Wochen in Warschau umgesehen und bin entsetzt«, sagte Alfred Funk. »Ihr Juden habt unsere Anordnun-

gen in einer Weise übertreten, daß es zum Himmel schreit. Wir haben den Judenrat davon unterrichtet, daß den Juden eine Kollektivstrafe in Höhe von drei Millionen Zloty auferlegt wird, die innerhalb einer Woche einzutreiben ist.«

Kleppermann nickte nur und quetschte an seiner Zigarre.

»Daß ihr ein dreckiges Volk seid, ist Ihnen doch bekannt«, fuhr Funk fort. »Es scheint, daß wir gegen eure sanitären Gewohnheiten nichts unternehmen können. Trotz unseres Entlastungsfeldzugs haben sich die Typhuserkrankungen so vermehrt, daß eine Epidemie entstanden ist. Um die Bevölkerung von Warschau zu schützen und euch dreckige Juden weiter abzusondern, haben wir beschlossen, einen Zaun um die Quarantänegebiete zu ziehen.«

Max wagte nicht, seine Augen von der Karte zu erheben.

»Oberführer Funk ist bereit, eine Baufirma von außen zur Errichtung dieses Zauns in Betracht zu ziehen«, sagte König. »Ich habe die *Großen sieben* vorgeschlagen, vorausgesetzt, daß sie uns ein anständiges Angebot machen.«

Max erfaßte sofort die Bedeutung von Königs Worten. Das hieß: Provisionen an alle Deutschen – auf der ganzen Linie. Zugleich war es die Fortsetzung des teuflischen Gedankens, die Juden dazu zu zwingen, die Weisungen der Deutschen in die Tat umzusetzen und damit die deutsche Behauptung zu rechtfertigen: *Das tun Juden den Juden an!*

Max besaß ein unrühmlich erworbenes Wissen über jede Art Bautätigkeit. Er klemmte die Zigarre zwischen die Zähne, und sein dicker Finger lief die von den Deutschen eingezeichneten Linie entlang.

»Was für eine Art von Zaun haben Sie sich denn vorgestellt?«

»Eine dreieinhalb Meter hohe Ziegelmauer mit einer dreifachen Lage von Stacheldraht darauf.«

Max befeuchtete seine trockenen Lippen. Die auf dem Stadtplan eingezeichnete Linie erstreckte sich über ungefähr siebzehn oder achtzehn Kilometer. Er warf eine Reihe von Ziffern auf ein Blatt Papier, um die Anzahl von Ziegeln, die erforderliche Menge Stacheldraht und Mörtel abzuschätzen, die gebraucht würden.

»Und wie steht's mit den Kosten für die Arbeitskräfte?«

»Der Judenrat wird drei Trupps Arbeiter zur Verfügung stellen.«

Gut, dachte Max. Zwangsarbeiter. Sie arbeiteten für ihre Lebensmittelrationen. Er wandte sich wieder seinen Ziffern zu. Mit Zwangsarbeitern, minderwertigem Material, aus Trümmern geborgenen Bruchziegeln konnte er den Voranschlag ganz schön unter den drei Millionen Zloty der Kollektivstrafe halten und noch immer einen ansehnlichen Gewinn einstreichen.

»Der Zloty«, winselte Max, »war früher viel mehr wert. Jetzt kann man für einen Zloty kaum noch was kaufen.«

»Stehlen Sie nicht so viel, dann wird es schon gehen«, schnauzte in Rudolf Schreiker an.

Max überschlug seine Ziffern und blickte von einem zum anderen. »Ich bin sicher, daß ich Ihnen eine zufriedenstellende Summe nennen kann«, sagte er.

»Davon bin auch ich überzeugt«, erwiderte Funk.

In der Antike haben jüdische Sklavenarbeiter Monumente zum Ruhm Ägyptens errichtet. Nun bauen wir eines zum Ruhm der Deutschen. Wir zahlen dafür mit einer Geldstrafe. Seltsam gebannt sehen wir es mit an. Viele Leute sind sogar erleichtert, daß ein Ghetto eingerichtet wird. Im Kollektiv, in der Menge liegt Sicherheit. Nun, wir sind eine ganze Menge. Die jüdische Bevölkerung ist auf mehr als eine halbe Million Menschen angewachsen, und immer mehr strömen herbei.

Jeden Morgen werden in den verschiedenen Teilen des Quarantänegebiets Trupps von Arbeitern gebildet. Sie werden dann in zahlreiche kleinere Gruppen aufgeteilt und an verschiedene Orte zur Arbeit geschickt.

Eine Schicht von Ziegeln hier, eine Schicht von Ziegeln dort. Zwei, drei Schichten übereinander. Es erscheint ziellos. Ohne einen Plan. Da und dort stoßen zwei Arbeitsgruppen aufeinander.

Das Krakauer Amtsblatt *hat seine Schimpfkanonade auf der vierten Seite durch einen Feldzug gegen die Unreinlichkeit der Juden vermehrt und stellt fest, daß wir »Untermenschen« von den übrigen abgesondert werden müssen.*

Die Mauer schießt hoch, einen Meter, zwei Meter. Sie nimmt einen merkwürdigen, unerklärlichen Verlauf. Von den Elendsvierteln der Stawkistraße und des Parysowskiplatzes, die mit Flüchtlingen vollgestopft sind, verläuft sie südlich längs des jüdischen Friedhofs, hört an der eleganten Siennastraße auf und wendet sich von dort wieder nördlich zur Wjelkastraße.

Die Mauer schließt den Sächsischen Garten und die große Tlomatskiesynagoge aus. Sogar den armseligen Krasinskipark versagt man uns. Ich glaube, im Ghetto wird es keinen einzigen Baum geben.

Siebzehn krumme, sinnlose Kilometer lang. Wer mag sich das nur ausgedacht haben? An gewissen Stellen durchschneidet die Mauer die Mitte der Straße, schließt die eine Hälfte der Häuser in das Ghetto ein und läßt die andere Hälfte außerhalb liegen. In der Lesznostraße läuft sie mitten durch das Gerichtsgebäude. Die Chlodnastraße liegt, einer Landzunge ähnlich, auf der »arischen« Seite und spaltet so das Ghetto. Das große Ghetto liegt im Norden, ein kleineres im Süden. In diesem wohnt die »Elite« – Mitglieder und Angehörige des Judenrats sowie wohlhabende Deportierte aus Deutschland und Österreich. Eine Brücke, die zu beiden Seiten mit Stacheldraht umzäunt ist, überquert die Chlodnastraße und verbindet die beiden Teile des Ghettos. Der Volksmund nennt sie den »polnischen Korridor«.

Zwei, drei, dreieinhalb Meter. Jetzt ist die Mauer überall fertig. Zehntausende von Glasscherben sind oben auf der Mauer einzementiert worden. Sie würden jedem, der über sie zu klettern versuchte, die Hand zerschneiden. Über das Glas sind drei Lagen Stacheldraht gelegt.

Die Mauer hat dreizehn Tore. Noch nie hat diese Unglückszahl ein dunkleres Omen gehabt. Vor jedem Tor stehen Wachen. Ein paar Leute des »Korps Reinhard« kommandieren die unbewaffnete blaue polnische Polizei herum. Ein Gerücht geht um, daß im Ghetto eine jüdische Polizeitruppe gebildet werden soll.

Ironie des Schicksals! In der Lesznostraße wurde eine katholische Kir-

che in das Ghetto eingeschlossen. Die Katholiken haben sie in Betrieb genommen. Franziskanerpater Jakub wurde in das Ghetto geschickt, um sich der jüdischen Konvertiten anzunehmen, die dazu gezwungen werden, jetzt als Juden zu leben, sich aber weiterhin zur katholischen Religion bekennen.

Ein paar Zahlen: Das Ghetto umfaßt hundert Morgen Land, hundert Häuserblocks mit eintausendfünfhundert Gebäuden. Wie immer man es betrachten mag, es ist äußerst schwierig, eine halbe Million Menschen darin unterzubringen.

ALEXANDER BRANDEL

Am 16. November 1940 hatten die *Großen sieben* die Mauer fertiggestellt und das Ghetto wurde offiziell ausgerufen. Mit einem Schlag wurden Zehntausende, die außerhalb des Quarantänegebiets gearbeitet hatten, arbeitslos.

Sieghold Stutzes »Korps Reinhard« hatte die Aufgabe, für die Sicherheit des Ghettos zu sorgen. Das Gerücht bestätigte sich: Eine jüdische Polizei wurde gebildet. Auf dem Papier unterstand sie der Aufsicht des Judenrats. Doch das war Tarnung, getreu der deutschen Politik, stets und überall den Anschein zu erwecken, daß die Juden das alles selbst gewollt hätten. In Wahrheit hatte Stutze den Oberbefehl über den jüdischen »Ordnungsdienst«.

Zum Anführer wählte er einen früheren Unteraufseher des Pawiakgefängnisses, Pjotr Warsinski, der seit langem den Ruf genoß, gegenüber Gefangenen, vor allem gegenüber jüdischen Gefangenen, besonders grausam zu sein.

Pjotr Warsinski war untersetzt, kahlköpfig und trug einen ungeheuren Schnurrbart. Eine qualvolle Jugend voller Angst vor einem brutalen Vater hatte ihn impotent gemacht und mit Haß erfüllt. Da er seinen gestörten Seelenzustand darauf zurückführte, daß er Jude war, hatte er sich taufen lassen. Der Glaubenswechsel rief in ihm einen sinnlosen Haß auf das Judentum hervor. Und jetzt zwangen ihn die Deutschen dazu, wieder ein Jude zu sein, was seinen Haß aber nur noch verstärkte.

Warsinski scharte den Abschaum der jüdischen Bevölkerung um sich. Gewissenlose Männer und Frauen von beschränktem Verstand und krimineller Vergangenheit. Man gab ihnen Gummiknüppel, besondere Armbinden, blaue Kappen und teilte schwarze Stiefel, das Sinnbild der Macht, an sie aus. Sie erhielten höhere Lebensmittelrationen und Wohnungen für ihre Familien.

Es geschah unter einer Bedingung: Warsinski ließ keinen Zweifel daran, daß ihr Leben von absolutem Gehorsam abhing.

Als das Jahr 1940 zu Ende ging, bildete eine halbe Million Juden im Warschauer Ghetto den größten menschlichen Viehhof, den es jemals gegeben hatte, und erbarmungslos waren sie der größten Militärmacht ausgeliefert, die es je gegeben hatte. Mit großer Tücke hatten es die Deutschen verstanden, ihren Plan in die Tat umzusetzen, der darin bestand, die Juden zu zwingen, sich selbst mit Hilfe eines machtlosen Judenrates, unterstützt von einem ebenso mächtigen wie niederträchtigen jüdischen »Ordnungsdienst« unter dem Sadisten Warsinski, zu regieren.

Die *Großen sieben* vergrößerten das Problem noch, indem sie ihre legalisierten Betrügereien fortsetzten.

Diese ganze menschliche Zusammenrottung besaß keinen anderen Schutz als eine dünne Schicht von Zionisten, Sozialisten und die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation mit ihrer amerikanischen Unterstützung.

XIX

Tagebucheintragung

Ich glaube, Susanne Geller wird an gebrochenem Herzen sterben. Die Deutschen haben ihr befohlen, unser Waisenhaus in Powazki (unsere Freude und unseren Stolz) aufzugeben und ins Ghetto zu übersiedeln. Ihre Anweisungen zwingen Susanne, alle Einrichtungsgegenstände zurückzulassen, soweit sie auf dem Boden und an den Wänden befestigt sind; das bedeutet die Preisgabe einiger unserer kostspieligsten Anschaffungen. Selbst der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation fällt es heutzutage schwer, Räumlichkeiten zu mieten, denn das ist überaus kostspielig. Wir waren in der Lage, für Susanne ein Gebäude in der Niskastraße zu finden, das sie aber erst vollständig einrichten muß. Auch sonst läßt es sich kaum mit dem Haus in Powazki vergleichen.

Dem Himmel sei Dank für meine liebe Frau Sylvia und für Debora Bronski. Dank ihnen ist es am Tag des Umzugs gelungen, Susanne vor einem Zusammenbruch zu bewahren. Es ist merkwürdig, wie verschieden Debora und Paul Bronski sind. Gestern mußte ich mich drei Stunden lang mit Paul Bronski herumstreiten, damit er ein Bittgesuch an die Deutschen richtet, uns zu erlauben, unser landwirtschaftliches Mustergut in Wework weiterzubetreiben. Man weiß nie, wie die Deutschen reagieren werden. Eben rief mich Paul an und sagte mir, daß wir das Gut weiterführen dürfen. Tolek Altermann wird überglücklich sein.

Ich schicke meinen Sohn Wolf nach Wework hinaus. Es wird ihm guttun, da draußen zu leben.

Die erste Gruppe von Juden aus Holland ist angekommen. Ihre Fahrt nach Polen war sehr mühevoll. Sie wurden in Viehwagen zusammengepfercht. Wo sollen wir sie unterbringen? Ich weiß es nicht. Im Ghetto sind jetzt mehr als fünfhundertfünfzigtausend Einwohner.

Mila 19 ist vom Ausschuß der Batyraner aufgeteilt worden. Im ersten Stock haben wir die Verwaltung der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation für das ganze Ghetto eingerichtet. Wir haben eine Suppenküche, die man vom Hintereingang betreten kann (die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation hat jetzt sechzig Suppenküchen in Betrieb), ferner eine Poliklinik für leichtere Krankheiten und außerdem eine Entlausungsanstalt, wie unsere deutschen Freunde sie gefordert haben.

Im zweiten Stock leben die Familien der Batyraner. Unsere Regel ist ein Zimmer pro Familie, gleichgültig, wie groß die Familie ist. Im zweiten Stock befindet sich auch die Küche für das ganze Haus.

Einundzwanzig Familien . . . zweiundsechzig Bewohner, einschließlich Sylvia, mir und unserem kleinen Moses (seitdem Wolf weg ist).

Im dritten Stock haben wir die Wände durchbrochen und einen Schlaf-

saal für alleinstehende Mädchen gemacht. Wir haben dreißig. Fünfzehn arbeiten in der Klinik und Suppenküche und fünfzehn als Haushaltshilfen im kleinen Ghetto am Südende. Ich schwindle ein bißchen, indem ich unsere Haushaltshilfen mit grünen Armbinden versehe, die sie als Angestellte der Selbsthilfe ausweisen, sodaß sie sich frei umherbewegen können, ohne von Warwinskis jüdischem Ordnungsdienst belästigt zu werden.

Im vierten Stock ist ein Schlafsaal für fünfzig von unseren Jungens. Zwanzig arbeiten in der Mila 19, dreißig bekleiden verschiedene Stellungen im Ghetto, zumeist als Boten auf Fahrrädern und als Rikschafahrer.

Ein neues Problem zeichnet sich ab. Von unseren achtzig »Kindern« haben die meisten ihre Familien verlassen, um in unserer Gemeinschaft zu leben. Wieviele Mitglieder ihrer Familien können wir aufnehmen – die Alten, die Kranken? Das wird ein ernstes Problem werden.

Auf dem Dachboden haben wir ein Dutzend Schlafräume für die Ehepaare abgeteilt, die durchwegs im zweiten Stock wohnen. Da dort zumeist mehrere Personen in einem Zimmer sind, müssen sie einen Ort haben, an den sie sich miteinander für ein paar Stunden zurückziehen können. Die Türen sind in einer verabredeten Form gekennzeichnet, sodaß man sofort weiß, ob die Schlafräume besetzt sind oder nicht. Sylvia und ich haben Glück. Da Wolf fort ist und das Baby noch so klein ist, kommen wir mit unserem Zimmer gut zurecht.

Unverheiratete, die sich gemeinsam zurückziehen wollen, müssen selbst für sich sorgen. Wir unterstützen sie weder offiziell noch halten wir sie von etwas ab. Nebenbei bemerkt, wissen alle Unverheirateten, daß ihnen die Kellerräume zur Verfügung stehen.

Ironie des Schicksals! David Zemba, den ich von Tag zu Tag mehr bewundere, ist zu Schreiker gegangen und hat verlangt, dem Amerikanischen Hilfsfonds zu gestatten, sein Büro im Ghetto zu eröffnen. Es wurde ihm gewährt. Unsere wichtigste Hilfsquelle sind die Dollars, die er von den Juden Amerikas erhält. Trotzdem langt es nicht, um mit der Flut von Flüchtlingen, den Kollektivstrafen und Enteignungen Schritt zu halten.

Dr. Glaser sagt, daß die Zahl der Todesfälle durch Typhus außerordentlich hoch geworden ist. Lungenentzündung, Tbc und Unterernährung werden zu bedrohlichen Problemen.

Verhältnismäßig leicht fällt es uns, Ausweise zum Verlassen und Betreten des Ghettos zu erhalten. Wir wissen, daß dies nicht lange anhalten wird, und merken uns darum die Leute im Judenrat und dem Ordnungsdienst vor, denen die Kontrolle von Ausweisen obliegt und die man in Zukunft zu bestechen haben wird.

Die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation hat mit den amerikanischen Hilfsgeldern noch die weitere wichtige Aufgabe übernommen, für die Aufrechterhaltung des Betriebs in allen landwirtschaftlichen Gütern der Arbeiterzionisten und des unsrigen in Wework zu sorgen. Es ist uns gelungen, zwei weitere Güter zu besorgen und über sie Lebensmittel einzukaufen und zu verteilen. Wir nennen diese Arbeit »Unternehmen Toporol«.

Ein rettender Strohhalm? Vielleicht, ich weiß es nicht. Bei all ihrer sorgfältigen und schlauen Planung, für die die Deutschen berühmt sind, haben sie doch einen großen Fehler begangen. Wir haben hier im Ghetto Tausende von Fachleuten, Handwerkern, Schneidern, Ingenieuren usw. Richtig eingesetzt, wären diese Menschen von außerordentlichem Nutzen für die

deutsche Kriegführung. Die Art, wie man sie zur Zwangsarbeit preßt, hat weder Sinn noch Verstand. Tischler werden in Bürstenfabriken geschickt, Ärzte dazu verwendet, Gräben auszuheben oder Flugplätze anzulegen (etwa für einen Angriff auf Rußland?). Diese Inkonsequenz läßt mich zwei Schlüsse ziehen:

1. Den Deutschen ist noch nicht ganz klar, weshalb sie alle Juden nach Polen bringen.

2. Über eine endgültige Lösung des »Judenproblems« ist noch keine Entscheidung gefallen.

ALEXANDER BRANDEL

Im Winter 1940 und Frühjahr 1941 arbeitete Wolf Brandel auf dem Gut Toporol zwei, das nordöstlich von Warschau, nahe dem Dorf Wework, lag.

Jedesmal, wenn ihre Erzeugnisse und ihre Milch ins Ghetto gebracht wurden, schickten die Gutsarbeiter Briefe an ihre Lieben. Wolf schrieb an seine Mutter und seinen Vater, ebenso an Stephan Bronski, der voller Achtung zu ihm aufsah. Er schrieb auch an Rachel Bronski.

Liebe Rachel,

hier draußen auf dem Gut ist alles anders. Wir leben wie in einer anderen Welt, weit weg vom Ghetto. Hier sind wir siebzehn Mädchen und dreißig von unseren Jungens. Ich bin einer der jüngsten. Wir wohnen in Schlafsälen (Jungens und Mädchen getrennt).

Tolek Altermann, der in Palästina gewesen ist, hält uns alle in Trab. Fast jeden Abend hält er uns eine lange Rede über lebendigen Zionismus, und überall hängen Plakate mit Schlagworten über Produktionssteigerung und die Lieferung von Milch und frischem Gemüse für die Kinder im Waisenhaus.

Wir arbeiten sehr schwer. Ich melke Kühe, mache es aber ganz schlecht. Dennoch gefällt mir hier alles recht gut, einschließlich Tolek, obwohl er dringend einen Haarschnitt braucht.

Willst Du mir schreiben? Deine Mutter kann Susanne Geller Deine Briefe geben, dann erreichen sie mich. Sag bitte auch Stephan, daß er mir schreiben soll.

Dein aufrichtiger Freund
WOLF BRANDEL

Lieber Wolf,

es war schön, von Dir Post zu bekommen. Ich werde Dir regelmäßig schreiben. Du weißt ja, was und wo Stephan studiert; und er macht gute Fortschritte. Du gehst ihm sehr ab. Er bewundert Dich. Ich bin froh, daß Du all dem hier entronnen bist – Du verstehst schon, was ich meine.

Mit herzlichen Grüßen
RACHEL BRONSKI

Liebe Rachel,

mit dem Melken geht es besser. Da im Winter aber die wirklich wichtige Arbeit im Schweinestall getan wird, habe ich gebeten, mich dorthin zu versetzen. Erzähle niemanden, daß wir Schweine züchten! Die Rabbonim

würden in die Luft gehen, wenn sie davon wüßten. Aber wir müssen es tun, weil das Fleisch jetzt doch so knapp ist. Ich bin überzeugt, daß Gott die Waisenkinder dennoch in den Himmel aufnehmen wird.

Am Abend geht es hier recht lustig zu. Wir haben eine Art von Unterhaltungsraum. Da findet sich dann die ganze Gemeinschaft zusammen, um die Produktion, die Probleme des Guts und die Arbeitseinteilung zu besprechen. Dann hält Tolek einen Vortrag. Anschließend können wir diskutieren, Musik hören, studieren, lesen oder Spiele spielen. (Ich bin Schachmeister.)

Vor dem Schlafengehen veranstalten wir fast immer ein Sängerfest, singen die Lieder, die die Pioniere der Batyraner in Palästina singen, und tanzen auch Horra. Wir brauchen nicht einmal den Davidstern zu tragen, nur wenn wir ins Dorf gehen. Bitte schreib mir!

Aufrichtigst
WOLF BRANDEL

Lieber Wolf,

es hört sich alles so schön an, was Du über das Gut schreibst, und ich freue mich für Dich. Du wirst Dir vorstellen können, wie der Winter hier gewesen ist. Mama sagt, daß es im Waisenhaus sehr schlecht steht. Wir haben um hundert Prozent Kinder zuviel und um fünfzig Prozent Lebensmittelrationen und Medizin zuwenig. Deshalb ist Deine Arbeit so wichtig. Ich nehme an, Du hörst, was so im Ghetto vor sich geht. Ich will davon nichts schreiben, Du würdest Dir nur Sorgen machen.

Herzlichst
RACHEL BRONSKI

Liebe Rachel,

was sagst Du nun? Ich lerne Ziehharmonika und Gitarre spielen. Tolek Altermann gibt mir Unterricht. Er kennt all die Lieder der Pioniere von Palästina, weil er dort war. Ich möchte sie auch Dir gern beibringen.

Mit den allerbesten Wünschen und in Gedanken bei Dir,

WOLF

Lieber Wolf,

Deine Lieder würde ich wirklich gern lernen. Aber wann? Wann werde ich Dich jemals wiedersehen? Das heißt, Stephan vermißt Dich.

Auch ich beschäftige mich viel mit meiner Musik. Ich gebe die ganze Zeit Klavierabende und eine Anzahl von Konzerten. Manchmal acht oder neun in einer Woche. Ich habe über fünfzig Kinderlieder und Kehrreime gelernt (auch auf französisch und deutsch), sodaß ich alle Waisenhäuser aufsuchen und die Kinder unterhalten kann.

Tanzt Du mit den Mädchen? Ich glaube, ich bin neidisch.

Sehr herzlich
RACHEL

Liebe Rachel,

zum Andenken an Moses und die zwölf Stämme Israels in der Wüste feiern wir Sukkot, das Laubhüttenfest, und danken Gott für die ersten Früchte unserer Ernte dieses Jahres.

Vor dem Krieg hast Du in Zoliborz gelebt, und jetzt sind religiöse Feiern nicht gestattet, aber wenn Du Deine Mutter fragst, wird sie Dir sagen, was für ein schönes Fest das Laubhüttenfest stets gewesen ist. In den Höfen und fast auf allen oberen Balkonen der jüdischen Häuser gab es kleine Laubhütten; jeder hatte solch eine »Sukka«, die aus Ästen, Zweigen und Blättern gebildet war, um uns daran zu erinnern, wie die Juden während ihrer Wanderung durch die Wüste gelebt haben.

Hier draußen haben wir eine riesige Laubhütte aufgebaut und sie mit allen möglichen Früchten und Gemüsen bedeckt. Alle Mahlzeiten nehmen wir darin ein. Keine Angst – sobald die Feiertage vorbei sind, schikken wir alle Lebensmittel ins Waisenhaus.

Wenn ich Deine Frage ehrlich beantworten soll: Ich tanze schon mit den Mädchen. Aber zumeist spiele ich Ziehharmonika, während sie tanzen.

Dein aufrichtiger
WOLF

Lieber Wolf,

Chanukka ist vorübergegangen. Die Feiertage im Ghetto waren sehr traurig. Jeder sprach nur von den früheren Zeiten, als die Tlomatskiesynagoge noch voll von elegant gekleideten und fröhlichen Menschen war. Jetzt können wir die Tlomatskiesynagoge nicht einmal sehen. Chanukka erscheint uns fast wie ein Hohn. Wie dumm, zu feiern, daß die Makkabäer Jerusalem gestürmt, die Tyrannen hinausgeworfen und den Tempel wiedererbaut haben, während wir hier geduckt in unserem Ghetto sitzen.

Ich glaube, das Schlimmste von allem war etwas früher, der Jom Kippur. Alle saßen wir da und grübelten nach und büßten unsere Sünden ab. Das Schweigen in diesem Jahr war furchtbar. Niemand rührte sich oder wagte zu atmen. Jeder schien wirklich Gott zu fragen, was wir denn so Schreckliches begangen hätten, um diese Strafe zu verdienen.

Verzeih, daß ich in so schlechter Laune bin.
RACHEL

Liebe Rachel,

ich mache mir die ganze Zeit Sorgen darüber, wie es im Ghetto zugeht. Tolek erklärt uns immer, daß wir Frontsoldaten sind und wie wichtig unser Gut ist. Ich versuche, ihm zu glauben.

Ich denke sehr oft an Dich.

Sehr herzlich
DEIN WOLF

Lieber Wolf,

auch ich denke an Dich, aber Du wirst wohl nicht allzu einsam sein mit all den Mädchen dort draußen. Du weißt schon, was ich meine.

Ebenfalls sehr herzlich
DEINE RACHEL

Liebe Rachel,

ich will aufrichtig zu Dir sein.

Ich habe genug Anträge (nicht geradezu Anträge) von Mädchen, sie zu

küssen und mit ihnen zu scherzen, aber sie interessieren mich nicht. Die meisten Mädchen lieben Zärtlichkeiten. Ich glaube sogar, eine oder zwei noch mehr als das (hört man).

Ich weiß nicht, was Du dazu sagen wirst, aber Du fehlst mir immer mehr. Erst wollte ich es nicht glauben, aber so ist es. Das klingt schrecklich, aber meistens denke ich jetzt nur daran, als wir uns geküßt und umarmt hatten. Jetzt wirst Du mir vielleicht nicht mehr schreiben wollen, und ich mache Dir keinen Vorwurf daraus.

WOLF

Liebster Wolf,

was Du geschrieben hast, war gar nicht schlimm. Auch ich wollte, Du wärest hier bei mir, und ich könnte Dich küssen.

Allerherzlichst
RACHEL

Liebste Rachel,

ich kann mir wirklich nicht denken, warum mich irgend jemand küssen wollte, besonders ein Mädchen, das so schön ist wie Du. Ich hab Dir's nie gesagt, aber ich habe es mir oft gedacht – Du bist wunderschön.

Wann immer ich kann, sehe ich mir Dein Bild an; den Inhalt Deiner Briefe habe ich im Kopf, so oft hab ich sie gelesen. Einmal oder zweimal, als keiner kam, war ich recht unglücklich.

Offen gestanden – mir ist ziemlich klar, daß ich in Dich verliebt bin.

Alles Liebe
WOLF

Liebster Wolf,

ich bin nicht sicher, was Liebe ist, deshalb weiß ich nicht genau, ob das, was ich empfinde, Liebe ist. Ich weiß nur, daß ich ein so komisches Gefühl habe, wenn ich an Dich denke, und das tue ich fast die ganze Zeit. Ich weiß auch, daß es mir wehtut, von Dir getrennt zu sein. Ich wußte gar nicht, daß etwas so schmerzen kann. In der Nacht weine ich manchmal. Wahrscheinlich, weil ich ein Mädchen bin.

Ist das nicht sonderbar? Ich hatte Dich sehr, sehr gern, bevor Du weggingst (Du darfst nicht glauben, daß ich einen Jungen geküßt haben würde, den ich nicht sehr, sehr gern hätte), aber seitdem Du weg bist, spüre ich etwas ganz Besonderes – und das muß wohl Liebe sein, oder etwas ganz Ähnliches.

DEINE RACHEL

Meine liebste Rachel,

wenn zwei Menschen dasselbe füreinander empfinden, aber gezwungen sind, getrennt zu sein, und wenn vor ihrem Abschied nichts entschieden war und sie dann plötzlich entdecken, daß sie einander immer mehr und mehr vermissen, dann glaube ich, daß sie sich auf etwas einigen könnten.

Offen gestanden – ich möchte, daß Du mein Mädchen wirst. Ich verspreche Dir, daß ich kein anderes Mädchen haben oder mich mit anderen abgeben werde, bis ich dich wiedersehe. Ich lege Dir gar nicht dieselben Bedingungen auf, nur bitte ich Dich, mir zu versprechen, daß Du es mich sofort wissen lassen wirst, wenn Du eine ernsthafte Neigung zu jemandem

andern verspüren solltest. Wenn wir uns dann wiedersehen, können wir entscheiden, was wir wirklich füreinander fühlen.

DEIN WOLF

Mein liebster Wolf,

ich glaube, Dein Vorschlag ist wunderbar, aber Du kannst sicher sein, daß mir niemand anderer gefällt oder gefallen wird. Schon der Gedanke allein, daß mich irgendein anderer Junge als Du anrühren könnte, läßt mich schaudern.

Alles Liebe

DEINE FREUNDIN RACHEL

Ein Großteil jenes gelassenen, scharfen Verstandes, der Dr. Paul Bronskis Persönlichkeit ausgemacht hatte, war von ihm gewichen. Es schien, als wäre er immerzu von Sorgen bedrückt. Daheim war er oft reizbar und fuhr die Kinder häufig wegen der unbedeutendsten Kleinigkeit heftig an. Debora gab sich alle Mühe, um ihn aufzurichten, aber das, was auf Paul lastete, überstieg die Macht ihres Mitgefühls. Als Stellvertreter des Vorsitzenden Boris Presser fiel Paul die Aufgabe zu, im Judenrat die deutschen Anweisungen in die Tat umzusetzen. Außerdem mußte er sowohl mit Pjotr Warsinski als auch mit der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation direkt verhandeln und wurde oft für beide Seiten zum Sündenbock. Durch Boris Presser, der gegenüber den Deutschen von einer außerordentlichen Unterwürfigkeit war, wurde er wenig oder gar nicht unterstützt.

Nachdem sich Debora und Rachel vertrauensvoll untereinander ausgesprochen hatten, wartete Debora einige Tage, bis Paul in der richtigen ausgeruhten Stimmung war. Als sie eines Abends zu Bett gingen, gab ihr Paul durch eine jener Anspielungen, wie sie unter Eheleuten üblich ist, zu verstehen, daß er mit ihr . . . nicht nur schlafen wollte. Selbst in dieser tragischen Situation des Ghettos zögerte Debora nicht, mit lächelnder Selbstverständlichkeit den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit zu entfalten. Jetzt, in diesem Augenblick, da er in dem bequemen Armsessel neben ihrem Bett saß, genießerisch seinen Tee trank und zusah, wie sie vor dem Spiegel stand und ihr Haar aufsteckte, schien er ihr ein wenig entspannt zu sein.

Als er sie so ansah, wunderte er sich, wie sie es trotz aller Widrigkeiten fertigbrachte, so schön zu bleiben. Debora arbeitete acht, zehn, zwölf und manchmal sogar vierzehn Stunden täglich im Waisenhaus in der Niskastraße. Sie hatte außerdem dafür gesorgt, daß Stephan weiterlernen und Rachel weiter Klavier spielen konnte. Und zugleich war sie auch ihm eine gute und trostreiche Frau gewesen. In ihrem Gesicht gab es keine Falten, auf ihrem Kopf war nicht ein einziges graues Haar, und die Geschmeidigkeit ihres Körpers hatte nicht im mindesten gelitten.

In seinem Innern beneidete Paul sie sogar ein wenig. Früher war Debora der passivere Teil in ihrer Ehe gewesen, zurückgezogen, unterwürfig, scheu. Nun war sie die Stärkere geworden. Paul nahm es ihr fast übel, immer mehr auf sie angewiesen zu sein.

Debora drehte die langen schwarzen Haarsträhnen in dichte Locken über ihrer Stirn und befestigte sie geschickt mit Haarnadeln. Dann hob

sie die Bürste und begann, wie allnächtlich, liebevoll und zugleich ein wenig kokett, ihr Haar zu pflegen.

»Paul, Liebster.«

»Ja?«

»Ich habe mir gedacht, ob es jetzt, da wir beide den größten Teil des Tages außer Haus zu tun haben und die Umstände so unerfreulich sind, nicht gut wäre, wenn Rachel einen kleinen Ortswechsel haben könnte. Stephan könnte ich mit mir ins Waisenhaus nehmen. Dort sind Dutzende von Jungen in seinem Alter, und es macht ihm gewiß Spaß . . .«

Bronski runzelte die Stirn. »Es wäre gut, wenn wir alle wieder mal einen Ortswechsel haben könnten. Aber was wird dann aus deinem Plan, daß Rachel mit dem Symphonieorchester spielen soll? Außerdem ist das doch alles Phantasie. Schließlich könnte sie ja nirgendwo hingehen als in ein anderes Ghetto.«

Sie warf ihm durch den Spiegel einen Blick zu. »Wir könnten sie doch auf das Toporolgut nach Wework schicken.«

Er stellte die Tasse hin. »Wework? Das verdammte Gut ist doch nichts als eine Tarnung für die Zionisten. Es arbeiten ja nur frühere Batyraner dort.«

»Aber es ist gesund, und dann sind auch Mädchen in ihrem Alter da, und sie hätte die Möglichkeit, ein paar Bäume und Blumen und etwas anderes zu sehen als das ständige Elend.«

»Du kennst doch die Sitten dieser zionistischen Jugendlichen.«

»Durchaus nicht«, gab Debora zurück.

»Sie sind schon eine recht lockere Gesellschaft.«

»Hast du dir einmal klargemacht, daß Rachel beinahe so alt ist, wie ich es war, als ich dir begegnet bin?«

Die Zurechtweisung ließ Bronski erblassen. Dann verengten sich seine Augen. »Moment mal. Ist dort nicht auch der junge Brandel?«

»Ja. Und bevor du weiterredest, will ich dir sagen, daß er ein ganz reizender und ordentlicher junger Mann ist, der sie bestimmt nicht unglücklich machen wird. Außerdem müssen die beiden das selbst miteinander ausmachen, und sie werden's tun, ob wir wollen oder nicht.«

»Du liebe Güte, welch moderne Abgeklärtheit! Bist du zu einem Anwalt der freien Liebe geworden? Wirst du mir in Zukunft vorhalten, daß schließlich auch du von mir verführt worden bist?«

»Paul, sie ist in den Jungen eben verliebt. Nur Gott weiß, ob sie je die Möglichkeit haben werden, ein normales Leben zu führen. Ich verstehe wirklich nicht, warum es eine solche Sünde sein soll, daß sie in seiner Nähe sein will.«

Er sprang auf. »Es gibt auch noch andere Bedenken dagegen. Die Toporolgüter sind nur geduldet. Wer garantiert uns dafür, daß es den Deutschen nicht eines Tages einfällt, sie zu überfallen und alle Leute zur Zwangsarbeit davonzuschleppen? Wenn sie da draußen erwischt wird, bin ich nicht imstande, ihr zu helfen.«

Debora legte ihre Bürste hin und wandte sich auf dem Schemel eilig um. »Wer garantiert uns, daß sie nicht in zehn Minuten hier hereinkommen und uns davonschleppen? Das ganze Leben ist heutzutage ein gefährliches Wagnis.«

Der Sachverhalt war klar. Paul würde immer dagegen opponieren, ge-

treu seiner Auffassung, vorsichtig zu sein und keinen Anstoß zu erregen. Debora aber war gewillt, ihrer Tochter die Chance zu geben, ihrem gesunden und normalen Instinkt zu folgen.

Schließ Kompromisse, Paul. Immer wieder Kompromisse! Sei nur vorsichtig – so wie du es immer warst, dachte sie. Sie hatte alles getan, bis auf das eine, ihn einen Feigling zu nennen.

Er ging im Zimmer auf und ab und steigerte sich dann in einen seiner jetzt immer häufiger werdenden Zornesausbrüche hinein. »Zum Teufel noch mal! Jetzt leben beinahe sechshunderttausend Leute in diesem Ghetto! Bis zum Wochenende muß ich viertausend neue Familien untergebracht haben. Es gibt einfach keinen Platz mehr. Die Menschen schlafen schon in Höfen und Passagen, in Kellern und auf Dachböden, in Lagerhallen und Hausfluren.«

»Ich verstehe nicht, was das eine mit dem anderen zu tun hat!«

»Alles hat mit allem zu tun! Ich habe es satt, von meiner eigenen Frau dafür getadelt zu werden, weil ich meine Familie zu schützen versuche. Reicht es nicht, daß ich Stephan wegen einer Laune von dir bei Rabbi Salomon studieren lasse? Schon einmal ist er nur knapp mit dem Leben davongekommen. Weißt du, daß eines von diesen Kindern, die man erwischt hat, von den Deutschen erschossen worden ist? Es hätte dein eigener Sohn sein können! Schließlich bin ich immer noch das Familienoberhaupt. Das Mädel geht nicht nach Wework!«

Sie nickte, wandte sich um und fuhr fort, ihr Haar zu bürsten.

Sie konnte nicht verhindern, daß er moralisch immer mehr und mehr absank. Alles, worauf es ihm anzukommen schien, war, daß Frau Bronski, die Frau des stellvertretenden Vorsitzenden des Judenrats, in einem Waisenhaus arbeitete, daß seine Tochter in Konzerten auftrat, die die Leute einigermaßen in Stimmung hielten, und daß nach außen hin seine soziale Position unangetastet blieb. Aber das alles sprach sie nicht aus. Sie wollte ihm zuschreien, daß ihr der Preis, um den er seine Haut retten wollte, bereits zu hoch erschien. Doch sie bürstete nur ihr Haar und sagte: »Ja, Paul.«

XX

Tagebucheintragung

Wolf will nach Hause kommen. Ich weiß nicht . . . warum. Ich dachte, er würde auf dem Gut glücklich sein. Tolek sagt, daß er einer seiner besten Leute ist. Woran mag es liegen?

Die kurze Vernunftehe zwischen Deutschland und der Sowjetunion hat unvermittelt zu einer Scheidung geführt. In der vergangenen Woche, am 21. Juni 1941, wurde Rußland angegriffen. Die bisherigen Opfer dieses Jahres waren Griechenland, Jugoslawien, Kreta und Nordafrika. Rumänien und Bulgarien haben den Alliierten den Krieg erklärt (welchen »Alliierten«?). Den Nachrichten zufolge wird England von der Luftwaffe furchtbar bombardiert. London kriegt angeblich noch mehr ab als Warschau. Schwer zu glauben.

Die Vorstellung, daß in der Sowjetunion vier bis sechs Millionen Juden ungeschützt dem Angriff der Deutschen preisgegeben sind, ist ein geradezu schauerlicher Gedanke.

ALEXANDER BRANDEL

Rabbi Salomon betrat die Zentrale der *Großen sieben* in der Ecke Pawia- und Lubeckjegostraße gegenüber dem Gefängnis. Für viele der im Vorraum herumlümmelnden Kerle gehörte es zur Übung, Rabbiner zu verspotten. Verblüfft starrten sie den alten Mann an, von dem eine geradezu überirdisch wirkende Würde ausstrahlte, fast so, als verfügte er über die mystische Macht, Gottes Zorn heraufzubeschwören.

»Melden Sie mich bei Max Kleppermann«, befahl er streng.

»Ah, Herr Rabbiner«, strahlte Max. »Mein verehrter Herr Rabbiner«, flötete er dem Hüter seiner Seele zu. Dann eilte er hinter seinem Schreibtisch hervor, zog den alten Mann beim Ellbogen herein, setzte ihn in einen Stuhl und raste zur Tür: »Mein Rabbi ist hier«, rief er. »Ich bin für niemanden zu sprechen, auch nicht, wenn es brennt – nicht einmal für Dr. König!«

Er blinzelte mit den Augen, um seine Furchtlosigkeit zu beweisen. Rabbi Salomon ließ ihn seine Rolle zu Ende spielen. »Was darf ich Ihnen anbieten? Vielleicht Schokolade, ein Bonbon? Hershey, aus Amerika – oder Kaffee, Schweizer Nestlé, mein ganz privater Vorrat?«

»Ich möchte nichts.«

»Haben Sie meine Lebensmittelpakete bekommen?«

Rabbi Salomon nickte. Jede Woche pflegten bei ihm umfangreiche Pakete mit Butter, Käse, Eiern, Brot, Obst, Gemüse, Fleisch und Süßigkeiten anzukommen. Er leitete sie unverzüglich an die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation weiter.

Der Rabbiner sagte, daß es ihn nicht störe, wenn Max in seiner Gegenwart rauche. Max gab sich also dem geliebten Vorgang hin, das Ende einer Zigarre abzuschneiden, sie zu rollen, zu quetschen, anzuzünden und zu rauchen, ihren Geschmack zu preisen und sie schließlich als eine Art verlängerten Zeigefingers zu benützen. »Unter uns gesagt, ich wollte schon lange mit Ihnen reden, Rabbi. Sie sind sehr unvorsichtig. Diese ganze Sache, die Talmud-Tora-Schule weiterzuführen, nachdem Sie zweimal erwischt wurden – und dann noch diesen Seder, den Sie zu Pessach im Gefängnis abhielten! Ihr letzter Besuch im Pawiakgefängnis hat mich eine Spende von sechzigtausend Zloty für die deutsche Winterhilfe gekostet. Mitten im Sommer fordern sie Geld für die Winterhilfe, diese Ganovim.«

Der alte Mann würdigte Max keiner Antwort. Es schien, als schössen Blitze aus seinen Augen, und sein weißer Bart sträubte sich geradezu vor Zorn.

»Rabbi, verstehen Sie denn keinen Spaß? Sie wissen doch, daß Max Kleppermann hinter Ihnen steht.«

»Mir wäre lieber, wenn Max Kleppermann neben mir stünde. Die Lage im Ghetto wird von Tag zu Tag schlimmer. Das Schicksal der Kinder, die sich auf den Straßen herumtreiben müssen, bereitet mir Sorgen. Viele von ihnen verhungern. Ohne ihre Familien werden sie zu wilden Tieren.«

»Ja, es ist schrecklich«, stimmte Max zu und bohrte dabei in der Nase.

»Unter uns gesagt, Rabbi, meine Kompagnons und ich schleppen alles mögliche ins Ghetto, um die Lage zu erleichtern. Ich will keinen Dank dafür, wohlverstanden. Und meine süße Frau Sonja, Gott schütze ihre Seele, arbeitet den ganzen Tag in einer Suppenküche der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation.«

Rabbi Salomons knochige Hand fiel auf den Schreibtisch nieder. »Hör auf mit dem Theater! Seit zwei Monaten hast du deine Frau nicht gesehen, und in dieser Zeit hast du mit acht verschiedenen Prostituierten gelebt.«

»Gewiß hab auch ich ein paar kleine Fehler. Aber schließlich sollten Sie sich doch um meine geistigen Bedürfnisse kümmern, Rabbi . . . Erst gestern wurden zwei meiner Leute, die Mehl für die Ernährung von Säuglingen ins Ghetto gebracht haben, am Muranowskiplatz erwischt, an die Wand gestellt und gleich erschossen.«

»Du wirst sicherlich eine angemessene Beerdigung veranstalten, und wenn die Leichenwagen ins Ghetto zurückfahren, werden sie mit Lebensmitteln für den schwarzen Markt gefüllt sein, die du zu einem Profit von tausend Prozent verkaufen wirst.«

»Halt den Mund, Alter!« brüllte Max plötzlich.

»Schmuggler, Lügner, Dieb!«

Max hob einen wuchtigen Briefbeschwerer. Seine Halsadern traten hervor. Er lief dunkelrot an. Solche Reden duldete er von niemand – außer von den Deutschen. Nicht einmal von Pjotr Warsinski. Er hatte Warsinski gewarnt, daß er ihm den Schädel wie eine Eierschale einschlagen würde, wenn sich sein *Ordnungsdienst* je an einem Geschäft der *Großen sieben* vergriff. Warsinski wußte, daß mit Max nicht zu spaßen war. Und jetzt sollte er sich von diesem bärtigen Alten da beleidigen lassen? Schlag ihm doch den Schädel ein! Welche sonderbare Macht besaß dieser Greis über ihn? Was war das nur für eine merkwürdige Furcht, die ihn erfüllte? Furcht vor dem Jenseits? Er sank in seinen Stuhl zurück und war auf einmal wieder ganz gefügig.

»Hältst du unseren Gott für so einfältig, daß er deinen Plan, dir durch mich einen Zugang zum Himmel zu erpressen, nicht durchschaut?«

»Rabbi«, winselte Max, »Sie verstehen nichts von den Regeln und Grundlagen des Geschäfts. Geschäft ist Geschäft.«

Er vermied Rabbi Salomons Augen und murmelte vor sich hin, welches Unrecht man ihm tat. Plötzlich drehte seine Hand den Schlüssel zum Schreibtisch um. Er holte eine eiserne Kassette heraus und öffnete den Deckel. Schweiß lief ihm über das Gesicht, während er mit der fetten Hand hineinlangte und Bündel amerikanischer Dollarnoten herauszog.

»Geben Sie das den Armen im Namen von Max Kleppermann.«

»Du wagst es, mich mit dieser Bagatelle bestechen zu wollen?«

»Bagatelle? Das sind amerikanische Dollar. Ein einzelner ist heute zweihundert Zloty wert!«

Rabbi Salomon strich sich nachdenklich den Bart, als er auf das Geld blickte. Max beobachtete ihn und betete zu Gott, daß der Rabbi es annehmen möge.

Welche Entscheidung war die weisere? Das Geld liegenzulassen und Max für ewig dem Höllenfeuer auszuliefern, oder wenigstens einen kleinen Teil dessen zurücknehmen, was Max gestohlen hatte? Schließlich konnte doch nichts den Mann dazu bringen, sich zu ändern. Dagegen

konnte mit dem Geld für sehr viele Kinder gar manches getan werden.

»Reicht das aus, um ein Waisenhaus aufzumachen, das hundert Kinder von den Straßen wegschafft und ernährt?«

»Ein ganzes Waisenhaus? Meine Kompagnons . . . der Zloty ist nichts wert . . .«

Kleppermanns Zigarre paffte wie eine ganze Lokomotive.

»Es würde dazu beitragen, das viele böse Gerede über dich und die *Großen sieben* etwas zum Schweigen zu bringen. Ein Waisenhaus als eine Stiftung – im Namen von Max und Sonja Kleppermann.«

Max mußte sich das überlegen. Es würde wirklich gut aussehen. Er würde wieder als ein Wohltäter des Volkes gelten. Im übrigen brachten ihm seine neuen Schmuggelgeschäfte ein Vermögen ein. »Wieviel würde das kosten?« fragte er vorsichtig.

»Zweitausend Dollar im Monat.«

Max schlug auf den Tisch. »Gemacht.«

»Das heißt, zweitausend im Monat – unter der Voraussetzung, daß die *Großen sieben* die Nahrungsmittel und Medikamente zur Verfügung stellen.«

»Aber –!«

»Aber, was?«

»Aber . . . natürlich.«

»So. Und wenn du jetzt so gut bist, mir einen Mietvertrag für eines der Häuser auszustellen, die du verwaltest, dann werde ich mit Alexander Brandel die nötigen Vorkehrungen treffen.«

»Für eines meiner eigenen Häuser?«

»Mir scheint, das Haus in der Nowolipki zehn wird sich am besten eignen.«

»Nowolipki zehn! Rabbi, Sie . . . Sie sind ein noch ärgerer Ganev als Dr. König!«

Max Kleppermann stöhnte unter der Qual, eines seiner besten Häuser verlieren zu müssen. Er würde Franz König die Miete aus der eigenen Tasche zurückzahlen müssen.

Diese gottverdammten kleinen Waisen. Dieser gottverdammte alte Rabbiner! Der liebe Gott hat dich mehr gekostet als die Deutschen, dachte Max.

Rabbi Salomon griff nach dem Geld und den Dokumenten, die auf Max Kleppermanns Schreibtisch lagen, stopfte sie in eine der großen Taschen seines langen schwarzen Kaftans und bat Gott den Herrn, ihm seine fragwürdigen Methoden zu verzeihen.

Alexander Brandel schüttelte ungläubig den Kopf.

»Wie, in Gottes Namen, haben Sie denn Max Kleppermann dieses Haus abgenommen?«

»Sie haben recht, es geschah in Gottes Namen.«

Alexander lachte über die Ironie. Er schlang sich den Schal um den Hals, als sei er erkältet, obgleich es mitten im Sommer war und das Zimmer einem Ofen glich. Niemand, auch Alexander selbst nicht, schien zu wissen, weshalb er den Schal trug.

»Es ist ein Wunder«, sagte Alexander. »Hundert Kinder. Wir werden Platz für zweihundert darin finden – es ist wirklich ein Wunder.«

»Gott wirkt Wunder, Alex. Glauben Sie ein bißchen mehr an Ihn und ein bißchen weniger an den Zionismus.«

Alexander legte die Dokumente und das Geld in die Lade. Seit der Beschneidung von Moses war er Rabbi Salomon nicht begegnet. Der alte Mann sah gut aus. Er machte eine Bemerkung darüber.

»Ich werde durch den Allmächtigen am Leben erhalten, damit ich meinen Teil an der Last dieser Zeit tragen kann«, erwiderte der Rabbiner.

Alexander sah weniger gut aus. Rabbi Salomon sagte nichts. Alex war immer etwas unordentlich gewesen, jetzt aber machte er einen geradezu herabgekommenen Eindruck. Doch was konnte man schon von einem Mann erwarten, der jede Nacht nicht mehr als drei oder vier oder bestenfalls sechs Stunden schlief? Tag und Nacht hinter diesem Schreibtisch sitzend, verhandelnd, auf Leute einredend, jonglierend mit Menschenleben, mit Kennkarten, mit Rationen, mit Arzneien. Gegen den überwältigenden Druck von allen Seiten anfechtend. Stundenlang mit Paul Bronski feilschend, um die Rationen nur um ein einziges Gramm zu erhöhen.

»Weshalb haben Sie das getan, Rabbi? Ich kam einmal zu Ihnen und bat Sie, uns zu einer Einigung zu verhelfen, und Sie lehnten meine Bitte ab.«

»Ich rechte nicht mit dem Wort Gottes. Ich folge Ihm nur.«

»Wollen Sie behaupten, Sie hätten das alles aus göttlicher Eingebung getan?«

»Ich behaupte, daß ich in der Tora oder den heiligen Schriften nichts finde, das mir befiehlt, hungernden Kindern nicht zu helfen. Es fällt mir schwer, durch die Straßen zu gehen und sie anzuschauen. Ich habe die Lage viele Stunden lang durchdacht und sowohl meine Seele als auch das Wort des Gesetzes befragt. Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß Selbsthilfe immer ein gottgewollter Schutz war und den Juden half, alles zu überstehen. Aus irgendeinem merkwürdigen Grund hat sich Gott einen *Goj* wie sie und einen *Ganev* wie Max Kleppermann als Seine Werkzeuge für die Selbsthilfe ausgesucht. Verstehen Sie mich recht, ich stimme immer noch nicht den Idealen der Radikalen oder der Zionisten und der physischen Auflehnung zu.«

Wie gewöhnlich, dachte Alexander, hat Rabbi Salomon auf alles eine Antwort. Vielleicht hat er auch eine Antwort auf die Frage, die mich seit Wochen quält. Seit langem hatte sich Alexander danach gesehnt, jemandem sein Tagebuch zu zeigen. Er wollte eine maßgebliche Ansicht darüber hören, ob seine Aufzeichnungen und die Stunden, die er darüber verbrachte, wirklich von Bedeutung waren. Er war immer wieder versucht gewesen, jemanden ins Vertrauen zu ziehen. Aber wen? Simon Eden und David Zemba mochten gegenüber dem früheren Historiker vielleicht zu nachsichtig sein. Rabbi Salomon? Hinter seiner Strenge verbarg sich ein scharfer und glänzender Verstand. Eines war sicher – diesem Mann konnte man vertrauen. Alex begann sich zu räuspern, um eine Ankündigung zu machen.

»Alex, was wollen Sie mir sagen? Sie sind wie ein kleiner Junge, der ein Geheimnis hat. Nun?«

Alex lächelte, trat zur Tür und verriegelte sie. Er ging an den großen Safe hinter seinem Schreibtisch, wählte die Nummer, zog die schweren Eisentüren auf, nahm drei Bände dicker Notizbücher heraus, die in ein

großes Tuch eingeschlagen waren, und legte sie vor den alten Mann.

»Nun«, sagte Salomon und setzte seine dicken Brillengläser auf. »Was ist das große Geheimnis?« Er beugte sein Gesicht nieder, bis seine Nase fast das Blatt berührte, damit seine halbblinden Augen besser sähen.

»Alex, Sie sind ein *Goj*. Sie schreiben sogar Polnisch.

»Sie werden auch manches in Jiddisch und manches in Hebräisch finden.«

»Hm – sehen wir mal, was daran so wichtig ist.« Er las: »August 1939. Dies ist die erste Eintragung in mein Tagebuch. Ich bin nahezu sicher, daß in ein paar Wochen der Krieg ausbrechen wird. Wenn die Lehren der vergangenen drei Jahre irgendeinen Maßstab bilden, dann muß im Fall eines erfolgreichen Einfalls der Deutschen . . . etwas Furchtbares geschehen . . .« Er warf einen raschen Blick auf Alexander, wandte sich dann wieder dem Buch zu. Nur seine Lippen bewegten sich und formten die Worte, als er immer aufgeregter las.

Während er Seite um Seite wendete, schien Rabbi Salomon immer mehr verzaubert. Hier stand alles. Von dem ersten Wort, mit dem Alexander Brandel seiner Erkenntnis eines einzigartigen Vorganges Ausdruck gegeben hatte, bis zu dem täglichen Bericht seit dem ersten Augenblick der Besetzung. Da standen die Reime des »Verrückten Nathan«, jedes einzelne Gerücht, alle deutschen Weisungen, seine privaten Eintragungen, die Begebenheiten in der Außenwelt, Ghettogedichte, Lieder und Verse, Titel und Programme der jiddischen Theatervorstellungen, Aufzeichnungen über das plötzliche Ableben von Freunden. Es war die ewige Suche des Menschen nach einer gültigen Antwort.

Als er nach einer vollen Stunde den ersten Band des Tagebuchs zugeklappt hatte, wußte Rabbi Salomon, daß er darin eine höchst bemerkenswerte Geschichte seines Volkes gelesen hatte, das jetzt durch eine neue Unterdrückung ging – ebenso wie einst in Rom, Griechenland und Babylon.

Seine Augen schmerzten und tränten, dennoch öffnete er rasch den zweiten Band und blätterte mit Staunen und Herzklopfen Seite um Seite um.

Dann hörte er auf.

»Wer weiß davon?« fragte er leise.

»Eden, Zemba, Emanuel Goldmann, bevor er ermordet wurde.«

Der Rabbi stand auf. »Wann hatten Sie die Zeit dazu?«

»Nachts in meinem Zimmer.«

»Unglaublich! Diese intuitive Voraussicht der Katastrophe! Die Sehergabe, mit der Sie all dies niedergeschrieben haben, bevor es noch geschehen war.«

Alex zuckte die Achseln. »Immer wieder haben Juden ihre geheimen Geschichten aus Intuition geschrieben.«

»Intuition? Ich bin dessen nicht sicher. Gott wirkt auf Seine Weise. Moses war auch ein *Goj* – genauso wie Sie. Alex, Sie dürfen das nicht herumliegen lassen, nicht einmal im Safe. Verstecken Sie es.«

»Rabbi, ich hab sie noch nie so aufgeregt gesehen. Sind Sie sicher, daß es *so* wichtig ist?«

»Ganz sicher. Das hier wird noch nach Jahren die Seelen der Menschen versengen. Dieses Tagebuch ist ein Brandmal, das sich dem Gewissen des

deutschen Volkes einprägen wird, sodaß Hunderte ihrer ungeborenen Generationen noch voller Schuldgefühl und Schande mit diesen Worten werden leben müssen!«

Alex seufzte und nickte zufrieden. Jetzt wußte er, daß all die nächtlichen Stunden, in denen er, von Schlaflosigkeit gelähmt, seine Hand dazu gezwungen hatte, noch eine Zeile zu schreiben und noch eine, nicht vertan worden waren.

»Gott möge es mir verzeihen, Alex, aber dieses Tagebuch ist wie ein neues Kapitel der Chronik vom ‚Tal des Jammers'.«

Tagebucheintragung

Rabbi Salomon ist von einer geradezu ansteckenden Begeisterung für das Tagebuch erfüllt und hat mir das höchste Lob gezollt. Er nennt es ein neues Kapitel in Emek Ha'bacha, *der Chronik vom »Tal des Jammers«. (Im »Tal des Jammers« sind fünfzehn Jahrhunderte jüdischen Märtyrertums aufgezählt, insbesondere die Massaker und Leiden der Juden unter den Kreuzfahrern im Mittelalter. Dieses Lebenswerk von Rabbi Joseph Hakohen konnte erst drei Jahrhunderte nach seiner Niederschrift veröffentlicht werden und ist ein Teil unserer Lehre, unserer Klagelieder und unseres Wissens über unser Schicksal geworden.)*

Rabbi Salomon besteht darauf, daß ich das Tagebuch erweitere und daß es noch sorgfältiger versteckt und sogar abgeschrieben werden soll, für den Fall, daß die Deutschen das Original finden und vernichten sollten. Welche Vorsichtsmaßnahmen! Er und ich sind in den Keller der Mila 19 gegangen, haben Ziegel ausgehoben und ein Versteck gemacht. Ich halte es zwar für Unsinn, aber wenn er meint . . .

Wir haben einen geheimen Bund von Mitarbeitern gegründet. Wir nennen ihn die Bruderschaft. Von den ursprünglichen Mitarbeitern sind außer mir nur noch Simon Eden und David Zemba am Leben.

Der ganze Ausschuß der Batyraner (außer Andrej Androfski) ist der Bruderschaft beigetreten, also Susanne Geller, Erwin Rosenblum, Tolek Altermann und Anna Grünspan.

Die anderen Mitglieder sind:

Silberberg, der frühere Dramatiker, der im Judenrat sitzt und dort unser engster Verbündeter ist;

Rodel, das Haupt der Kommunisten im Ghetto. Seit der Besetzung hat er sich mehr oder minder versteckt gehalten, uns aber war er sowohl in der Kinderhilfe als auch durch die Herstellung von Verbindungen zur »arischen« Bevölkerung sehr nützlich;

Dr. Glaser, der Leiter der ärztlichen Abteilung der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation;

Rabbi Salomon natürlich;

Pater Jakub, der Pfarrer der katholischen Konvertitenkirche. Ich kenne ihn seit 1930. Er ist einer der wenigen, die uns lange Zeit mitfühlendes Verständnis entgegengebracht hatten. (Die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation hat übrigens nicht viel mit Konvertiten zu tun. Den Konvertiten und Halbjuden geht es viel besser als nahezu allen übrigen Bewohnern des Ghettos. Es scheint, als ob die katholische Kirche entschlossen sei, sich »ihrer« Juden anzunehmen.)

Von Zeit zu Zeit werden wir neue Mitglieder in die Bruderschaft wählen.

Erwin Rosenblum, der immer noch auf der »arischen« Seite arbeitet und weniger überlastet ist als wir, hat sich bereit erklärt, alle Informationen, die uns jetzt zuströmen, in seiner Freizeit zu sichten und zu ordnen.

Rabbi Salomon fertigt Abschriften der ersten drei Bände (nur auf Jiddisch und Hebräisch) an. Nach jüdischer Überlieferung werden alle Torarollen von besonders dazu ausgewählten Schreibern, den Sofrim, mit der Hand geschrieben. Deshalb waren sie seit Jahrtausenden so zuverlässig. Daran muß ich denken, wenn ich sehe, wie Rabbi Salomon das Tagebuch abschreibt.

Es ist sehr aufregend für mich, all dies zustande kommen zu sehen und den Glauben zu gewinnen, daß meine Arbeit wichtig ist.

Ich muß jeden ermahnen, etwas leserlicher zu schreiben, besonders Pater Jakub.

ALEXANDER BRANDEL

XXI

»Rachel.«

»Wolf!«

Im Vorraum des großen Gesellschaftszimmers des neuen Max-und-Sonja-Kleppermann-Waisenhauses in der Nowolipkistraße standen sie einander gegenüber. Kinder schwirrten um sie herum, gefolgt von Aufsichtsschwestern, die sie durch Händeklatschen zusammenzutreiben versuchten.

»Wolf, ist das aber eine Überraschung, dich zu sehen!«

»Ich wußte nicht, ob es mir gelingen würde, hereinzukommen. Ich hatte keine Zeit zu schreiben.«

»Wie hast du herausgekriegt, wo ich bin?«

»Stephan sagte es mir. Ich war den ganzen Vormittag bei ihm. Seit einer Stunde bin ich da. Ich habe deinem Spiel von hier draußen zugehört. Du warst sehr gut.«

»Warum bist du nicht hereingekommen?«

»Ich weiß nicht. Ich fing einfach an, dir zuzuschauen, wie du singst und spielst und die Kinder alle lachten . . .«

Der Vorraum war plötzlich leer. Es war dunkel geworden, und sie sahen einander kaum noch. Sie verstummten, während der Schock dieses plötzlichen Zusammentreffens langsam zu schwinden begann.

»Es ist schön, dich wiederzusehen«, sagte Wolf.

»Bleibst du lange hier?«

»Das kommt darauf an. Ich weiß nicht.«

Wolf blickte sich um! »Könnten wir nicht einen Spaziergang machen? Da, laß mich deine Noten halten.«

»Gern.«

Wolf versuchte nachzudenken. Im Ghetto konnte man nirgends spazierengehen, auf keiner Bank sitzen, keine Nachtigall hören. Hier gab es nur Elend, Bettler, Mauern, keinen Grashalm, keinen Baum.

»Ich möchte mich irgendwo hinsetzen und mit dir reden«, sagte Wolf.

»Ich auch – wir haben uns doch soviel zu sagen.«

»Wohin können wir gehen?«

»Wenn wir zu mir nach Hause gehen, läßt dich Stephan nicht in Ruhe. Dann kommen Mama und Papa heim, und Papa zwingt dich wieder, mit ihm Schach zu spielen.«

»In die Mila neunzehn können wir auch nicht. Sobald wir nur das Haus betreten, fängt schon der Klatsch an. Außerdem ist man auch dort nirgends allein.«

»Aber hier können wir auch nicht herumstehen.«

»Ich möchte so gern mit dir reden.«

»Wir könnten Onkel Andrejs Wohnung aufsuchen. Ich bin oft dort, um mich mit ihm zu unterhalten. Meistens ist er gar nicht da, doch seine Tür ist nie verschlossen.«

»Himmel, wenn er mich mit dir dort erwischt, bringt er mich um!«

»Aber wo! Der ist nur halb so schlimm, wie er tut.«

»Na . . . gut.«

Den ganzen Weg zu Andrej sahen sie einander nicht an. Wolf hatte die Augen niedergeschlagen und sah aufs Pflaster, und Rachel hatte gelernt, durch die Straßen zu gehen und gerade vor sich hinzublicken, um nicht all das Schreckliche mitansehen zu müssen, was rings um sie vorging. Denn jeden Tag sahen die Bettelkinder jetzt bemitleidenswerter aus, und seit der letzten Woche begannen bereits Leichen von verhungerten Menschen im Rinnstein herumzuliegen.

Plötzlich waren sie in Andrejs Wohnung. Allein. Wolf drehte die Lampe über dem Tisch in der Mitte des Zimmers an. Rachel schöpfte Atem. Der hastige Aufstieg über die steile Treppe hatte sie angestrengt.

Endlich konnten sie einander betrachten. Wolf hatte sich verändert. Sein hochaufgeschossener, schlaksiger Körper war etwas voller geworden. Seine vorher weiße, pickelige Haut war jetzt rein, von der Arbeit im Wind und in der Sonne gebräunt, und die spärlichen Härchen an seinem Kinn waren zu einem starken Bartwuchs geworden, der berechtigtermaßen jeden zweiten Tag rasiert werden mußte. Seine einst schwankende Stimme erklang jetzt als fester Bariton.

Auch Rachel hatte sich verändert. Früher war sie ein etwas eckiges, junges Ding gewesen. Jetzt war sie vollkommen verwandelt. Abgerundeter, voller, doch zugleich zart, ihrer Mutter gleich.

Ihre Augen waren voller Müdigkeit und Melancholie.

Wolf wandte sich plötzlich um und kratzte sich den Kopf. »Himmel, so hab ich mir unser erstes Beisammensein nicht vorgestellt«, platzte er heraus.

»Merkwürdig, nicht wahr? Als ob wir uns zum erstenmal sehen würden.«

Wolf sank in einen Stuhl, unzufrieden mit sich selbst. Wieviele Nächte war er auf dem Gut wachgelegen und hatte von diesem Augenblick geträumt, sich den Moment ausgemalt, an dem er Rachel wiedersehen und sie dann – einfach durch sein bloßes Hiersein beeindrucken würde. Jetzt kamen sie einander wie Fremde vor und wunderten sich darüber, welche leidenschaftlichen Worte und Versprechungen sie in ihren Briefen gefunden hatten.

»Wolf, du bist enttäuscht.«

»Nur über mich selbst. Ehrlich gesagt, bin ich kein Mensch, der große Worte machen kann.« Er stand langsam auf und schaute auf die Sitzende herab. »Du hast mir so gefehlt«, gelang es ihm hervorzustoßen. Rachel lehnte sich leicht an ihn, während er seinen Arm um ihre Schultern legte. Zögernd schlang sie ihr Arme um ihn. Beide fingen plötzlich zu zittern an. Doch nur für einen Moment. Ihre schreckliche Spannung legte sich gleich wieder. Wolf schluckte und seufzte hörbar vor Erleichterung. Dann suchten sie einander, küßten sich, wurden wieder ganz ruhig.

Rachel und Wolf standen vor dem Fenster und sahen, wie langsam die Dunkelheit zu fallen begann. Sie blickten auf die Straße hinab. Von hier oben konnten sie über die Mauer in den »polnischen Korridor« blicken, der das große vom kleinen Ghetto trennte, auf die Kuppel der für die Juden jetzt verbotenen Tlomatskiesynagoge.

Er hatte seinen Arm um ihre Hüften gelegt, während ihr Kopf an seiner Schulter ruhte.

»Es ist so wunderbar«, flüsterte Rachel, sich stärker an ihn pressend.

»Ja – für mich auch.«

»Du bist so . . . so männlich geworden.«

Wolf sah ihr in die Augen. »Du, Rachel, ich habe wirklich alles so gemeint, wie ich's dir geschrieben hab.«

»Ich auch. Ich bin jetzt ganz sicher.« Sie entzog sich ihm. »Du, Wolf . . «

»Was denn?«

»Willst du mir eine Frage ehrlich beantworten?«

»Ja, natürlich.«

»Hast du da draußen auf dem Gut irgendwelche Mädchen . . . gehabt?«

»Zum Teufel, was für eine Frage!«

»Ich glaube, ich bin eben schrecklich eifersüchtig«, sagte Rachel besänftigend.

»Wer kann meinetwegen denn schon eifersüchtig sein?«

»Du hast mir aber noch nicht geantwortet.«

»Natürlich habe ich hie und da mal ein bißchen herumgetändelt.« Dann fügte er rasch hinzu: »Aber das war, bevor ich dir das Versprechen gemacht habe.«

»Herumgetändelt?«

»Na, du weißt ja, grad so – eben herumgetändelt.«

»Mehr als . . . geküßt?«

Wolf klopfte sich an die Brust. »Es war wirklich nie mehr als eine kleine Tändelei.«

»So.«

»Und das – bevor ich dir mein Versprechen gemacht hab.«

»Hm . . . und hast du nicht vielleicht auch mal was anderes getan?«

»Rachel! . . .«

»Ich will alles wissen. Damit es zwischen uns keine Unklarheiten gibt. Also, sag, was hast du noch getan?«

»Schau, Rachel, ich bin ein junger Mann, und Männer sind nun mal anders. Wenn ich dir alles erzähle, dann wirst du vielleicht böse sein und mich nicht mehr mögen.«

»Aber, Wolf! Ich bin jetzt sechzehn, fast siebzehn. Glaubst du, daß ich

noch so ein naives Mädchen bin? Ich hab auch schon einiges darüber gehört und gelesen. Und Mama pflegt mir immer ehrlich zu antworten, wenn ich sie was frage. Ich weiß schon, wie das ist, wenn man erwachsen wird.«

Wolf war verwirrt. Rachel wollte einfach nicht nachgeben.

»Wolf . . .«

»Was?«

»Hast du's jemals . . . getan?«

»Was du alles fragst! Über so was kann ein Mann doch mit seinem Mädchen nicht reden.«

»Wenn wir uns wirklich lieben, wie wir sagen, dann sollten wir auch keine Geheimnisse voreinander haben.«

»Ich hab's einmal versucht«, stieß Wolf hervor. »Aber das war noch, bevor ich auf das Gut fuhr. An meinem Geburtstag. Meinem sechzehnten – vor fast zwei Jahren. Aber das willst du doch sicher gar nicht wissen.«

»Doch.«

»Nun, ich war mit drei Freunden. Einer von uns war älter. Er war neunzehn. Er kannte da so eine . . . Frau . . . in Solec. Eine von denen . . .«

»Was für eine . . . «

»Nun, eine von denen, die es für Geld tun.«

»Ach so . . . eine von *denen*.«

»Es war also an meinem Geburtstag. Wir waren bei ihm in der Wohnung gewesen. Er hatte eine Flasche Wodka aus dem Likörschrank seiner Eltern hervorgeholt. Und wir sprachen über alles mögliche. Ich hatte noch nie Alkohol getrunken, außer hie und da einen Schluck, und wurde sehr lustig. Wir waren alle schon ein bißchen beschwipst . . . Und da sagte er, daß er diese Frau in Solec kennt, erzählte, daß er schon mal dort war, fragte mich, ob ich's nicht auch mal probieren wollte. Und als ich zögerte, begann er mich aufzuziehen, meinte, daß ich mich nicht traue. Und da sagte ich, daß ich auch hingehen wolle. Ich kam mir wie ein Held vor.«

»Und dann bist du also hingegangen?«

Wolf nickte.

»Und du hast's getan?«

»Ja, aber *so* großartig war's gar nicht. Ich war sehr aufgeregt, hab auch gar nicht gewußt, wie ich's eigentlich anzustellen hatte . . . Himmel, Rachel, jetzt wirst du mich aber hassen!«

»Nein! Es ist mir lieber, daß du so aufrichtig bist. Denn jetzt glaub ich, daß du auch später aufrichtig zu mir sein wirst.«

»Du bist mir nicht böse?«

»Mama hat mir erklärt, daß manche Dinge bei Jungens ganz normal sind – das heißt bei Männern. Sie hat mir sogar gesagt, daß es nicht gut ist, wenn man seine Gefühle und Empfindungen unterdrückt, weil das nur zu Verbitterung führt.«

»Sie ist schon eine recht gescheite Frau, deine Mutter.«

»Manchmal glaube ich, daß sie mir all das sagt, weil sie selbst ein bißchen verbittert ist. Ich weiß es nicht, aber manchmal spüre ich irgendwie, daß Papa sie nicht sehr glücklich gemacht hat.«

»Glaubst du – wirklich? Das wäre schade. Meine Eltern sind so glücklich. Papa arbeitet zwar viel und spricht nie darüber. Aber ich bin sicher,

daß er und Mama glücklich miteinander sind . . . Rachel, du verstehst aber auch wirklich alles.«

»Wolf . . . hast du jemals daran gedacht, daß wir beide . . .«

Wolf räusperte sich.

»Natürlich habe ich daran gedacht . . . das kannst du dir ja vorstellen. Aber ich würde nie versuchen, dir was aufzuzwingen. Dir weh zu tun – das könnte ich nicht. Aber, daran denken – das tu ich natürlich.«

»Ich denke auch oft daran«, flüsterte sie mit einem Anflug von Röte über ihrem Gesicht. »Es soll zwar eine Sünde sein, aber ich kann mir nicht helfen – ich . . .«

»Daß Mädchen auch an so was denken, hab ich nicht gewußt. Ich dachte, daß das nur für uns Männer so wichtig ist.«

»Doch. Genauso wie ihr denkt auch ein Mädchen dran. Die ganze Zeit, während der du von mir weg warst, hab ich mich danach gesehnt, dich wiederzusehen. Ich hab davon geträumt, dich bei mir zu haben, ganz nah bei mir. Und ich wußte, daß ich dir nicht nein sagen können würde, wenn du's von mir wolltest, weil ich's selbst will, weil ich's kaum erwarten kann . . . Ich bin schrecklich, nicht wahr?« Ein verschämtes Lächeln stahl sich über ihr Gesicht, während sie sich eine Locke, die ihr in die Stirn gefallen war, zurückstrich.

Wolf fühlte sein Herz pochen. Ihre Worte hatten ihn in einen Zustand beschwingter Erregtheit versetzt. »Für mich bist du das wunderbarste Mädchen der Welt.«

Rachel sprach weiter: »Siehst du, wenn es jetzt keinen Krieg gäbe und kein Ghetto und all die furchtbaren Dinge um uns her, dann würde ich mich vielleicht weniger nach dir gesehnt haben. Dann wäre ich vielleicht auch eines dieser koketten Mädchen geworden, von denen man in den Büchern liest, die sich zieren konnten und in schönen Kleidern spazieren und tanzen gingen. Dann wäre ich etwas langsamer herangewachsen – so wie es sich eigentlich gehört. Aber seitdem wir mitten in der Nacht aufwachen, weil draußen die Pfiffe der Deutschen ertönen, die gerade wieder eine ihrer Razzien machen, oder weil die Sirenen heulen – seither bin ich irgendwie ganz anders.«

»Rachel, so wie du bist, genauso und nicht anders hab ich dich lieb. So, genauso hab ich dich mir gewünscht.«

Sie zog Wolf in ihre Arme und preßte ihn an sich. »Ich liebe dich, Wolf – anders als Mama meinen Vater liebt.«

Ein Ausdruck von Verzweiflung senkte sich über ihr Gesicht.

»Ich will nicht sterben und so unglücklich sein wie Mama.«

Ihr Kuß war anders als die vorhergegangenen. In diesem Augenblick waren sie Mann und Frau geworden, die einander rückhaltlos begehrten. Rachel schloß die Augen. Ihre Wangen wurden feucht. Sie verbiß sich in seiner Schulter, ihre Hände krallten sich in seinen Rücken, während seine Finger nervös suchend nach den Knöpfen ihre Bluse tasteten.

Die Tür fiel zu!

Völlig verstört blickten sie auf, als sie Andrej auf sich zukommen sahen. Nach zwei, drei bedrohlich wirkenden Schritten stand er vor ihnen.

»Du kleiner Dreckskerl«, zischte er Wolf an.

Wolf hatte sich schnell vor Rachel gestellt. Sie vergrub ihr Gesicht in seinen Rücken und schluchzte.

Andrejs Gesicht zuckte vor Wut.

»Geh hinaus, Rachel«, sagte Wolf leise.

»Er wird dich umbringen«, rief Rachel.

Andrej hielt ein. Wolf Brandel vergreift sich also an meiner Nichte. Doch schau . . . Das ist ja nicht mehr Wolf, wie ich ihn in Erinnerung habe. Das ist ja ein großgewachsener, kräftiger junger Mann, der hier wie ein Narr vor mir steht und darauf wartet, daß ich ihn in Stücke reiße. Und meine Nichte Rachel . . . Sonderbar. Bis zu diesem Moment ist mir nie aufgefallen, daß sie zu einer jungen hübschen Frau herangewachsen ist. Und dieser Wolf Brandel! Ich hab ihm die Windeln gewechselt, als er noch ein Baby war. War er jemals etwas anderes als ein wunderbarer Junge! Lieber Gott, Andrej! Was ist denn bloß mit dir los? Die zwei Menschen lieben sich ja!

Andrej entspannte sich.

»In Zukunft«, sagte er, »legt ihr eure Armbinden in den Briefkasten. Dann weiß ich, daß ihr hier oben seid, und werde euch nicht stören. Und, um Himmels willen, vergeßt nicht wieder, die Tür abzuschließen!«

XXII

Am nächsten Tag kehrte Wolf Brandel in Andrejs Wohnung zurück. »Ich möchte dich nicht im unklaren lassen«, sagte er zu Andrej, »daß das mit Rachel nicht einfach irgendein Flirt ist. Ich habe für sie ein viel tieferes Gefühl als für irgendeinen anderen Menschen. Ich liebe sie, und ich bin sicher, daß es ihr genauso geht!«

Andrej nickte. »Ich hab mir's schon so gedacht. Ich glaube dir.« Er schenkte sich etwas Wodka ein. »Trinkst du das Zeug?«

»Auf dem Gut habe ich's ein paarmal versucht. Es schmeckt mir nicht sehr gut. Übrigens sollst du wissen – nun, daß wir dein Vertrauen zu schätzen wissen. Im Ghetto gibt es doch leider kaum einen Ort, an dem zwei Menschen allein sein können.«

»Es war ein Schock für mich, plötzlich jemanden, den man noch für ein kleines Mädchen gehalten hatte, in den Armen eines Menschen zu sehen, der einem bisher wie ein kleiner Junge vorgekommen war. Unter normalen Verhältnissen hätte sich das alles viel langsamer entwickelt. Aber heutzutage wird man eben rasch erwachsen und reif. Es gibt keine Alternative.«

»Andrej, ich will ihr gewiß nichts antun.«

»Ich erkenne deine guten Vorsätze durchaus an. Aber eines Tages, in der Hitze eines Augenblicks, werden sie dahingeschmolzen sein. Sei mit ihr so sanft, wie du kannst, und . . . paßt gut auf!«

Wolf schoß die Röte ins Gesicht. »Ich glaub, jetzt trinke ich doch etwas Wodka.« Er machte einen Schluck und verzog das Gesicht, als ihm der Wodka im Magen zu brennen begann. »Ich wollte dich auch noch wegen etwas anderem sehen. Ich gehe nicht auf das Gut zurück.«

»So? Tolek Altermann sagt mir, daß du sein bester Arbeiter bist. Sicher kann er dafür sorgen, daß du einmal in der Woche die Milch hereinbringst, sodaß du sie sehen kannst.«

»Darum allein geht es ja gar nicht.«

»Worum denn?«

»Das Leben dort draußen ist zu leicht. Ich glaube, ich sollte mehr leisten.«

»Sei nicht so nobel.«

»Ich bin gar nicht nobel. Auch für dich wäre es leichter, wenn du Warschau verließest. Aber du bleibst.«

»Sei doch froh, Wolf, daß dein Vater in der Lage ist, dich auf das Gut zu schicken.«

»Darum geht es ja gerade. Ich genieße eine Vorzugsbehandlung, weil ich der Sohn von Alexander Brandel bin. Das ist nicht in Ordnung. Gestern, nachdem ich Rachel nach Hause brachte, habe ich mit Mama und Papa darüber geredet. Ich sagte ihnen, daß ich nicht mehr zurückgehen werde.«

»Wie haben sie's aufgenommen?«

»Mama hat geweint. Papa hat mit mir diskutiert. Du weißt, wie er diskutieren kann. Was ich von ihm und Tolek Altermann an zionistischer Dialektik gelernt habe, reicht mir für sechs Leben. Aber auch ich kann hartnäckig sein, selbst wenn ich nicht danach aussehe. Als Papa begriff, daß mein Entschluß, nicht zurückzugehen, feststand, fing er an, sich Vorwürfe zu machen, daß er kein guter Vater sei, weil er nicht mehr Zeit für mich übriggehabt habe. Das pflegt er immer zu tun. Dann fing mein kleiner Bruder zu weinen an, und dann schrien wir alle vier durcheinander. Später haben wir uns zu zweit in sein Büro gesetzt. Das passiert nicht sehr oft. Endlich hat er eingesehen, daß ich recht habe, wenn ich hierbleiben will. Er hat mir gesagt, ich soll zu dir gehen. Du würdest schon Arbeit für mich haben.«

»Hat er auch gesagt, welche Art von Arbeit?«

»Nein. Aber ich weiß, daß du mit allen möglichen wichtigen Dingen zu tun hast. Ich möchte ein Meldegänger sein.«

»Was bringt dich auf den Gedanken, daß du ein Meldegänger sein kannst?«

»Na, ich schau nicht allzu jüdisch aus, bin gewandt und kenn mich gut im Ghetto aus.«

»Wir verwenden Frauen als Meldegänger, Wolf.«

»Ich kann es genauso gut wie jede Frau.«

»Du sagst, du schaust nicht jüdisch aus. Ich finde schon. Weißt du, was geschieht, wenn sie dich aufgreifen? Sie bringen dich ins Gestapohaus in der Schuchastraße und knöpfen dir die Hose auf. Dein Vater hat dich Gott angelobt, als er dich beschneiden ließ, damit dich Gott als Juden erkenne. Das einzige Unglück ist, daß uns auch die Deutschen daran erkennen.«

Das Argument ließ Wolf unbeeindruckt.

Andrej sah sich den Jungen an. Achtzehn. Groß, stark. Scharfer Verstand – wie ein Messer. Die Schüchternheit war nur eine Maske. Wolf Brandel war ein Vorzugsschüler gewesen. Idealistisch eingestellt. Wunderbar! Nur wenige Menschen haben heutzutage noch Ideale. Er will den schweren Weg gehen, um einem inneren Bedürfnis zu folgen. Ein guter Soldat in jeder Art von Armee.

»Komm, machen wir einen Spaziergang, mein Junge!«

Sie gingen die Lesznostraße hinunter, an der Konvertitenkirche vorbei, vorbei auch an dem neuen großen Häuserblock, der zu einer Fabrik für die Herstellung und Reparatur deutscher Uniformen geworden war. »Franz-König-Werke« stand auf dem großen Schild. Außerdem war König Teilhaber der Holzverarbeitungsfabrik im kleinen Ghetto und der großen Bürstenfabrik im äußersten Norden. Dr. König war Millionär geworden.

Sie warteten an der Ecke, bis eine rotgelbe Straßenbahn herankam, und sprangen hinten auf. An den beiden Seiten und auf dem Dach waren große Davidsterne angebracht. Der Verkehr im Ghetto lag in den Händen der *Großen sieben.*

An der Ecke der Smocza- und Gensiastraße stieg Andrej aus. Wolf ging neben ihm her, bis sie zu der Mauer kamen, die mitten durch die Okopowastraße lief. Er war von Abenteuerlust erfüllt. Sie gingen ungefähr bis zur Mitte der Straße. Jenseits der Mauer lag der jüdische Friedhof. In dieser Umgebung vollzog sich ein Großteil des Schmuggels. Auf dem Friedhof konnten sich die Schwarzhändler verstecken. In dieser Gegend war die Mauer schwer bewacht. Andrej blieb vor dem alten und verlassenen Arbeitertheater stehen. Vor dem Krieg hatte es das Renommee einer der vitalsten jüdischen Bühnen gehabt. Jetzt war sein Foyer in eine Suppenküche verwandelt worden. Der Rest stand leer.

Sie schritten durch die Passage zum Bühneneingang. Andrej sah sich rasch um, stieß die Tür auf und schob Wolf hinein. Sie standen auf der Bühne. Nach einem Augenblick hatten sie ihre Augen an die Dunkelheit und ihre Nasen an den muffigen Geruch gewöhnt. Andrej flüsterte Wolf zu, sich vor Lichtkabeln und anderen im Weg liegenden Hindernissen in acht zu nehmen. Das ganze Haus wirkte gespenstisch. Die Klappsitze waren verfallen. Eine verblichene Kulisse, auf der sich das Bild des Gartens eines polnischen Adelshauses befand, hing hinter ihnen.

Andrej horchte. Aus der Suppenküche konnte er schwache Laute vernehmen. Auf Zehenspitzen ging er zum Beleuchtungsraum und knipste einen Schalter an. Wolf war wie verzaubert. Nirgendwo wurde es hell. Sicher mußte es irgendein verabredetes Zeichen sein.

Über ihnen öffnete sich eine Falltür. Andrej schwang sich rasch hinauf, der Junge hinter ihm nach. Sie befanden sich auf einem großen Dachboden. Die Tür schloß sich hinter ihnen.

»Meine Damen und Herren«, sagte Andrej, »unser neuester Mitarbeiter ist für Sie kein Unbekannter.«

Wolf blieb vor Staunen der Mund offen. Vier Leute waren anwesend, alles frühere Batyraner, die in der Mila 19 wohnten. An einem Empfangsgerät saß Adam Blumenfeld; er hatte Kopfhörer um. »Hallo, Welvel«, begrüßte er Wolf mit seinem Spitznamen.

Hinter einer Handpresse arbeitete Pinkas Silber an einem Setzkasten. Neben der kleinen Presse lagen Exemplare der Untergrundzeitung *Freiheit.* Auch Pinkas hieß Wolf lächelnd willkommen. In einer Ecke standen ein Fälschertisch und ein Fotoapparat.

Die Schwestern Farber, Mira und Minna, waren da, um zu Meldegängerinnen ausgebildet zu werden.

»Irgendwelche Nachrichten?«

Adam Blumenfeld nahm einen Hörer ab. »Ich habe BBC erwischt. Sie

berichten etwas darüber, daß Amerika Zerstörer an England verleiht.«

»Was ist mit der Heimatarmee?« fragte Andrej mit Hinblick auf das rasch anwachsende polnische Untergrundheer.

»Sie wechselt immer die Welle. Wenn wir uns nicht ihren genauen Sendeplan verschaffen können, bleibt der Empfang eine Sache des Zufalls.«

Andrej brummte vor sich hin. Seine wichtigste Aufgabe war jetzt die Herstellung einer zuverlässigen Verbindung zu der polnischen Heimatarmee. Aber bisher war er erfolglos geblieben. Er wandte sich an Wolf. »Zwei Grundregeln: Erstens, sichere dir immer den Zugang zum Oberstock. Wenn Gefahr droht, gehen wir auf die Dächer. Zweitens, diese Arbeit ist weder romantisch noch aufregend. Sie ist langweilig und anstrengend.«

Während der nächsten paar Wochen lernte Wolf, Dienst am Radioempfänger zu tun und die Druckerpresse zu betätigen. Dann ließ ihn Andrej die gesamten Namen aller Angehörigen des Ordnungsdienstes wissen. Er mußte sie auswendig lernen und sich merken, welche Polizisten sich bestechen ließen und welche Summe dazu jeweils nötig war. Er erfuhr, wo die verschiedenen »toten Briefkästen« und Schlupfwinkel angelegt waren, hinter Bäckereien oder in verlassenen Synagogen und Kellern, in denen Simon Eden, der Kommunist Rodel und der kleine Kerntrupp der Untergrundbewegung ihre verborgene Tätigkeit ausübten.

Seine wichtigste Aufgabe bestand darin, die Exemplare der *Freiheit* zu verteilen, sie auf Marktplätzen abzulegen, sie für andere Boten in Schlupfwinkeln vorzubereiten, sie an weithin sichtbaren Mauern anzuschlagen. Wie ihm Andrej im voraus gesagt hatte, war es eine mühsame und langweilige Arbeit. Mit jedem Tag wurde es gefährlicher, durch die Straßen zu gehen. Warsinskis Ordnungsdienst trieb die Menschen zu Hunderten zusammen, um den deutschen Fabriken immer neue Zwangsarbeiter zuzuführen.

Dr. Franz König war eilig nach Berlin gefahren, wo er von Himmler empfangen wurde. Mit sich brachte er einen Auftrag über den Großteil der Bürstenversorgung der deutschen Armee. Die Bürstenfabriken im Norden mußten ihre Kapazität verdreifachen. Waren auf der Straße keine Leute zu finden, befahl Warsinski wahllose Razzien in Häusern oder Flüchtlingslagern.

Wolf übernahm seine Pflichten ohne Widerspruch. Er beneidete die Schwestern Farber. Blond und blauäugig, konnten sie sich leicht als »Arierinnen« ausgeben. Die geheimen Pfade zu kennen, welche die Meldegänger nahmen, stellte nur einen kleinen Teil ihrer Ausbildung dar.

Sie mußten die katholische Bibel von vorn und rückwärts kennen, mußten lateinisch und mit dem Rosenkranz zu beten verstehen. Um beweisen zu können, daß sie keine Juden waren, mußten sie lernen, sich gegen Jiddisch und Deutsch, jene Sprachen, in denen sie aufgewachsen waren, taub zu stellen.

Es gab noch einen ständigen Mitarbeiter, dessen Werkstatt sich auf dem Dachboden des Arbeitertheaters befand. Er hieß Berchek und war ein früherer Reklamezeichner. Von Zeit zu Zeit wurden »arische« Kennkarten, Reisepapiere und sogar Pässe aufgetrieben. Sie mußten dann für

die Verwendung durch Mitglieder der Untergrundaktion hergerichtet werden. Berchek lehrte Wolf die Grundregeln der Fälschung und erlaubte ihm, einfache Arbeiten zu machen, wie etwa Fotografien auf die Dokumente aufzukleben.

Andrej war auf seinen Schützling sehr stolz. Der Junge hatte eine rasche Auffassungsgabe und befolgte widerspruchslos jeden Befehl. Zweimal, während er die *Freiheit* verteilt hatte, war es ihm gelungen, sich geistesgegenwärtig aus schwierigen Situationen zu befreien.

War Wolf außer Dienst, so verbrachte er einen Teil der Zeit daheim bei seinen Eltern und seinem Brüderchen in der Mila 19. Der andere Teil der Zeit gehörte seinem »angenommenen« Bruder Stephan Bronski. Er gab dem Jüngeren seine Hebräischkenntnisse weiter, brachte ihm anderes Wissenswertes bei, spielte mit ihm Schach und beantwortete tausend forschende Fragen.

An zwei oder drei Abenden der Woche traf er in Andrejs Wohnung Rachel.

Mit jeder ihrer Zusammenkünfte wuchs ihre Liebe. Sie wußten, daß sie zueinander gehörten, daß sich ihre Beziehung erfüllen mußte. Doch mit aller Gewalt hielten sie sich voneinander zurück, unterdrückten ihr gegenseitiges Verlangen, nicht selten ihr Schicksal verwünschend. Verzweifelt sehnten sie sich zueinander, jedesmal fiel es ihnen schwerer, voneinander wieder zu lassen. Zuerst war es Wolf, dann Rachel, die sich stärker darin zeigte, dem übermächtigen Trieb zu widerstehen. Wann immer sie voneinander schieden, brach ihnen fast das Herz, aber sie lebten sogleich wieder dem nächsten Beisammensein entgegen.

Der Gedanke, einander doch bald wiederzusehen, war es, der sie am Leben erhielt. Nur er war imstande, sie all die Schrecknisse und Wirren des Altags einigermaßen vergessen zu lassen. Denn immer fürchterlicher waren die Ereignisse, die sich in ihrer Umgebung abspielten. Aber solange es diese aufregende Sekunde gab, in der Wolf die letzten Stufen hinauf direkt in Rachels Arme lief, war alles andere nicht so wichtig.

Tagebucheintragung

Gestern abend trat die Bruderschaft zusammen, um die jüngste Katastrophe zu besprechen.

Gestern morgen hatten fünfundzwanzig Nazis des »Korps Reinhard« unter persönlicher Führung Sieghold Stutzes am Zelaznator das Ghetto betreten. Ihre Baracken liegen dicht an der Mauer, sodaß wir kaum rechtzeitig gewarnt werden können. Sie begaben sich geradewegs in die Nowolipkistraße 24 und umzingelten das Haus. Dreiundfünfzig Bewohner – Männer, Frauen und Kinder – wurden hinausgezerrt und auf zwei Armeelastwagen aufgeladen. Als sie abfuhren, schlug der jüdische Ordnungsdienst im Gebäude Plakate an, die besagten, daß das Haus durch Typhus, Ratten und Mäuse usw. verseucht war . . .

Die dreiundfünfzig wurden zum jüdischen Friedhof gebracht. Dort wurden sie gezwungen, an der Nordmauer eine große Grube auszuwerfen, sich nackt auszuziehen und an den Rand zu stellen. Sie wurden in den Rücken geschossen und, nachdem sie in die Grube gefallen waren, mit Bajonetten erstochen.

Anschließend daran betrat der »Ordnungsdienst« das Haus in der Nowolipkistraße und schleppte alles Hab und Gut daraus weg.

Es gab auch früher schon Massenhinrichtungen auf dem Friedhof. Gewöhnlich handelte es sich um Menschen, die »krimineller« Tätigkeit beschuldigt waren, oder auch um Intellektuelle. Aber noch niemals wurden bisher dreiundfünfzig Menschen ohne jede noch so kümmerliche Ausrede wahllos hingemetzelt.

Obwohl das Haus als »verseucht« bezeichnet worden war, durfte ich es heute morgen zur Benützung als Waisenhaus mieten. Jetzt höre ich, daß die Deutschen eine ganze Reihe von juristischen Begründungen ihres Handelns vorbereiten, um diese Hinrichtungen zu »rechtfertigen«. Die »Furcht vor Epidemien« ist ihr Hauptvorwand; außerdem benützen sie die verallgemeinernde Wendung von »krimineller Tätigkeit«.

Wir in der Bruderschaft sind ziemlich sicher, daß diese Massenhinrichtung einen ersten Versuch darstellen soll.

Andere schmerzliche Anzeichen. Heute morgen wurde eine weitere Herabsetzung der Rationen angeordnet. Dr. Glaser sagt, daß wir dadurch unter das zum Leben erforderliche Minimum geraten; jeder, der sich genug Lebensmittel verschafft, um weiterleben zu können, wird also in den Augen der Nazis zu einem »Verbrecher«. Wer denkt sich nur all das für sie aus?

Der wirkliche Terror aber geht in der Sowjetunion vor sich. Wir erhalten immer mehr Nachrichten über SS-Einsatzkommandos, welche die Juden im ganzen Baltikum, in Weißrußland und der Ukraine ebenso rasch hinmorden, wie die deutsche Armee vormarschiert.

Wir haben etwas über einen Plan gehört, alle Juden auf die Insel Madagaskar zu schicken. (Das wäre direkt eine Erholung.)

Hans Frank hat ein für allemal seinen Kampf verloren. Sie bringen jetzt nicht nur Juden in das Generalgouvernement, sondern auch Verbrecher, Homosexuelle, Zigeuner, »slawische Menschen«, politische Häftlinge, Prostituierte und andere »Untermenschen«. Das Gebiet des Generalgouvernements wird allmählich zum Schuttablageplatz für die »Nichtarier« Deutschlands. Man ist dabei, mehrere riesige neue Konzentrationslager zu errichten. Besonders eines, Auschwitz, soll ganz gewaltige Ausmaße haben.

Die Bruderschaft ist der Meinung, daß diese Transporte von Juden und »Untermenschen« eine empfindliche Belastung für das ganze deutsche Eisenbahnnetz sind, besonders mit Rücksicht auf die Erfordernisse der deutschen Armee im russischen Feldzug. Außerdem nimmt es auch noch Zehntausende ihrer Mannschaften in Anspruch. Meine Schlußfolgerung ist: Die Deutschen haben eine endgültige Entscheidung über die »Lösung« des Judenproblems getroffen. *Ich fürchte, daß es weitere Hinrichtungen geben wird, bis sie ihr beabsichtigtes Kontingent an Zwangsarbeitern erreicht haben.*

Ein Telefonanruf unterbrach Alexanders Eintragung.

»Hallo, hier Alexander Brandel.«

»Alex. *Schalom Alejchem*«, sagte eine Stimme am anderen Ende. Es war der Gruß eines Verbindungsmannes namens Romek von der anderen Seite der Mauer.

»*Schalom*«, erwiderte Alexander.

»Alex, ich hoffe, du hast nicht vergessen, daß wir zusammen mittagessen wollten?«

»Ach, was für ein Dummkopf ich doch bin! Ich hatte vergessen, es mir vorzumerken.«

»Um zwei Uhr in Jettas Haus.«

»Gut, ich komme.«

Alexander verschloß rasch den Band seines Tagebuches im Safe und ging hinauf in sein Zimmer. Wolf spielte am Boden mit dem kleinen Moses.

»Geh sofort zu Andrej, mein Sohn«, sagte Alexander. »Wanda ist mit einem Paket aus Krakau gekommen. Sag ihm, er soll eines der Farber-Mädchen auf den Altstädter Ring schicken. Er wird schon verstehen. Die Zeit drängt. Wanda wird um zwei Uhr dort sein.«

Als Wolf auf dem Dachboden des Arbeitertheaters ankam, war nur Adam Blumenfeld da, der am Empfangsgerät saß.

»Wo sind die anderen? Eine Meldegängerin aus Krakau ist da.«

»Du lieber Gott«, brummte Blumenfeld. »Sie sollte doch nicht vor morgen kommen! Andrej, die Schwestern Farber und Berchek sind alle auf der ‚arischen' Seite. Pinkas Silber kann nicht hingehen. Lauf rasch zu deinem Vater zurück und sag es ihm. Er wird schon wissen, was zu tun ist.«

Alexander trommelte mit den Fingern auf den Schreibtisch und versuchte nachzudenken. Es war ein Uhr. Er hatte eine Stunde Zeit bis zu dem Treffen. Ihre Ankunft war so völlig unvorhergesehen gewesen, daß sich alle vier Meldegänger der Batyraner auf der anderen Seite befanden.

Denk nach, zum Teufel, denk nach, sagte Alexander zu sich selbst. Seine übliche unerschütterliche Ruhe ließ ihn im Stich. Im Paket waren acht- bis zehntausend Dollar. Schöne, wunderbare, unverdächtige Dollars von Thompson in der amerikanischen Botschaft.

Sein Blick fiel auf das Telefon. Sollte er Romek jenseits der Mauer anrufen? Nein, das würde gegen das oberste Gebot verstoßen. Rufe unter keinen Umständen einen Verbindungsmann außerhalb des Ghettos an!

Und wenn Wanda entdeckte, daß niemand die Verbindung mit ihr aufnahm? Auf diese Weise hatten sie schon einmal ein ganzes Paket eingebüßt.

Alex hob den Hörer, wählte die Nummer der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeabteilung in der Lesznostraße 92, dem Hauptquartier Simon Edens. Er verlangte Atlas zu sprechen. Ein paar Augenblicke später war Simon Eden am Telefon.

»Hier Atlas.«

»Brandel.«

»Ja?«

»Ich habe eine Einladung von Romek, um zwei Uhr in Jettas Haus, zum Mittagessen. Ich kann mich einfach nicht von meinem Schreibtisch wegrühren. Könntest du statt meiner hingehen?«

»Das ist in einer knappen Stunde. Warte einen Augenblick, dann werde ich sehen, ob ich meine Verabredung noch ändern kann.«

Drei weitere kostbare Minuten vergingen. Es war zwölf nach eins.

»Alex.«

»Ja!«

»Ich kann's nicht machen, unmöglich.«

Langsam legte Alexander den Hörer wieder auf. Verloren! Das Paket ist verloren! Er blickte langsam auf und sah seinen Sohn vor dem Schreibtisch stehen.

»Ich gehe, Papa.«

»Nein.«

»Ich habe gute falsche Papiere und bin ausgebildet —«

»Ich sagte bereits nein!«

»Papa . . .«

»Es ist schon schlimm genug, daß ich mich von dir überreden ließ, dich vom Gut wegzunehmen. Es hat deine Mutter fast das Leben gekostet.«

»Ich schwöre dir«, sagte der Junge leise, »daß ich nie wieder ein Wort mit dir rede.« Wolf drehte sich um, ging zur Tür und riegelte sie auf.

»Um Himmels willen, Wolf, bitte mich nicht —.« Er kannte seinen Sohn. Sanft, aber eigensinnig, vielleicht noch eigensinniger als Andrej. Alexander raffte sich zusammen. »Also gut, laß alles, was dich als Juden ausweisen könnte, auf dem Schreibtisch. Nimm nur deine falschen Papiere mit. Die Zeit wird knapp. Du mußt durch eines der drei nördlichen Tore hinaus — an einem von ihnen muß ein bestechlicher Wachtposten stehen.« Alexander zog eine Schublade auf. »Hier sind zwölfhundert Zloty in verschiedenen Banknoten. Damit kannst du aus dem Ghetto hinaus und wieder herein. Geh zum Madame-Curie-Museum auf dem Altstädter Ring. Kauf ein paar Veilchen auf dem Weg und wickle sie in Zeitungspapier. Wanda ist Rebekka Eisen. Du kennst sie.«

»Noch etwas?«

»Wenn . . . irgendwas passiert . . . bist du nicht Wolf Brandel.«

»Keine Angst, Papa, es wird schon nichts passieren.«

»Wir waren nie lange genug beisammen, mein Sohn — und jetzt plötzlich —«

»Papa, du bedeutest unseren Menschen so viel. Ich bin immer stolz auf dich gewesen.«

Wolf lief rasch auf das nächste Tor an der Ecke der Dzika- und Stawkistraße zu, das nur ein paar Häuserzeilen von der Mila 19 entfernt war. Er ging einmal unauffällig am Tor vorbei, um sich die diensthabenden Leute des jüdischen Ordnungsdienstes anzusehen. Er kannte keinen der drei und war sicher, daß sie nicht wußten, wer er war.

Er ging auf den Höchstrangigen zu und zog seine Kennkarte hervor. Der Wachtposten schlug den dreiteiligen Ausweis auf, ließ den zusammengefalteten Hundertzlotyschein geschickt in seiner Hand verschwinden und prüfte den Ausweis. Er war offenkundig ein gefälschtes Dokument, denn es war kein »J« daraufgestempelt. Daraus verstand er, daß es sich entweder um die Untergrundbewegung oder um einen Schmuggel handeln mußte. Er würde also mehr verlangen können.

»Meine alte Mutter ist sehr krank«, sagte er.

»Sie sollte zu einem Doktor gehen«, erwiderte Wolf und steckte dem Mann weitere hundert Zloty zu.

Eine leichte Gelegenheit zum Geldverdienen. »Um welche Zeit kommst du zurück?«

Der Kerl will mehr, dachte Wolf. »In ein paar Stunden.«

»Schade, dann bin ich nicht mehr im Dienst. Geh zu meinem Vetter Handelstein am Gensiator. Sag ihm, du hast schon mit Kasnowitsch gesprochen.«

»Danke«, sagte Wolf.

Fünfzig Zloty genügten für die blaue uniformierte polnische Polizei auf der anderen Seite des Tores.

Wolf eilte zum Altstädter Ring. Es war nur noch wenig Zeit.

Die Gestapo hatte das Treiben Tommy Thompsons in der amerikanischen Botschaft in Krakau schon seit einigen Wochen überwacht. Sie wußte, wo seine Sympathien lagen und war ziemlich sicher, daß er den Juden sowohl Geld als auch Informationen zukommen ließ. Die Gestapo ließ ihn seine Tätigkeit jedoch fortsetzen, weil sie sicher war, auf diese Weise seinen Verbindungen auf die Spur zu kommen und den ganzen Kreis der Beteiligten in Warschau mit einem einzigen Schlag ausheben zu können.

Vor kurzem hatte sich Thompson einer neuen Tätigkeit zuzuwenden begonnen. Nach ihrem Entstehen wuchs die Heimatarmee, eine große polnische Untergrundbewegung, rasch an. Er arbeitete mit ihr. Das war eine noch ernstere Angelegenheit. Thompson war dafür vorgemerkt, binnen kurzem aus Polen ausgewiesen zu werden.

Die Gestapo beschloß, den nächsten Meldegänger, der von Thompson kam, zu verhaften. Von dem Augenblick an, in dem Thompson der Abgesandten, der Batyranerin Wanda, ein Paket mit achttausend Dollar übergeben hatte, heftete man sich an ihre Sohlen.

Wanda, die gut ausgebildet und zur Wachsamkeit erzogen war, schöpfte den ersten Verdacht, als am Warschauer Bahnhof eine Razzia stattfand und sie allzu mühelos durch das Überwachungsnetz gelangte, wo man weder ihre falschen Papiere überprüfte noch ihr Paket beachtete.

Sie betrat den Altstädter Ring in der Gewißheit, daß man ihr folgte. Auf dem Ring befanden sich nicht viele Menschen – höchstens dreißig bis vierzig. Dennoch war es ihr unmöglich, einen Verfolger wahrzunehmen, weil die fünf Stock hohen Gebäude an allen vier Seiten des Platzes spielend leicht hundert spähende Augenpaare verbergen konnten. Absichtlich betrat sie den Platz aus einer Ecke gegenüber dem Madame-Curie-Museum und schritt quer über das Kopfsteinpflaster. Nur einen Seitenblick warf sie auf das teilweise ausgebombte Museum. Dort lehnte ein schlaksiger junger Mann an einer Mauer. Noch immer in schiefer Richtung bleibend, näherte sie sich ihm; sie wollte in einem Abstand von zwanzig oder dreißig Metern an ihm vorbeigehen, um ihn sich genauer anzusehen.

Ihre Absätze klapperten auf dem Kopfsteinpflaster.

Veilchen in Zeitungspapier gewickelt. Sie blickte plötzlich auf. Es war Wolf Brandel. Ein gescheiter Junge, dachte Wanda. Er sieht, daß ich an ihm vorübergehen will.

Wanda war jetzt fast in der Mitte des Platzes. Wer immer ihr folgte, mußte sich auf dem offenen Platz zeigen, wenn er sie nicht aus den Augen verlieren wollte. Sie wollte sich umsehen, wagte es aber nicht. Sie konnte die Verbindung mit Wolf nicht aufnehmen, ehe sie nicht sicher war.

Wanda entdeckte ein Kanalgitter neben einem offenen Abflußloch.

Ausgezeichnet! Sie schritt darüber, verfing jedoch absichtlich ihren hohen Absatz darin, sodaß er steckenblieb. Als sie niederkniete, um ihn zu befreien, konnte sie dabei verstohlen einen Blick nach hinten werfen. Zwei Männer waren auf dem halben Weg über den Platz plötzlich stehengeblieben.

Eine Falle!

Wolf beobachtete sie die ganze Zeit. Er sah, wie die Männer sie verfolgten. Er sah, wie sie das Paket rasch in den Abfluß warf, ihren Absatz befreite und den Platz verließ. Im nächsten Moment war der Platz von Deutschen umstellt, die jeden Passanten anhielten. Wolf blieb stehen.

»Veilchen für deine Mutter, Bürschchen?«

Wolf sah sich zwei mißtrauisch blickenden Gestapobeamten gegenüber.

XXII

Es war ein feststehendes Verfahren, daß jeder Jude, der außerhalb des Ghettos erwischt wurde, von Gestapochef Günther Sauer persönlich verhört wurde.

Wenige Augenblicke, nachdem sich Rebekka Eisen, genannt Wanda, ihres Päckchens mit Dollars entledigt hatte, war sie verhaftet. Ebenso wurden die zweiundvierzig Leute, die sich am Altstädter Ring befunden hatten, festgenommen und zum Verhör geschleppt. Unter ihnen wurden vier Juden entdeckt.

Günther Sauers äußere Erscheinung täuschte. Mittelgroß, im vorgeschrittenen Alter, mit faltigem Gesicht, hatte er eine ganz ungewöhnlich hohe Stirn und einen silberweißen Haarschopf. Seine ein wenig hervorgequollenen Augen blieben stets halb geschlossen, und er besaß eine sanfte, leise Stimme.

Man hätte ihn statt eines Gestapochefs leicht für einen freundlichen Großvater halten können. Und er war auch ein freundlicher Großvater, der seine Enkelkinder abgöttisch zu lieben vermochte.

Außerdem war Günther Sauer ein Tierfreund. Ein helläugiger Dackel namens Fritzi saß stets in einem gepolsterten Korb neben seinem Schreibtisch. Sauer konnte seine Arbeit ab und zu unterbrechen und sich vor Lachen ausschütten, wenn Fritzi Männchen machte und um einen Keks bettelte.

Er war Polizeibeamter durch und durch, ein Meister seines Handwerks, der in seinem Beruf aufging und in einer eigenen Welt lebte, wie es bei Polizeibeamten häufig der Fall ist. Sauer war ein Virtuose jenes politischen Terrors, der nach der Machtübernahme durch die Nazis zur wichtigsten Aufgabe der Staatspolizei geworden war. Die Ausrottung jeglicher politischen und intellektuellen Opposition war ein Grundsatz, der mit unerbittlicher Strenge und ohne Bedenken durchgesetzt werden mußte.

Zudem war Sauer ein Meister jener Art der psychologischen Kriegführung, die es versteht, Nerven und Willenskraft des Gegners zu zermürben. Intellektuelle waren nach seiner Ansicht weich wie Kitt, Geschäfts-

konkurrenten der Nazis sogar noch leichter in die Knie zu zwingen. Intelligente Verbreitung von Angst und Schrecken konnte eine Schlacht für hundert Armeen gewinnen.

Im Gegensatz zu vielen seiner Gestapokollegen wandte Günther Sauer Terror oder Folter niemals um ihrer selbst willen an, sie waren für ihn stets nur Mittel zur Erreichung seines Zwecks. Bei manchen Menschen wirkte keine Folter, und auch die psychologische Taktik, Angst einzujagen, funktionierte nicht immer. Nach seiner Erfahrung war es Zeit- und Kraftverschwendung, jemanden in Stücke zu reißen, weil dies bei der Lösung seines Problems nichts half. Sauer verabscheute die Brutalität Sieghold Stutzes, dem es eine persönliche Befriedigung bereitete, wenn er anderen Schmerzen zufügen konnte.

Nein, dem Opfer gegenüber mußte man völlig sachlich und unvoreingenommen verfahren. Nachdem Sauer sich einen Menschen genau angesehen hatte, war er in der Lage, die Grenzen seiner moralischen Widerstandskraft ziemlich genau abzuschätzen. Niemals ließ er Gefangene foltern, von denen er vorher wußte, daß sie unter der Folter nicht zusammenbrechen würden. Andererseits scheute er jedoch nie davor zurück, sie anzuwenden, wenn er irgendwo eine Schwäche erkannt hatte. Und es störte ihn auch nicht weiter, daß er sich ihrer in den meisten Fällen zu bedienen hatte. Zu Beginn seiner Laufbahn hatte er ein- oder zweimal schlaflose Nächte verbracht, nachdem er vorher ein Kind vor den Augen seiner Mutter gefoltert hatte: inzwischen hatte er aber gelernt, sich dagegen zu verhärten. Denn auch das war schließlich ein Teil seiner täglichen Arbeit.

Sauer verhörte die ersten drei Juden. Alle drei waren nervös und geschwätzig. Der erste war ein Schmuggler bei dem man unbedingt das Empfinden hatte, daß Bestechung und hochgestellte Freunde im Spiel waren.

Der zweite, ein Blödian, aus Lemberg entflohen, war ein Landstreicher.

Der dritte war einer der vielen tausend »verborgenen« Juden, die als Christen auftraten und im »arischen« Teil von Warschau lebten. Um seine Spur zu verwischen und seine Verbindungsleute zu decken, gab dieser Mann eine so wirre und widerspruchsvolle Darstellung, daß er unter schwerstem Verdacht stand, der Verbindungsmann für Rebekka Eisen zu sein.

Wolf Brandel wurde ins Dienstzimmer geschoben. Sauer lehnte sich gerade über seinen Schreibtisch und kraulte Fritzis Fell. Der Hund winselte und bettelte, während Sauer das Tier neckte, indem er die Schublade mit den Keksen immer wieder öffnete und schloß. Schließlich bekam Fritzi seinen Keks, rannte freudig im Kreis herum und ließ sich schließlich auf dem Teppich nieder, um zu knabbern.

Wolf riß sich die Mütze vom Kopf und stand stramm.

Eine rasche Abschätzung. Ungefähr achtzehn. Äußere Erscheinung nicht übermäßig jüdisch. Kräftig, gutgenährt, folglich intelligent und gewitzt. Gerade der richtige Typ für einen Meldegänger. Er tritt nervös von einem Fuß auf den anderen, aber seine Augen sind unschuldig. Er blickt mir geradeaus ins Gesicht.

»Jude?«

»Jawohl. Bin erwischt worden.«

»Name?«

»Herschel Edelmann.«

»Von wo bist du, Herschel?«

Nimm dich in acht vor seinen zuckersüßen Reden, Wolf! Über Sauer wußte man im Ghetto gründlich Bescheid. Der Mann pflegt einen leicht zu täuschen. Und ehe du dich dessen versiehst, hat er dich in lauter Widersprüche verwickelt.

»Ich bin aus Wolkowysk.«

»Wie bist du nach Warschau gekommen?«

»Meine Familie ist ins Ghetto nach Bialystok gebracht worden. Während der Razzia hatte ich mich in einer Kirche versteckt. Dann bin ich zu Fuß nach Bialystok gegangen, um einen Freund meines Vaters außerhalb des Ghettos aufzusuchen.«

»Wie heißt die Kirche, in der du dich versteckt hast?«

»St. Kasimir.«

»Wie hieß der dortige Priester?«

»Das weiß ich nicht. Er hatte keine Ahnung, daß ich dort war.«

»Weiter.«

»Also, ich bin zu dem Freund meines Vaters gegangen. Er hat früher mit ihm Geschäfte gemacht.«

»Wie heißt er?«

»Wynotski.«

»Was für ein Geschäft hat dein Vater?«

»Schochet.«

»Wie, bitte?«

»Schlächter. Einer, der Hühner und Kühe auf die Art schlachtet, daß das Fleisch koscher ist.«

»Fritzi, du ungezogener Kerl! Wirst du gleich in dein Bett gehen und liegen bleiben! . . . Aber Herschel, du hast doch eben gesagt, dieser Wynotski hat mit deinem Vater Geschäfte gemacht. Wenn der Wynotski koscheres Fleisch verkauft, dann müßte er doch im Ghetto sein, wie?«

»Nein, Herr. Wynotski hat einen Laden für Geschenkartikel und Andenken und so. Mein Vater, verstehen Sie, hat in seiner Freizeit Schachfiguren geschnitzt und sie an Wynotski verkauft. Wenn Sie in der Gegend von Wolkowysk und Bialystok zu Hause wären, hätten sie bestimmt schon von meinem Vater und seinen Schachfiguren gehört.«

»Weiter.«

»Also, jedenfalls, der Wynotski hat mir diese arische Kennkarte und die Reiseerlaubnis verschafft.«

»Ich nehme an, der Wynotski ist kein Jude.«

»Halbjude, glaube ich. In seinem Haus und in seinem Laden hat es jedenfalls nur so gewimmelt von Kruzifixen und Rosenkränzen und Bibeln und solchem Zeug.«

»Woher hat Wynotski die arische Kennkarte gehabt?«

»Wahrscheinlich hat er sie von jemandem gekauft, wo ein Familienmitglied gestorben und wo der Todesfall nicht gemeldet war. Jedenfalls, besonders gefragt habe ich ihn danach nicht. Ich meine, Sie verstehen, unter solchen Umständen nimmt man sie doch einfach und fragt nicht viel.«

Kein Dummkopf, der Junge, dachte Sauer. Entweder ein großartiger Schwindler, oder vollkommen ehrlich.

»Red weiter«, sagte Sauer.

»Nun, und da bin ich eben nach Warschau gekommen.«

»Warum?«

»Warum nicht? Es ist doch die größte Stadt Polens. Ich dachte mir, hier habe ich die beste Chance, mich zu verstecken, weil ich hier niemanden kenne und mich keiner erkennen wird.«

»Wie lange bist du schon hier?«

»Drei Tage.«

»Wo hast du dich aufgehalten?«

»Ich fand ein offenes Fenster, rückwärts von der Herrentoilette im Bahnhof. So was wie eine Besenkammer für Scheuerlappen und Eimer und so Zeug. Dort hab ich geschlafen.«

»Was hast du gemacht, wie du vor der Statue auf dem Altstädter Ring gestanden bist?«

»Vor dem Madame-Curie-Museum«, verbesserte ihn Wolf. »Auf jemand gewartet.«

»Auf wen?«

»Also, Sie können sich das ja vorstellen. Ich mußte mich doch irgendwie kümmern, um weiterzukommen. Also hab ich mich umgesehen, hier und dort. Das Geld wurde auch knapp und so. Also es dauerte nicht lange, da höre ich so verschiedenes, und so gehe ich rüber nach Solec, weil es heißt, dort verschaffen sie einem so ungefähr alles. Also gehe ich in den Granadaklub. Schwere Jungens haben sie da ja, kann man sagen, und da lernte ich sie kennen – so eben, diese – Hure.«

Sauer war entzückt.

»Also, jedenfalls, ich krieg heraus, sie ist Jüdin. Selma heißt sie. Sicher ein falscher Name. Jedenfalls war ich erst mal vorsichtig, weil ich mir denke, vielleicht spitzelt sie und verpfeift solche wie mich nur, aber es ist komisch, wie zwei Juden sich sogleich erkennen. Also sagt diese Selma, sie kennt einen, der mir helfen kann, aber ich soll nicht wieder ins Granada kommen, weil Rowdys dort nach versteckten Juden suchen; ich soll sie lieber am nächsten Tag auf dem Altstädter Ring treffen.«

»Und wozu waren die Veilchen?«

Wolf kratzte sich den Kopf und errötete. »Nun, sie war eben doch recht nett zu mir gewesen. Dacht ich mir, kaufst ihr ein paar Veilchen.«

Zwei Stunden lang redete Sauer sanft auf Wolf ein. Fast jede seiner Fragen war eine Falle. Ab und zu sagte Wolf mit kläglicher Stimme: »Herr, wenn Sie mich irremachen wollen, dann wird Ihnen das sicher gelingen. Denn ich bin schon ganz durcheinander, wenn ich nur versuche, mich an die ehrliche Wahrheit zu erinnern.«

Diese Nacht verbrachte Wolf Brandel allein in einer Zelle. Von unten aus der Halle her drang das Schreien der Gefolterten an sein Ohr.

In seiner peinlichen Sorgfalt und Genauigkeit ließ sich Günther Sauer die Bandaufnahmen der Verhöre mit den vier Juden vorspielen. Für Rebekka Eisens Schmerzensschreie, die aus dem großen Verhörzimmer kamen, war er völlig unempfindlich.

Am nächsten Morgen rief Sauer die Gestapodienststelle in Bialystok an. Am Nachmittag riefen sie aus Bialystok zurück. Ja, dort existierte ein

Laden mit Geschenkartikeln, der einem Halbjuden namens Wynotski gehört hatte, aber der Mann war verschwunden. Es waren auch Unterlagen vorhanden über einen Schochet aus Wolkowysk, der ins Ghetto geschickt worden war und der einen Sohn hatte, welcher geflohen war. Edelmann war wegen seiner geschnitzten Schachfiguren tatsächlich berühmt.

Die Hure in Solec? Unauffindbar. Im Augenblick, da sich die Nazis dem Granadaklub näherten, wußte dort niemand über irgendwas Bescheid. Nicht einmal auf ihre eigenen Spitzel konnten sich die Deutschen verlassen. Die Huren hatten Dutzende von Namen. Selma konnte ebensogut eine Elma oder Thelma sein.

Die sorgfältige Ausbildung, die man ihnen wochenlang zuteil werden ließ, hatte die Identität einer tatsächlich existierenden Person angenommen, die nicht auffindbar war. Die genauen Personalien dieser Verschwundenen wurden von den Vertrauensleuten der Batyraner aus allen anderen Städten geliefert. Wolf Brandels ganze Geschichte war Wochen zuvor, ehe er den Namen Herschel Edelmann erhielt, aufs genaueste ausgearbeitet und festgelegt worden. Der echte Edelmann seinerseits lebte als ganz jemand anderer irgendwo in Polen.

»Führt den Herschel Edelmann noch einmal vor«, sagte Sauer.

Der Junge schien nicht verängstigter als es eine Nacht im Gestapohaus verlangte. Sauer suchte nach dem einen einzigen noch möglichen Loch im Netz. Er öffnete seine Schreibtischschublade und nahm ein Schachbrett und Figuren heraus.

»Setz dich.«

»Jawohl.«

»Schwarz oder weiß?«

»Wie Sie wünschen.«

»Ich habe gesehen, wie du dich verteidigst, Edelmann. Jetzt möchte ich sehen, wie du angreifst. Nimm die weißen.«

»Bitte, Herr«, sagte Wolf zögernd, »das ist mir jetzt sehr peinlich, ich meine, unter den gegebenen Umständen hab ich Angst, zu gewinnen.«

»Schau lieber zu, daß du gewinnst, junger Mann.«

Wolf gewann. In neun Zügen.

Er wurde in das große Verhörzimmer geführt, wo er allein auf einem Stuhl unter einem Scheinwerfer zu sitzen hatte. Sonst befand sich nichts im Zimmer. Günther Sauer war in eine Sackgasse geraten; so kam er nicht weiter. Die einzige Methode, die ihm jetzt noch blieb, war eine Identifikation durch einen Schock – oder die Folter. Er wurde aus dem Jungen nicht klug, und er war sich auch durchaus nicht sicher, ob dieser zusammenbrechen würde. Und selbst, wenn er zusammenbrach, mochte er vielleicht wirklich die Wahrheit erzählt und nichts zu enthüllen haben.

Sauer begab sich in die Zelle neben dem Verhörzimmer. Von hier aus konnte er das Verhör durch ein System von Reflexspiegeln beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Hochempfindliche Mikrophone übertrugen alle Geräusche, sogar Herzklopfen, in die Abhörzelle.

»Schafft die Frau hinein«, befahl Sauer.

Er beobachtete Wolf ganz genau, während dieser unruhig auf seinem Stuhl saß. Alles, woran Wolf jetzt noch denken konnte, war, seine Gedanken fest auf Rachel zu konzentrieren, nur an sie zu denken und sich

unablässig einzuschärfen, daß sie stolz auf ihn sein werde, was immer auch passierte.

Die Eisentür kreischte und öffnete sich.

Wolf wandte langsam den Blick zur Tür. Zwei Gestapoleute standen zu beiden Seiten einer Frauengestalt, die sie hochhielten, damit sie nicht zusammensackte. Dann ließen sie sie los. Die Frau torkelte und fiel mit dem Gesicht auf den Fußboden.

Wolf stand zögernd auf und näherte sich ihr.

Sauer beobachtete ihn und hörte zu.

Er kniete nieder und rollte die Frau auf den Rücken. Es war Rebekka Eisen. Ihr Gesicht war verquollen und verzerrt. Ein Auge war geschlossen und blutunterlaufen; aus ihrem zerschlagenen Mund und den herausgerissenen Fingernägeln floß Blut. Sie öffnete mühsam das zitternde Lid des anderen Auges. Sie erkannten einander.

»Fräulein«, sagte Wolf, »sind Sie am Leben . . . kann ich was tun?«

»Junge . . . Junge . . . Wasser . . . «

Ein kleines Lächeln huschte über Sauers Lippen. Wenn die beiden Schauspieler waren, dann hatten sie großartig gespielt. Herschel Edelmann war offensichtlich einwandfrei und hatte die Wahrheit gesagt, aber seine Geschichte war so hundertprozentig unangreifbar, es führte so überhaupt keine Spur irgendwohin, der Junge war ihm so rätselhaft . . .

»Was ist Ihre Meinung?« fragte ihn einer seiner Beamten.

»Sie kennen sich nicht«, sagte Sauer. »Andererseits müssen sie einander nicht unbedingt kennen, wenn er tatsächlich der Verbindungsmann war. Diese Veilchen – ich bin mir nicht sicher wegen der Veilchen.«

»Sollen wir einen Hund hineinschicken?«

»Das werde ich mir noch überlegen.«

Der Miamiklub in der Karmelickastraße im Ghetto war die jüdische Parallele zum berüchtigten Granadaklub in Solec: Treffpunkt der Schmuggler, Hehler und Prostituierten. Im Augenblick waren es die Mitglieder von Max Kleppermanns *Großen sieben,* die dort den Ton angaben.

Besonders zeichnete sich der Miamiklub aber dadurch aus, daß er eine Art »Freihandelszone« war. Alles, was sich im Umkreis dieser üblen Zufluchtstätte abspielte, wurde nicht zur Kenntnis genommen und galt als »vertraulich«. Diese »Vertraulichkeit« wurde sogar von den Deutschen respektiert. Die Nazis begriffen sehr schnell, daß sie eine solche »Freihandelszone« auch für ihre eigenen Zwecke brauchen würden, und ließen deshalb den Betrieb zu. Hinter der Theke befand sich ein halbes Dutzend Zimmer, in denen es zu allen möglichen Transaktionen kam, die niemals belauscht und deren Kontrahenten weder beschattet noch fotografiert wurden. Hier herrschte ein ungeschriebenes Gesetz, Gentlemen's Agreement, Ganovenehre.

Max Kleppermann verstand, daß etwas Besonderes geschehen sein mußte, als er einen Telefonanruf von Rabbi Salomon erhielt, der ihn aufforderte, in den Miamiklub zu kommen.

Nicht ohne eine Portion Vorfreude auf die wichtige Transaktion, die ihn vermutlich erwartete, betrat Max das Lokal. Der Barmann berichtete ihm, daß sein Partner schon in einem der Hinterzimmer auf ihn warte. Er

trat ein und schloß die Tür hinter sich. Andrej Androfski wandte sich um und stand ihm gegenüber. Die Wolken von Max' unvermeidlicher Zigarre füllten das Zimmer. Höchst ungewöhnlich, daß Androfski selbst zu ihm kam.

»Einer von unseren Leuten ist geschnappt worden«, sagte Andrej.

Max gab ein enttäuschtes Stöhnen von sich. Ab und zu hatten sich die Zionisten an ihn gewandt, um die Freilassung von Menschen zu erwirken, die so dumm gewesen waren, sich von Pjotr Warsinsky für die Arbeitsbataillone schnappen zu lassen. Einen ganz großen Schnitt hatte Kleppermann gemacht, als der Kommunist Rodel ins Pawiakgefängnis geworfen worden war. Vielleicht, so hoffte Max, ist es wieder so eine große Sache. Schließlich hatte Rabbi Salomon es sich nicht nehmen lassen, ihn zu rufen, und schließlich war es diesmal sogar Androfski selbst, der zu ihm gekommen war.

»Wer? –«

Andrej wartete einen Augenblick lang mit der Antwort. »Wolf Brandel.«

Max pfiff durch die Zähne. Die Sache wurde interessant. Er polierte hastig seinen Ring an seiner Weste.

»Wo ist er?«

»Im Gestapohaus.«

Max legte seine Zigarre weg und schüttelte den Kopf. Arbeitslager . . . das ließ sich noch in Ordnung bringen. Man brauchte ein paar von den Posten nur ein Trinkgeld zuzustecken. Königs Fabriken im Ghetto – das war schon ein bißchen schwieriger. In diesem Fall ging das Geld direkt an König, es kostete also mehr. Der Ordnungsdienst – bis jetzt hatte er dort noch keinen gefunden, der nicht für zweihundert Zloty zu kaufen gewesen wäre. Das Pawiakgefängnis – das war zwar schwer, aber auch da hatte es noch immer geklappt.

»Gestapohaus«, wiederholte Max mehr zu sich selbst. »Brandels Junge. Ich weiß nicht.«

Max rechnete sich das Für und Wider rasch durch. Er konnte den Brandel-Jungen hineinsausen lassen und sich bei den Deutschen damit lieb Kind machen. Es wäre ein echter Beweis für seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Die Frage war nur: Würden die Deutschen das zu schätzen wissen? Andererseits machten die *Großen sieben* und er mit der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation von Woche zu Woche immer größere Geschäfte. Es würden ihm im Ghetto enorm schaden, wenn ein Verrat bekannt würde. Andererseits, angenommen jedoch, er versuchte, den Brandel-Jungen herauszuholen und es mißlang, und die Deutschen bekamen Wind von der Sache . . . dann war er der Lackierte, und zwar für immer.

Max stand rasch auf. »Laßt mich aus der Sache heraus. Hände weg davon. Ich will nicht ein Wort gehört haben.«

»Setz dich nieder, Max«, sagte Andrej freundlich. »Max, den Auftrag für Mehl für die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation – den streichst du am besten. Wir haben eine neue Quelle.«

Max ließ sich wieder auf seinem Stuhl nieder. »Verdammt noch mal, Androfski, ich habe eine ganze Menge Mühe und Ärger gehabt, um das Mehl hier hereinzukriegen. Ich habe so viel von dem verdammten Mehl

hereingeholt, daß die Hälfte der Bäcker im ‚arischen' Teil ihre Betriebe zumachen mußte.«

»Ich mache nur so einen groben Überschlag, Max, aber ich würde sagen, wir haben gegen vierzig oder fünfzig Leute, die der Ansicht sind, daß wir den ganzen Schmuggel genausogut in eigener Regie machen können.«

Die Worte waren klar und unmißverständlich. Der Brandel-Junge mußte also um jeden Preis herausgeholt werden. Androfski war einer dieser Kerle, die nicht blufften. Max öffnete seine Brieftasche, zog seinen Notizblock heraus und begann, darauf allerlei Zahlen zu kritzeln.

»Wird 'ne schöne Stange Geld kosten.«

»Wir zahlen.«

»Wir müssen mit Gold oder Dollars arbeiten. Denn diese Sache können wir nur durch die Leute arrangieren, die ganz hoch oben stehen.«

»Ich habe nur Zloty«, log Andrej.

»Zloty habe ich auch. Einen Möbelspeicher voll. Die sind weniger wert als das Papier, auf dem sie gedruckt sind. Gold oder Dollars, anders geht es nicht. Dreitausend Dollar.«

»Dreitausend Dollar?«

»Dein Gehör ist ausgezeichnet.«

Andrej traten vor Zorn Tränen in die Augen. Er kehrte Kleppermann den Rücken, um die Wut zu verbergen, die in ihm kochte. So ein dreckiges, stinkendes Mistgesindel. Handeln um ein Menschenleben wie um einen alten Anzug, auf dem Parysowskimarkt. Ein gottverdammter Lump, dieser Kleppermann. Aber da waren Rachels Augen. Tag und Nacht wartete Rachel in seiner Wohnung. Würde er ihr je wieder in die Augen blikken können?

»Gemacht«, flüsterte er.

»Also dann: die Einzelheiten.«

Andrej setzte sich Max gegenüber nieder und hielt das Gesicht in den Händen. »Er wurde auf dem Altstädter Ring geschnappt, als er eine ‚arische' Kennkarte bei sich trug, die auf den Namen eines nicht existierenden Stanislaw Krasnodebski ausgestellt ist. Er war hinausgeschickt worden, um von einem unserer Mädchen aus Krakau etwas zu übernehmen. Die Deutschen haben bei der Razzia vierzig oder fünfzig Leute geschnappt. Massenverhöre. Sie haben sich bestimmt seinen Penis angesehen und wissen, daß er Jude ist. Wir haben Grund zur Annahme, daß bei der Razzia noch mehrere Juden geschnappt worden sind.«

»Einer meiner Jungens wurde bei der gleichen Razzia gefaßt«, sagte Max und fügte ironisch hinzu: »Der hat nicht so viel Glück wie Brandel. Er hat nicht solche Freunde.«

»Bei seiner Aussage tarnt er sich als ein gewisser Herschel Edelmann aus Wolkowysk. Wenn wir Glück haben, haben sie ihn noch nicht identifiziert.«

»Wenn Sauer ihn bearbeitet, braucht er ein bißchen mehr als Glück. Ich werde herauskriegen, wie seine Sache steht. Sollten sie ihn verdächtigen, dann können wir im Gestapohaus nicht an ihn heran. Denn das würde ihn nur in Gefahr bringen. Sauer ist einer von denjenigen, die keine Bestechung nehmen. Wir können nur hoffen, daß der Junge durchhält und nicht schlappmacht. Jedenfalls müssen wir warten, bis er anderswohin überstellt wird.«

Andrej nickte. Max stand auf.

»Max . . . ich weiß, die *Großen sieben* können uns kaputt machen, aber eins sage ich dir: Wenn ihr uns hereinlegt, dann kriegst du's als erster, und zwar von mir persönlich.«

XXIV

Acht Tage vergingen.

Rachel Bronski wartete in Onkel Andrejs Wohnung, vierundzwanzig Stunden lang, Tag um Tag saß sie da, wies allen tröstenden Zuspruch von sich, aß nur gerade so viel, als sie brauchte, um sich am Leben zu erhalten.

Jedesmal, wenn Andrej eintrat und den Kopf schüttelte, durchfuhren sie Angst und Schrecken, die ebenso schmerzten wie ein Schnitt von den Glasscherben oben auf der Mauer. In nächtelangem Wachen hielt sie die Augen so lange offen, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrach. Und auch dann fand sie nur ein paar alptraumbeschwerte Stunden gnädigen Erschlaffens. Zuckend und schweißgebadet warf sie sich dann im Bett hin und her und wachte auf, während ihr Herz wie eine Trommel schlug und ihr der Schweiß in die Augen lief, hatte sie doch vermeint, Wolf blutüberströmt und zerschlagen am Fußende des Bettes stehen zu sehen, und da hatte sie aufgeschrien vor Grauen und Schrecken, und aufs neue begonnen, wie ein gefangenes Tier im Käfig ruhelos im Zimmer auf und ab zu gehen.

Diesen ganzen albernen Moral- und Anstandskrieg, den ich gegen ihn gekämpft habe. Diese ganze Sittsamkeit – diese Angst und Furcht . . . Und jetzt war Wolf in diesem grauenhaften Haus eingesperrt. Ich habe ihn ungeliebt ins Grab befördert. Ich habe ihn ins Grab geschickt – ungeliebt. Wenn Andrej in die Tür tritt und mir sagt, daß Wolf tot ist, dann muß ich auch sterben.

Rachel entwickelte für Geräusche eine geradezu übermenschliche Hellhörigkeit. Vier Stockwerke hoch konnte sie hören, wie sich unten das Haustor öffnete und schloß. Jedesmal, wenn sie die Haustür gehen hörte, ging sie zur Wohnungstür, lehnte sich gegen sie und zählte die Schritte.

Bis zu Andrejs Wohnung waren es sechzig Stufen.

Jedesmal zählte sie mit. Zuweilen hörte das Geräusch der Schritte im ersten Stockwerk auf, im zweiten oder im dritten. Sie konnte genau unterscheiden, ob jemand die Treppe heraufstieg oder den Korridor entlangging.

Sie konnte unterscheiden, ob jemand heraufkam oder hinunterging.

Der neunte Tag.

Sie hatte sich das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen, das Haar geordnet und sich ans Fenster gesetzt. Unten im Hausflur wurde das Tor geöffnet und wieder geschlossen. Rachel lauschte und begann zu zählen.

. . . zehn . . . elf . . . zwölf . . .

Die Schritte hatten den ersten Stock erreicht.

. . sechzehn . . . siebzehn . . . achtzehn . . .

Sie konnte die verschiedenen Arten von Schritten unterscheiden, während sie nach oben kamen. Das dumpfe, müde Latschen war ein alter

Mann. Das klare scharfe Geräusch kam von den hohen Absätzen einer Frau. Das schwache, weiche Geräusch – ein Kind.

. . . dreiunddreißig . . . vierunddreißig . . . fünfunddreißig . . .

Zwei Männer! Zwei Männer, die langsam heraufkamen. Heutzutage kam jeder langsam und mühsam die Treppe herauf.

. . . dreiundvierzig . . . vierundvierzig . . . fünfundvierzig . . .

Ihr Herz begann zu rasen. Zwei Männer waren auf dem Treppenabsatz im dritten Stock! Lieber Gott, bitte laß sie nicht in die Wohnung dort unten gehen. Bitte, lieber Gott! Bitte mach, daß sie hier heraufkommen! Bitte, bitte, lieber guter Gott! Ich habe noch nie zwei Männer hier heraufkommen gehört! Bitte, bitte!

. . . einundfünfzig . . . zweiundfünfzig . . . dreiundfünfzig . . .

Rachel wich am ganzen Körper bebend von der Tür zurück.

. . . neunundfünfzig . . . sechzig.

Die Tür öffnete sich.

Andrej trat ein . . . und jemand hinter ihm.

»Wolf!«

Er trat langsam ein und nahm die Mütze ab. Rachel stürzte in seine Arme und kämpfte die Finsternis einer Ohnmacht zurück, die sie überwältigen wollte.

Einen Moment lang war sie zu erschrocken, um auch nur aufzublicken. War dies vielleicht nur wieder ein neuer Alptraum?

Nein . . . nein . . . diesmal war es kein Traum. Sie blickte auf. Er war unversehrt. Nur eine Narbe war auf der Wange. Jetzt erst brach sie in einen unaufhaltsamen Tränenstrom aus.

»Rachel«, flüsterte er. »Mir ist nichts passiert. Bitte weine nicht. Mir ist nichts geschehen . . .«

Andrej ließ sie allein und schloß die Tür hinter sich.

Alexander und Sylvia saßen in ihrem Zimmer, totenblaß, leblos wie Gespenster. Keiner von beiden hatte während der Stunde, seitdem Wolf zu Rachel gegangen war, ein einziges Wort gesprochen.

Andrej klopfte leise an und trat ein.

»Dr. Glaser hat ihn untersucht. Keiner von den Hundebissen ist infiziert. Er ist vollkommen in Ordnung.«

Seine paar Worte lösten bei Sylvia einen neuerlichen Tränenausbruch aus. Aber dann begann das Baby zu schreien, sie nahm es an ihre Brust und wiegte es hin und her, ohne Alexanders tröstende Worte auch nur zu hören.

Alexander gab Andrej mit einer Kopfbewegung zu verstehen, Sylvia sich selbst zu überlassen, ging dann auf Zehenspitzen aus dem Zimmer, und beide zogen sich in sein Büro zurück. Alexander begann, sich heftige Selbstvorwürfe zu machen.

»Hör auf zu jammern!« befahl Andrej. »Er ist ein mutiger Junge.«

»Wo ist er jetzt?«

»Weißt du's denn nicht?«

»Wieso sollte ich es denn wissen?«

»Er ist bei seinem Mädchen.«

»Bei seinem Mädchen?«

»Ja, bei meiner Nichte.«

»Ach, das wußte ich wirklich nicht.« Alexander begann sich von neuem mit Selbstvorwürfen zu plagen, ein so schlechter Vater zu sein, daß ihm der eigene Sohn nicht einmal anvertraut habe, ein Mädchen zu lieben.

»Sei doch still, Alex. Der Junge lebt und ist in Sicherheit.«

Alexander redete immer weiter. »Während dieser ganzen furchtbaren acht Tage habe ich mir gesagt, es war richtig, Wolf herauszuholen. Es ist nicht das erstemal, daß wir die Freiheit für unsere Menschen mit Geld erkauft haben. Rodel kostete uns fast zweitausend, als er im Pawiakgefängnis saß, und er war nicht einmal einer der unseren. Die Kommunisten haben gar nicht daran gedacht, mir das Geld für Rodels Freilassung zurückzuzahlen. Es war richtig und in Ordnung, daß wir Wolf ausgelöst haben. Wir hätten für jeden unserer Menschen das gleiche getan.«

»Wenn du's hören willst, dann werde ich's dir sagen!« brüllte Andrej wuterfüllt. »Es war nicht in Ordnung! Du hättest deinen Sohn lieber sterben lassen sollen, als vor Kleppermann im Staub herumzukriechen!«

»So darfst du nicht sprechen, Andrej!«

Andrej riß ihn vom Stuhl, ergriff ihn bei den Rockaufschlägen und schüttelte ihn wie ein schwereloses Nichts hin und her. »Auf dem Bauch im Dreck kriechen! Max Kleppermann um Gnade anflehen! Mit diesen dreitausend Dollar hätten wir genug Gewehre kaufen können, um das Gestapohaus zu stürmen und deinen Sohn auf menschenwürdige Art herauszuholen!«

Alexander fiel weinend gegen seine Schulter, aber Andrej stieß ihn auf seinen Stuhl zurück. »Der Herr soll dich verfluchen, Alex! Verfluchen und verdammen soll er dich! Schlag dein verfluchtes kostbares Tagebuch auf und lies mir von den Massenmorden an den Juden in der Sowjetunion vor!«

»Um Himmels willen, laß mich in Ruhe!«

»Ich brauche Geld! Ich will Geld! Um Waffen zu kaufen!«

»Nein – niemals. Niemals, Andrej. Wir müssen zwanzigtausend Kinder am Leben erhalten – nicht einen Zloty für Gewehre!«

Alexander Brandel rang verzweifelt nach Luft, während das Zimmer sich um ihn drehte. Er hatten den Riesen, der so wütend auf ihn herabblickte, noch nie wirklich zornig gesehen. In die Ecke gedrängt und innerlich geschlagen, bettelte seine Seele geradezu instinktiv um das Leben der Kinder.

»Ich habe es satt«, zischte Andrej. »Macht, was ihr wollt – aber ohne mich!«

»Andrej!« rief Alexander hilflos.

»Der Teufel soll dich holen!«

»Andrej!«

Der Ruf erreichte Andrej nicht mehr. Er hatte schon die Tür hinter sich zugeknallt.

Ziellos, wie im Nebel, wanderte Andrej Androfski durch die Straßen des Ghettos. Es war geschehen. Einen Weg zurück gab es nicht mehr. Er wanderte und wanderte wie blind vor Betäubung; er sah weder die Leichen noch hörte er das herzzerreißende Jammern der Bettelkinder oder die brutalen Knüppelhiebe der Posten des jüdischen Ordnungsdienstes.

Dann stand er wieder im Flur seines Hauses vor der Reihe von Briefkästen. Unwillkürlich fuhr seine Hand in die Öffnung von Nummer 18. Er

zog zwei Armbinden heraus. Zwei weiße Armbinden mit dem gelben Stern der Schande. Die Kinder waren noch oben. Wolf und Rachel. Er schob die Armbinden wieder zurück in den Schlitz und suchte in seinen Taschen. Zwei Geldscheine. Zweimal hundert Zlotys. Immer, wenn er tiefer und tiefer stürzte, hielt ein Name ihn davor zurück, bis auf den Grund zu stoßen – Gabriela. Zweihundert Zloty. Genug, um hinüber auf die »arische« Seite zu gelangen. Er brauchte sie so dringend wie noch nie.

»Ich gehe. Ich habe alles hingeschmissen«, sagte Andrej.

»Was wirst du jetzt tun?« fragte Gaby.

»Versuchen, die Verbindung mit der Heimatarmee aufzunehmen. Sie werden mir ein Kommando geben. Die Heimatarmee braucht Leute wie mich. Sie werden nicht diskutieren mit kleinlichen Haarspaltereien – sie werden kämpfen – ich habe dieses verdammte Herumgerede satt – alle diese Geschäfte mit Kleppermann.«

Gaby beobachtete ihn, während er vor sich hinsprach.

»Roman. So heißt der Befehlshaber der Heimatarmee im Bezirk Warschau. Roman. Ich werde schon irgendwie an ihn herankommen. Wirst du bei mir bleiben und zu mir halten, Gaby?«

»Das weißt du doch.«

Er legte den Arm um ihre Hüfte und barg seinen Kopf auf ihrem Schoß. Sie strich ihm über das Haar. »Bist du sicher?«

»Ich bin sicher – vollkommen sicher.«

Halbwach und noch schläfrig blinzelnd, räkelte sich Rachel in Onkel Andrejs Bett, zutiefst überwältigt von der Herrlichkeit ihres Erlebnisses. Das also war die Liebe. Sie war wunderbar. Mit nichts vergleichbar, das sie in ihrem bisherigen Leben kennengelernt hatte.

Wolf neben ihr war völlig erschöpft, doch zugleich entspannt. Sein Gesicht, seine regelmäßig gewordenen Atemzüge verrieten, daß er glücklich war, daß sie ihn glücklich gemacht hatte.

Und über so etwas Einfaches hatte sie sich soviel Kopfzerbrechen gemacht . . . merkwürdig . . . warum hatte sie eigentlich so lange gezögert, ihm ihre ganze Liebe zu schenken? Sie begriff sich selbst nicht mehr. Es war weder etwas Häßliches noch etwas Schwieriges gewesen. Und sie hatte auch keinerlei Scham empfunden, als sie zum erstenmal seinen völlig nackten Körper erblickt hatte. Es war ihr gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß auch sie hüllenlos vor ihm gestanden war, preisgegeben seinen Blicken, darauf wartend, daß er sie in seine Arme schließe, zur Frau mache. Und Wolf war so unendlich zart und behutsam gewesen, hatte ihre innere Unbeholfenheit gespürt bei diesem ersten Bekenntnis zur Unendlichkeit der Liebe, die sie für ihn empfand.

Armer, lieber Wolf, dachte Rachel. Du warst so schüchtern, daß du gar nicht sagen konntest, was deine Lippen schon zu Worten geformt hatten, aber ich habe dennoch jedes einzelne Wort gespürt, aus der Art, wie du mich geküßt, meine Brust berührt und mich in deinen Armen gehalten hast. Jetzt kann geschehen, was mag, es wird nie mehr ganz so schlimm sein . . . Ich bin auch ein bißchen schläfrig, und Onkel Andrej ist sicher wütend. Ich hoffe nur, daß er zu Gabriela gegangen ist, denn ich gehe jetzt nicht von hier fort . . .

Sie blickte auf Wolf. Hier lag er. Ein großer Junge, ein Mann, ihr Mann. Zärtlich strich sie mit ihrer Hand über seine Brust, seine Wangen, sein Haar, schob sanft ihren Arm unter seinen Nacken, schmiegte sich an ihn, ganz nahe, noch näher, suchte seine Lippen.

Ihre Küsse weckten ihn aus seinem Schlummer. Es tat wohl, Rachel neben sich zu fühlen, den Duft ihres Körpers zu atmen, ihr Herz unter der sanften Rundung, die er mit seiner Hand umfaßt hielt, schlagen zu hören. Er griff nach ihr. Das Wunder der Erfüllung begann sich zu wiederholen.

XXV

Tagebucheintragung

Seit zehn Tagen wurde Andrej von keinem mehr gesehen. Wir vermuten, daß er drüben auf der »arischen« Seite ist. Nach all den vielen Jahren der gemeinsamen Arbeit fällt es schwer zu glauben, daß er uns wirklich verlassen haben sollte. Keinem von uns war bis jetzt klar gewesen, was für ein Symbol der Sicherheit er für uns dargestellt hat. Sein Verschwinden war ein schwerer Schlag für den Mut und die Zuversicht hier in der Mila 19.

Wir haben jetzt neunzig Suppenküchen in Betrieb und etwa zwanzigtausend Kinder in der Obhut der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation.

Dr. Glaser berichtet mir, daß wir eine neue Sorge haben: Geschlechtskrankheiten. Vor dem Krieg war Prostitution niemals ein jüdisches Sozialproblem gewesen. Jetzt aber häuften sich die Fälle, in denen Frauen und Töchter, sogar aus guten, alten und orthodoxen Familien, auf die Straße gehen.

Wenn eine Familie eine Tochter an einen Angehörigen des Ordnungsdienstes verheiraten kann, gilt das als eine ungewöhnliche Verbesserung der sozialen Position.

Tommy Thompson ist aus Polen ausgewiesen worden. Wir haben einen guten Freund verloren. Allerdings waren wir darauf seit langem gefaßt gewesen. Anna Grünspan hat schon eine neue Verbindung geschaffen, über die wir die Gelder des Amerikanischen Hilfsfonds hereinholen können. So unwahrscheinlich es klingt: Es ist ein Bursche namens Fordelli, Zweiter Sekretär an der italienischen Botschaft. Er ist zwar ein guter Faschist, aber sehr gegen die Art, wie die Deutschen die Juden behandeln. Ob Anna ein Verhältnis mit ihm hat?

ALEXANDER BRANDEL

Alexander hatte ein besonderes Ahnungsvermögen für schlechte Nachrichten; er roch sie förmlich. Im Augenblick, da Erwin Rosenblum in sein Büro trat, wußte er, daß irgend etwas schiefgegangen war. Erwin ging im Zimmer auf und ab und rang die Hände.

»Heraus damit!«

»Mein Passierschein für die ‚arische' Seite ist aufgehoben worden.«

»Hat de Monti protestiert?«

»Er ist vor vier Tagen an die Ostfront gefahren. Er weiß es noch gar nicht.«

»Im Vertrauen gesagt, es ist vielleicht sogar besser, wenn du hier drinnen bei uns im Ghetto bleibst.«

»Aber alle unsere Verbindungen auf der ‚arischen' Seite . . .«

»Es wurde in der letzten Zeit sowieso immer schwieriger für dich, jemand zu treffen, und de Monti hat sich ja geweigert, zu helfen. Du warst doch keine Minute unbeobachtet. Erwin, ich habe darüber nachgedacht. Wir können dich sofort hier in der Mila 19 unterbringen. Und wir brauchen dich für verschiedene Dinge.«

»Zum Beispiel?«

»Als kulturellen Leiter der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation. Na, na, das ist gar kein Grund, nur verächtlich mit den Achseln zu zucken und die Nase zu rümpfen. Diskussionsabende, Konzerte, Theateraufführungen, Schachturniere – das muß alles organisiert werden, und sie werden von Tag zu Tag wichtiger, denn die Menschen müssen etwas bekommen, das sie wenigstens für kurze Zeit ihr Elend vergessen läßt. Na, was sagst du dazu?«

»Ich sage nur: Du bist ein guter Freund.«

»Und da ist noch etwas: die Bruderschaft. Ich kann nicht mehr Schritt halten mit all dem Material, das für das Tagebuch hereinkommt. Ich denke darüber schon seit langem nach. Wir müssen im Keller eine Geheimkammer ausbauen. Wenn du mithilfst, könnten wir ein richtiggehendes Archiv schaffen.«

Erwin zuckte die Achseln. Das alles kam ihm nur wie Mitleid vor.

»Überleg dir's Erwin. Sag mir Bescheid.«

An diesem Abend kam Susanne Geller in Erwins Wohnung. Seitdem das Ghetto bestand, hatten sie kaum mehr Zeit füreinander übriggehabt. Denn Susanne ging völlig in ihrer Arbeit für das Waisenhaus auf, und Erwin war fast stets auf der »arischen« Seite gewesen. Nur ungefähr einmal in der Woche hatten sie sich bei den Zusammenkünften der Bruderschaft getroffen, und dann waren sie zumeist zu müde gewesen, um sich einander oder irgendwelchen privaten Vergnügungen zu widmen. Es hatte den Anschein, als würde ihre Verlobung nie zu einer Heirat führen.

»Susanne!« rief Mama Rosenblum entzückt.

»Hallo, Mama Rosenblum.«

»Hast du schon gehört?«

»Ja.«

»Vielleicht kannst du seine Stimmung ein bißchen heben.«

Erwin saß auf dem Rand seines Bettes und blickte mißmutig auf ein Loch in seinem Pantoffel. Sie setzte sich neben ihn auf das ächzende Bett.

»Na, bist du gekommen, um das Totengebet zu sprechen?«

»Ach, red kein dummes Zeug. Alex hat dir einen verantwortungsvollen Posten angeboten. Also, reiß dich zusammen. Sei ein Märtyrer.«

»Besten Dank dafür, daß du vorbeigekommen bist, um mich so zart zu trösten.«

»Erwin, wirst du den Posten annehmen?«

»Habe ich vielleicht eine andere Wahl, wie?«

»Hör auf zu stöhnen. Alex ist schon ganz aufgeregt über die Geheimkammer im Keller. Du weißt ja, wie wichtig die Arbeit am Tagebuch ist.«

»Schon gut, schon gut. Ich kann mich vor Glück gar nicht fassen.«

»Im Vertrauen gesagt, Erwin, ich bin sogar froh, daß du nicht mehr auf die ‚arische' Seite hinübergehst. Ich habe deinetwegen immer Angst gehabt, trotz deiner hochoffiziellen Legitimation.«

»Das ist immerhin etwas. Ich hätte nicht geglaubt, daß du überhaupt noch Zeit hast, an mich zu denken.«

»Mein Gott, bist du aber in schlechter Laune! Natürlich denke ich an dich.«

»Entschuldige.«

»Erwin«, sagte sie und ergriff seine Hand, »auf dem Weg hierher habe ich mir alles genau überlegt. Wir werden beide nicht jünger, und ich werde, weiß Gott, auch nicht hübscher. So wie die Verhältnisse jetzt einmal sind, sollten wir doch vielleicht daran denken, zu heiraten. Ganz abgesehen davon, daß wir beide ab und zu vielleicht ein klein wenig Freude nötig hätten, sprechen auch ganz praktische Gründe dafür. Zum Beispiel, du wirst die meiste Zeit in der Mila 19 arbeiten. Es wird dir schwerfallen, die Wohnung hier zu behalten. Wozu also die Platzverschwendung? Wenn wir verheiratet sind, gibt uns Alex unser eigenes Zimmer im zweiten Stock, und du könntest die Mama holen und so weiter und so weiter.«

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Wange. »Welcher Mann könnte einem solchen Antrag widerstehen?«

Tagebucheintragung

Erwin und Susanne wurden gestern von Rabbi Salomon getraut. War auch höchste Zeit.

ALEXANDER BRANDEL

XXVI

Von der Ostfront nach Warschau zurückgekehrt, mußte Christopher de Monti feststellen, daß Erwin Rosenblum nicht mehr da war, daß man sein Büro und seine Wohnung von oben bis unten durchsucht und mit versteckten Mikrophonen ausgestattet hatte und daß auch seine eigene Telefonverbindung nach der Schweiz nicht mehr funktionierte.

Er rief Erwin im Ghetto an und erfuhr, daß das Telefon gesperrt worden sei. Daraufhin stürmte er in das deutsche Presseamt im Hotel *Bristol,* wo sein Versuch, Horst von Epp zu sprechen, von einem untergeordneten Bürokraten abgewehrt wurde.

»Ich bedaure, Herr de Monti, aber Herr von Epp ist zu einer Konferenz nach Berlin gefahren.«

»Wann kommt er zurück?«

»Bedaure, das weiß ich nicht.«

»Und wo kann ich ihn in Berlin erreichen?«

»Bedaure, das weiß ich auch nicht.«

Ein zweiter untergeordneter Beamter äußerte sich ähnlich bedauernd über die Aufhebung von Erwins Sondererlaubnis, und ein dritter unter-

geordneter Beamter bedauerte die Sperrung von Christophers Telefonleitung in die Schweiz.

»Bedaure, Herr de Monti. Aber bis zum Eintreffen weiterer Anweisungen müssen Sie alle Ihre Berichte vor der Weitergabe hier in der Zensurstelle einreichen.«

Christopher war müde. Die lange Autofahrt von der Front hatte ihn ein wenig mitgenommen. Er unterdrückte seinen Ärger, denn er wußte, daß sich im Augenblick nichts machen ließ. Am zweckmäßigsten war vorerst ein heißes Bad, ein großer Whisky und die sonstigen Annehmlichkeiten, auf die sich ein Mann freut, der im Dreck und Schlamm gelebt hat.

Während er sich im Bad aufweichen ließ und seinen Whisky trank, beschloß er, die Dinge einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Zuerst mußte er sich einmal gründlich ausschlafen, dann würde er wieder einen klaren Kopf haben, um darüber nachzudenken.

Um sich nicht mit anderen unterhalten zu müssen, versteckte sich Christopher an einem Ecktisch im *Brühl,* wo er mißmutig und lustlos an einem ledernen Schnitzel herumkaute.

»Keinen Appetit heute, Herr de Monti?« fragte der Kellner gönnerhaft, als Christopher den Teller wegschob. »Es wird immer schwerer, ein eßbares Menü zusammenzustellen. Alles kriegen die . . . nun, Sie wissen schon.«

Christopher zeichnete die Rechnung ab und trat auf die Straße hinaus. Warschau war zu einer lustigen und vergnügten Stadt geworden, voll von deutschen Truppen, die sich noch amüsieren wollten, ehe sie an die Ostfront zogen. Obwohl das polnische Volk seinen Haß gegen den Feind offen erkennen ließ, gab es Frauen genug, die sich durch keine patriotischen Bedenken davon abhalten ließen, den deutschen Soldaten einen netten Abend zu bereiten. Die Bordelle verdienten ein Vermögen; in den Kneipen flossen Bier, Wodka und Sliwowitz, und selbst die betagtesten Straßenmädchen entdeckten Goldadern, die sie nie erwartet hätten.

Die meisten Musiker Warschaus waren Juden. Heimlich schlüpften viele deutsche Soldaten mit ihren Mädchen deshalb ins Ghetto hinüber, um dort in einem der fünfzig Nachtlokale, die zumeist von den *Großen sieben* betrieben wurden, zu tanzen und sich ein bißchen zu amüsieren, denn auf der »arischen« Seite war die Musik scheußlich.

Christopher überquerte mehrere Straßenkreuzungen. Nicht nur müde und unruhig von den Schrecknissen des Krieges, verdroß es ihn auch, daß er durch die unerwartete Wendung der Dinge in Warschau einigermaßen im luftleeren Raum hing.

Aus den Lokalen hallte der dröhnende Gesang von betrunkenen Deutschen und von betrunkenen Polen. Um nicht dauernd von Straßenmädchen angesprochen zu werden, überquerte Christopher den Pilsudskiplatz und blieb dann stehen, um sich zurechtzufinden.

Zurück zu seinem Wagen und nach Hause? Nein. In der verdammten Wohnung war es nicht auszuhalten.

Irgendwo eine Party ausfindig machen? Sich mal ordentlich gehen lassen und nachher vielleicht noch ein kleines Abenteuer? Nein.

Christopher sah sich um und bemerkte, daß er fast automatisch begonnen hatte, einen Fußweg im Sächsischen Garten hinaufzugehen.

Mit jedem Schritt erschien ihm der Spaziergang köstlicher, weil er jetzt

endlich den Lärm und die Geräusche Warschaus hinter sich ließ. Während er weiterging, wurde es dunkler, und man konnte nicht mehr viel sehen. Alles, was er jetzt noch hören konnte, war ein gelegentlich halb unterdrücktes Quietschen jener Pärchen, denen das Gebüsch die fehlende Wohnung ersetzen mußte. Ab und zu tauchte ein verlegen aussehendes Pärchen aus dem Gesträuch auf und schritt mit abgewandten Gesichtern davon.

Christopher ging am Schwanenteich vorbei. Wie oft hatte er hier auf Debora gewartet . . . auf der Bank gesessen . . . darauf gewartet, daß sie auftauchte. Dieser so wunderbare erste Augenblick, da er sie erblickt hatte . . . Dieser Augenblick würde sich nie ändern, nie in seiner Erinnerung verblassen.

Verdammter Narr, hier so herumzusitzen. Debora kommt nicht den Parkweg herab . . . Keine Aussicht auf ein Rendezvous. Keine schöne Debora, die man durch die Samtvorhänge hindurch beobachten konnte. Nur ein Zimmer voller Mikrophone und verborgen spionierender Augen.

Christopher spürte, wie es ihn mit nahezu magnetischer Gewalt zur Ghettomauer hinzog. Er durchquerte den Sächsischen Garten und ging die Chlodna entlang, die das große Ghetto vom kleinen trennte. An beiden Seiten verlief die Mauer. In den Glasscherben, die obenauf einzementiert waren, glitzerten die Lichter der Nacht und blitzten gelegentlich wie das plötzliche Funkeln im Auge einer Ratte.

So dunkel . . . so still. Es war schwer zu begreifen, daß hinter dieser Mauer sechshunderttausend Menschen schweigend lagen. Alles, was er hören konnte, war das Geräusch seiner eigenen Schritte, alles Lebendige, was er sah, war sein eigener Schatten, der länger und länger wurde, indes das schräg einfallende Licht seine Bewegungen verzerrte.

Er stand unter der Brücke. Sie war geradezu in eine Unmenge von Stacheldraht eingehüllt. Bei Tag war er schon oft hierher gekommen und hatte zu ihr hinaufgeblickt und die Juden beobachtet, wie sie durch den »polnischen Korridor« von einem Ghetto zum anderen hinübergingen, und hatte über alle Hoffnung hinaus gehofft, vielleicht doch einen Blick von Debora zu erhaschen.

Eine halbe Stunde lang blieb er stehen.

Ach, zum Kuckuck, dachte er und ging rasch weg.

Aus dem Augenwinkel bemerkte er in einer Vertiefung in der Mauer vor ihm eine plötzliche Bewegung. Unversehens traten zwei Männer hervor und versperrten ihm den Weg. Christopher blieb stehen und blickte über die Schulter hinweg zurück. Zwei weitere Männer standen hinter ihm. Er konnte ihre Gesichter nicht unterscheiden, aber ihre Kleidung, ihre ledernen Mützen und ihre Größe ließen darauf schließen, daß sie Strolche waren.

»Na, Judenjunge, wartest wohl auf jemanden?« sagte eine Stimme.

Rowdys auf Judenjagd. Großer Sport heutzutage. Gute Einkommensquelle. Was sollte er tun? Seine Papiere vorweisen und weitergehen?

»Na, mach schon, Judenjunge. Zweihundert Zloty oder du machst einen kleinen Spaziergang zum Gestapohaus.«

Christopher begann innerlich zu kochen. »Schert euch zum Teufel«, schnarrte er und ging direkt auf die beiden vor ihm zu.

Einer von rückwärts packte ihn am Arm und drehte ihn um. Christo-

phers Faust schoß dem Kerl an den Mund, der Mann fiel, schlug auf den Rinnstein und landete flach auf dem Rücken.

Verdammt noch mal! Kann ich mich nicht beherrschen?

Mit einem Sprung stürzten sich jetzt zwei der Kerle auf ihn. Während er sich von ihnen noch freizukämpfen versuchte, hieb ihm der dritte mit einem Schlagring auf die Schläfe.

Mit einer plötzlich aus ihm hervorbrechenden Welle brutaler Körperkraft stieß er die Kerle von sich. Doch während er sich freischüttelte, war der erste Angreifer wieder aufgestanden und versetzte ihm mit der Faust einen solchen Schlag ins Auge, daß Christopher einen Moment lang nichts sehen konnte. Er wankte zurück, bis er mit dem Rücken an die Ghettomauer stieß.

Als ihn der Schlagring neuerlich traf, stöhnte Christopher auf. Er fiel auf Knie und Hände, torkelte und wankte auf allen vieren, während sich der Erdboden um ihn drehte.

»Steh auf, Judenjunge! Aufstehen!«

Christopher blickte auf. Sie standen über ihn gebeugt. Der eine mit dem Totschläger, der andere mit einer scharfkantig zerbrochenen Flasche. Der dritte mit einem blutigen Maul, das er von seinem Fausthieb hatte. Den vierten Mann konnte er nicht sehen.

In seinem Kopf wurde es wieder klarer, und der Erdboden stand wieder still. Christopher taumelte auf die Füße zurück und rammte seine Schulter gegen den Kerl mit der Flasche, um aus dem Ring auszubrechen. Der plötzliche Stoß verschlug dem Kerl den Atem; er fiel hin und saß luftschnappend auf der Erde.

Doch dann ging Christopher unter einem Hagel von Schlägen und Fußtritten zu Boden. Sie rissen ihn hoch, stellten ihn auf die Füße, mit ausgebreiteten Armen gegen die Mauer, wie bei einer Kreuzigung. Der Anführer konnte sich nicht versagen, einen letzten Tritt in die Magengrube seines hilflosen Opfers zu feuern. Einer hielt ein brennendes Streichholz vor Christophers Gesicht. Sie prüften seine dunklen italienischen Züge genau. »Stimmt schon, das ist 'n Jude.«

Christopher hob den Kopf und öffnete die Augen und knurrte etwas. Der Anführer hielt ihm die scharfkantige Flasche dicht vors Auge, damit er es nicht wage, sich zu rühren.

In diesem Augenblick stieß Christopher dem Kerl das Knie in die Weichteile; der Mann schrie vor Schmerz auf und wankte zurück, kam aber gleich wieder vor, blind vor Wut und offenbar darauf und dran, ihm das Gesicht zu zerstückeln

»Wart mal! Für 'nen Juden wehrt der sich zu gut. Lieber erst mal sichergehen, ob er auch bestimmt einer ist.«

»Darauf kommt's jetzt nicht mehr an. Nehmt ihm das Geld weg und Schluß!«

»Heiliger Strohsack! Schaut euch diese Ausweise an! Das ist gar kein Jude!«

»Dann nichts wie abhauen, aber schnell!«

Rasche Schritte . . . sie entfernten sich . . . weg.

Blutüberströmt sank Christopher zu Boden. Dann tastete er in der Dunkelheit nach einem Halt, um sich wieder aufzurichten.

Jemand stand über ihn gebeugt. Es gelang ihm, etwas den Kopf zu he-

ben, gerade genug, um in die Gesichter eines zutiefst erschrockenen älteren Ehepaars sehen zu können.

»Helfen Sie mir, bitte . . .«

»Rühr ihn nicht an, Papa. Siehst du denn nicht, daß das ein Jude ist? Er ist gewiß über die Mauer geklettert. Weg – schnell weg, bevor die Wache kommt.«

XXVII

Eine Woche verging, bis Horst von Epp nach Warschau zurückkehrte. Er betrat die Kirche vom Heiligen Kreuz, wo er Christopher kniend in der ersten Bankreihe erspähte und kniete neben ihm nieder.

»Um Gottes willen«, sagte Horst, »was ist denn Ihnen passiert?«

»Man hat mich irrtümlich für einen Juden gehalten.«

»Böser Irrtum heutzutage.«

»Da hätten Sie mich erst vor einer Woche sehen sollen.«

»Ich dachte mir, es ist besser, wenn wir uns außerhalb des Büros treffen«, sagte Horst und lenkte Christophers Blick mit einer Gebärde seiner Augen in Richtung des kleinen schwarzen Kästchens auf dem Altar, das Chopins Herz enthielt. »Gehen wir lieber ein bißchen spazieren. Vielleicht ist sogar in diesem Kästchen ein Mikrophon versteckt. Heute morgen habe ich schon auf ein Mikrophon gebissen, das in meiner Frühstückssemmel steckte.«

Die Hand vor die Augen haltend, suchten sie sich gegen die pralle Sonne zu schützen. Christopher setzte sich eine dunkle Brille auf, um seine blauen Flecken zu verdecken, und sie schlenderten die Neue-Welt-Straße hinunter. Auf der anderen Straßenseite folgten ihnen jetzt zwei Männer, und im Schneckentempo fuhr von Epps Wagen neben ihnen her. »Wunderbares System«, sagte von Epp. »Auf diese Weise weiß niemand genau, wer eigentlich wen beobachtet. Und was für einen Eindruck hat die russische Front auf Sie gemacht?«

»Nichts als Siege für das Vaterland. Das Dumme ist nur, ich habe eine Menge Schwierigkeiten, um meine Berichte über Ihre ruhmreichen Leistungen hinauszuschicken.«

»Ja, das tut mir leid. Ihre Leitung nach der Schweiz ist heute morgen wiederhergestellt worden. Diese dämlichen Holzköpfe. Ich wußte, daß es im Augenblick, wo ich Warschau verließ, drunter und drüber gehen würde.«

»Bekomme ich auch Rosenblum zurück?«

Sie überquerten die Straße.

»Ihr Schweigen ist geradezu ohrenbetäubend, Horst«, drängte Christopher.

»Seien Sie doch vernünftig.«

»Er ist wie meine rechte Hand.«

»Ich sagte Ihnen doch, daß ich nicht weiß, wie lange ich ihn aus dem Ghetto heraushalten könnte.«

Sie gingen schweigend weiter und blieben dann an der Kreuzung stehen, an der die Jerusalemallee in die Straße des 3. Mai übergeht. Heulen-

de Sirenen ließen alle Bewegung erstarren. Zwei Motorräder, gefolgt von einem Stabswagen und danach eine Kolonne von hundert Lastwagen voll frischer Truppen ratterten an ihnen vorbei. Aus zwei oder drei der Lastkraftwagen konnten sie ein paar Töne eines Marschliedes erhaschen. Die Kolonne fuhr in Richtung der kürzlich wiedererbauten Brücke nach Praga.

Kanonenfutter für die Ostfront, dachte Christopher. Der Blitzkrieg war quer über die Steppe gefegt. Die phantastische Militärmaschine war im Begriff, das riesige, gewaltige Rußland einfach in Scheiben zu schneiden – vom Schwarzen Meer bis zu den Toren Moskaus. Im Kielwasser der Kolonne bummelten Horst und Christopher bis zur Brücke, blieben in deren Mitte stehen und lehnten sich über die Brüstung.

»Schreiker hat mich zu sich bestellt und mich wegen Rosenblum ausgefragt. Von allen Seiten hatten sie mir seinetwegen zugesetzt. Für euer beider Wohlergehen ist es besser so. Es ist unmöglich, ihn außerhalb des Ghettos zu halten, ohne daß Sie alle möglichen Verdächtigungen auf sich lenken. Offensichtlich hat er irgendwas mit diesen oder jenen Verbindungsleuten außerhalb Warschaus zu tun und ist wahrscheinlich nur noch zwei Schritte vom Gestapohaus entfernt. Also bitte, Christopher, drängen Sie in dieser Sache nicht weiter.«

Von Epp hatte recht. Rosenblum hatte fraglos Kurierdienste geleistet. Die Deutschen wären schöne Dummköpfe, wenn sie ihn weiter frei herumlaufen ließen.

»Wenn Sie noch einen Mann brauchen, suchen Sie sich um Gottes willen einen netten, unverdächtigen Arier.«

Christopher nickte.

Die Weichsel war voller Schleppkähne, die Kriegsmaterial für die Ostfront heranbrachten.

»Beunruhigt Sie das alles nicht ab und zu ein wenig, Horst?«

»Jeder weiß, daß die Juden den Krieg angefangen haben«, rezitierte Horst aus dem Glaubensbekenntnis der Nazis.

»Ich habe da draußen hinter euren Linien einiges gesehen, das sich gegenüber der öffentlichen Meinung der Welt nicht so ohne weiteres ableugnen oder erklären lassen wird.«

»Keine Sorge, Goebbels wird schon für alles eine Erklärung finden. Und wir anderen? Du lieber Himmel, wir werden einfach mit blauäugiger Unschuld mit den Achseln zucken und sagen: ‚Befehl war Befehl – was konnten wir denn schon machen?' Gott sei Dank ist die Welt nur mit einem kurzen Gedächtnis gesegnet.«

»Und wo soll das alles enden?«

»Enden? Wir können nicht eher stehenbleiben, als bis wir entweder alles besitzen oder in einer Milliarde von Splittern in die Luft geflogen sind. Außerdem dürfen Sie uns nicht zu hart beurteilen. Eroberer zeichnen sich nie durch besondere Milde aus. Wir sind nicht schlimmer als all die übrigen Weltreiche, die vor uns entstanden sind.«

»Macht das aus dem Unrecht Recht?«

»Mein lieber Chris, Recht ist stets das ausschließliche Eigentum des Siegers. Der Verlierer hat immer unrecht. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich einstweilen auf unserer Seite mitsegeln, denn so wie sich die Sache anläßt, werden wir vermutlich für viele hundert Jahre Rom, Babylon, Dschingis-Khan und die Osmanen in einem sein.«

»Du lieber Gott, das sind ja gute Aussichten!«

Horst lachte und schlug Christopher kräftig auf den Rücken. »Das kommt davon, wenn so ein Kerl wie Sie an die Front hinausfährt und sich die Schattenseiten der Dinge ansieht. Ein großer Fehler, mein Lieber. Warschau ist der Lohn des Kriegers. Entspannen Sie sich doch mal ein bißchen. Wie wär's mit einer kleinen Privatgesellschaft heute abend – Sie, ich und zwei Damen? Hildi Solna hat mir erzählt, Sie wären so nett zu ihr gewesen, als Sie das letztemal mit ihr aus waren.«

»Ab und zu gerät meine chemische Struktur in Unordnung. Hildi wirkt dann wie ein Katalysator – sie stellt das richtige Gleichgewicht wieder her. Für gewöhnlich, wenn ich so am Ende einer Saufzeit bin.«

»Ich werde Ihnen was sagen. Lassen wir Hildi weg. Heute abend leihe ich Ihnen Nummer eins aus meinem privaten Vorrat. Achtzehn, und wie ein reifer Pfirsich. Und wo dieses Kätzchen in seinem kurzen Leben so viele Tricks gelernt hat, ist mir einfach rätselhaft. Sie verfügt über eine fabelhafte Muskelbeherrschung, und dann kann sie da noch eine besondere Sache mit . . .«

Ein donnernder Lastkraftwagen brachte die weitere Schilderung der Orgie zu einem verfrühten Ende.

Christopher war von neuem von den Schleppkähnen auf dem Fluß fasziniert. Horst von Epp hatte recht gehabt. Im »Recht« war immer nur der Sieger. Und er selbst war auf alle Fälle auf seiten des Siegers. Fünfhundert Jahre Deutschland? Durchaus möglich. Die Fahrt an die Ostfront hatte die Frage für ihn entschieden. So aussichtslos die Lage in Spanien auch gewesen sein mochte, in Polen hatte er immer das Gefühl gehabt, daß das Pendel wieder zurückschwingen würde. Aber würde es wirklich zurückschwingen? Ein Durchbruch in Ägypten, und Rommel war auf dem Weg nach Indien, auf dem ihn niemand mehr zum Stehen bringen konnte. Und Moskau richtete sich schon auf eine Belagerung ein. Die fieberhaften Vorbereitungen in Amerika – zu wenig und zu spät. Er hatte selbst mitangesehen, wie die Deutschen ihre Macht gleich einer Furie entfesselten, gegen die sich die Eroberung Polens wie ein Kinderspiel ausnahm. In Kiew saß eine halbe Million Russen in der Falle. Was konnte die Deutschen noch zum Stehen bringen?

Christopher blickte auf von Epp, der genießerisch seine Zigarette rauchte. Befehl ist Befehl. Um ihn war eine Mauer von Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit, die jeden Konflikt zwischen Gut und Böse ausschloß.

Und dann . . . das Bild des Massenmordes von Kiew hatte sich unauslöschlich in seine Gedanken eingeprägt. Christopher mußte seinen Zug tun. Und zwar bald. Jetzt . . . jetzt . . .

Horst von Epp war seine einzige Chance.

Tu's, redete sich Christopher selbst zu, tu's – morgen kann es vielleicht schon zu spät sein.

»Ich möchte ins Ghetto gehen«, sagte Christopher rasch, voller Angst vor seiner eigenen Courage.

»Aber was soll denn das, Chris?« antwortete von Epp mit gut verhohlenem Entzücken. »Das bringt uns doch nur beide in ein schlechtes Licht.« Horst von Epps langwährende Geduld begann sich jetzt endlich bezahlt zu machen. Christopher hatte von Anfang an eine Karte im Är-

mel stecken gehabt. Sein Wunsch, um jeden Preis in Warschau zu bleiben. Sein Zögern, sich den Partys anzuschließen, obwohl er an anderen Orten und zu anderen Zeiten doch den Ruf eines Casanovas genossen hatte. Christopher wollte etwas. Von Epp hatte es von allem Anfang an gewußt. Nun wurde die Karte vorsichtig ausgespielt.

»Ich muß Rosenblum sprechen und mit ihm noch alles mögliche Unerledigte regeln.«

»Wenn Sie darauf bestehen . . .«

»Ich bestehe darauf.«

Von Epp hob die Hände und tat, als gäbe er sich geschlagen. »Also gut.« Er sah auf seine Uhr. Genug geleistet für einen Tag, dachte er. Er sah sich nach seinem Wagen um, der ihnen nachgefahren war und an der Brücke auf ihn wartete. »Kann ich Sie in die Stadt zurückbringen?«

»Ich möchte lieber ein bißchen gehen. Bis später!«

»Das mit dem Ghetto sollten Sie sich noch überlegen.« Horst wandte sich rasch um und ging auf seinen Wagen zu.

»Horst!«

Der Deutsche drehte sich um und sah Christopher mit grimmig entschlossener Miene auf sich zukommen, als sei er im Begriff, eine lebenswichtige Entscheidung zu treffen.

»Angenommen, ich will jemanden aus dem Ghetto herausholen?«

»Rosenblum?«

»Nein.«

»Eine Frau?«

»Und ihre Kinder.«

»Wen?«

»Meine Großmutter.«

Horst von Epp lächelte. Christopher de Monti hatte seine Karte ausgespielt. Jeder Mensch hat seinen Preis. Von Epp pflegte ihn stets herauszubekommen. Bei den meisten ging es mit kleinen Bestechungen . . . Vergünstigungen. Das war für kleine Leute.

Christopher de Monti? Ein zäher Fall. Ein Idealist in den Wehen eines Konflikts. In solchen Fällen wirkte häufig Erpressung. Beinahe jeder Mensch hatte irgendeine dunkle Spur, die er zu verwischen suchte. Auch verwischte Spuren wußte von Epp schließlich zu entdecken.

Wie zäh, wie idealistisch, wie sauber einer immer auch sein mochte, jeder Mensch hat seinen Preis, seine Achillesferse, seine verwundbare Stelle.

»Wie wichtig ist Ihnen diese Sache?«

»Wichtiger als alles«, flüsterte Christopher, sich damit dem Deutschen auf Gnade und Ungnade ausliefernd.

»Ich nehme an, daß es sich machen läßt.«

»Wie?«

»Sie kann eine Erklärung unterschreiben, daß sie keine Jüdin ist. Wir haben, wie Sie wissen, für alles vorgedruckte Formulare. Heiraten Sie sie, adoptieren Sie die Kinder. Das ist eine Kleinigkeit, in zehn Minuten erledigt. Und dann schicken Sie sie in die Schweiz als die Frau eines italienischen Staatsbürgers.«

»Wann kann ich mir meinen Passierschein für das Ghetto holen?«

»Nachdem wir uns über den Preis geeinigt haben.«

»Wie *Faust?* Meine Seele dem Teufel?«
»Stimmt, Chris. Die Sache wird nicht billig sein.«

XXVIII

Andrej wartete zwei ruhelose, übellaunige Wochen, ehe er den Mann zu Gesicht bekam, der ihm als Roman, Warschauer Kommandeur der neuentstandenen unterirdischen Heimatarmee, bekannt war.

Immer wieder hatte Andrej den Wunsch in sich niederkämpfen müssen, zu seinen Freunden ins Ghetto zurückzukehren. Jeden Abend betrank er sich, und sowie sich sein Kopf umnebelte, packte ihn die Reue. Er hatte mit dem mühevollen Kampf Alexander Brandels keine Geduld gehabt. Er hatte sich den Freunden gegenüber, die an ihn glaubten, schlecht benommen.

Er dachte an alles, was geschehen war, seitdem der Krieg begonnen hatte. Dickköpfig . . . voll Wut. Vielleicht taugte er gar nicht mehr zur Übernahme eines Kommandos. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er sich mit allem abgefunden, war in Polen umhergefahren und hatte Auftrag um Auftrag ausgeführt. Er hatte eine geheime Presse aufgebaut. Er hatte kaltblütig gehandelt und schnell zu reagieren verstanden.

Aber wie immer, war die Wut in ihm aufgestiegen. Der Aufruhr gegen die Tyrannei. Der Drang, sich aus der Beschaulichkeit, in der er lebte, zu befreien und in den Kampf zu stürzen, hatte ihn überwältigt.

Und Gaby. Auch ihretwegen machte er sich Vorwürfe. Zu welchem Leben hatte er sie gezwungen? Er hatte sie aus einer Welt gerissen, in der sie es gut gehabt hatte, und alle möglichen Ansprüche an sie gestellt, ohne ihr etwas dafür zu geben. Wenn ich ein Kommando in der Heimatarmee bekomme, werde ich Warschau vielleicht verlassen. Dann kann sie mich langsam vergessen und zu einem anständigen Leben zurückfinden.

Endlich hatte er von einem Mann des überaus dichten Abschirmdienstes erfahren, daß Roman bereit sei, ihn zu empfangen.

Mit einem unendlichen Gefühl der Erleichterung befolgte er alle Anweisungen. Ein Verbindungsmann in Praga. Eine Fahrt mit verbundenen Augen zurück über den Fluß. Zwei Dutzend Irrwege, um seinen Orientierungssinn zu verwirren. Flüsternde Männer, die ihn einen schmalen Pfad hinaufführten. Eine Tür, ein Zimmer. Wo war er? Er wußte es nicht genau.

»Sie können die Augenbinde abnehmen«, sagte ein hoher Tenor in tadellosem Polnisch.

Langsam gewöhnten sich Andrejs Augen an den verdunkelten Raum.

Die Männer waren hier in einem großen Schuppen. Grobe Vorhänge dämpften das Licht. Auf einem Sims eine Petroleumlampe. Ein Bettgestell, ein paar Gartenwerkzeuge.

Durch das flackernde Licht sah er Romans Gesicht. Diesen Menschentyp hatte er schon tausendmal und an tausend Orten erblickt. Groß, aufrecht, blond, hohe Stirn, lockiges Haar. Er hatte den unverkennbar finsteren Blick eingefleischter Arroganz, wie er allen polnischen Edelleuten eigen ist. Um seinen Mund spielte das spöttische Lächeln des Ulanen-

obersten, das Bewußtsein der Überlegenheit lag auf den schmalen, höhnischen Lippen. Andrej hätte Romans ganze Lebensgeschichte hersagen können. Der Sohn eines Grafen, Landadel. Verschleuderter Reichtum. Mentalität des Mittelalters. Vor dem Krieg hatte Roman höchstwahrscheinlich in Südfrankreich gelebt. An Polen lag ihm verdammt wenig, außer daß er den ihm rechtmäßig zustehenden Leibeigenen auf seinem Gut das Blut ausgepreßt hatte. Außerhalb der Hochsaison hielt er sich verdammt selten in Polen auf.

Andrejs Einschätzung traf ins Schwarze. Gleich vielen anderen seiner Art, war auch Roman nach dem deutschen Einfall plötzlich von der herrschenden Welle des polnischen Nationalismus ergriffen worden und hatte sich der Exilregierung in London angeschlossen, weil das eben zum guten Ton gehörte. London war voll von Polen, die sich trafen, um Chopin-Konzerte anzuhören, Gedichte zu rezitieren und in Erinnerungen an das Warschau der »guten alten Zeit« zu schwelgen.

Um sich der Heimatarmee anzuschließen, war er mit dem Fallschirm über Polen abgesprungen – er betrachtete es als Spiel, das seiner unreifen Romantik entsprach. Trotz seiner Verkleidung als Arbeiter leuchteten Romans Schwächen wie eine helle Lampe durch. »Sie sind hartnäkkig, Jan Kowal«, sagte Roman zu Andrej.

»Zigarette?« Natürlich eine amerikanische. Er würde sich später schon noch oft genug mit den einheimischen behelfen müssen. Wozu den Nationalismus auf die Spitze treiben.

»Ich rauche nicht.«

Roman steckte sich eine Zigarette an. In einer langen Spitze.

»Sie sind Androfski, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Ich erinnere mich, Sie bei der Olympiade in Berlin gesehen zu haben.« Andrej hatte plötzlich jenes unsichere Gefühl, das ihn tausendmal in Gegenwart dieser Romans erfüllt hatte. Er konnte fast die Gedanken lesen, die sich hinter Romans Stirn verbargen.

. . . Judenjunge. Wir hatten jüdische Familien auf unserem Gut. Zwei. Einer war der Dorfschneider. Hatte ein kleines Judensöhnchen mit Schläfenlocken. Ich habe ihn mit meiner Pferdepeitsche oft halb bewußtlos geschlagen. Er wollte sich in keine Prügelei einlassen, wollte nur beten. Der andere Jude . . . Getreidehändler. Dieb. Betrüger. Mein Vater war ihm immer Geld schuldig. Romans schmales, gepreßtes Lächeln konnte den seit Jahrhunderten angeborenen Haß nicht verleugnen.

»Leider ist unsere Lage so«, sagte Roman, »daß Sie zurzeit nicht viel Unterstützung von uns erwarten können. Vielleicht später, wenn wir besser organisiert sind . . .«

»Sie mißverstehen meine Absicht«, sagte Andrej. »Ich stehe hier nur für mich selbst. Ich möchte mich der Heimatarmee zur Verfügung stellen. Ich ziehe ein Kampfkommando vor.«

»Ah, ich verstehe. Das rückt die Sache in ein anderes Licht.« Romans schlanke elegante Finger streichelten die lange Zigarettenspitze. »Die Heimatarmee ist natürlich nicht *so* organisiert wie das Militär in Friedenszeiten. Alle unsere Leute sind Freiwillige. Disziplin kann nicht einfach durch einen Tag Arrest oder Lohnentzug aufrechterhalten werden. Disziplin bedeutet Leben oder Tod.«

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ganz einfach. Wir wollen unnötige Probleme von vornherein vermeiden.«

»Welcher Art?«

»Nun, wir haben Sie nicht um Ihre Dienste gebeten. Es mag sich als unmöglich erweisen, unsere Leute dazu zu kriegen, sich Ihrer Führung zu unterwerfen. Außerdem . . . Sie würden sich vielleicht bei uns nicht wohl fühlen.«

»Also – kein Platz für Juden!«

»Wenn Sie mich danach fragen – so ist's.«

»Ihre Armee vertritt die polnische Regierung. Während des deutschen Einfalls sind dreißigtausend jüdische Soldaten in polnischer Uniform gefallen.« Andrej brach ab. Er wußte, daß er zu tauben Ohren sprach. Romans Augen sagten jetzt: Ohne die Juden wären wir gar nicht in dieser Lage. Ach, ein paar Juden würden sie schon nehmen, dachte Andrej, einen hübschen kleinen Numerus clausus, wie er ihm in seinem Leben so oft begegnet war.

»Ich mache Ihnen einen Gegenvorschlag. Ich kenne mich in allen sechzehn Ghettos aus. Lassen Sie mich in der Heimatarmee eine eigene Kampfeinheit aufstellen.«

Roman wandte sich ab. »Mein Lieber – hm – Jan Kowal. Das würde die Reibungen noch vergrößern. Sehen Sie das nicht ein?«

»Es widert mich an«, entfuhr es Gabriela.

»Ach, ich hätte das wissen müssen.«

»Und – was nun?«

»Ich kann nicht mehr zurück. Morgen früh fahre ich nach Lublin.«

Gabys Gesicht verzog sich. Früher oder später würde Andrej irgendeinen schrecklichen Entschluß fassen. »Die Batyraner haben dort eine schöne Sammlung ausländischer Pässe und Visa. Um unserer alten Freundschaft willen werden sie mir einen geben und genug Reisegeld dazu. Ich werde mich der geheimen Verkehrsmittel bedienen. Auf diese Weise haben wir schon eine ganze Reihe von Leuten aus dem Land gebracht. Es geht nach Stettin in Deutschland. In Stettin wird es verhältnismäßig leicht sein, auf ein Schiff nach Schweden zu kommen. Von Schweden aus gehe ich nach England und schließe mich dort der polnischen Freiheitsarmee an. Sollten sie mir ein Kommando verweigern, gehe ich in die britische Armee.«

Mit wachsender Angst lauschte Gabriela seinen Worten. Andrej, der im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb stehen. »Irgend jemand in der Welt muß mich doch schließlich kämpfen lassen.«

Sie nickte. Für ihn würde es keine Ruhe mehr geben, bis er endlich imstande war, zurückzuschlagen.

»Und was wird aus uns beiden?« flüsterte sie.

»Geh nach Krakau, zu den Amerikanern. Thompson ist weg, aber du hast noch andere Freunde dort. Sie werden dich aus dem Land bringen. In England treffen wir uns dann wieder, Gaby.«

Sie biß sich auf den Finger und strich sich nervös das Haar über die Schulter zurück. »Ich will nicht von dir getrennt sein.«

»Wir können nicht zusammen reisen?«

»Ich fürchte mich vor all dem, Andrej.«

»Es gibt keine andere Wahl.«

»Andrej, es ist ein waghalsiger Plan. So viele Dinge können dabei schiefgehen. Wenn du morgen abreist und ich dich nie wiedersehe . . .«

Er verschloß ihr sanft den Mund, dann zog er sie auf seine wunderbare Art in die Arme, wie er es sehr, sehr lange nicht mehr getan hatte. »Weißt du, was wir als erstes tun, wenn wir uns in England wiedersehen?«

»Nein.«

»Dann heiraten wir natürlich, meine Liebe.«

»Andrej, ich habe solche Angst.«

Er streichelte ihr Haar und ihren Nacken, und sie schnurrte und lächelte schwach. »Ich muß ins Ghetto zurück. In meiner Wohnung sind ein paar Sachen, nichts Wertvolles, aber ich hänge an ihnen. Ich will sie Rachel, Stephan und Debora geben.«

Er löste sich von ihr und setzte seine Mütze auf. »Seltsam . . . ich wollte so gern bei Stephans Bar Mizwa dabeisein. Na – das hilft jetzt nichts.«

»Sei bald wieder da, Liebling . . .«

Der Anblick des Ghettos nach so langer Abwesenheit erschütterte ihn. In den wenigen Wochen war alles mit entsetzlicher Schnelligkeit zusammengebrochen. Je näher der Winter kam, desto häufiger wurden die Leichen in den Straßen; der Geruch des Todes, das schwache, klägliche Stöhnen und die Erwartung des sicheren Verhängnisses lagen wie düstere Schatten in der Mittagssonne.

Andrej griff mit der Hand in den Briefkasten und hoffte, Rachels und Wolfs Armbinden darin zu finden. Vielleicht konnte er mit ihnen sprechen . . . ein paar Worte sagen . . .

Die Wohnung war so, wie er sie verlassen hatte. Er sah sich um. Seine Bibliothek. Einiges davon an Wolf, einiges an Stephan, der es später lesen konnte – wenn es ein Später gab. Die Knöpfe und Medaillen, die einst blank gewichst gewesen waren und seine Uniform geziert hatten, waren trübe geworden. Er warf sie mit allen seinen Orden in eine Schachtel. Stephan würde sie haben wollen.

Die Schallplatten und den Plattenspieler an Rachel.

Was gab es sonst? Sehr wenig. Ein Zionistenführer hat keine Zeit, privaten Besitz anzusammeln. Es war schade, daß es sowenig sichtbare Beweise dafür gab, was ihm dieses schäbige Zimmer bedeutet hatte. Es hatte früher einmal viel Glück gesehen.

Das Fotoalbum. Die braunen ovalgerahmten Bilder von Mama und Papa. Die Bilder von seiner eigenen Bar Mizwa. Debora würde sie haben wollen.

Sollte er Alex aufsuchen? Erwin? Susanne Geller? Er hatte gehört, daß Erwin und Susanne geheiratet hatten. Er sollte es wirklich tun. Aber zum Teufel, Abschiednehmen ist verdammt schwer. Lassen wir's sein. Dies war kein *Bon voyage.*

Er setzte sich an den Tisch und schrieb ein paar Zeilen, die Rachel und Wolf sicherlich finden würden, verteilte darin seine Sachen und verabschiedete sich.

Er trocknete das Papier und faltete es zusammen.

Krächzend sprang die Tür auf und schloß sich wieder. Simon Eden stand im Zimmer.

»Eine schlechte Nachricht reist schnell«, sagte Andrej.

»Wir haben hier Tag und Nacht Wache gehalten – in der Hoffnung, daß du zurückkommen würdest.«

Andrej wollte sich auf keine Diskussion mit Simon einlassen. Er wollte weder umgestimmt noch in Verwirrung gestürzt werden, er wollte nicht, daß seine Loyalität bezweifelt und an sein Mitleid appelliert würde. Sein Entschluß stand fest.

»Ich habe mein ganzes Leben mit Debatten verbracht«, sagte Andrej rasch. »Ich will jetzt keine führen.«

Simon Eden war nur zu gut bekannt, wie richtig Andrejs Worte waren. Zwei Juden in einem Zimmer werden immer drei Ansichten vertreten. Auch er hatte sein ganzes Leben hindurch endlos debattiert. Immer war es auf winzige Auslegungen angekommen, auf die Auslegung von Auslegungen. Welche Arten von Zionismus, welche Abwandlungen des Judentums es gab. Jedermann war ein hervorragender Buchkritiker und Musikrezensent gewesen. Jedermann hatte seine Patentlösung für jedes Problem. Debatten . . . Gerede, Gerede, Gerede.

»Ich bin nicht hergekommen, um zu debattieren, sondern nur um dich zu fragen, was du zu tun beabsichtigst. Meine Leute auf der ‚arischen' Seite berichteten mir, daß du dich mit Roman in Verbindung gesetzt hast. Hat er dir eine Offiziersstelle in der Heimatarmee angeboten?«

»Sie wollen niemanden außer vollblütigen polnischen Katholiken der zehnten Generation.«

»Das hätte ich dir gleich sagen können. Bei den Partisanen werden Juden ihrer Stiefel und Gewehre wegen umgebracht. Ich hätte dir auch sagen können, daß die Heimatarmee jüdische Kampfeinheiten nicht unterstützt. Willst du jetzt auf und davon?«

»Ich glaube, ja.«

»Es ist schon recht merkwürdig mit uns, Andrej. Wir sind ein Volk von Individualisten wie kein zweites. Jeder ist ganz wild auf sein Recht, für sich selbst die individuelle Wahrheit zu finden. Wir machen uns manchmal lächerlich mit all unseren zahllosen Antworten auf ein und dieselbe Frage, oder damit, wie wir eine ganz einfache durch ein Gespräch verwirren können.«

»Wir haben im Altertum Jerusalem verloren, weil wir nicht einig waren. Aus dem gleichen verdammten Grund werden wir hier untergehen«, erwiderte Andrej.

Ohne Zorn sprachen sie miteinander. Andrej hatte Simon immer bewundert, wegen seiner Kraft und seiner einzigartigen Fähigkeit, ein Dutzend verschiedene Richtungen von Juden, die sich auf ideologische Haarspaltereien eingelassen hatten, zusammenzuhalten.

»Du sagst, daß der Individualismus eine Schwäche ist. Ich gebe zu, daß er das manchmal war. Doch zugleich ist er wohl unsere größte Kraftquelle. Die beständige Suche eines Einzelmenschen nach Wahrheit war immer das einzige Mittel, alles zu überstehen.«

»Stell mir keine Falle, Simon. Ich sagte schon, daß ich nicht debattieren will. Jetzt verlockst du mich zu einer Debatte über mein Recht zur Diskussion.«

»Darf ich sagen, daß du dir zuviel erwartet hast?«

»Ich? Ich wollte nie etwas anderes als . . .«

»Zum Teufel, ich weiß genau, was du tun wolltest. Ist dir niemals aufgefallen, daß wir hier im Ghetto nicht sechshunderttausend Andrej Androfskis haben? Sondern ganz einfach Menschen, die sich an den letzten Lebensfaden klammern? Sie vertrauen auf eine wundertätige Kennkarte, die es ihnen gerade noch erlaubt, Zwangsarbeit zu verrichten. Manche verkaufen sogar ihre Töchter – sie bitten und betteln . . .«

»Und sind ohne Führer«, gab Andrej heftig zurück.

»Hast du vergessen, daß dieses Land zertreten und seine Führer getötet worden sind? Wagst du vielleicht zu behaupten, daß Alexander Brandel kein Führer ist? Und David Zemba? Glaubst du, daß Emanuel Goldmann kein Führer war? Hast du dich vielleicht des Mutes von Wolf Brandel zu schämen? Andrej, Alex hört und sieht von früh bis spät nichts als das Weinen und Schreien hungriger Kinder. Sein einziges Dogma ist, ihre Mägen mit Nahrung zu füllen. Und verdammt noch mal, auf seine Weise hat er einen ganz verteufelten Krieg zu führen verstanden.«

Andrej sprang aus dem Sessel. »Danke für die Lektion.«

Simon packte ihn am Arm. »Hör mir nur noch eine Minute zu.«

Andrej entzog ihm seinen Arm. Simon bat oder bettelte nicht. Andrej besaß zuviel Respekt vor Simon, um ihn einfach abzutun.

»Schieß los.«

»Du hast gebettelt, sterben zu dürfen – unvernünftig, widersinnig, unerkannt und vergeblich. Eine Untergrundarmee wird sich erst dann bilden, wenn die Menschen sie wünschen werden. Wir nähern uns dem Ende neunzehnhunderteinundvierzig, und im Jahr neunzehnhundertzweiundvierzig werden die Leute eine Armee wollen. Sie hören von den Massakern im Osten und sehen, wie die Sterbeziffern im Ghetto auf hundert pro Tag ansteigen. Sie fürchten sich nicht mehr vor einer deutschen Vergeltung, und sie sind auch nicht mehr so sicher, daß Brandel weiß, wie wir alles überstehen sollen. Andrej, jede Idee, jeder Gedanke eines Menschen ist gut oder schlecht, je nachdem ob sie zur rechten Zeit auftreten. Bisher war die Zeit für die Bildung einer Streitmacht noch nicht gekommen. Jetzt naht sie. Die Leute denken mehr darüber nach. Sie reden darüber. Sie fangen an, Pläne zu schmieden, in Stückzahlen von Gewehren zu denken.«

Andrej sank in den Sessel zurück. Simon stand vor ihm und hörte nicht auf, seine Argumente äußerst eindringlich zu vertreten.

»So viel ist bereits verlorengegangen, und so viel ist noch zu tun«, flüsterte Andrej.

»Wende dich nochmals an Roman.«

»Dieser Hund.«

»Laß alle privaten Gefühle aus dem Spiel! Hol Waffen aus ihm heraus.«

»Zum Teufel nochmal, Simon, du bist verrückt. Es ist zu spät. Die Heimatarmee wird stets Ausflüchte machen. Pjotr Warsinski führt eine Bande von Dämonen, und die Gestapo hat einige tausend Denunzianten. Unsere Verbindungen zur ‚arischen' Seite sind dürftig. Es besteht keine wirkliche Einigkeit. Wir haben keine Quelle für Waffen.«

»Wolltest du den Sieg – oder das Recht zu kämpfen?«

»Bist du jetzt auf meiner Seite, Simon, wirklich auf meiner Seite?«

Simon griff in die Tasche und zog ein dickes Bündel von Banknoten heraus. Hundertzlotynoten. »Kauf Gewehre!«, sagte er.

In dem Augenblick, da Gabriela seinen federnden Gang hörte, wußte sie, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Er stieß die Tür auf, sein Gesicht strahlte, und er warf das Geld auf den Tisch; dann hob er sie auf und wirbelte sie in der Luft herum.

Zum erstenmal, seitdem der Krieg begonnen hatte, schien Andrej wieder seinen Seelenfrieden gefunden zu haben. Es gab viel zu tun, und selbst seine eigenen Freunde würden noch gegen ihn kämpfen, aber, bei Gott, endlich dachten sie wie er. Endlich wußten sie, bis zu einem gewissen Grad, daß sie Mittel und Wege finden mußten, um sich zu verteidigen.

Zu wenig . . . zu spät . . . doch darauf sollte es nicht ankommen.

XXIX

Christopher parkte seinen Wagen gegenüber dem Ghettoeingang, der auf den Platz der Eisentore führte. Ein unrasierter »blauer« polnischer Polizist, der sich dabei mit dem kleinen Fingernagel in seinen Zähnen stocherte, prüfte Christophers Paß und ließ die Schranke hochgehen.

Ein paar Schritte jenseits der Mauer wurde Christopher noch von zwei Kerlen in den langen grauen Mänteln und den auf Hochglanz polierten Stiefeln des jüdischen Ordnungsdienstes visitiert.

Christopher fand sich sehr schnell zurecht. Von Erwin wußte er, wo sich Debora am ehesten befinden mußte. Die beste Gelegenheit, sie allein anzutreffen, war im Waisenhaus in der Niskastraße. Das Ghetto war zwar voll von Spionen und Denunzianten, doch hielt er Horst von Epp für zu klug und zu überlegen, um so grobschlächtig zu sein, jemanden an seine Fersen zu heften. Schließlich hatte Horst Christopher ohnedies in der Tasche. Nutzte er seinen Vorteil allzu sehr aus, dann riskierte der Deutsche, sein Wild so zu erschrecken, daß es Deckung suchte.

Christopher ging die Mauer entlang, hinter der der »polnische Korridor« das große vom kleinen Ghetto trennte. Die Straßen waren ekelerregend von aufgehäuftem Dreck, und der scharfe Gestank von Kot trieb ihm die Tränen in die Augen.

Er näherte sich der Brücke, die über den »polnischen Korridor« in das große Ghetto führte. Er blieb dort stehen. Am Fuß der Brückenstufen lag die Leiche einer ausgezehrten Frau. Riesige furchtbare Flecken hatten sich auf der Haut gebildet, die von den hervorstehenden Knochen straffgezogen war. Christopher fuhr entsetzt zurück. An der Ostfront hatte er Tausende von Leichen gesehen – er erinnerte sich an das Gemetzel –, aber . . . hier . . . dieser Hungertod. Das war etwas anderes. Fußgänger schritten an der Toten vorbei, ohne daß ihr jemand auch nur die geringste Beachtung geschenkt hätte.

Christopher stieg die Treppe bis zur Brücke hinauf. Hier war er völlig von Stacheldraht umgeben. Er sah in den »polnischen Korridor« hinab. Dort unten hatte er so oft gestanden und heraufgeblickt in der Hoffnung, vielleicht einen Blick von Debora zu erhaschen. Dort unten war er von den Rowdys überfallen und verprügelt worden. Er begab sich rasch über die Brücke und schritt die Treppe in das große Ghetto hinab.

Hohe Stacheldrahtmauern, die Dr. Franz Königs Uniformfabriken umgaben, begrüßten ihn. Durch den Stacheldraht konnte man die langsamen Bewegungen der halbverhungerten Zwangsarbeiter und die brüsken, anmaßenden Gesten der Wachtposten des jüdischen Ordnungsdienstes erkennen.

Jeder Schritt bedeutete den Anblick von Qual und Elend. Bei jedem Schritt drehte sich ihm der Magen um. Ihm wurde speiübel: vor ihm lag der verlauste, zerlumpte Überrest dessen, was einst ein Mensch gewesen war.

Das Mosaik der Not, die Konzentriertheit des Schreckens verschwammen vor seinen Augen. Er schritt jetzt über einen Platz.

»Ich verkaufe Bücher. Ein Dutzend für zwanzig Zloty. Spinoza für einen Pfennig, den Talmud für einen Groschen. Die gesammelte Weisheit eines Lebens. Kauft sie en gros zum Feuermachen . . . damit meine Familie einen Tag länger leben kann.«

»Eine Matratze zu verkaufen! Garantiert ohne Läuse!«

Zwei Kinder verstellten Christopher den Weg. Bis zur Unkenntlichkeit verkrümmt. »Einen Zloty, Herr!« winselte das eine. Das zweite, ein kleinerer Bruder oder eine Schwester, war zu schwach, um nach Nahrung zu betteln. Nur seine Lippen zitterten.

»Wollen Sie ein Mädchen haben? Eine Jungfrau, wunderschön, aus bester chassidischer Familie. Nur hundert Zloty.«

»Die Geige meines Sohnes. Vor dem Krieg in Österreich gekauft. Sehen Sie, was für ein schönes Instrument.«

»Mein Herr, wieviel geben Sie mir für meinen Ehering? Massives Gold.«

Eine lange Schlange ausgemergelter, zerlumpter Menschen, denen in einer Suppenküche das Almosen einer wäßrigen Brühe verabreicht wird. Die Schlange rückt vor und steigt kraftlos über die Leiche eines Mannes, der auf dem Weg zum Suppenkessel gestorben ist.

Im Rinnstein bricht ein alter Mann vor Hunger zusammen. Niemand beachtet ihn.

Gegen eine Wand gelehnt sitzt ein Kind, von Krätze und Läusebissen bedeckt, mit fiebrigen Wangen, und stöhnt erbärmlich. Niemand beachtet es.

Lautsprecher dröhnen. »Achtung! Alle Juden der Gruppe vierzehn haben sich morgen früh pünktlich um acht Uhr beim Judenrat zur Abfahrt in den freiwilligen Arbeitseinsatz zu melden. Wer sich nicht zum freiwilligen Arbeitseinsatz meldet, wird mit dem Tod bestraft.«

Leise flüsternd schließen die Herren der *Großen sieben* ihre Geschäfte mit Mehl, Fleisch und Gemüse ab, an Mauern, in Häusernischen, in Höfen.

Mitten auf der Zamenhofstraße steht ein SS-Scharführer aus Sieghold Stutzes »Korps Reinhard«. Um ihn herum schwirren Fahrradrikschas, das übliche Verkehrsmittel. Jeder Rikschamann hält vor dem »Herrenmenschen« an, zieht die Mütze, verbeugt sich. Kling! Kling! Die überfüllte rot-gelbe Tram mit ihrem großen Davidstern vorn und an den beiden Seiten.

»Achtung! Juden herhören! Die grünen Lebensmittelabschnitte werden hiermit außer Kraft gesetzt.«

Noch eine Leiche . . . und noch eine . . . und noch eine.

Plakate mit Anweisungen. »Auf Befehl des Judenrates wird das Haus in der Gensia dreiunddreißig als verseucht erklärt.«

An den Mauern abgerissene Ecken von Anschlägen und Mitteilungen der Untergrundpresse, die vom Ordnungsdienst entfernt worden sind.

Der Ordnungsdienst. Dick und brutal, prügelt er eine Herde unseliger Mädchen mit seinen Gummiknüppeln zusammen und treibt sie in die nördliche Richtung ihrer Bestimmung als Zwangsarbeiterinnen in der Bürstenfabrik zu.

Vor dem Schreibtisch in Susanne Gellers Büro im Waisenhaus krümmte sich Christopher in seinem Stuhl zusammen. Sein Gesicht war kreidebleich. Der Magen drehte sich ihm um, als könnte er keinen Anblick, keinen Geruch mehr ertragen.

Susanne schloß die Tür hinter ihm. Er taumelte noch.

»Es tut mir leid, daß ich nicht früher kommen konnte«, sagte Christopher. »Ich kam von der Front zurück und hatte einen Haufen Unannehmlichkeiten. Du weißt, wie schwer es für mich ist, hier hereinzukommen.«

Susanne stand unbeweglich und wortlos da.

»Ich habe versucht, Erwin zurückzuholen.«

»Du hast sicher alles getan, was du konntest«, sagte sie kühl. »Es ist für Erwin vielleicht besser, bei uns im Ghetto zu sein. Bei seiner jüdischen Nase waren die Strolche ohnehin immer hinter ihm her, trotz seiner Schutzdokumente.«

»Wo ist er, Susanne?«

»Wir wohnen mit den anderen in der Mila neunzehn.«

Christopher stöhnte. »Himmel, ich habe euch nicht einmal ein Hochzeitsgeschenk gebracht.«

»Das ist unnötig.«

»Susanne, kann ich irgend etwas tun? Wollt oder braucht ihr etwas?«

Sie ging zur Glastür, durch die man in ein Meer von aneinandergerückten Betten blicken konnte, in denen vielleicht hundert typhuskranke Kinder lagen. »Etwas tun? . . . Das ist wohl die tollste Bagatellisierung aller Zeiten!«

Ihre frostige Art war nicht mehr zu übersehen. »Susanne, was habe ich denn getan?«

»Nichts, Chris. Aber eines *kannst* du tun. Es wird ein sehr schönes Hochzeitsgeschenk für mich und Erwin sein. Du weißt, welche Art von Arbeit Erwin verrichtet. Ich bitte dich, ihn nicht an die Deutschen zu verraten.«

»Es tut mir leid, daß du glaubst, mir so etwas sagen zu müssen.«

Susanne wandte sich empört um. »Ich bitte, Herr de Monti, nur keine Lektionen über Menschlichkeit und Anstand.«

»Erwin ist mein Freund . . .«

»Auch Horst von Epp ist dein Freund.«

Völlig gebrochen sank Christopher in den Stuhl zurück.

»Ich bedaure, dir so unerfreuliche Dinge sagen zu müssen, aber wir leben in unerfreulichen Zeiten. Wenn jemand um sein Leben kämpft, darf er auch zu einem alten Freund einmal grob sein. Und jetzt laß mich wieder an meine Arbeit gehen . . .«

»Ich möchte Debora Bronski sehen.«
»Sie ist nicht da.«
»Sie ist da.«
»Sie will dich nicht sehen.«
»Sie wird mich sehen müssen.«
»Ich werde es ihr ausrichten.«
»Susanne, bevor du gehst . . . ihr beide wart ja lange Jahre eng befreundet . . .«
»Wir waren die einzigen zwei Jüdinnen, denen es erlaubt war, mit fünfzig anderen Krankenschwestern ausgebildet zu werden. Aus Selbstschutz haben wir uns aneinandergeklammert.«
»Weißt du von . . .«
»Erwin ist mein Mann. Er schenkt mir volles Vertrauen.«
»Ich habe eine Möglichkeit, sie und die Kinder aus Polen hinauszubringen.«
Schon an der Tür, wandte sich Susanne Geller um. Auf ihrem reizlosen Gesicht zeichnete sich Staunen ab. An Christopher de Monti gab es vieles, war ihr nie gefallen hatte. Trotz seiner Anhänglichkeit an Erwin besaß er gewisse Züge, die sie stets an einen polnischen Adligen erinnerten. An einer Sache aber hatte sie nie gezweifelt. Das war seine Liebe zu Debora Bronski.
»Kannst du sie beeinflussen?«
»Ich weiß nicht«, antwortete Susanne. »Unter diesem Druck gehen in den Menschen merkwürdige Dinge vor. Die meisten tun alles, um am Leben zu bleiben. Manche verlieren völlig ihre Seele. Ihre moralische Haltung wird geschwächt, oft sogar gebrochen. Sie sind dann nur noch wie ein vor Angst zitterndes Bündel. Aber ein paar wenige scheinen in sich eine Quelle von geradezu unglaublicher Kraft zu finden. Für viele Dutzend Kinder ist Debora zu einem Symbol der Menschlichkeit geworden, dem einzigen, das sie kennen. Eine weniger großartige Frau würde die Gelegenheit, zu flüchten, vielleicht am Schopf packen . . .«
»Sag ihr, daß ich auf sie warte«, sagte Christopher.

Es bedurfte aller Zurückhaltung, deren er fähig war, um sich des überwältigenden Wunsches zu enthalten, Debora in seine Arme zu schließen. Sie war abgemagert und in ihrem Gesicht lag Erschöpfung. Aber sie war noch viel schöner, als er sie in Erinnerung hatte. Aus ihren Augen sprach ein Mitleid, wie man es nur durch langes Leiden gewinnt. Mit gesenkten Köpfen standen sie voreinander.
»In all diesen Monaten habe ich keine Minute lang aufgehört, mich nach dir zu sehnen«, stieß Christopher hervor.
»Hier ist weder die Zeit noch der Ort für eine Balkonszene«, antwortete sie kühl. »Ich habe nur eingewilligt, dich zu sehen, um einen peinlichen Auftritt zu vermeiden.«
»Von all diesem großen Erbarmen, das du so vielen Menschen schenkst – ist da gar keines für mich? Hast du kein Wort des Trostes für die vielen Stunden, die ich unter der Brücke gestanden und darum gebetet habe, einen Blick von dir zu erhaschen? Hast du keine Spur von Mitgefühl für all die Nächte, in denen ich mich aus Einsamkeit sinnlos betrunken habe?«

Die Härte wich aus ihr. Sie war grausam gewesen. Sie setzte sich und faltete die Hände in ihrem Schoß. Dort lagen sie – gleich denen der Mona Lisa.

»Hör mir zu, ohne Haß oder Zorn«, bat Christopher. »Ich kann dich und die Kinder ungefährdet aus Polen hinausbringen.«

Debora blinzelte und runzelte die Stirn, als verstünde sie gar nicht, was er zu ihr sagte. Sie warf ihm einen Blick zu.

»Verstehst du, was ich sage?«

»Hier gibt es so viel zu tun. Jeden Tag sterben zwei oder drei oder vier unserer Babys.«

»Debora, deine eigenen Leute raten zur Flucht. Es ist keine Sünde. Du bist es deinen Kindern schuldig, am Leben zu bleiben.«

Sie wurde verwirrt. Sie versuchte, logisch zu denken. »Meine Kinder sind stark. Wir wollen das als Familie durchkämpfen. Rachel und ich haben Arbeit . . .«

Er kniete vor ihr nieder. »Hör mir zu. Ich war bei der Einnahme von Kiew dabei. Eine Woche, nachdem die deutsche Armee die Stadt betreten hatte, trieben besondere Einsatzkommandos fast fünfunddreißigtausend Juden zusammen. Man zog sie aus Kellern und Verschlägen und Scheunen hervor. Für eine Sonderzuteilung von Fleisch halfen die Ukrainer sie aufspüren. Dann ließ man sie in einen Vorort namens Babi-Jar marschieren – Großmutters Gruben. Tausend mußten sich jeweils nackt ausziehen – Männer, Frauen, Kinder. Man stellte sie an den Rand der Gruben und schoß sie in den Rücken. Dann wurden sie mit Bajonetten erstochen, mit einer Lage Kalk bedeckt – und dann schob sich das nächste Tausend heran. Dreiunddreißigtausend in drei Tagen, und jedesmal, wenn die Gewehre losgingen, jubelten die Ukrainer. Über die Deutschen ist der Wahnsinn gekommen.«

Deboras Augen waren vor Unglauben starr.

»Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen!«

»Paul wird uns am Leben erhalten.«

»Paul hat euch in all das hereingebracht. Er hat sich selbst entehrt und sich ihnen so völlig verkauft, daß sie ihn niemals lebend herauslassen werden.«

»Er hat das nur für uns getan!«

»Das glaubst du doch selbst nicht. Er hat es nur für sich getan. Du mußt weg! Und hör mal zu: Ehe du mir stirbst, lasse ich Dich packen und mit Gewalt hinausbringen – auch gegen deinen Willen.«

»Dann wirst du mich nie wieder berühren.«

Christopher nickte und stand auf. »Das weiß ich«, sagte er schwach. »Ich habe mich schon damit abgefunden, daß ich dich nie wiedersehen werde. Ich weiß, daß wir niemals zusammen leben können, wenn Paul hier zurückbleibt. Aber das macht mir nichts aus – alles, was ich will, ist, daß du am Leben bleibst.«

»Ich kann ihn nicht verlassen«, sagte Debora.

»Frag ihn doch! Ich glaube, lieber wird er dich, seinen Sohn und seine Tochter sterben lassen, als das hier allein durchzustehen.«

»Das ist nicht wahr.«

»Frag ihn doch!«

Debora versuchte, zur Tür zu gelangen, aber Christopher faßte sie mit

hartem Griff am Arm. Vergeblich setzte sie sich zur Wehr. Plötzlich war sie wie erstarrt.

»Ich werde dir keine Ruhe geben, Debora. Tag und Nacht warte ich jenseits der Mauer.«

»Laß mich gehen.«

»Sind wir nicht schon genug bestraft? Willst du auch noch den Tod deiner Kinder, um Buße zu tun?«

»Sag mir, daß du mich nicht liebst, dann bist du mich los.«

Debora lehnte sich an ihn, barg ihren Kopf an seiner Brust und schluchzte leise vor sich hin. Sanft schlossen sich seine starken Arme um sie. »Es ist meine größte Sünde«, weinte sie, »daß ich dich noch immer liebe.«

Christophers Arme waren plötzlich leer. Er sah nur noch, wie sie zwischen den Betten im Krankensaal verschwand.

Paul döste im dickgepolsterten Lehnstuhl. Seitdem die Deutschen den Judenrat geschlossen und dessen Büro in das große Ghetto verlegt hatten, war Debora vor Sorge um ihn krank. Sie wußten genau, daß auch sie bald würden umziehen müssen. Haus um Haus leerten die Deutschen jetzt das kleine Ghetto im Süden.

Debora beobachtete ihn über ihr Buch hinweg. Manchmal setzte sein Gehirn in der Mitte eines Satzes, den er sprach, aus, und er starrte geistesabwesend vor sich hin. Dann versuchte er, irgend etwas murmelnd, zur Wirklichkeit zurückzufinden. Er wollte schlafen, nur schlafen. Immer größere Mengen von Pillen nahm er jetzt ein, um die Qual aus seinem Kopf zu verscheuchen, die ihm die deutschen Anweisungen verursachten.

Die Kinder sagten nie etwas darüber, aber Debora spürte, daß sie sich des Vaters schämten.

Lieber Gott, warum mußte ich Chris wiedersehen? Kein vernünftiger Mensch konnte dem Gedanken widerstehen, diese Welt des Schreckens zu verlassen. Immer weniger und weniger konnte sie gegen das Gejammer der erbärmlichen Straßenkinder tun. Babi-Jar . . . Würde in Warschau dasselbe geschehen? Hatte sie das Recht, Stephan und Rachel das Leben zu verwehren?

Sie bezweifelte, daß Rachel fortgehen würde. Sie hatte ihre eigene Tochter im Alter von siebzehn Jahren mit einem Mann ins Bett gehen lassen. Sie hatte gespürt, daß die Sünde größer wäre, wenn sie der konventionellen Moral nachgegeben hätte, um eines Morgens zu sehen, daß der Junge für immer gegangen war und ihr Kind die schwere Last der Einsamkeit und Entsagung tragen mußte. Die Kinder hatten so wenig voneinander – und auch viel zuwenig Zeit. Nein, Rachel würde den Jungen nie verlassen. Debora wußte es so genau, wie sie wußte, daß sie Paul nicht verlassen würde.

Vielleicht sollte sie Stephan allein wegschicken? Er war ein hartnäckiger kleiner Junge, ganz wie sein Onkel Andrej. So kampflustig. Auch er würde sich wehren.

Und wenn sie Paul fragte? Würde er sie ziehen oder lieber sterben lassen? War Pauls Schwäche, um jeden Preis am Leben zu bleiben, so verzehrend, daß er aus reiner Furcht seine Familie in den Untergang führen würde?

Paul schlug die Lider auf und sah, wie ihn Deboras schwarze Augen forschend ansahen.

»Ich muß gedöst haben«, sagte er. »Was ist denn Liebling? Warum siehst du mich denn so an?«

Doch sie hörte ihm gar nicht zu.

»Stimmt etwas nicht, Debora? Wolltest du mich etwas fragen?«

»Nein«, sagte sie. »Ich weiß die Antwort ohnedies.«

XXX

Tagebucheintragung

Ein Filmstar wär' ein jeder gern,
Doch Star – das ist doch auch ein Stern,
Für uns liegt Hollywood nicht fern:
Im Ghetto herrscht der Judenstern.

Mit Grüßen vom »Verrückten Nathan«

Erwin Rosenblum hat als Kultursekretär der Waisenfürsorge und Selbsthilfe wunderbare Arbeit geleistet. Wir haben im Ghetto jetzt ein komplettes Symphonieorchester, fünfzehn dramatische Produktionen im jiddischen und polnischen Theater, eine geheime Schule sowohl für die Grundstufe wie auch für den Religionsunterricht in jedem Waisenhaus; Kunstausstellungen, Diskussionen, Rezitationsabende usw. Eine Reihe von Solisten wirkt bei Wandertruppen mit. Am bekanntesten ist Rachel Bronski, die bei einem Konzert des Symphonieorchesters mit dem Zweiten Klavierkonzert von Chopin debütiert hat. Man nennt sie den »Engel des Ghettos«. Schade, daß Emanuel Goldmann nicht mehr lebt, um ihre große Begabung zu hören.

Aber . . . leider verschlechtert sich unsere Lage immer weiter. Die Sterbeziffern, es sind meist Typhus- und Hungerfälle, klettern immer höher: im Juli: zweitausendzweihundert; August: zweitausendsechshundertfünfzig; September: dreitausenddreihundert; Oktober: dreitausendachthundert; im November bisher hundertfünfzig am Tag. Merkwürdig, die Selbstmordziffern sinken immer tiefer. Schlußfolgerung: Die Schwächeren haben sich bereits getötet. Die übrigen sind entschlossen, weiterzuleben. Jeden Morgen legen Familien neue Leichen auf das Pflaster. Kein Geld für Beerdigungen. Die Sanitätstrupps kommen mit Handwagen, laden die Leichen auf, zwanzig bis dreißig auf einen Karren, und fahren sie zum Friedhof, wo sie in Massengräbern beerdigt werden. Der Anblick von Tod und Hunger macht auf keinen mehr Eindruck. Wir sind schon immun dagegen. Wie grausig!

Lebensmittel kommen täglich in der Verteilungszentrale an, doch ist einfach nicht genug da, um jeden zu ernähren. Die Großen sieben haben die Preise so hinaufgetrieben, daß die Waisenfürsorge und Selbsthilfe kaum in der Lage ist, für das Lebensminimum zu sorgen. Die amtlich zugelassenen Bäckereien sind praktisch in der Hand der Großen sieben. Die Bäcker sind die Könige des Ghettos.

Schmuggel ist zu einem Lebensinhalt geworden. Niemand kann ihn verhindern. Napoleon hatte es bereits vergeblich versucht. Auch die Deutschen können nichts dagegen tun. Selbst wenn sie anständig und gewissenhaft wären, wäre es unmöglich. Jeder Wachsoldat ist bestechlich. Innerhalb des Ghettos der Ordnungsdienst, draußen die polnischen Blauen und die Deutschen. Für die »richtige« Summe tut jeder alles. Weshalb sollten die Deutschen auch versuchen, den Schmuggel zu unterbinden? Schließlich füllen sich ihre obersten Beamten die Taschen mit Provisionen und Bestechungsgeldern.

Der Schmuggel reicht von seiner primitivsten Form bis zum hochorganisierten Unternehmen. Auf seiner untersten Stufe schießen kleine, bewegliche Kinder durch Lücken oder einen der sechs Gänge unterhalb der Ghettomauer hinaus und herein. Manche dieser Kinder sind die einzigen Ernährer ihrer Familien. Sie wagen es, in den »arischen« Teil der Stadt zu gehen, um dort in Mülleimern zu stöbern, zu tauschen, wenn sie etwas anzubieten haben, an Straßenecken zu betteln oder zu stehlen. Ein armer Junge blieb unglücklicherweise in einer Mauerspalte stecken und wurde von der Polizei auf beiden Seiten der Mauer verprügelt.

Der Hauptumschlagplatz für Schmuggler liegt außerhalb des Ghettos, dort wo der jüdische und der katholische Friedhof eine gemeinsame Mauer haben. Diese Mauer ist an Dutzenden Stellen durchbrochen worden und zu einer Art »Freihandelszone« geworden. Die Totengräber, die die Massengräber ausheben, sind die hauptsächlichsten Verbindungsleute. Man muß jedoch schon zur »Oberschicht« der Schmuggler gehören, um in den Friedhöfen arbeiten zu dürfen.

Es versteht sich von selbst, daß die Großen sieben über das einträglichste und am besten organisierte Schmuggelunternehmen verfügen. Sie zahlen Provisionen auf der ganzen Linie. Ab und zu fangen die Deutschen einen Schmuggler der Großen sieben jedoch ein und erschießen ihn, um den Schein zu wahren. Dann sieht es so aus, als steckte Kleppermann mit ihnen nicht unter einer Decke. Ich bin sicher, daß er vorher immer weiß, welchen seiner Leute es treffen wird.

Die Großen sieben haben ein unterirdisches Rohr unter die Mauer gelegt, um Milch von der »arischen« Seite hereinzupumpen. Zu vorher vereinbarten Zeiten werden an vorher vereinbarten Stellen Mehlsäcke und andere Waren über die Mauer geworfen. Fahrbare Leitern tauchen wie aus dem Nichts auf, werden an die Mauer gelehnt, und in drei oder vier Minuten, während sich der Wachtposten umdreht, kommen die Waren herein. Die Großen sieben haben sogar eine tragbare Rampe errichtet und auf diese Weise eine lebende Kuh herübergebracht.

Das Maximum an Schmugglerkunst stellt jedoch das große Begräbnis dar (das sich allerdings nur die Reichen leisten können). Fast alle Konzessionen für Beerdigungsinstitute sind in Händen der Großen sieben. Nach jedem Leichenbegängnis kommen die Leichenwagen stets mit einer guten Tonne von allen möglichen Waren ins Ghetto zurück. Wie ich höre, täuschen die Großen sieben, wenn das »Geschäft flau« ist, mit leeren Särgen Beerdigungen vor.

Um die Preise unter Kontrolle zu behalten, verkaufen die Großen sieben stets nur einen Teil der Waren. Denn Knappheit treibt Preise immer in die Höhe. Im ganzen Ghetto werden die Lebensmittel in Kellern eingelagert.

Ich höre, daß sich eines der größten Verstecke in der Mila 18 befindet, gerade uns gegenüber. Von dort aus soll Moritz Katz, ein »unabhängiger« Schmuggler, seine Bande befehligen.

Entlang der Lesznostraße verläuft die groteske Grenze des »polnischen Korridors«. Die Mauer schneidet das Gerichtsgebäude mitten durch, sodaß es von beiden Seiten aus betreten werden kann. Die Juden betreten es durch einen Keller aus dem Ghetto, die Polen benutzen den Haupteingang auf der »arischen« Seite. In einzelnen Räumen, Büros und Gängen finden Besprechungen statt. Kleppermanns »bevollmächtigte« Agenten haben ständige Räume im Gerichtsgebäude, genauso wie man sich etwa einen Sitz an der Börse kauft (oder wie ein Londoner Straßenmädchen ihren Standplatz hat). Gegen eine Maklergebühr handeln Kleppermanns »bevollmächtigte« Vertreter mit Gold, Dollars und Juwelen.

Der fürchterlichste Anblick im Ghetto aber sind die »Schnapper«. Halbverhungerte Kinder, die in der Nähe von Bäckereien lauern, schnappen den Leuten, die herauskommen, das Brot weg. Sie essen es im Laufen. Oft wurden Kinder deshalb schon totgeprügelt, während sie noch das Brot hinunterschlangen.

Die Bruderschaft hat jetzt eine Sonderkommission gebildet, um das noch immer undurchdringliche Geheimnis zu enträtseln, was die Deutschen eigentlich vorhaben.

Informationen über die Massaker im Osten. Es gibt mit Sicherheit vier besondere »Einsatzkommandos« von SS-Leuten, die für Massenerschießungen ausgebildet worden sind.

Gruppe A: befehligt von SS-Brigadeführer Franz Stahlecker im Gebiet von Leningrad und dem Baltikum.

Gruppe B: befehligt von SS-Gruppenführer Arthur Nebe, Weißrußland.

Gruppe C: Otto Rasch (Rang?) in Kiew an der Südfront. Das Massaker der Dreiunddreißigtausend in drei Tagen bei Babi-Jar scheint seine Idee gewesen zu sein.

Gruppe D: SS-Gruppenführer Otto Ohlendorf (sollte das der bekannte Ingenieur der Vorkriegszeit sein? Schwer zu glauben), in Mittelrußland.

Sie gehen durchwegs nach einer bestimmten Methode vor: Es beginnt mit einer allgemeinen Razzia. Die Opfer graben ihre eigenen Gräber, müssen sich entkleiden, werden erschossen.

Die Ortsbevölkerung findet daran offenbar Gefallen und leistet volle Beihilfe. Die SS hat ihre Reihen durch Ukrainer und Litauer ergänzt.

Berichte über Massaker liegen bisher aus Rowno, Dwinsk, Kowno und Riga vor. Man erfährt, daß in Wilna siebzigtausend Juden erschossen worden sind.

Wir versuchen festzustellen, inwieweit sich die allgemeine deutsche Politik geändert hat und wie sich diese Massaker gegenüber uns hier in Warschau und dem Gebiet des Generalgouvernements auswirken. Haben die Deutschen eine Zahl der Menschen errechnet, die sie als Zwangsarbeiter brauchen werden, um ihre Fabriken zu betreiben? Offensichtlich wurden die »Einsatzkommandos« im Hinblick auf den Einfall in Rußland gebildet.

Erwin Rosenblum entwickelt die Theorie einer deutschen »Apologetik«. Sie versuchen des langen und breiten, ihre »Unschuld« zu beweisen und sich zu »rechtfertigen«. Sie sind sich also völlig darüber im klaren, daß sie Böses tun und deshalb ihre Spuren verwischen müssen.

Die Nazis haben auch die deutsche Sprache verhunzt mit Ausdrücken wie »Kraft durch Freude« ... »arische Herrenrasse« ... »Lebensraum« ... »Deutschlands Zukunft« ... »Volksgenossen« ... »Führer« ... »unmenschliche Behandlung von Volksdeutschen« usw.

Auch ihr ganzes Verhalten gegenüber den Juden ist durch diese neue Art von Sprache »geregelt« worden. Nach ihrer grundlegenden »Theorie« seien die Juden immer Feinde des deutschen Volkes gewesen, die es versucht hätten, die Deutschen zu vernichten; deswegen müßten die Deutschen die Juden jetzt schon aus reiner »Selbstverteidigung« ausrotten. Sie verweisen ferner auf den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf und zeichnen das schon fast klassische Bild des gerissenen Juden, der den Deutschen »immer gehaßt« und ihm das Recht zum Leben geraubt habe.

Hier ein paar Beispiele ihrer neuen Sprachregelung:

jüdisches Wohngebiet = Ghetto;

rechtmäßige Kriegsbeute = das den Juden gestohlene oder bei ihnen beschlagnahmte Eigentum;

verseucht = ist zu beschlagnahmen;

sanitäre Maßnahmen = Vorwand für Massenhinrichtungen;

Unerfreulichkeiten = der Vollzug von Massenerschießungen;

auf der Flucht erschossen = übliche Ausrede dafür, jemanden im Gefängnis umzubringen;

Umsiedlung = Verschleppung mit Beschlagnahme allen Eigentums;

freiwilliger Arbeitseinsatz = Zwangsarbeit;

Untermenschen = Juden, Slawen, Zigeuner, politische und kriminelle Gefangene, Geistliche, Homosexuelle (wenn es keine Deutschen sind) und andere, die es nicht wert sind, die reine »arische« Luft zu atmen;

Rassenschande = Vorwand, um sich solcher »Untermenschen« zu »entledigen«, die das deutsche Blut »verseuchen« könnten;

Bolschewik, Profitmacher, Kriegshetzer = fast stets vor oder hinter dem Wort »Jude« angewendet, um die Kennzeichnung einzuhämmern.

Nach Ansicht des Dramatikers Silberberg müssen sich die Deutschen selbst Mühe geben, an das zu glauben, was sie sagen. Mit Worten wird geradezu akrobatisch herumjongliert. Die Grundregel ist: Um im Ghetto überhaupt leben zu können, muß man das Gesetz brechen. Infolgedessen ist jeder Mensch, der im Ghetto dennoch am Leben bleibt, nach dem Lexikon der deutschen Logik ein Verbrecher, der völlig rechtmäßig hingerichtet werden kann. Unwahrscheinlich?

Hier sind einige ihrer Handlungen:

Sie geben sich große Mühe, ein absolut ordnungsgemäß mit Beweisen und Zeugen ausgestattetes Gerichtsverfahren zu inszenieren, um einen gewöhnlichen Dieb oder Vagabunden zu bestrafen ... Sie werden eine erschöpfende Untersuchung über einen einzigen Todesfall an Typhus anstellen, um ihre Humanität zu »beweisen« ... Sie zeigen sich »entsetzt« über die Brutalität des jüdischen Ordnungsdienstes, der jedoch brutal sein muß, wenn er die Gesetze der Deutschen zur Geltung bringen will ...

Sie haben gestattet, daß wir ein paar Schulen wiedereröffnen, um damit zu »beweisen«, daß die Deutschen die Schulfreiheit verfechten. Daß wir nicht imstande sind, viele Schulen aufrechtzuerhalten, daß wir keine Schulbücher, kein Heizmaterial, keine Einrichtungsgegenstände haben, und die Kinder zu krank und zu schwach sind, um am Unterricht teilzunehmen,

»beweist« nur, daß die »jüdischen Untermenschen« ihre Kinder eben nicht erziehen wollen . . .

Und die Ghettos sind natürlich nur eingerichtet worden, um einesteils die Kriegshetzer und Saujuden von den Polen »abzusondern«, und zweitens, um die Juden vor der Rache der Polen zu schützen, seitdem den Polen klar geworden ist, was ihnen die Juden angetan haben . . .

Weitere »Beweise« für die Sache der Deutschen: Besondere Filmeinheiten der SS sind ins Ghetto gekommen. Sie filmen die Entlausungsanstalten. Dann bekommt man einen Mann zu sehen, der ein Untergewicht von fünfzig Pfund hat, der friert und dessen Kopf kahlrasiert wurde. Der deutsche Text erklärt, er sei ein »Untermensch« und Träger von Krankheiten – und genau diesen Eindruck vermittelt auch das Bild . . .

Bärtige Rabbis werden gezwungen, sich in den Lagerhäusern der Verteilungsstelle neben Tonnen von Lebensmitteln aufzustellen; die Bilder »beweisen« die Worte des Sprechers, daß die Gestapo geheime Verstecke ausfindig gemacht hat, die von diesen alten, bärtigen Juden angelegt worden waren, während ihre Nachbarn verhungerten . . .

Der Ordnungsdienst ist natürlich immer bereit, einen besonderen Akt von Grausamkeit zu begehen, der auf der Leinwand offenkundig »beweist«, wie brutal sich die Juden gegenseitig behandeln.

Ihre filmischen Glanzstücke aber sind die Orgien der Schmuggler. Die Schmuggler sind zumeist Männer von beschränktem Verstand und einer noch beschränkteren Moral. In ihren Klubs posieren sie mit Vergnügen vor der Kamera, wie sie Essen verschlingen, trinken, herumbrüllen und mit Straßenmädchen Orgien feiern. Dann stellen die Deutschen Mülleimer voller Abfälle vor die gleichen Klublokale und fotografieren die Bettelkinder, die in ihnen herumwühlen.

Der düstere Zug in diesem planmäßigen deutschen Vernichtungsfeldzug gegen die Juden besteht aber darin, den Eindruck zu erwecken, daß sich die Juden alles das gegenseitig antun. Der Abschaum der Menschheit im Ordnungsdienst, der schwächliche Judenrat, die Schmuggler. Sie erscheinen den Deutschen als ihre »endgültige Rechtfertigung« vor sich selbst.

Was ist als nächstes im Plan der Nazis vorgesehen? Wer weiß? Aus Berlin kommt gar nichts in Form schriftlicher Befehle (ein weiterer Hinweis dafür, daß sie sich ihres üblen Tuns sehr wohl bewußt sind). SS-Oberführer Alfred Funk bringt nur mündliche Anweisungen mit. Zwei Wendungen tauchen immer öfter im deutschen Wörterbuch auf. Wir wissen nicht, was sie bedeuten, und sie jagen uns Schrecken ein:

1. *»Auf dem Weg nach einem unbekannten Bestimmungsort«;*
2. *»Endlösung der Judenfrage«.*

ALEXANDER BRANDEL

Nur ein Mann von Rabbi Salomons Kaliber konnte es wagen, um Mitternacht allein durch die Straßen des Ghettos zu gehen. Eilig bog er um die Ecke in die Milastraße, verlangsamte dann seine Schritte, weil ihm seine alten Beine zu schaffen machten, um jedoch gleich wieder von neuem in Trab zu fallen.

In der Mila 19 ächzte er die Treppe hinauf und trommelte an die Tür. Das Mädchen, das Nachtwache hatte, öffnete erschreckt. »Rabbi, was tun Sie zu dieser späten Stunde noch auf der Straße?«

»Wo ist Alexander Brandel?« keuchte er, nach Atem ringend.

»Kommen Sie herein.«

Durch Alexanders Büro ging es den Gang zum Kellerabsatz hinunter. Das Mädchen strich ein Zündholz an, entzündete eine Kerze und nahm den alten Mann bei der Hand. Stufe um Stufe gingen sie hinunter. Die Treppe knarrte unter ihrem Gewicht. Er versuchte, seine Augen an die tiefe Dunkelheit zu gewöhnen. Im Keller war es muffig und finster. Zwischen zwei Reihen von Kisten, die Vorräte der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation enthielten, führte ein Durchgang. Sie ging voran und blieb vor einer besonderen Kiste, die etwa eineinhalb Meter hoch war, stehen. Sie klopfte sechsmal kurz an das Holz, zog dann eine Geheimtür auf, senkte den Kopf und betrat den verborgenen Raum, in dem Alexander Brandel und Erwin Rosenblum von den umfangreichen Notizen aufsahen, die zur Eintragung ins Tagebuch vorbereitet waren.

»Rabbi! Was in aller Welt . . .«

»Die Nachrichten! Ich habe eben die Nachrichten im Radio gehört. Amerika ist in den Krieg eingetreten.«

Drittes Buch

NACHT

I

Tagebucheintragung

Seit Pearl Harbor haben die Ereignisse einen verblüffend raschen Lauf genommen. Unser erstes Freudengefühl ist der Erkenntnis der bitteren Wirklichkeit gewichen. Amerika wird im Stillen Ozean schwer geschlagen. Und wir sind plötzlich von unserer Haupteinnahmequelle, dem Amerikanischen Hilfsfonds, abgeschnitten. Unsere Bargeldreserven reichen nur noch für wenige Tage. Wir versuchen verzweifelt, neue Einkommensquellen zu finden.

Zwei Tage nach Pearl Harbor vollzogen Abteilungen der Waffen-SS aus dem Konzentrationslager Trawniki eine blitzartige Verhaftungsrazzia auf unserem Gut in Wework. Auf einen Schlag haben wir fünfzig unserer besten jungen Menschen eingebüßt. Hatte ich Unrecht, das Gut in Betrieb zu halten, obwohl ich ahnte, daß so etwas passieren könnte? Aber wo hätten wir in der Mila 19 noch weitere fünfzig Leute unterbringen sollen? Ich weiß es nicht. Nach der Verhaftung wurden sie in einen Viehwaggon verladen und an einen Zug mit Deportierten aus dem Baltikum angehängt.

Und jetzt kommt eine höchst ungewöhnliche Leistung. Der Zug fuhr in unbestimmtem Zickzackkurs in Richtung Deutschland. Am Bestimmungsort erwartete sie offensichtlich Zwangsarbeit. Durch irgendein Wunder arbeitete Anna Grünspan gerade um die Zeit im Ghetto Czenstochau, als der Zug dort anhielt. (Übrigens haben sich in Czenstochau schon manche Wunder, allerdings christliche, ereignet: die »Schwarze Madonna«, der »Leuchtende Berg« und das »Bergwunder«.) Anna (die als die »Arierin« Tanja Tartinski reist), brachte irgendwie heraus, daß sich in einem der Viehwaggons Batyraner befanden. Sie folgte dem Zug nach Deutschland. Die Verhafteten wurden in ein Durchgangslager in der Nähe von Dresden gebracht. Anna verschaffte sich mit Hilfe falscher Papiere, einer haarsträubenden Lügengeschichte und jüdischer Chuzpa Zutritt zum Lager, und es gelang ihr, Tolek Altermann und zehn von unseren jungen Leuten herauszuholen.

Dieses Mädchen Anna Grünspan ist wirklich ganz phantastisch! Jetzt war es das viertemal, daß sie nach Deutschland gefahren, in Konzentrationslager eingedrungen ist und wichtige Leute befreit hat. Ihre eigene Schilderung ist ausführlich im Band 4a des Tagebuchs aufgezeichnet. Ob man ihren Heldentaten Glauben schenken wird, wenn man sie eines Tages lesen wird? Wer weiß . . .

Tolek und Anna sind jetzt wieder hier in Warschau. Tolek hat sich sofort Andrej zur Verfügung gestellt und arbeitet für ihn. Die anderen zehn Entkommenen sind zersprengt. Ob wir je wieder von ihnen etwas hören werden? Oder von denen im Lager bei Dresden?

Tolek hat einen Bericht von der Fahrt nach Deutschland gegeben, den

ich hier aufzeichnen muß. Der Zug bestand nur aus offenen Waggons; alle Insassen sind fast erfroren. Es war eine qualvolle Kreuz- und Querfahrt; häufig blieb der Zug unvermittelt stehen und fuhr dann ebenso unvermittelt wieder ein Stückchen weiter. Er brauchte drei Tage bis Radomsk in der Nähe der deutschen Grenze, wo er erneut auf einem Abstellgleis anhielt, um einen Militärzug zur Ostfront vorbeizulassen. Dutzende von neugierigen Bauern versammelten sich um den Zug. Unsere Leute, die drei Tage lang weder gegessen noch getrunken hatten, waren am Verdursten. Sie baten die Bauern, ihnen ein paar Hände voll Schnee heraufzureichen, um ihren Durst stillen zu können. Die Bauern zwangen sie, zuerst ihre Ringe, ihr Geld und ihre sonstigen Wertsachen hinauszuwerfen. Dann erst bekamen sie . . . eine Handvoll Schnee.

Mira und Minna Farber sind zusammen mit Romek, unserem wichtigsten Verbindungsmann auf der »arischen« Seite, gefaßt worden. Beide Mädchen sind unter der Folter im Gestapohaus gestorben. Romek ist zwar noch am Leben, aber, wie ich höre, angeblich blind und zum Krüppel geschlagen. Damit ist unsere Hauptverbindung zur »arischen« Seite zerschlagen. Mir wird ganz schlecht, wenn ich an die Farber-Mädchen denke. Beide waren wunderbare, süße, stille Geschöpfe, zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig, glaube ich, mit dem Fluch nichtjüdischer Gesichter beladen, die sie zu gegebenen Meldegängern machten. Gott sei Dank sind ihre Eltern nicht mehr am Leben.

Anna Grünspan bleibt vorerst in Warschau und versucht, unser zerschlagenes Meldegängersystem wiederaufzubauen. In Krakau ist die Lage ohnehin sehr düster. Im Batyranerhaus gab es eine Razzia, und die Untergrunddruckerei ist aufgeflogen.

Am Tag nach der Razzia auf unserem Gut in Wework sind alle Toporolgüter geschlossen worden. Wir haben mehrere hundert unserer besten Menschen verloren und unersetzliche Lebensmittelquellen eingebüßt.

ALEXANDER BRANDEL

Wolf Brandel, achtzehn Jahre alt, klug, erfahren und gestählt, wurde zu Andrej Androfskis erstem Stellvertreter. Andrej und Alexander hatten zwar Frieden geschlossen, aber zwischen ihnen war eine gewisse Kühle eingetreten.

Alexander besaß genügend Geschichtssinn, um zu erkennen, daß die Initiative durch seine besondere Weltanschauung allmählich seinen Händen entglitt. Andrejs Auffassung vom Widerstand griff immer mehr um sich. Ab und zu konnte Alexander noch eine bestimmte Linie einhalten, aber wenn Andrej in irgendeiner Frage scharf zu drängen begann, gab er nach. Anfangs hatte Alexander keinerlei illegale Tätigkeit in der Mila 19 gestattet. Jetzt verlangte Andrej, daß im Keller von Mila 19 eine zweite Geheimkammer für die Herstellung und Aufbewahrung von Waffen gebaut würde. Alexander vermied eine grundsätzliche Auseinandersetzung, weil er sich vor der wachsenden Macht fürchtete, die Andrej hinter sich hatte. Er gestattete den Bau der Kammer.

Diese zweite Kammer wurde so ausgehoben, daß sie mitten unter der Milastraße verlief. Andrej holte Julius Schloßberg herein, einen aus der Vorkriegszeit bekannten Chemiker, dem er die Aufgabe stellte, Waffen

zu entwickeln, die sich aus den zur Verfügung stehenden Materialien und Hilfsmitteln billig herstellen ließen. Julius' erste Waffe war eine Flaschenbombe, für die nur schlechtes Benzin, ein Docht und eine Sprengkapsel gebraucht wurden. Sie war eine vollkommen sichere Brandbombe. Als nächstes arbeitete Schloßberg an der Verbesserung einer komplizierten Waffe: einer Handgranate, die in ein zwanzig Zentimeter langes Stück Wasserrohr eingebaut und durch die Erschütterung beim Aufschlag zur Explosion gebracht werden konnte.

Auf der »arischen« Seite waren Waffen schwer zu bekommen. Sobald die Nachfrage nach ihnen lebhafter wurde, schnellten die Preise in die Höhe. Die Heimatarmee besaß sowohl Geld als auch Verbindungen, um den Markt für sich mit Beschlag zu belegen. Den verzweifelten Bemühungen Simon Edens und der Juden, sich einen Anteil daran zu verschaffen, ging Roman geschickt aus dem Weg.

Der Ankauf jeder Pistole wurde zu einem riesigen, komplizierten Unternehmen. So etwas wie ein Gewehr kam fast nie vor. Ein Maschinengewehr existierte überhaupt nicht. Andrej konzentrierte sich beim Aufbau seines Waffenarsenals auf Schloßbergs Erfindungen, die von Batyranern in Verstecken im ganzen Ghetto hergestellt wurden. Während Rodel, der Kommunist, in Fragen der Selbsthilfe mit ihnen zusammenarbeitete, war er, was die Waffenbeschaffung anbetraf, von eifersüchtiger Zurückhaltung. Die Revisionisten in der Nalewski 37 hielten sich sowohl von der Selbsthilfe als auch von der Waffenbesorgung fern und blieben unzugänglich. Es gelang Andrej, sich zehn Pistolen von sechs verschiedenen Kalibern zu verschaffen, jede mit nur einem Dutzend Schuß Munition. Obwohl das alles angesichts eines deutschen Heeres, das die halbe Welt erobert hatte, restlos lächerlich aussah, war Andrej mit seiner Arbeit doch nicht unzufrieden. Aus seiner ganzen Haltung sprach die Zuversicht, daß seine mikroskopische Macht zur rechten Zeit und am rechten Ort ein gewaltiges Echo finden werde.

Andrejs Hauptbezugsquelle für Pistolen und Revolver war eine kleine Baracke der Feldzeugmeisterei, die sich in der Nähe des Hauptdepots der Eisenbahn auf der Jerusalemallee befand und verwundeten deutschen Offizieren, die von der Ostfront kamen, als Sammelstation für die Weiterreise nach Deutschland diente. Ihre Handfeuerwaffen wurden hier zur Neuausgabe eingeliefert, und in der Eile und dem Durcheinander konnte der diensttuende deutsche Feldwebel ohne weiteres ein paar »verloren« haben.

Sofort nach dem Versiegen des Amerikanischen Hilfsfonds schickte Alexander Brandel eine Funkmeldung an Artur Ziegelbaum und Ignaz Schwarzbart, die beiden jüdischen Mitglieder der polnischen Exilregierung in London, und bat dringend um Unterstützungsgelder. In hebräischer Sprache kam auf dem Funkweg die Antwort. Unter Anwendung von Bibelstellen als Code wurde ihnen darin mitgeteilt, daß die Geldmittel durch ein britisches Flugzeug eingeflogen und bei der Heimatarmee mit Fallschirm abgeworfen werden würden. Bald darauf traf auch eine Bestätigung über den Fallschirmabwurf ein, und Tolek Altermann wurde aus dem Ghetto auf die »arische« Seite geschickt, um das Geld von Roman in Empfang zu nehmen.

Nach Altermanns Rückkehr ins Ghetto wurden Andrej und Anna Grünspan in Alexander Brandels Büro gerufen.

Tolek kam herein. Als er seine Arbeitermütze abnahm, kam er den anderen völlig fremd vor, weil sie sich noch nicht an seinen glattrasierten Kopf gewöhnt hatten. Ihm war befohlen worden, sich die lange, flatternde Haarmähne, die einen Teil seiner Persönlichkeit, fast sein Kennzeichen, dargestellt hatte, abrasieren zu lassen, um ihm ein »arisches« Aussehen zu verleihen.

Mit dramatischer Geste warf Tolek ein Bündel Dollarscheine auf Alexanders Schreibtisch. »Ich konnte nur ein Drittel der Summe bekommen, die für uns abgeworfen wurde«, teilte er mit.

Alexanders Gesicht wurde grau.

Andrej saß mit lang ausgestreckten Beinen da und balancierte den Absatz des einen Stiefels auf der Spitze des anderen. Er blickte starr vor sich hin.

»So ein anmaßender Lump, dieser Roman«, murrte Tolek in wachsendem Zorn.

»Reg dich nicht auf, Tolek«, sagte Andrej sanft. »Daß es dir gelungen ist, an den Lumpenhund Roman heranzukommen, ihn zu dem Eingeständnis zu zwingen, daß er das Geld bekommen hat, und dir sogar noch etwas davon auszuhändigen, ist allein schon eine Leistung.«

»Ich kann euch sagen, warum er einen Teil abgeliefert hat«, sagte Anna Grünspan. »Damit wir nicht weitere Fallschirmabwürfe abstoppen. Roman weiß ganz genau, solange wir davon auch nur ein paar Krümel abbekommen, werden wir dafür sorgen, daß weiter Geld hereinkommt.«

Alexander rieb sich die Schläfen und versuchte nachzudenken. »Wir brauchen so dringend noch mehr. Wann fliegen die Engländer weitere Gelder herein?«

»In zehn Tagen, vielleicht in zwei Wochen«, antwortete Andrej. »Sobald es aus Amerika eintrifft.«

»Dann, Andrej, müssen wir einen von unseren Leuten hinschicken, wenn es abgeworfen wird.«

»Schlag dir das aus dem Kopf. Roman wird das niemals zulassen. Uns bleibt nichts anderes übrig als zu nehmen, was er uns gibt, und den Mund zu halten.«

»Aber mit so wenig können wir nicht durchhalten«, rief Alexander. Er war schon im Begriff, Andrej zu beschuldigen, daß er zuviel davon für seine albernen Waffenerfindungen im Keller abschöpfe, besann sich dann aber eines Besseren und sprach es nicht aus. »David Zemba hat mir heute morgen erzählt, daß er einen Plan hat, wie man sich Zlotys hier im Ghetto beschaffen kann«, sagte er mit Verzweiflung in der Stimme. »Aber wir brauchen außerdem noch das andere Geld. Wir müssen es einfach haben.«

»Eines steht fest«, sagte Anna Grünspan. »Jetzt, da Romek weg ist, brauchen wir auf der ‚arischen' Seite einen neuen Verbindungsmann. Sobald wir einen haben, müssen wir mit unseren Leuten in London direkte Verbindung aufnehmen und unsere eigenen Abwürfe vereinbaren.«

Andrej blickte von seiner Stiefelspitze auf. Er merkte, worauf Anna hinauswollte und wußte schon, was als nächstes kommen würde. Sie stand neben ihm. »Wie wäre es mit Gabriela Rak?« fragte sie.

Andrej zuckte mit keiner Wimper. »Warum nicht?« sagte er achselzukkend. »Ich werde sie fragen.«

Beim Verlassen der Sitzung wußte er, was er zu tun hatte. Andrej hatte nie daran gezweifelt, daß er Gabriela eines Tages verlieren würde, daß die Zeit, während der er mit ihr lebte, nur geborgt war. Als das Ghetto geschaffen wurde, hatte er sich überdies keiner Illusion darüber hingegeben, daß es nur eine Frage der Zeit war, bis jemand ihren Namen als Mitarbeiter der Untergrundbewegung nennen würde. Jetzt war dieser Augenblick gekommen. Er hatte sich sorgfältig auf ihn vorbereitet, sodaß er kein Anzeichen von Sorge oder Betroffenheit verriet, sobald ihr Name erwähnt wurde.

Allein in seiner Wohnung sitzend, dachte Andrej nach und sammelte seine Kräfte für die Aufgabe, die ihm bevorstand. Er suchte seine Erinnerungen an sie zusammen, von jenem ersten Augenblick an, da er sie auf dem großen Ball der Ulanen erblickt hatte. Wie lange das doch schon her war! Und hier an eben diesem Tisch hatte er gesessen und gelesen – was war es doch gleich? Milton wahrscheinlich –, als Gabriela eingetreten war und ihn um das Recht gebeten hatte, ihn lieben zu dürfen. Er erinnerte sich aller jener Augenblicke, da ihre Wärme und ihre Tröstung stets zur Stelle gewesen waren, wenn er sich in tiefster Verzweiflung befunden hatte.

Noch immer ohne seine Freunde das geringste merken zu lassen, begab er sich am folgenden Tag in den Keller von Mila 19, wo Julius Schloßberg seine erste Rohrgranate fertiggestellt hatte. Begreiflicherweise lag Andrej viel daran, die Waffe irgendwo auf freiem Feld außerhalb des Ghettos auszuprobieren. Er befestigte das Stück Rohr im Ärmel an seinem linken Unterarm. Die Waffe war so beschaffen, daß ein Mann sie in seinem Rockärmel zwischen Ellbogen und Handgelenk verbergen konnte. Er teilte Anna mit, daß er mit Gabriela über die Einrichtung einer Verbindungsstelle in ihrer Wohnung in der Schuchastraße sprechen werde und verließ dann das Ghetto.

In dem Augenblick, da er Gabrielas Wohnung betrat und ihrer ansichtig wurde, glaubte er, in der Mission, die er sich vorgenommen hatte, zu versagen. Auf ihren Gesichtszügen lag der ihm so vertraute Ausdruck der inneren Angespanntheit, mit dem sie auf sein Kommen zu warten, seinen Schritten zu lauschen pflegte, der Ausdruck von Bangigkeit und Sorge, aber auch der von Erleichterung, als sie ihn endlich erblickte. Das schwache Lächeln, die zitternde Umarmung. Als sie ihn berührte, hatte er das Gefühl, eher zu sterben als seinen Entschluß in die Tat umsetzen zu können.

»Komm, Liebster«, sagte sie. »Ich habe etwas zu essen vorbereitet.«

»Tut mir leid, aber ich kann nicht bleiben.«

»Kommst du später noch zurück?«

»Nein.«

»Du siehst so sonderbar aus, Andrej. Was ist denn los?«

»Ich muß mit dir über etwas reden.« Es gelang ihm, sich gelassen, fast gelangweilt zu geben. »Wir haben bei uns eine Menge umorganisieren müssen. Es wird für mich immer schwieriger, aus dem Ghetto heraus- und wieder hineinzukommen. Heute mußte ich mich an ein Arbeitsbataillon anhängen, das zur Straßenarbeit hinausmarschierte. Jedenfalls«, so log er, »sind alle der Meinung, daß ich im Ghetto bleiben soll. Außerdem wird es für mich äußerst gefährlich, dich zu treffen. Es wäre nur eine Frage der Zeit, bis sie meine Spur hierher verfolgen.«

»Dann komme ich natürlich zu dir ins Ghetto«, sagte sie.

»Ehrlich gesagt, wäre das nicht sehr praktisch.«

»Im Lügen warst du nie sehr groß«, sagte sie. »Was hast du denn nun wirklich?«

»Wir sehen uns heute zum letztenmal, Gaby. Ich bin gekommen, um dir Lebewohl zu sagen. Es ist nicht leicht —«

»Warum denn? Ich habe ein Recht darauf, es zu wissen.«

»Ich möchte keine Szene.«

»Ich versichere dir, es wird keine Szene geben.«

Er tat einen tiefen Atemzug. »Seit dem Eintritt Amerikas in den Krieg ist Anna in Warschau. Wir haben viel Dienstliches miteinander zu tun gehabt und uns dabei natürlich auch sehr oft gesehen.«

»Sprich nur weiter.«

»Ich wollte, du würdest nicht darauf bestehen.«

»Ich bestehe aber darauf.«

»Nun gut. An dem Abend, an dem Romek und die Farber-Schwestern ins Gestapohaus gebracht wurden, war sie in meiner Wohnung. Sie war ziemlich müde und hatte, wie du dir vorstellen kannst, etwas die Fassung verloren. Na ja, eins führte zum anderen . . .«

Andrej sah, wie sich Gabrielas Rücken unter seinen Worten versteifte, und er sah, wie ihr die Tränen in die Augen traten. »Ich brauche dir ja keine graphische Darstellung aufzuzeichnen. Du weißt doch, daß Anna und ich früher einmal . . . Na ja, inzwischen ist sie älter und besser geworden . . . Wenn man alles gegeneinander abwägt, ist es für uns beide ein recht gutes Arrangement . . .«

Er brach ab, als sie ihm mit der flachen Hand unvermittelt ins Gesicht schlug. Dann zuckte er mit den Achseln. »Ich verstehe nicht, warum du deswegen so wütend bist. Offen und ehrlich gesagt, geben wir es doch schließlich zu, daß wir einander doch ein wenig überdrüssig geworden sind — zumindest ich. Na ja, so ist eben das Leben. Ich finde, wir sollten uns wie zivilisierte Menschen benehmen, uns die Hand geben und einander Glück wünschen. Schließlich und endlich . . .«

»Mach, daß du hinauskommst!«

Andrej ging rasch die Straße hinunter. Da er wußte, daß sie ihm nachblickte, bog er um die Ecke, sodaß sie ihn nicht mehr sehen konnte, blieb stehen und lehnte sich gegen die Hausmauer. Er berührte die Stelle, wo sie ihn geohrfeigt hatte und schluckte die Tränen hinunter. Wie eine Sturzflut schlugen Gram und Kummer über ihm zusammen, er sank nieder, saß auf dem Trottoir, den Kopf in den um die Knie geschlungenen Armen.

»Ein Betrunkener«, sagten verschiedene Leute, die vorübergingen. Zwei blaue polnische Polizisten blieben vor ihm stehen. »Steh auf«, befahl der eine, indem er ihn mit dem Knüppel stieß.

»Laßt mich in Ruhe«, murmelte Andrej, »laßt mich doch in Ruhe.«

Sie beugten sich zu ihm nieder, faßten ihn beiderseits unter die Arme und zogen ihn hoch, bis er wieder auf den Füßen stand. »Zeig mal deine Kennkarte her.«

Andrej packte beide im Nacken und knallte ihre Köpfe gegeneinander. Beide torkelten blutüberströmt und halb ohnmächtig herum. Von seinen eigenen Tränen fast geblendet, stolperte Andrej die Straße hinab.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite vollzogen zwei deutsche Wachtposten vor den eisernen Gittertoren, die zum Haus eines hohen Nazis führten, in eckigen Bewegungen ihren Dienst. Eine gute Gelegenheit für Andrej, die noch immer bei sich verborgene Rohrgranate zu erproben. Er fuhr sich mit der rechten Hand in den linken Ärmel und zog sie heraus, wartete einen Augenblick, bis die beiden Deutschen nahe genug aneinander herangekommen waren und warf dann die Granate so, daß sie vor ihren Füßen in dem Augenblick aufschlagen mußte, als sie aneinander vorüberkamen. Das Rohrstück überschlug sich mehrmals, traf das Trottoir und gab ein kurzes Klappern von sich. Dann ein greller Feuerstrahl, ein ohrenbetäubender Krach und Schreie.

Anna wartete in Andrejs Wohnung. Der Ausdruck der Benommenheit in seinen Augen, seine sonderbaren Bewegungen beunruhigten sie.

»Andrej!«

Er schüttelte heftig den Kopf und kam wie in Spiralen wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Was ist denn los? Ist was passiert? Was hat sie gesagt?«

Andrej torkelte zum Schrank, in dem sich seine sorgsam gehütete halbe Flasche Wodka befand. Ein kräftiger Schluck riß ihn wieder hoch. »Was kann sie schon gesagt haben, wenn ich unangemeldet zu ihr hineinkomme und sie mit ihrem polnischen Liebhaber im Bett ertappe!«

»Ach, Andrej, das tut mir aber leid.«

»Macht nichts – macht nichts. Ich hatte es schon lange vermutet. Ich werd's überwinden. Morgen gehe ich hinaus und versuche eine andere Verbindung herzustellen.«

Während der folgenden Tage litt Andrej seelische Qualen, deren Existenz er bisher nie vermutet hätte. Nacht für Nacht brütete er vor sich hin und suchte, eine geheime Quelle der Kraft in sich zu finden, die ihn davor bewahrte, auf dem Bauch zu Gabriela zurückzukriechen. Er konnte nicht essen, fühlte sich elend, schlief nur, wenn ihn völlige Erschöpfung überwältigte, und selbst diese kurzen Augenblicke des Schlafs waren voll quälender Träume. Jede Erinnerung an Gabriela stürzte ihn erneut in tiefe Seelenqual. Mit teilnahmsloser Gleichgültigkeit, die sich in nichts von der teilnahmslosen Müdigkeit des Lebens rings um ihn unterschied, wanderte er durch das Ghetto. Es war, als habe ihn sein Lebenswille verlassen.

Einige Tage vor Weihnachten schleppte sich Andrej die Treppen zu seiner Wohnung hinauf.

Hinter dem Tisch stand Gabriela Rak. In seinen Träumen war sie so oft fast körperlich vor ihm gestanden, daß er glaubte, sie in die Arme nehmen zu können. Und nun – eine Halluzination mitten am hellichten Tag! Nahte sein Ende? Er fühlte, daß er im Begriff war, den Verstand zu verlieren. Das Traumgesicht weigerte sich zu verschwinden. »Gaby?« fragte er angsterfüllt.

»Ja«, antwortete sie mit einer Stimme, die so klar war, daß sie jeden Eindruck einer Sinnestäuschung sofort zunichte machte.

»Was zum Kuckuck machst denn du hier im Ghetto? Wie bist du überhaupt hereingekommen?«

»Du hast ja kein Monopol auf gute Ideen!«

»Ich verlange zu wissen –«

»Schrei bitte nicht!«

»– wie du hereingekommen bist.«

»Wie du dich erinnern wirst, arbeite ich für die Ursulinen. Das Kloster hat eine Kirche. Der Geistliche dort ist mein guter Freund Pater Kornelli. Pater Kornelli sagte, daß Pater Jakub von der Konvertitenkirche für das Weihnachtsfest Kerzen braucht. So habe ich mich also freiwillig gemeldet, um sie ihm zu bringen. Das war doch nett von mir, nicht?«

Andrej spürte plötzlich, daß noch jemand in der Wohnung war. Langsam wandte er den Blick zur Küche. Anna stand in der Tür.

Er blickte von Anna zu Gabriela, wieder zurück zu Anna und wieder zu Gabriela, lief dann dunkelrot an. Er war ertappt!

»Wirklich, Andrej«, sagte Anna, »du bist ein abscheulicher Lügner geworden. Ich sollte dir sehr böse sein. Denn schließlich hast du meine Ehre besudelt.«

»Welche von beiden Lügen findest du eigentlich schlimmer, Anna? Die Geschichte über dich und ihn, oder die Geschichte über mich und meinen polnischen Liebhaber im Bett?«

»Ehrlich gesagt, sind beide nicht zu übertreffen. Übrigens, Andrej, hast du Julius Schloßberg eigentlich schon gesagt, daß seine Granate funktionierte? Zum Glück für uns hat die Gestapo der Heimatarmee die Schuld daran gegeben.«

»Schon gut – schon gut«, sagte Andrej. »Und jetzt Scherz beiseite. Anna, erzähl Gaby einmal, wie Mira und Minna Farber ums Leben gekommen sind.«

Die scherzhafte Stimmung platzte wie eine Seifenblase.

»Komm, erzähl ihr's nur, Anna. Nicht? Nun, dann will ich's tun. Nachdem die Gestapo mit ihnen fertig war, wurden sie ‚zum Sport' der Kaserne des ‚Korps Reinhard' übergeben. Stutze hat die Parade angeführt. Nach ihm kam noch ein gutes Hundert seiner ‚Sportsleute'. Nachdem sie schon längst tot waren, haben sie sie noch stundenlang weiter vergewaltigt. Man muß sich das einmal vorstellen: Leichen zu vergewaltigen! Anna will, daß ich dich auffordern soll, in Warschau an ihre Stelle zu treten.«

»Mir würde das nie passieren, mein Lieber, ich trage stets eine Giftkapsel bei mir.«

»Und ich will überhaupt nicht, daß dir irgend etwas passiert, nicht das Geringste.«

»Du brüllst schon wieder.«

»Anna, um Gottes willen, sag du es ihr doch.«

»Nun will ich dir einmal was sagen, Andrej«, fiel ihm Gabriela ins Wort. »Ich habe zugesehen, wie der einzige Mann, den ich jemals geliebt habe, mit von Gram zerfressenem Herzen über die Gleichgültigkeit des polnischen Volkes zu mir gekommen ist. Durch die Art und Weise, wie wir Polen diesen fürchterlichen Dingen einfach den Rücken gekehrt haben, fühle ich mich beschämt und gedemütigt. Und jetzt verlangst du von mir, daß auch ich teilnahmslos und gleichgültig sein soll? Ich will meinen Anteil an dieser Last tragen. Ich werde mit Anna zusammenarbeiten, ob du es jetzt verbietest oder nicht.«

Andrej kehrte beiden den Rücken. Verstört und mürrisch blickte er zum Fenster hinaus.

»Ich schätze, du brauchst mich jetzt hier nicht mehr«, flüsterte Anna zu Gabriela. Gabriela begleitete sie zur Tür. Sie küßten einander auf die Wangen, und Anna ging. Gaby legte den Riegel vor die Tür und kehrte ins Zimmer zurück. Andrej murrte noch lange verärgert vor sich hin. Er konnte es nicht verwinden, Gabriela dadurch, daß er sie überhaupt kennengelernt hatte, in eine so abscheuliche Situation gebracht zu haben. Erst nach minutenlangen Selbstvorwürfen wandte er sich zu ihr um.

Gabriela war aus ihrem Kleid geschlüpft, das achtlos zu ihren Füßen auf dem Boden lag. Mit einer unendlich zarten und zugleich aufwühlend erotisierenden Bewegung zog sie ihr Unterkleid über den Kopf, hielt es für einen Augenblick in den Spitzen ihrer feingegliederten Finger und ließ es dann direkt auf das Kleid fallen.

»Andrej, du errötest ja!«

»Aber um Himmels willen, jetzt ist doch nicht der Augenblick für . . .«

Auf den Zehenspitzen tänzelnd, wich sie zum Bett zurück, legte sich hinein und winkte ihm schalkhaft mit dem Zeigefinger. »Komm«, sagte sie, »ich werde dir zeigen, was ich mit meinem anderen Liebhaber so anstelle.«

Andrej Androfski ergab sich bedingungslos.

II

Tagebucheintragung

Gabriela Rak hat uns allen neue Lebensgeister eingeflößt. Warum haben wir sie nicht schon früher verwendet? Ich nehme an, weil Andrej versucht hat, sie abzuschirmen. Eine natürliche, verzeihliche Regung. Ihre erste Tat bestand darin, Pater Kornelli zu veranlassen, ein Dutzend junger Priester in ganz Warschau zu organisieren, die bereit waren, die in ihren Pfarreien vorkommenden Todesfälle bei den Behörden nicht zu melden. Auf diese Weise kann Gabriela (auf dem Weg über die Priester) von den Familien der Verstorbenen die Kennkarten kaufen. Wir schätzen, daß jetzt rund zwanzigtausend Juden auf der »arischen« Seite versteckt sind. Mit »arischen« Kennkarten können sie wenigstens volle Lebensmittelrationen bekommen.

Die Ursulinen haben stets Verständnis und Mitgefühl für uns gehabt, und jetzt übernahmen sie so viel Kinder von uns, wie sie nur unterbringen konnten. Außerdem haben sie die Nonnen des Ordens von der Unbefleckten Muttergottes und die Szarytkischwestern in den städtischen Krankenhäusern von Warschau dazu veranlaßt, uns ähnliche Hilfe zu leisten.

Gaby hat noch drei zusätzliche Wohnungen für unsere Meldegängerinnen gemietet (Decknamen: Viktoria, Regina, Alina), deren Hauptaufgabe es ist, den versteckten Juden Geld zukommen zu lassen.

Andrej erzählt mir, daß ihre Wohnung in der Schuchastraße einen zwei Meter tiefen, fensterlosen Alkoven enthält. Davor ist eine Bücherwand gebaut, die in Scharnieren hängt und sich wie eine Tür öffnen läßt. Andrej sagt, es sei unmöglich, zu entdecken, daß sich dahinter ein verstecktes Zimmer befindet.

Ziegelbaum und Schwarzbart in London haben uns durch Funkspruch mitgeteilt, daß fünfzehntausend Dollar für uns bei der Heimatarmee abgeworfen worden sind. Tolek Altermann konnte nur tausendsechshundertfünfzig Dollar davon bekommen. Die wichtigste Aufgabe, die wir jetzt haben, ist die Herstellung einer direkten Verbindung mit England.

Gabriela ist nach Gdynia gefahren (wo ihr Vater Chefingenieur beim Bau der Hafenanlagen war), um einen alten Freund, den Grafen Rodzinski, aufzusuchen. Er ist geradezu einzigartig: ein mitfühlender, hilfsbereiter Adliger. Zu seinen Besitzungen gehören mehrere Kilometer Küstenstreifen; außerdem ist er Eigentümer mehrerer Schiffe. Er hat eine erfolgreiche Versuchsfahrt nach Karlskrona in Schweden gemacht. Dies kann für uns eine enorme Chance bedeuten. Von seinen Gütern aus könnten wir wichtige Menschen aus dem Land schmuggeln und über Schweden amerikanische Hilfsgelder, Pässe und Visa hereinbringen. (Unsere eigenen Fälschungen hier sind kostspielig und nicht gerade überwältigend.)

Was könnten wir alles fertigbringen, wenn wir tausend Polen wie Gabriela Rak hätten oder nur hundert, selbst nur zwei Dutzend!

ALEXANDER BRANDEL

Pater Kornelli war weitaus nervöser als Gabriela Rak, als sie zusammen im Vorzimmer des Büros von Erzbischof Klondonski saßen. Der Raum war kalt, kahl, dunkel und muffig. Die Wände entlang standen Statuen mit ausdruckslosen Gesichtern.

Pater Kornelli war jung und leicht erregbar, einer jener Handvoll Priester, die sich durch die Geschehnisse im Ghetto zu Taten angespornt fühlten. Die Rettung von Menschen war für ihn selbstverständliche Christenpflicht.

Monsignore Bonifaz öffnete die Tür zum Arbeitszimmer des Erzbischofs. »Seine Eminenz werden Sie jetzt empfangen.«

Erzbischof Klondonski saß hinter seinem Schreibtisch und prüfte die Eintretenden genau. Er war eine viereckige, untersetzte Erscheinung mit blondem Haar, blauen Augen und grobgefurchten Gesichtszügen, die verrieten, daß seine Vorfahren slawische Bauern gewesen sein mußten. Rein äußerlich bot er das Bild spartanischer Einfachheit.

Im Gegensatz zu ihm war der Monsignore ein hagerer, großgewachsener Mann mit feinen, geradezu zart wirkenden Gesichtszügen und durchdringenden dunklen Augen, die auf einen scharfsinnigen, prüfenden Verstand schließen ließen.

Gabriela und Pater Kornelli küßten den Ring des Erzbischofs. Mit einer Handbewegung bedeutete ihnen der Kirchenfürst, daß sie in den Sesseln ihm gegenüber Platz nehmen sollten. Monsignore Bonifaz ließ sich auf einem Stuhl am anderen Ende des Zimmers nieder, um unbeachtet beobachten und zuhören zu können.

»Gabriela Rak!« sagte Klondonski mit geradezu überschwenglicher Freundlichkeit, fast wie ein Politiker in einer Wahlrede. »Doch nicht etwa die Tochter von Fryderyk Rak?«

»Doch, Eure Eminenz.«

»Ein ausgezeichneter Mann. Ein großer Pole. Ich erinnere mich an ihn aus der Zeit, da er einer der Ingenieure war, die den Hafen von Gdynia

bauten. Ich war damals ein junger Priester, nicht viel älter als Pater Kornelli. Gdynia war meine erste Pfarrei.«

Gabriela studierte seine offene Herzlichkeit und vermutete, daß sie lediglich Blendwerk war, um seine Besucher zu entwaffnen.

»Wenn ich mich nicht irre«, fuhr der Erzbischof fort, »kam er in der Schweiz vorzeitig ums Leben.«

»Eure Eminenz haben ein phänomenales Gedächtnis.«

»Und Ihre Mutter – und Schwester, hatten Sie nicht eine Schwester?«

»Sie leben in Amerika.«

»Ein gutes Domizil bei den heutigen Zeiten . . . Ein großer Pole, Ihr Vater. Und jetzt erzählen Sie mir doch von sich selbst, meine junge Dame.«

»Ich bin nach Absolvierung der Schule nach Warschau zurückgekehrt und habe bis zum Ausbruch des Krieges als Hilfskraft an der amerikanischen Botschaft gearbeitet. Jetzt bin ich Lehrerin im Ursulinenkloster.«

»Ach ja, natürlich.« Mit einem liebenswürdigen Lächeln lehnte er sich in seinem Sessel zurück, ziemlich sicher, daß ihre Bitte nicht von Belang war und eher einen persönlichen Gefallen betraf. »Und was führt Sie zu mir, mein Kind?«

»Ich bin gekommen, um zugunsten der jüdischen Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation im Ghetto bei Eurer Eminenz bittstellig zu werden.«

Die Unterhaltung geriet ins Stocken. Klondonskis blaue Augen verloren ihr freundliches Glitzern. Seine vorübergehende Verwirrung verdeckte er dadurch, daß er die Fingerspitzen aneinandertippte und so tat, als dächte er angestrengt nach.

»Falls keine sofortige Hilfe kommt, besteht die unmittelbare Gefahr, daß in den nächsten Monaten Tausende von Kindern den Hungertod erleiden werden.«

Bonifaz ergriff rasch das Wort: »Eminenz haben den Bericht über die Lage im Ghetto studiert.«

»Ja, ja, natürlich«, erwiderte der Erzbischof, das Stichwort aufgreifend. »Wir haben uns natürlich beträchtliche Sorgen gemacht.«

»Während Eminenz Ihrer Sorge Ausdruck verliehen«, fuhr Bonifaz fort, indem er das Gedächtnis seines Vorgesetzten auffrischte, »kamen wir in unserem Bericht zu der Schlußfolgerung, daß die im Ghetto bestehenden Härten nur die allgemeinen Verhältnisse widerspiegeln, die gegenwärtig in Polen herrschen.«

»Ja, meine Liebe«, sagte Klondonski, »wir alle müssen Härten auf uns nehmen.«

»Es ist schwer zu begreifen«, antwortete Gabriela rasch, »daß Eure Eminenz einen unparteiischen Bericht geprüft und dabei nicht den Unterschied bemerkt haben sollten, der zwischen dem Massensterben und den Krankheitsepidemien im Ghetto und der allgemeinen Entbehrung hier draußen besteht. Dort drinnen sterben mehr als fünftausend Menschen pro Monat.«

Bonifaz sprach jetzt in langsamem, gemessenem Flüsterton. »Unsere Berichte beruhen auf Besichtigungen der Ghettos in Polen durch eine verantwortliche internationale Körperschaft, nämlich einer Kommission des Schweizer Roten Kreuzes. Die Kommission wird nächste Woche aufs

neue in Warschau eintreffen. Zunächst sind Ihre Behauptungen durch die Berichte der Kommission nicht bestätigt. Wir haben den Eindruck, daß die Juden eine gewisse Tendenz zu Übertreibungen haben.«

Gabriela warf einen hilfesuchenden Blick auf Pater Kornelli. Absichtliche Feigheit? Begriffsstutzigkeit? Angst? Abgrundtiefer Antisemitismus?

»Eure Eminenz . . . Monsignore . . .«, sagte Pater Kornelli mit unsicherer Stimme. »Sie sind sich doch gewiß darüber im klaren, daß jeder Schweizer Bericht notwendigerweise von Nützlichkeitserwägungen und Furcht diktiert wird. Ich kenne die Einzelheiten ihrer Untersuchungen zwar nicht, aber ich bin völlig davon überzeugt, daß die Kommission nur das sieht, was die Deutschen sie sehen lassen, und daß sie nur die Aussagen derjenigen Menschen hört, mit denen sie die Deutschen sprechen lassen. Die Schweiz ist gegenüber einem deutschen Überfall verwundbar und wehrlos. Die Schweizer haben alles zu verlieren, wenn sie die Deutschen verärgern. Wenn Sie die Wahrheit zu hören wünschen, würde ich vorschlagen, daß Sie Pater Jakub zu sich rufen, der die katholische Konvertitengemeinde innerhalb des Ghettos leitet.«

»Sie wollen doch die Wahrheit wissen, Eminenz?!« fragte Gabriela rundheraus.

Das rundliche polnische Gesicht von Erzbischof Klondonski rötete sich. Ihm lag nichts an der Wahrheit. Er war an ihr nicht interessiert. Seine Gesprächspartner waren hartnäckig, folglich wog er seine Worte mit aller Sorgfalt und sprach erst, nachdem er sich zur Ruhe gezwungen hatte: »Selbstverständlich haben wir ein natürlich humanitäres Anliegen. Aber die katholische Kirche ist weder eine politische Körperschaft noch eine Fürsorgeorganisation, noch eine Untergrundbewegung. Ob wir die gegenwärtigen Machthaber gern haben oder nicht, tut nichts zur Sache. Wir müssen uns an die Tatsache halten, daß sie die Regierung Polens darstellen. Wir haben eine klar vorgezeichnete Pflicht zu erfüllen. Wir können die Kirche nicht in Pläne oder Vorhaben einschalten, die eine Auflehnung gegen die anerkannte Regierungsautorität darstellen.«

»Soviel ich weiß, Eminenz, wurde unsere Kirche in Auflehnung gegen die Regierungsautorität von Rom geboren«, sagte Gabriela. »Bitte sprechen Sie mit dem Kardinal in Krakau! Wenn wir nur tausend Klöster hätten, deren jedes fünf Kinder aufnähme . . . wenn . . .«

Der Erzbischof erhob beschwörend die Hände. »Ich habe gegenüber den Priestern und Nonnen, die sich auf solche Betätigung eingelassen haben, meine Augen zugedrückt und meine Ohren geschlossen und ihnen meinen Rücken zugewandt. Aber mein Amt gilt der geistlichen Fürsorge —«

»Aber das, worum wir Eure Eminenz bitten, ist doch eine ganz einfache Christenpflicht.«

»— des polnischen Volkes«, beendete er seinen Satz, ohne die Unterbrechung zur Kenntnis zu nehmen.

»Aber die Menschen hinter der Mauer gehören doch auch zum polnischen Volk.«

»Nicht unbedingt, Fräulein Rak. Genaugenommen, könnten wir mehr für sie tun, wenn sie sich zum Übertritt bereit erklärten. Also, sagen wir, wenn sie es uns zum Beispiel gestatteten, ihren Kindern katholischen Religionsunterricht zu geben —«

Gabriela sprang auf. »Eminenz, ich bin außer mir! Sie können doch nicht etwas verlangen, über das Gott bereits beschlossen hat.«

»Ich bin bereit, über Ihre grobe Unhöflichkeit hinwegzusehen und Ihnen im Hinblick auf die gespannten Zeiten zu vergeben. Aber ich möchte Ihnen raten, Buße zu tun.«

Was in Gabriela noch an Zurückhaltung und Selbstbeherrschung übriggeblieben war, explodierte jetzt. »Aber ich werde Ihnen die Ihre nicht vergeben! Und ich möchte *Ihnen* raten, Buße zu tun! Und zwar für jedes Kind, das hinfort stirbt und das zu retten Sie die Macht haben.«

Der Erzbischof war aufgestanden, und auch Monsignore Bonifaz hatte sich erhoben. Der zu Tode erschrockene Pater Kornelli kniete nieder und küßte den Ring des Erzbischofs. Der Erzbischof hielt ihn Gabriela hin.

Sie blickte auf seine Hand. »Sie sind nicht der Vertreter jenes Jesus Christus, von dem mich mein Vater gelehrt hat«, sagte sie und schritt aus dem Zimmer.

III

Tagebucheintragung

Seltsame Forschungen werden in unserer Mitte betrieben. Dr. Glaser erzählte mir vor einem halben Jahr, daß er Krebs habe und voraussichtlich nicht mehr lange leben werde. Vor einigen Wochen ist er schwer erkrankt. Die Untersuchung ergab einen krassen Fall von Unterernährung. Dr. Glaser hat beschlossen zu verhungern; auf diese Weise sollten die Ärzte der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation anhand seines Falles in die Lage versetzt werden, über den Vorgang des Verhungerns die erste umfassende medizinische Studie vorzunehmen, die in der Welt bisher erfolgt ist. Es herrscht geradezu eine Besessenheit, sogar noch aus dieser niedrigsten Form des Todes etwas Positives für die Menschheit herauszuholen. Die Ärzte kommen täglich in einer Sitzung zusammen und erörtern die geistigen und körperlichen Veränderungen, die sie bei jenen festgestellt haben, die an Hunger sterben. Die meisten von ihnen sind selbst unterernährt und diskutieren ihre eigenen Fälle. (Die eingehende Erforschung des Verhungerns ist im separaten Band Nr. 9a des Tagebuches niedergelegt.) Dr. Glaser berichtet über seine Symptome und die geistigen Veränderungen, die in ihm vorgehen. Das Gesamtbild zeigt schrumpfendes Fleisch, zunehmende Dürre und Magerkeit, Farbveränderungen der Haut, allgemeine Körperschwäche, offene Eiterwunden, Depressionen, Halluzinationen, hervorstehende Knochen, aufgeblähten Unterleib usw. Ein Geschenk der Juden an die Nachwelt: eine detaillierte und exakte Darstellung über das, was vor sich geht, wenn ein Mensch verhungert.

Ironie. In dieser Woche trafen plötzlich eine Ladung Weizen und zentnerweise Kartoffeln bei der Verteilungsstelle ein; sie wurden kostenlos an die Waisenhäuser ausgegeben. Unser Waisenhaus in der Niskastraße erhielt außerdem Medikamente, von denen wir nicht geglaubt hatten, daß sie überhaupt noch existierten, sogar Schokolade (die seit zwei Jahren niemand mehr gesehen hat.) Dann wurde uns die Betriebsgenehmigung für ei-

ne Schule erteilt, und es trafen auch Schulbücher ein. Das Waisenhaus wurde frisch ausgemalt; es kam neues Bettzeug. Dann stellten wir aber fest, warum man uns plötzlich mit so viel Artigkeiten umgab. Diese sorgfältigen Vorbereitungen wurden anläßlich der Ankunft einer Abordnung des Internationalen Roten Kreuzes aus der Schweiz getroffen, die in Warschau die Verhältnisse im Ghetto untersuchen soll. Unser Waisenhaus wurde als »typisch und repräsentativ« bezeichnet.

Die Schweizer setzten dem ganzen Schwindel noch die Krone auf. Sie beriefen in das Gebäude des Judenrats eine Sitzung ein und luden Zeugen vor. Der Judenrat, angeführt von Boris Presser und Paul Bronski, bezeugte pflichtschuldigst, daß sich die Verhältnisse »weitgehend verbesserten«. (Die Wahrheit: Im Dezember überstieg die Zahl der Todesfälle durch Verhungern die Viertausendgrenze.) Silberberg, der letzte Freund, den wir noch im Vorstand des Judenrates besaßen, versuchte, an die Schweizer heranzukommen, um ihnen die Wahrheit zu sagen, wurde aber als »bolschewistischer Hetzer« ins Pawiakgefängnis abgeführt. Ich wurde aufgefordert, auszusagen, lehnte aber ab. Was hätte ich schon sagen können! Hätte ich diese lebenspendenden Lieferungen gefährden dürfen, weil ich weiß, daß alles wieder genauso wird wie es war, sobald die Schweizer abreisen?

Wir hatten beschlossen, Andrej auf die »arische« Seite hinüberzuschikken, um sich mit Christopher de Monti in Verbindung zu setzen. Es ist bekannt, daß de Monti die Schweizer in Warschau herumführt. Andrej meinte aber, daß wir nicht versuchen sollten, an de Monti heranzukommen, denn selbst wenn er unseren Bericht weiterleitete, würden ihn die Schweizer doch nicht offiziell vorlegen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob die Schweizer plötzlich offene Schritte im Namen der Menschlichkeit unternehmen oder es riskieren würden, sich zu exponieren. Ich mußte zugeben, daß Andrej recht hatte. Die Schweizer wollen die Deutschen nicht verärgern. Sie behandeln den ganzen Krieg mit teilnahmsloser Gleichgültigkeit. Wir haben mehrfach Berichte bekommen, daß sich Dänen, Holländer, Franzosen und andere mutig für ihre jüdischen Gemeinden eingesetzt haben. Sogar die Schweden, die neutral sind, haben Tausenden jüdischer Flüchtlinge Zuflucht gewährt. Ist es denkbar, daß Ghettos nur in Polen, im Baltikum und in der Ukraine existieren? Unsere Batyraner in Ungarn und Rumänien teilen uns mit, daß es den Deutschen nicht gelungen ist, die Juden von dort herauszuholen.

Erwin Rosenblum arbeitet im Keller und hat jetzt mehr und mehr Dokumente zu katalogisieren. Es scheint, daß beinahe jeder Mensch heute ein Tagebuch führt. Überall herrscht eine schreckliche Furcht, daß man uns vergessen wird.

Julius Schloßberg konstruiert im Raum neben Erwin weiter seine absonderlichen Waffen. Ich bin überzeugt, daß wir eines Tages noch in die Luft fliegen werden.

ALEXANDER BRANDEL

Nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg im Winter 1941 wurde es gefährlich, sich auf der Straße aufzuhalten. Die einzigen, die regelmäßig auf den Straßen auftauchten, waren die Leichen, die jeden Morgen draußen niedergelegt wurden, damit die Sanitätstrupps sie abholen konnten. Sogar die Unverletzlichkeit des Miamiklubs wurde fragwürdig.

Andrej zeigte sich in diesen Tagen selten in der Öffentlichkeit, und als Paul Bronski Fühler ausstreckte, um ihn zu treffen, wurde Bronski mit verbundenen Augen durch eine Reihe von Nebengassen geführt, bis man ihm endlich gestattete, seinem Schwager in einem Keller irgendwo in der Nähe des Gensiatores gegenüberzutreten. Dort wurde Bronskis Binde entfernt. Seine Augen mußten sich erst an das trübe Kerzenlicht gewöhnen.

Andrej stand vor ihm, abgemagert und viel müder, als er ihn zuletzt gesehen hatte. Er sah sich Paul genau an. Paul war gealtert, sein hageres Gesicht war runzlig wie eine Backpflaume geworden. Seine Glieder zitterten unter beständiger Spannung, und seine Finger waren gelb vom Tabakrauch.

Sie begrüßten einander ohne jede persönliche Herzlichkeit.

Paul holte eine Zigarette hervor und mühte sich mit einarmigen Verrenkungen, sie anzuzünden. »Der Waffenschmuggel und die unterirdische Druckerei bringen die gesamte Bevölkerung in schwerste Gefahr«, sagte er.

»Was noch?«

»Wie immer ihr über uns vom Judenrat denken mögt, wir tun unter den so überaus schwierigen Bedingungen unser Bestes. Wenn sich deine Aktivität noch vergrößert, wird sie die Deutschen nur gegen uns aufbringen.«

»Jetzt halt aber deinen Mund, Paul! So etwas – die Deutschen gegen uns aufbringen! Glaubst du wirklich, daß diese Toten in den Straßen das Ergebnis einer Untergrundbewegung sind? Bist du wirklich so verdammt naiv, nach diesen letzten zwei Jahren noch zu glauben, daß die Bevölkerung in weniger Gefahr schweben würde, wenn es keine Untergrundbewegung gäbe?«

Bronski schüttelte den Kopf. »Ich habe Presser gleich gesagt, daß es keinen Sinn hat, mit dir darüber zu reden. Andrej, es gibt keine Patentlösung, um die Deutschen loszuwerden. Eure Unternehmungen kosten uns Millionen von Zlotys an Geldstrafen und das Leben Hunderter Menschen an Repressalien.«

»Und was ist mit den Geldstrafen und Hinrichtungen, die es noch vor dem Bestehen einer Untergrundbewegung gegeben hat?«

»Ich versuche das Beste zu tun, was ich kann«, jammerte Paul.

Andrej brachte es nicht einmal fertig, Paul Bronski zu hassen. Früher einmal, vor dem Krieg, hatte er, wenn auch zögernd, so doch nicht umhin gekonnt, den durchdringenden Geist und den scharfen Witz zu bewundern, der die erstaunlichsten geistigen Akrobatenkunststücke vollführt hatte. Der Mann, der jetzt vor ihm stand, war nichts als eine unklar murmelnde leere Hülle.

Wie höchst sonderbar das doch ist, dachte Andrej. Der kleine Stephan Bronski hatte vor etwas mehr als einem Jahr als Meldegänger zwischen dem Waisenhaus und dem Hauptquartier der Selbsthilfeorganisation angefangen und seither Monat um Monat sein Operationsgebiet erweitert. Der Junge vergötterte Wolf Brandel, der ihm die geheimen Wege durch das Ghetto beibrachte, über die Dächer, durch Hinterhöfe und Keller, und ihm alle geheimen Verstecke zeigte. Stephan verlangte verantwortungsvollere Aufgaben und bat sogar um die Erlaubnis, auf die »arische« Seite zu gehen. Dabei war Stephan noch nicht einmal dreizehn Jahre alt.

Wie war es möglich, daß ein kleiner Junge aufrecht wie ein Mann daherschritt, während sein eigener Vater am Bauch durch den Dreck kroch?

»Andrej, denk von mir, was du willst, aber die Menschen hier haben nur den einen Willen, zu überleben. Du weißt das so gut wie ich, Andrej – überleben. Die beste Möglichkeit, mit dem Leben davonzukommen, ist durch den Judenrat. Niemand ist deinem Ruf zu den Waffen gefolgt, Andrej. Dein Weg wäre nur ein Massenselbstmord. Und jetzt hör einmal zu, Andrej: Boris Presser und ich haben mit König verhandelt. König ist ein gemäßigter und vernünftiger Mann, und er kann Schreiker beeinflussen. Wenn wir die Untergrundbewegung dazu bringen können, ihre Tätigkeit einzustellen, verspricht König, mit uns eine allgemeine Vereinbarung über Lebensmittelzuteilungen, Medikamente und die Zwangsarbeit zu treffen.«

»Guter Gott, Paul, kannst du das wirklich selbst glauben, was du da sagst?«

»Es ist unsere einzige Chance!«

Es war zwecklos weiterzureden. Andrej konnte seine tiefe Verachtung nicht verbergen. Er reichte Paul Bronski seine Augenbinde. »Ich weiß nichts von irgendeiner Untergrundbewegung.«

Bronski nahm die Binde. »Du mußt sie mir schon umbinden . . . Mit einer Hand kann ich das nicht.«

Erwin Rosenblum arbeitete in der muffigen Kammer unterhalb der Mila 19 und sortierte die Aufzeichnungen der Bruderschaft. Ein Klopfen gegen die leere Kiste, die als Eingang diente, veranlaßte ihn, rasch das Licht zu löschen und bewegungslos zu verharren. Anna Grünspan trat ein.

»Susanne ist soeben zurückgekommen«, sagte sie. »Geh in euer Zimmer hinauf.«

»Ist irgendwas passiert?«

»Geh hinauf.«

Erwin tastete sich den Gang entlang, der mit Kisten vollgestopft war. Im Hauptbüro im ersten Stock bemerkte er, daß ihn jedermann anstarrte.

Erwin rannte vorsichtig die Treppen zum zweiten Stock hinauf. Das Treppengeländer war nicht mehr da. Vor Wochen war es bereits zu Feuerholz zerhackt worden. Dann den Korridor hinunter zu der Zelle, die er mit seiner Frau und seiner Mutter teilte.

Auf einer Bettstelle unter einem Haufen von Steppdecken lag Mama Rosenblum. Es war eiskalt. Im Haus gab es keinerlei Heizung. Das Zimmer war häßlich und kahl und enthielt nur Mama Rosenblums Bettstelle, ein Doppelbett für Erwin und Susanne, einen Tisch und zwei Stühle.

Susanne machte einen völlig verstörten Eindruck. Kummer und Schmerz zerrissen ihre Züge. Erwin spürte, wie ihm das Herz stehenblieb. Susanne hatte all der Tragik immer so gut standgehalten, stets unverdrossen weitergearbeitet und ihre Aufgaben erfüllt, ganz gleich, was um sie herum geschehen war. Er hatte sie noch nie in einem solchen Zustand gesehen. Nervös wischte er seine Brille ab und versuchte, sich nach dem Dunkel im Keller an das hellere Licht zu gewöhnen.

»Also, was ist los?« sagte er schließlich.

»Dr. Glaser«, stöhnte sie.

In gewisser Hinsicht war Erwin fast erleichtert. Sie waren darauf gefaßt gewesen, daß Glaser bald nicht mehr unter ihnen sein würde. Wieder ein Toter, noch einer und noch einer. Zu Dutzenden starben die wichtigsten und unersetzlichsten Menschen. Angefangen vom Tag ihrer Abschlußprüfung an der Universität, war Glaser für Susanne wie ein Vater gewesen. Der kleine Bernhard Glaser, der so vielen Kindern dazu verholfen hatte, auf die Welt zu kommen, hatte zu seinem größten Leidwesen mitansehen müssen, wie sie starben, ohne sie retten zu können. Für Glaser war es besser so, dachte Erwin. Aber, guter Gott, *ihnen* würde er fehlen. Er war der beste Mann auf seinem Gebiet!

Erwin ließ die Hände sinken. »Da kann man nichts machen«, war alles, was er sagen konnte.

Susanne warf ein Bündel Papier auf den Tisch. »Ein Abschiedsgeschenk für dich, Erwin. Eine genaue Aufzeichnung über das allmähliche Herannahen seines Todes, von Minute zu Minute.«

Was für eine Hinterlassenschaft! Erwin blickte auf die gelblichen Papiere, ohne sie zu berühren.

»So nimm's doch an dich, Erwin!« Ihre Stimme wurde plötzlich laut und scharf. »Es ist Dr. Glasers Abschiedsgeschenk für dich!«

»Susanne . . . Susanne . . . bitte.«

»Ach, geh zum Teufel«, kreischte sie. »Die Menschen sterben, und du schreibst es in dein lausiges Tagebuch. Der Teufel soll dich holen, Erwin.«

Mama Rosenblum regte sich. »Kinder, Kinder«, sagte sie schwach, »schreit doch nicht miteinander.«

Susanne setzte sich neben die alte Frau und legte die Hand auf ihre Stirn. »Tut mir leid, Mama. Ich hab's nicht so gemeint, Erwin.«

»Schon gut, Susanne, ich versteh schon.«

»Gott, ich weiß wirklich nicht, was ich jetzt machen soll, wo Dr. Glaser nicht mehr da ist. Guter Gott . . . Heute sind wieder zehn Kinder gestorben . . . Guter Gott . . .« Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Tagebucheintragung

Die Deutschen riegeln das kleine Ghetto im Süden in dem Maß ab, in dem die Bevölkerung dezimiert wird. Sobald im großen Ghetto nur ein bißchen Platz frei wird, werden im Süden wieder ein paar Häuser geschlossen. Die einzigen, die jetzt noch über die Brücke durch den »polnischen Korridor« gehen, sind die paar Juden aus Deutschland, die Angestellten des Judenrats, der Ordnungsdienst, die ganz reichen Schmuggler und die Großen sieben. Im kleinen Ghetto ist nur noch ein größerer Fabrikkomplex übriggeblieben, nämlich das Holzbearbeitungswerk. Die verlassenen Teile des kleinen Ghettos sind zu einem Niemandsland geworden, in dem sich die »Wilden« verstecken, Menschen ohne Kennkarten, damit sie nicht zur Zwangsarbeit abgeholt werden. Der verlassene Teil ist zu einem Treffpunkt der Schmuggler und derjenigen Prostituierten geworden, die äußerlich noch ordentlich genug aussehen, um ihre Körper verkaufen zu können. In der Nacht dringen Banden in das kleine Ghetto ein und reißen Fußböden, Türen, Treppengeländer und alles andere heraus, was sich als Feuerholz verwenden läßt, und schleppen es davon. Im großen Ghetto ist der

Platzmangel schlimmer denn je. Die Menschen schlafen in Hausfluren, Kellern und sogar draußen in den Hinterhöfen.

Wir versuchen weiter, uns durch britische Fallschirmabwürfe Dollars zu verschaffen, aber es ist ein reines Glücksspiel, ob es klappt oder nicht. Da unser Dollarbestand zusammenschrumpft, geht der Zlotykurs wieder in die Höhe. David Zemba hat einen einfachen Plan entworfen. Durch unsere Vertrauensleute in London haben wir den Amerikanischen Hilfsfonds veranlaßt, mehrere hunderttausend Dollar auf Schweizer Bankkonten einzuzahlen. Viele der Schmuggler besitzen enorme Zlotyvorräte, die sie praktisch nicht ausgeben können und die für sie wertlos sind. Wir kaufen die Zlotys, indem wir den Gegenwert in Dollar aus der Schweiz auf ihre privaten Konten transferieren. Wir bekommen einen einigermaßen guten Kurs und können, wenn wir nur genug Zlotys haben, die lebenswichtigsten Dinge einkaufen. Wir versuchen, die Großen sieben möglichst auszuschalten, aber es ist fast sicher, daß Max Kleppermann seine Hände auch in dieser Sache hat. Außerdem können wir mit Hilfe unseres Schweizer Geldes direkte Tauschgeschäfte mit jenen Schmugglern machen, die geheime Konten im Ausland haben, und auf diese Weise zu Häusern, Zimmern, Geld, Lebensmitteln und Medikamenten kommen. Dies ist günstiger als das Umwechseln in Zloty. David Zemba ist ununterbrochen in Besprechungen und handelt von morgens bis abends, Tag um Tag, für unsere Dollars in der Schweiz das Nötigste ein. Er hat schon Hunderte von Menschenleben gerettet.

Im Ghetto verbleiben jetzt noch drei größere Zwangsarbeiterfabriken, die alle Franz König gehören. Im kleinen Ghetto die Holzbearbeitungswerke, im Norden die Bürstenbinderei. Die letztere liefert den größten Teil aller Bürsten für die deutsche Wehrmacht. In ihrer verzweifelten Bemühung, am Leben zu bleiben, sind die meisten Menschen noch immer der Ansicht, daß eine Kennkarte mit dem Zwangsarbeiterstempel den Schlüssel zum Leben darstellt.

Aus dem dritten Werk, der Uniformfabrik, erfahren wir etwas, das wie ein Hoffnungsschimmer strahlt, so schwach er auch sein mag. Obwohl die Deutschen behaupten, vor den Toren Moskaus zu stehen, spüren wir doch, daß sie ihre erste große Niederlage in diesem Krieg erlitten haben. Von der Ostfront sind nahezu hunderttausend blutbefleckte Uniformen eingetroffen. Die Zwangsarbeiter in der Fabrik reinigen sie und flicken sie zusammen, damit sie in Deutschland neu ausgegeben werden können.

Hunderttausend Mann deutsche Verluste? Das wäre eine ausgesprochen gute Nachricht.

ALEXANDER BRANDEL

IV

In rasendem Tempo spielte Rachel die raschen Sätze von Chopins Zweitem Klavierkonzert noch einmal durch, um sich für ein Konzert vorzubereiten, das mit den Überresten des Ghettosymphonieorchesters in Franz Königs Uniformfabrik stattfinden sollte.

Dann wandte sie sich dem Andante zu, und ihre Gedanken begannen von ihrer Musik abzuschweifen. Wieder waren drei Mitglieder des Orchesters gestorben. Nun waren nur noch vierzig Musiker übrig, und die waren recht gleichgültig und teilnahmslos geworden. Rachel spürte plötzlich eine krampfhafte Spannung in der Magengrube. Wolf war schon seit fünf Tagen weg. Innerhalb eines Monats schon zum drittenmal, daß ihn Andrej auf die »arische« Seite geschickt hatte. Sie hatten zwar gesagt, daß sie es nicht tun würden, aber sie brauchten Wolf nun einmal, selbst auf die Gefahr hin . . . Was sollten sie auch tun? Sie sehnte sich so sehr danach, ihn zu heiraten, aber ihr Vater würde sich diesem Gedanken auf das heftigste widersetzen. Wolfs Vater war früher aktiver Zionist gewesen, und zu viele Leute wußten über Wolfs Tätigkeit Bescheid. Ihr Vater würde nichts gestatten, was seine Stellung im Judenrat irgendwie gefährden konnte. In dieser Hinsicht war er von einer geradezu blinden Unvernunft, und man konnte mit ihm überhaupt nicht darüber reden.

Während Rachel spielte, lag Stephan im Schlafzimmer auf dem Bauch und studierte seine Haftora, die Rezitation eines Kapitels aus den Schriften der Propheten, um sich auf seine bevorstehende Bar Mizwa vorzubereiten. Der Klang von Musik war für ihn stets mit Gedanken an seine Mutter und Schwester verbunden. Musik übte eine Zauberwirkung auf ihn aus: Sie hob ihn über alles Böse und alle Häßlichkeiten hinweg. Plötzlich blieb Rachel bei einer schwierigen Passage stecken.

Automatisch hörte Stephan zu lesen auf, rollte vom Bett und trat ans Fenster. Es war nicht lange her, daß sie in diese neue Wohnung im großen Ghetto gezogen waren. Er mußte zwar mit Rachel sein Zimmer teilen, und es war auch eine ziemlich verwahrloste Unterkunft, aber im Vergleich zu dem, was die meisten Leute hatten, war sie immer noch recht ordentlich. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich das alte Postamtsgebäude, in dem der Judenrat untergebracht war, seitdem die Deutschen das Haus in der Grzybowskastraße geschlossen hatten. Da drinnen arbeitete sein Vater. Vor dem großen viereckigen, mit Säulen verzierten Gebäude befanden sich der einzige Baum und der einzige Flecken Gras im ganzen Ghetto. Es fühlte sich wunderbar kühl und weich an, wenn man sich einmal darauf ausstrecken konnte.

Die Musik brach ab.

Stephan ging zum Bett zurück, streckte sich wieder aus und wartete darauf, daß Rachel von neuem zu spielen anfing, damit er weiterstudieren konnte.

Zwischen seiner Schwester und ihm hatte immer wortloses Einvernehmen bestanden. Jetzt wollten beide miteinander sprechen. Sie setzte sich auf den Rand seines Bettes nieder und fuhr ihm durch das Haar. Er machte eine schwache Geste des Aufbegehrens.

»Wie kannst du dieses Gekrakel nur lesen?« fragte sie, auf den hebräischen Text deutend.

»Es ist nicht schlimmer als das Gekrakel, das du beim Klavierspielen liest.« Stephan klappte das Buch zu. »Ich wollte, Wolf käme zurück und könnte mir bei meinen Aufgaben helfen. Bei Rabbi Salomon muß man hundertprozentig fehlerlos sein. Er läßt nichts durch.«

»Stephan?«

»Ja?«

»Wolf hat mir erzählt, daß du versucht hast, von ihm und Onkel Andrej die Erlaubnis zu bekommen, die Untergrundzeitung zu verteilen.«

Der Junge antwortete nicht.

»Ist das wahr?«

»Ich schätze schon.«

»Weiß Mama davon?«

»Nein.«

»Meinst du nicht, daß du es ihr lieber sagen solltest?«

Er sprang mit einem Satz vom Bett, um sich dem schwesterlichen Verhör zu entziehen.

»Was würden wir denn machen, wenn dir irgend etwas zustieße?«

»Aber verstehst du denn nicht, Rachel?«

»Wo Wolf und Onkel Andrej schon so tief drinstecken, kann ich euch doch nicht alle verlieren.«

»Wenn nur Papa —« Stephan hielt inne. »Na ja, ich hab nichts gesagt.«

»Aber du kannst doch schließlich nicht gutmachen, was er versäumt, Stephan.«

»Ich schäme mich so. Ich habe lange Zeit versucht, daran zu glauben, wovon er zur mir gesprochen hat.«

»Du darfst Papa nicht zu streng beurteilen. Niemand weiß, wieviel er gelitten hat. Du mußt gut und nachsichtig zu ihm sein.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Wenn es Papa nicht gäbe, könnten Wolf und du heiraten.«

»Trotzdem ist er noch immer dein Vater, und ich weiß, daß Rabbi Salomon der erste wäre, der dir sagen würde, daß du ihn stets in Ehren halten mußt.«

»Rachel, sag mir . . . Mama und Papa lieben sich nicht mehr, nicht wahr?«

»Es ist nur wegen der Zeit, die wir durchmachen, Stephan.«

»Schon gut, du brauchst es mir nicht zu erklären.«

Sie wechselte rasch das Gesprächsthema. »Also, nächste Woche wirst du ein richtiger Mann sein. Na, laß mal sehen, ob du überhaupt schon ein Haar auf dem Kinn hast.« Sie balgten sich auf dem Fußboden. Er ließ sich von ihr auf den Rücken werfen. Sie bohrte ihm die Finger in die Rippen, und er krümmte sich halb zornig, halb lachend.

»Hör auf, Rachel! Ich kann mich mit dir auf keinen Ringkampf mehr einlassen.«

Sie zeigte ihre Krallen. »Und warum nicht?«

»Weil du ein Mädchen bist und ich aus Versehen vielleicht was Falsches anzufassen kriege.«

»Na also, Stephan Bronski! Du wirst tatsächlich schon ein Mann!«

Einen Augenblick später kehrte sie zu ihrem Andante zurück. Stephan setzte sich neben sie auf die Bank und schmiegte seinen Kopf an ihre Schulter. Rachel legte den Arm um ihren Bruder und küßte ihn auf die Stirn.

»Eine großartige Bar Mizwa wird das bei dir gerade nicht sein, wie?«

»Das Gelöbnis, als Jude zu leben — das allein ist wichtig genug«, erwiderte er.

»Du bist wirklich ein kleiner Mann.«

»Du brauchst keine Angst zu haben, Rachel. Wolf wird zurückkom-

men. Ich habe dich gestern Nacht weinen gehört. Hab keine Angst! Rachel, ich glaube, ich verstehe ganz genau, wie das ist, mit dir und Wolf, und ich bin sehr froh darüber, denn gleich nach Onkel Andrej ist Wolf der großartigste Kerl, den es je gegeben hat. Er hat mir so viele Dinge erklärt . . . was es bedeutet, ein Mann zu sein . . . all die Dinge, die mir eigentlich Papa hätte erklären müssen . . .«

Rachel wurde ganz blaß, dann aber lächelte sie. »Wenn er doch nur zurückkäme. Wenn er doch nur schon wieder zurück wäre . . .«

»Er hat gesagt, daß er zu meiner Bar Mizwa zurück sein wird, und das wird er auch, Rachel.«

Alexander Brandels Büro war notdürftig in eine Synagoge verwandelt worden, genauso wie ungezählte andere Stätten schon seit zweitausend Jahren oftmals zu verbotenem und geheimem Gottesdienst zu dienen hatten. Rabbi Salomon legte den Ornat an, der aus dem alten Rabbinat stammte, öffnete die Torarolle, und seine Stimme erfüllte den kleinen Raum. Erwin Rosenblum, Andrej, Alexander und noch drei andere Batyraner standen in der Nähe des notdürftig aufgerichteten Altars. Hinter Alexanders Schreibtisch hatten sich Rachel, Susanne und Debora und viele von Stephans Freunden zusammengedrängt. Das verkümmerte Wrack des Mannes, der einmal Paul Bronski gewesen war, stand allein bei der Tür.

Stephan Bronski zappelte ein wenig nervös, als seine Mutter mit der Hand über den Tallith fuhr, der einst ihrem Vater gedient hatte. Da seit der Besetzung keine neuen Gebetsmäntel hergestellt werden durften, hatte der Rabbi entschieden, daß der Knabe mit dem Tallith seines Großvaters das Wahrzeichen einer Tradition trage, die von einer Generation zur nächsten weitergereicht wird. Stephans monatelange Studien hatten jetzt ihren Höhepunkt erreicht.

Er sah sich suchend im Zimmer um, weil er hoffte, daß Wolf Brandel noch im letzten Moment in der Tür auftauchen werde. Aber er sah nur seinen eigenen Vater. Er lächelte Rachel zu.

Rabbi Salomon trat vor die Versammelten. Wieder einmal war ein Knabe bereit, seine Pflichten auf sich zu nehmen, zum Sohn der heiligen Gebote zu werden, Hüter der Gesetze zu sein und die schwere Bürde des Lebens als Jude zu tragen. Erst vor einer Woche hatten sie eine andere Bar Mizwa gefeiert. Max Kleppermanns Sohn hatte sein dreizehntes Jahr vollendet. Ihm waren die Symbole des Mannestums im großen Saal des Geschäftsgebäudes der *Großen sieben* inmitten eines verschwenderischen Schlemmergelages überreicht worden. Der alte Mann hätte der von Kleppermann zur Posse herabgewürdigten Zeremonie am liebsten den Rükken gekehrt und wäre weggegangen. Er tat es nicht, denn seine Aufgabe bestand lediglich darin, Gottes Willen auszuführen, nicht aber ein Urteil zu fällen.

Seine dünne hohe Stimme forderte den Kandidaten auf, vorzutreten.

Stephan tat einen letzten Seufzer und spürte, wie die Hand seiner Mutter ihm fest auf der Schulter lag. Er trat vor, um in seine neue Stellung in der Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Der Knabe war klein und schmächtig wie sein Vater.

»Geheiligt sei der Herr, dessen Lob wir singen.«

»Gelobt sei der Herr, der geheiligt ist in alle Ewigkeit«, kam die Antwort von den versammelten Männern.

»Geheiligt seist Du, unser Herr und Gott, Herrscher des Weltalls, der Du uns von allen Völkern erwählt hast, indem Du uns Deine Tora gegeben hast. Geheiligt seist Du, o Herr, Verkünder der Gesetze«, sang Stephan.

Der Knabe und der alte Mann wandten sich nun zur Torarolle, die auf Alexander Brandels Schreibtisch lag. Stephan berührte die Tora mit den Quasten des Tallith, küßte ihn und las laut den Wochenabschnitt aus den Gesetzbüchern Mosis vor. Vom Segensspruch ging er dann zum Höhepunkt seiner Studien über, der Rezitation der Haftora aus dem Buch der Propheten, einem der schwierigsten aller hebräischen Texte.

Stephan blickte ins Zimmer und sang den Text aus dem Gedächtnis. Seine Stimme war klein und eher hoch, aber aus ihr erklang dieser gleiche sehnsuchtsvolle Schmerzensschrei der gequälten Seele, den die Bedrükkungen durch viele Pharaonen in vielen Epochen geboren hatte. Die Anwesenden waren von dem Eindruck der vollendeten Meisterschaft, mit der sich der Knabe seiner Aufgabe widmete, völlig überwältigt. Sogar Rabbi Salomon mußte weit in sein Gedächtnis zurückgreifen, wollte er sich an einen jungen Mann erinnern, der die Haftora mit größerer Würde, Selbstverständlichkeit, Grazie und musikalischer Perfektion vorgetragen hätte.

Nach dem abschließenden Segensspruch wurden die Torarollen wieder geschlossen, um weggebracht und vor der Entweihung durch die Deutschen versteckt zu werden.

Stephan Bronski blickte in den Raum. Onkel Andrej zwinkerte ihm zu. Stephan sah sich um, in der Hoffnung, daß Wolf vielleicht doch noch gekommen sei; aber er war nicht da. Er räusperte sich. Dann sprach er den althergebrachten Anfangssatz der Bar-Mizwa-Ansprache: »Ich möchte meiner Mutter und meinem Vater dafür danken, daß sie mich in den Wegen der jüdischen Tradition erzogen haben.«

Bei diesen Worten pflegten den Frauen fast immer die Tränen in die Augen zu treten. Debora und Rachel bildeten keine Ausnahme. Aber ganz rückwärts im Raum trafen diese Worte Paul Bronski wie Dolchstöße. Er senkte den Blick, während sein Sohn zu sprechen fortfuhr.

»Ich weiß sehr wohl, daß es nur ein Symbol des Mannestums ist, wenn man zum Sohn des heiligen Gebotes wird. Viele Menschen haben mir gesagt, wie leid es ihnen tut, daß meine Bar Mizwa nicht in Friedenszeiten stattfinden konnte, wo die große Tlomatskiesynagoge beinahe voll gewesen wäre und wo Verwandte von überall her, aus ganz Polen, gekommen wären, und wir ein großes Fest mit vielen Geschenken gefeiert hätten. Ich habe darüber viel nachgedacht, und innerlich bin ich sogar froh, meine Bar Mizwa an einem Ort wie diesem Zimmer erlebt zu haben, denn an Orten wie diesem ist der jüdische Glaube während aller früheren Zeiten der Bedrückung lebendig gehalten worden. Ich glaube sogar, daß es eine Auszeichnung darstellt, seine Bar Mizwa in schlechten Zeiten zu haben. In guten Zeiten kann jeder wie ein Jude leben, aber heute den Eid zu leisten, mit allen Pflichten Jude zu sein, ist viel ausschlaggebender. Wir wissen, daß Gott wahre und echte Juden braucht, um Seine Gesetze zu schützen. Nun, wir haben bisher noch alle überlebt, die in vergangenen

Zeiten versuchten, uns zu vernichten, weil wir an diesem unserem Glauben festgehalten haben. Unser Gott wird uns nicht im Stich lassen. Ich bin stolz darauf, Jude zu sein und werde mein Äußerstes tun, um meine Pflichten zu erfüllen.«

Rabbi Salomon hielt den Tallith über Stephans Kopf und sang den abschließenden priesterlichen Segensspruch. Dann drängten sich alle Anwesenden nach vorn, um den Knaben mit »Masel tov« zu beglückwünschen. Paul Bronski verließ den Raum rasch und ohne Aufsehen.

»Ich nehme an, daß du jetzt zufrieden bist«, sagte Paul bissig zu Debora. »Deinen kleinen Zirkus hast du gehabt. Du hast in unserem Kampf gewonnen und mich vor dem ganzen Ghetto blamiert und als einen verdammten Narren hingestellt.«

Debora versuchte, sich zu beherrschen. In ihren Augen glitzerte bedrohlich wieder der halbwilde Blick.

»Mir noch Salz in die Wunden zu streuen«, fuhr er fort. »Mich lächerlich zu machen.«

»Stephans Bar Mizwa war kein Akt von Familienrache gegen dich.«

»Ach, was denn sonst?«

»Paul«, bat sie, »gehen wir schlafen.«

»Schlafen?« Er lachte ironisch. »Wer kann denn schon schlafen?«

Er versuchte, sich eine Zigarette anzuzünden, aber seine Hand zitterte so stark, daß es ihm erst gelang, als sie seine Hand mit der ihren stützte. »Nun also, Debora, jetzt, da unser Sohn ein richtiger und regelrechter Jude ist und du einen heiligen Kreuzzug für seine Läuterung um meiner Sünden willen gewonnen hast . . .«

»Hör auf!«

» . . . können wir vielleicht eine Familienangelegenheit besprechen. Denn immerhin sind wir ja noch eine Familie, weißt du.«

»Wenn du wie ein zivilisierter Mensch sprichst, bitte.«

Sein Wutanfall war inzwischen verraucht. Er beruhigte sich. »Du mußt die Arbeit im Waisenhaus aufgeben, und Rachel muß aufhören, Konzerte zu geben. Und was Stephan betrifft, so verbringt er viel zuviel Zeit auf der Straße.«

Sie warf ihm bei dieser Mitteilung nur einen scharfen Blick zu.

»Wir müssen uns über alle unsere Freunde ein neues Urteil bilden. Ein weiterer Umgang mit Brandel, Rosenblum und Susanne könnte gefährlich werden. Jeder Mensch weiß über ihre früheren Verbindungen Bescheid, und niemand ist sicher, daß sie nicht dieser Untergrundorganisation angehören.«

»So, und jetzt ist's genug, Paul. Nicht ein Wort weiter . . .«

»Laß mich doch ausreden! Ich kann nicht dafür garantieren, daß euch nichts passiert – und nur wegen solcher Kerle wie deinem verfluchten Bruder und seinen Hetzern. Die Deutschen haben die ganze Familie eines unserer Vorstandsmitglieder verhaftet und halten sie im Pawiakgefängnis fest – zur Warnung. Wenn wir diese Untergrundorganisation nicht zerschlagen . . . «

In diesem Augenblick schien ihn der letzte Rest seines Ehrgefühls verlassen zu haben. Sein Gesicht hatte eine unnatürlich graue Farbe angenommen. »Wir haben beschlossen . . .«

»Was?«

»Wir haben beschlossen, unsere Familien im Gebäude des Judenrats arbeiten und sie nicht einen Augenblick lang aus den Augen zu lassen.«

»O mein Gott, dazu ist es also schon gekommen.« Debora hielt die Hand vor die Augen, um ein paar Tränen zu verbergen. »Während dieser ganzen Zeit«, flüsterte sie, »habe ich geduldig darauf gewartet, daß . . . Paul, verstehst du nicht, am Anfang habe ich mir wirklich größte Mühe gegeben, zu glauben, daß das, was du tust, das Richtige ist. Aber mit jedem Tag, an dem du dich weiter erniedrigst, hörst du mehr und mehr auf, ein Mensch zu sein.«

»Und das wagst du, mir zu sagen?«

»Guter Gott, Paul! Hast du denn deinen Sohn heute nicht gehört? Sagt dir der Mut dieses kleinen Jungen denn überhaupt nichts? Berührt dich schon gar nichts mehr?«

»Ich kann mir das nicht mehr anhören.«

»Du wirst es dir anhören, Paul Bronski! Du wirst mir zuhören!«

In seiner Verzeiflung kniete er vor ihr nieder und griff nach ihrem Arm. »Ästhetische Gespräche können wir führen, bis wir schwarz im Gesicht werden. Aber worüber ich spreche, das ist die Wirklichkeit.«

Die Tränen rollten ihr die Wangen hinab. »Die Wirklichkeit? Mein armer Mann, du bist derjenige, der sich vor der Wirklichkeit versteckt hat. Ich werde dir sagen, worin die Wirklichkeit besteht. Deine Tochter schläft mit Wolf Brandel, und ich selbst habe sie zu ihm geschickt, weil eine Heirat die kostbare Stellung ihres Vaters als Kollaborateur gefährden könnte.«

»Dieser Lump . . .«

»Gut! Wenigstens hast du den Anstand, dich zu ärgern. Aber er ist ein tadelloser junger Mann, und ich danke Gott, daß sie in dieser Hölle wenigstens ein paar Augenblicke des Glücks findet. Soll ich dir noch mehr von der Wirklichkeit erzählen? Ich arbeite mit, im Keller des Waisenhauses Bomben herzustellen, und dein Sohn Stephan trägt die Untergrundzeitung aus.«

Paul Bronski stand auf und stöhnte wie ein schwerverletztes, sterbendes Tier.

»Und weißt du auch warum, Paul? Er kam zu mir und bettelte –, Mama, jetzt bin ich bald dreizehn . . . Mama, schließlich muß doch wenigstens einer in unserer Familie ein Mann sein.«

Paul sank in seinem Sessel zusammen und schluchzte. Sie stand neben dem armseligen, kriecherischen, furchtgeschüttelten Feigling, und ihre Verachtung verebbte zu einer schrecklichen Müdigkeit. »Ich habe es nur für euch getan«, weinte er, »nur für euch.«

»Ich bin müde, Paul . . . Ich bin völlig erledigt.« Plötzlich, ohne jeden Plan oder Absicht, waren die entscheidenden Worte da. »Ich habe eine Möglichkeit, mit den Kindern das Ghetto zu verlassen.«

Er blickte ängstlich zu ihr auf. »De Monti . . .«

Sie nickte.

»Du würdest mir das antun?«

»Ich habe meine Sühne geleistet, für meine Sünden gebüßt. Ich habe tausendfach und zehntausendfach für alles bezahlt, und ich schwöre, daß ich nicht sicher bin, ob ich jemals überhaupt im Unrecht war – selbst am

Anfang. Aber wenn ich es war, dann bin ich vor dir gestraft worden. Ich verspreche dir, daß mich Chris nie anrühren wird. Alles, was ich will, ist, irgendwo ein Loch zu finden, in das ich hineinkriechen kann und wo ich das Weinen der verhungernden Kinder nicht mehr hören muß. Vielleicht ein kleines Fleckchen Gras . . . das ist alles, was ich will . . . nur ein Fleckchen Gras.«

Paul fiel vor ihr auf die Knie und brach zu ihren Füßen zusammen. »Bitte, verlaß mich nicht«, weinte er, »bitte verlaß mich nicht . . . bitte . . . bitte . . . verlaß mich nicht!«

V

Frühling 1942.

Der fürchterliche Winter war vorüber, doch der Geruch des Todes hing weiter in der Luft. Das kleine Ghetto im Süden war bis auf einen geringen Rest zusammengeschrumpft. Mit dem Schwinden der jüdischen Bevölkerung kehrten die polnischen Familien eine nach der anderen allmählich in die verlassenen Häuser zurück. Alles, was im Süden noch blieb, waren einige wenige jüdische Straßen, die Holzbearbeitungswerke und die sogenannten »wilden« Viertel. Die Überfüllung im großen Ghetto war schlimmer als je zuvor.

Mit dem Eintreffen von SS-Verfügungstruppen wurde das Ghetto von einer Welle der Angst erfaßt, die heftiger war als alles, was man bisher erlebt hatte. Das schmucke, geschniegelte Elitekorps mit seinen SS-Runen als Emblemen auf den Uniformen traf in Warschau frisch von der Ostfront ein, wo es als Einsatzkommando die Massenmorde an Juden vollzogen hatte. Die Männer, die in Warschau dem Befehl Sieghold Stutzes unterstellt wurden, waren tobende, trunksüchtige Rüpel, die der Anblick des Blutes ihrer Opfer zu wilden Bestien gemacht hatte. Sie bezogen die Kaserne in der Lesznostraße 101, genau jenseits der Ghettomauer und gegenüber Königs Uniformfabrik.

Bald darauf traf ein zweites Wachkommando ein, Letten und Litauer in der Uniform der berüchtigten SS-Totenkopfverbände. Dieses Gesindel aus den baltischen Staaten hatte sich mit dem größten Vergnügen an den Massenmorden im Osten beteiligt.

Eine dritte Truppe kam aus Globocniks Hauptquartier in Lublin. Ukrainer. Ihr Männerchor pflegte, gleichgültig ob nüchtern oder betrunken, mit solchem Wohlklang zu singen, daß man sie nur das »Nachtigallenbataillon« nannte. Die Litauer, Letten und »Nachtigallen« wurden in dem roten Ziegelbau untergebracht, der an die SS-Kaserne anschloß.

Nacht für Nacht klang der Lärm ihrer betrunkenen Ausschweifungen über die Mauer und erhöhte die Angst im Ghetto.

SS-Oberführer Alfred Funk, der Überbringer der mündlichen Anweisungen zur »jüdischen Frage«, traf als weiterer Vorbote des Unheils in Warschau ein. Er kam direkt von Besprechungen mit Heydrich, Himmler und Hitler in Berlin; in seiner Begleitung befand sich Adolf Eichmann, der Leiter der Abteilung IV B4 des Reichssicherheitshauptamtes, das für jüdische Angelegenheiten zuständig war.

Das *Krakauer Amtsblatt* widmete der »Endlösung der Judenfrage« von Tag zu Tag mehr und stärkere Aufmerksamkeit. In fieberhafter Tätigkeit wurden in ganz Polen neue Lager errichtet, und mit jedem Tag kamen mehr und mehr deutsche Transport- und Baufachleute ins Land. Diese neuen Lager waren jedoch anders als die bisherigen. Sie waren weder für Zwangsarbeiter bestimmt noch für die Inhaftierung von »Feinden des Reichs«. In größter Heimlichkeit wurden sie an ganz entlegenen Stellen errichtet und erhielten eigentümlich aussehende Bauten, die man bisher noch nirgendwo gesehen hatte.

Um die Mitte des Winters schloß Alfred Funk seine Besprechungen in Warschau ab und kehrte mit weiteren mündlichen Anweisungen für Globocnik ins SS-Hauptquartier nach Lublin zurück.

Anfang März traf einer von Anna Grünspans Geheimkurieren mit der Mitteilung in Warschau ein, daß unter der Bezeichnung »Unternehmen Reinhard«, so benannt nach Reinhard Heydrich, die Ausrottung und Beseitigung des Lubliner Ghettos im Gang sei. Die Einwohner des Ghettos und Transporte von Juden, die von außerhalb Polens gekommen waren, wurden draußen vor der Stadt in ein Lager namens Majdanek gebracht.

Als Funk nach Warschau zurückkehrte, liefen die wildesten Gerüchte darüber um, was dies zu bedeuten hätte. Nach dem eben vergangenen Winter glaubte jedoch niemand, daß sich die Dinge noch mehr verschlechtern könnten.

Vor seiner abgezehrten Gemeinde, die einst eine stolze, in allen religiösen Kreisen Polens anerkannte Gruppe gewesen war, auf dem Fußboden einer seiner Notsynagogen, saß Rabbi Salomon. Die wenigen Überbliebenen verkörperten das Herz des religiösen Judentums in Europa. Stephan Bronski, der zum Lieblingsschüler des Rabbi geworden war, saß dicht bei dem gelehrten Meister.

Es war der neunte Tag des hebräischen Monats Ab, der Tag, an dem die größten Unheilsschläge auf das jüdische Volk niedergegangen waren. Am Tischa B'Ab hatten die Babylonier den Ersten Tempel Salomonis zerstört, und Jahrhunderte später am gleichen Tag die Römer den Zweiten Tempel. Damit hatte eine Kette von Ereignissen ihren Anfang genommen, die schließlich dazu führte, die Kinder Abrahams als verdammte und ewige Wanderer und Fremdlinge über die ganze Erde zu zerstreuen.

Am Tischa B'Ab war der zornige Moses vom Berg Sinai herabgekommen und hatte beim Anblick der ausschweifenden Stämme Israels, die das Goldene Kalb umtanzten, die Gesetzestafeln zertrümmert. Es war, als habe Er einen ewigen Fluch über sie verhängt; denn wieder war eine Nacht der Tischa B'Ab gekommen, und heute brannten bis zu sehr später Stunde noch die Lichter in den Büros des Gestapohauses, dem Hauptquartier des »Korps Reinhard« und im Amtssitz Rudolf Schreikers.

Rabbi Salomon las der Gemeinde aus dem »Tal des Jammers« vor, die Heilige Tora wurde enthüllt, und er zitierte die Worte des fürchterlichen Fluches aus dem fünften Buch Moses:

»Und der Ewige wird euch zerstreuen unter die Völker, und ihr werdet gezählte Leute übrigbleiben unter den Völkern.«

Ein klagendes Gemurmel war die Antwort auf seine Worte.

»Wir hofften, es würde Friede werden, doch es kommt nichts Gutes;

wir hofften, wir sollten heil werden, aber siehe, so ist mehr Schaden da . . . Denn siehe, ich will Schlangen und Basilisken unter euch senden, die nicht zu beschwören sind, die sollen euch stechen, spricht der Herr . . . Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin, und uns ist keine Hilfe gekommen . . . Der Tod ist zu unseren Fenstern eingefallen und in unsre Paläste gekommen, die Kinder zu würgen auf der Gasse und die Jünglinge auf der Straße . . . Der Menschen Leichname sollen liegen wie der Mist auf dem Felde und wie Garben hinter dem Schnitter, die niemand sammelt.«

Indes Rabbi Salomon wehklagte, vollzog sich das Vorspiel zur grauenhaftesten Katastrophe in einer von Katastrophen erfüllten Geschichte.

Der schwarze Freitag brachte die Großaktion.

Von überallher riefen die Nazis ihre Spione und Spitzel zusammen und preßten während der Nacht alles, was diese nur wußten, aus ihnen heraus. Beim Morgengrauen war eine blitzartige, erbarmungslose Razzia ausgearbeitet, um die Juden der letzten ihrer Führer zu berauben.

Unter dem Kreischen der Sirenen drang die SS mit ihren Litauern, Letten, polnischen Blauen, Ukrainern und Ordnungsdienstlern durch alle Tore in das Ghetto ein und durchsuchte es von oben bis unten, um die Leute der Widerstandsbewegung aus ihren geheimen Kellern und Bunkern herauszuholen und auszuräuchern.

Hunderte von Menschen wurden ohne weitere Umstände zum Friedhof abgeführt und dort von einer Truppe des »Nachtigallenbataillons« erschossen.

Anna Grünspan, Andrej Androfski und Tolek Altermann hatten das Glück, sich gerade auf der arischen Seite zu befinden. Andere Batyraner versteckten sich im Keller der Mila 19 bei Julius Schloßberg und Erwin Rosenblum inmitten der Tagebücher der Bruderschaft und der selbstgefertigten Brandbomben. Simon Eden verbrachte den Tag damit, von einem Hausdach zum anderen zu klettern, um den Verfolgern zu entgehen, und Rodel, der Kommunist, verbarg sich zusammengekauert in einer winzigen geheimen Kammer.

Alexander Brandel und David Zemba waren unter den Glücklichen, die sich nicht auf der Verhaftungsliste befanden.

Aber Dutzende von Mitgliedern der Batyraner, der Arbeiterzionisten, der Revisionisten und der Bundisten hatten nicht so viel Glück. Der schwarze Freitag erschütterte das Ghetto in seinen Grundfesten, und es sank in seine tiefste Tiefe hinab.

Am Sabbat, der dem Massaker folgte, wurden im ganzen Ghetto Plakate mit den erschreckendsten Befehlen angeschlagen, während Lautsprecherwagen unablässig die Straßen hinauf und hinab fuhren und die neuen Verordnungen verkündeten.

DEPORTATIONSBEFEHL

1. Auf Befehl der deutschen Behörden werden alle in Warschau lebenden Juden ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht nach dem Osten deportiert.

2. Ausgenommen von dem Deportationsbefehl sind:

a) alle bei den deutschen Behörden oder in deutschen Unternehmun-

gen beschäftigten Juden, deren Kennkarten ordnungsgemäß gestempelt sind;

b) alle Juden, die am Tag dieser Befehlsverkündung Angestellte und Mitarbeiter des Judenrats sind;

c) alle Juden, die dem jüdischen Ordnungsdienst angehören;

d) die Familien der oben erwähnten Personen. Als Familienmitglieder gelten Ehemänner bzw. Ehefrauen und Kinder;

e) Juden, die in der sozialen Fürsorge unter Aufsicht des Judenrats und der Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation beschäftigt sind.

3. Jeder zur Deportation Bestimmte ist berechtigt, fünfzehn Kilogramm Gepäck mitzunehmen. Alles über dieses Gewicht hinausgehende Gepäck wird beschlagnahmt. (Alle Wertgegenstände, wie Geld, Schmuck, Gold usw., sind zwecks späterer Verwendung bei ordnungsgemäßer Ansiedlung mitzunehmen.) Lebensmittel für drei Tage sind mitzunehmen.

4. Die Deportationen beginnen am 22. Juli 1942 um elf Uhr vormittag.

5. Strafen:

a) Juden, deren Namen auf den veröffentlichten Listen stehen und die es unterlassen, sich zu melden, werden erschossen;

b) Juden, die durch ihre Betätigung die ordnungsgemäße Deportation behindern oder sich ihr zu entziehen versuchen, werden erschossen.

DER JUDENRAT, WARSCHAU
Boris Presser, Vorsitzender

ANKÜNDIGUNG

Jeder, der sich freiwillig zur Deportation meldet, erhält eine Zuteilung von drei Kilogramm Brot und einem Kilogramm Marmelade. Die Verteilung der Lebensmittel findet am Stawkiplatz statt.

Meldestelle für die Deportation ist das Abfertigungszentrum Stawki 6–8 auf dem Umschlagplatz.

DER JUDENRAT, WARSCHAU
Dr. Paul Bronski, Stellvertretender Vorsitzender

ANKÜNDIGUNG

Deportationen für den darauffolgenden Tag werden täglich bekanntgegeben und öffentlich angeschlagen werden. Für den 23. Juli sind die folgenden zur Deportation vorgesehen:

Elektoralnastraße Nr. 34–42;
Chlodnastraße Nr. 28–44 einschließlich
Orlastraße Nr. 1–14 und 16–34;
Lesznostraße Nr. 1–3, 7–51, 57–77;
die gesamte Bialastraße.

AUF BEFEHL
DES JÜDISCHEN ORDNUNGSDIENSTES VON WARSCHAU
gez. Pjotr Warsinski

VI

Für die Untergrundbewegung war der schwarze Freitag ein schwerer Rückschlag; zunächst versuchte sie herauszubekommen, was man unter Deportation zu verstehen hatte.

Während der ersten drei Tage war das Ergebnis für die Deutschen unerwartet gut. Die »Wilden«, die ohne Kennkarte versteckt gelebt und deswegen keinerlei Lebensmittelrationen bekommen hatten, konnten der Verlockung der drei Kilogramm Brot und des einen Kilogramm Marmelade, welche die Deutschen versprochen hatten, nicht widerstehen und verließen ihre geheimen Schlupfwinkel. Es meldeten sich mehr Freiwillige, als auf dem Umschlagplatz abgefertigt werden konnten.

Die für die Deportationen zuständige deutsche Dienststelle befand sich in einem grauen vierstöckigen Betongebäude in der Stawkistraße 6–8, knapp jenseits des Nordtores. Das Haus war weder vom Ghetto noch von der »arischen« Seite her zu sehen. Es war früher eine Schule gewesen und später ein Krankenhaus der Waisenfürsorge und Selbsthilfe.

Waffen-SS-Hauptsturmführer Kutler, dem die Dienststelle unterstand, war ein Angehöriger jener Einsatzkommandos, die die Massenmorde an der Ostfront vollzogen hatten. Kutler, der unablässig von blutigen Alpträumen gequält wurde, befand sich andauernd in einem Zustand der Betrunkenheit. Die meisten seiner Kameraden aus den Einsatzkommandos wurden von den gleichen blutrünstigen Träumen geplagt; auch sie konnten sich nur durch Alkohol und Rauschgifte aufrecht halten.

Man betrat das Gebäude durch ein paar dicker eiserner Flügeltüren. Drinnen stand ein halbes Dutzend Nazis vor einer nicht enden wollenden Menschenschlange und wählte die zur Deportation Gemeldeten aus. Einige wenige wurden zur Zwangsarbeit ins Ghetto zurückgeschickt. Die meisten jedoch wurden in den riesigen gepflasterten, von einer hohen Mauer umgebenen Hof weitergeleitet.

Der Hof unterstand dem »Nachtigallenbataillon« und den litauischen und lettischen Hilfstrupps unter der Oberaufsicht einiger deutscher SS-Leute, die bissige Wolfshunde an der Leine hielten.

Am äußersten Ende des Hofes befand sich ein zwei Häuserblocks langer Eisenbahnschuppen mit einem Bahnsteig. Ein aus vierundvierzig Vieh- und Güterwaggons bestehender Zug stand bereit.

Die Ausgewählten, die in den Hof hinauskamen, wurden der Reihe nach durchsucht. Geld, Schmuckstücke und Wertgegenstände jeglicher Art, die sich unter den Habseligkeiten fanden, wurden beschlagnahmt. Um in den Waggons Platz für noch mehr Menschen zu machen, wurden ihnen die meisten Kleidungsstücke weggenommen, die sie mitgebracht hatten.

Juden aus Königs Zwangsarbeiterfabriken schafften die Kleider über die Straße in ein Gebäude, das als Speicher diente. Aus den Röcken und Mänteln riß man das Futter heraus, um etwa darin versteckte Wertgegenstände zu finden. Persönliche Erinnerungsstücke, wie Briefe, Bilder und Andenken, wurden in einem großen Ofen neben dem Gebäude verbrannt.

Sobald sechstausend Leute beisammen waren, wurden sie verladen. Jeden Nachmittag, pünktlich um drei Uhr, fuhr der Zug nach dem »unbekannten Bestimmungsort im Osten« ab.

Die »Wilden«, die sich während der ersten Tage der Großaktion freiwillig gemeldet hatten, waren so eingeschüchtert, daß sie fast keinen Widerstand leisteten. Jeder, der auf dem Hof des Umschlagplatzes Schwierigkeiten machte, wurde sofort erbarmungslos von den Wachen ergriffen.

Außerhalb des Hofes hielten polnische Blaue und der jüdische Ordnungsdienst die Ordnung unter den Menschenschlangen aufrecht, die den Auswahlstellen zugeleitet wurden.

Alte Menschen, Krüppel und alle diejenigen, die offensichtlich für Zwangsarbeit unverwendbar waren, wurden vom Umschlagplatz abgeführt und von SS-Abteilungen auf dem einige Straßenzüge entfernten Friedhof erschossen. Auf diese Weise lieferten die Deutschen den »Beweis«, daß sie nur die körperlich Gesunden für ihre neuen »Arbeitslager« nahmen.

Trotz der Passivität der orthodoxen Gemeinde übten Männer wie Rabbi Salomon auch weiterhin auf die Menschen einen großen Einfluß aus. Je mehr Rabbiner einem unbekannten Schicksal entgegengingen und je mehr sich die Zahl der führenden orthodoxen Juden verringerte, desto größere Verantwortung fiel den Verbleibenden zu.

Am vierten Tag der deutschen Großaktion nahmen die noch verbliebenen Mitglieder der Untergrundorganisation den Umschlagplatz in Augenschein und eilten durch Warschau, verzweifelt bemüht, den Bestimmungsort der Züge festzustellen.

Alexander Brandel suchte Rabbi Salomon auf und versuchte, ihn davon zu überzeugen, daß es seine Pflicht sei, beim Judenrat vorstellig zu werden. Doch der alte Mann hatte den Kreis seiner Pflichten streng und genau abgegrenzt. Der Judenrat, so erklärte er, liege außerhalb seines Tätigkeitsbereiches. Dennoch gelang es Alexander, durch überzeugende Argumente und Parallelen zu früheren Exilsverhältnissen, die starre Haltung des alten Mannes zu erschüttern. Schließlich erklärte sich der Rabbi damit einverstanden, ein Rabbinatsgericht einzuberufen, und er gestattete Alexander, vor den fünf Rabbinern, die sie noch vorfinden konnten, seine Argumente vorzutragen.

Die Rabbiner gelangten zu dem Schluß, daß es für Rabbi Salomon moralisch korrekt war, beim Judenrat vorstellig zu werden.

Der alte Mann war teilweise erblindet und konnte die Umwelt nur noch in schattenhaften Umrissen erkennen. Vor Monaten hatte er bereits seine Arbeit an den Aufzeichnungen der Bruderschaft und Brandels Tagebuch einstellen müssen. Gestützt auf den Arm seines Lieblingsschülers Stephan Bronski betrat er das Gebäude des Judenrats Ecke Zamenhof- und Gensiastraße.

Paul Bronski war noch nervöser als gewöhnlich. Der Anblick Stephans an der Seite des Rabbi im hellen Tageslicht an einem Ort, der ein Rattennest von Spitzeln war, gab seinen Nerven den Rest. Stephan wurde nach Hause geschickt. Obgleich Rabbi Salomon Paul nicht sehen konnte, spürte er doch die Unsicherheit in der Stimme des Mannes.

»Dr. Bronski, augenblicklich wird sehr viel über diese Deportationen geredet. Eigentlich sprechen die Leute überhaupt kaum noch von etwas anderem.«

»Das ist durchaus verständlich.«

»Wir hören, daß die Massenmorde des Ostens in Vernichtungslagern fortgesetzt werden.«

»Unsinn. Diese Gerüchte gehen nur von derselben Gruppe von Agitatoren und Hetzern aus, mit denen wir seit den ersten Tagen der Besetzung Schwierigkeiten gehabt haben. Außer ihrer Propaganda haben wir keinerlei Beweise dafür, daß sich im Osten Massenmorde ereignet haben.«

»Hat der Judenrat jemals bei den Deutschen nachgefragt, ob die Berichte über die Massaker im Osten stimmen oder nicht?«

Natürlich nicht. Paul biß die Zähne zusammen. Der alte Mann hatte zwar die Schärfe seines Augenlichts eingebüßt, nicht aber die seines Verstandes oder die dialektische Fähigkeit, ihm Wortfallen zu stellen.

»Mein lieber Rabbi Salomon, niemand behauptet, daß das Leben im Ghetto leicht ist. Wir sind die Verlierer eines Krieges, zu dessen Prügelknaben wir ausersehen wurden. Dennoch ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß es uns durch ordnungsgemäßes Verhalten gelungen ist, die meisten Menschen hier und am Leben zu erhalten.«

»Dann darf ich also annehmen, Dr. Bronski, daß Sie bereit sind, uns zu versichern, daß die meisten von uns auch in drei oder vier Wochen noch hier und am Leben sein werden?«

Paul hatte über die Deportationen nur mit Boris Presser gesprochen. Nach seiner Kalkulation würden die Deutschen ihre Arbeitslager in ein oder zwei Wochen wieder aufgefüllt haben. Dann würden die Deportationen gewiß automatisch aufhören.

»Ich warte auf eine Antwort, Dr. Bronski.«

Paul wollte sich nicht festlegen. Angenommen, er erklärte, die Deportationen würden aufhören – und sie hörten nicht auf? Angenommen, die Gerüchte von den Vernichtungslagern trafen zu und der Judenrat hatte es unterlassen, dazu Stellung zu nehmen? Er hatte keinen Raum mehr zum Manövrieren. Zwei Jahre und sieben Monate hindurch hatte er immer noch eine Ausflucht und noch eine und noch eine gefunden. Jetzt war er am Ende der Sackgasse.

»Vernunftsgründe sagen mir, daß die Deportationen aufhören werden, sobald die Deutschen die gegenwärtige Überfüllung des Ghettos beseitigt haben. Diese Teilevakuierung des Ghettos wird uns die Lösung vieler unserer hiesigen Probleme erleichtern. Außerdem werden die Bevölkerungsverschiebungen, die den Zweck haben, die Reserven an Arbeitskräften näher an die Ostfront heranzurücken, die Deutschen gewiß zufriedenstellen.«

»Würde der Judenrat bei den Deutschen anfragen, ob ihre Vernunftgründe auch die Vernunftgründe der Deutschen sind?«

Rabbi Salomons Falle war zugeschnappt. Paul wollte von dem Mann nichts mehr hören. Er murmelte rasch, daß die Angelegenheit weiter verfolgt werden würde.

Boris Presser hatte seine Pflichten als Vorsitzender des Judenrats wie ein Niemand versehen. Er war ein stiller kleiner Mann, dessen Stärke in der außerordentlichen Fähigkeit bestand, Menschen aus dem Weg zu gehen und sein Amt völlig unpersönlich und mechanisch auszuüben, ohne die geringste Wallung von Gefühlen. Die Ermordung Emanuel Goldmanns, seines Vorgängers im Vorsitz des Judenrats in den Anfangszeiten der Besetzung, hatte ihm die Grenzen seiner Befugnisse klar vor Augen geführt.

Presser verstand es äußerst geschickt, allen geheimen Zusammenkünften mit der Untergrundbewegung, den Fürsorgestellen oder den Schmugglern auszuweichen. Die Technik, von nichts zu wissen, nichts zu sehen und nichts zu hören, hatte er zu höchster Vollendung entwickelt. Ihm war es mit großer Geschicklichkeit und Wendigkeit gelungen, sich durch Taubheit aus allem herauszuhalten. Er war tatsächlich das ideale Beweismittel für jene Nazilogik, welche die Behauptung aufstellte, die Juden würden sich gegenseitig ausrotten. Wurde er gelegentlich in die Enge getrieben, verstand es Presser stets, eine Rechtfertigung für die Existenz des Judenrats zu finden. Ohne ihn, so erklärte er, wären die Zustände noch wesentlich ärger. Er redete sich das sogar selbst ein, ja er glaubte fest, daß der Judenrat tatsächlich ein Mittel darstelle, um zu überleben.

Als ihm Paul Bronski die wachsende Bestürzung und Angst über die Deportationen vor Augen führte, ließ sich Presser nicht dazu bringen, eine Besprechung mit den Deutschen zu führen. So wie schon hundertmal zuvor, delegierte er auch diesmal Paul Bronski.

Wer stand zur Wahl? Mit Schreiker und dem »Korps Reinhard« zu reden, war unmöglich. Konnte er vielleicht den Weg über Max Kleppermann wählen? Nein, die *Großen sieben* wollten von den Deportationen nichts wissen. Oder über Brandel und David Zemba? Nein, sie waren es ja, die den Judenrat unter Druck setzten.

Als einzige Möglichkeit blieb Dr. Franz König.

Königs neuer Wohnsitz war ein Palast von vierzig Zimmern, die jüngste Beschlagnahme, die er in seiner Eigenschaft als Chef des Beschlagnahmewesens vorgenommen hatte. Binnen weniger Jahre war er Multimillionär geworden.

König war unnatürlich dick und unförmig geworden. Seine Gestalt glich einer Birne und sein Kopf einer geschwollenen Tomate, auf der ein unangenehm störendes, kurzgeschorenes Büschel Haare saß.

Die Macht hatte sich als unbekömmlich erwiesen. Nach den ersten süßen Kostproben von Rache und Selbstbestätigung war er mit der Realität in Konflikt geraten. Er hatte feststellen müssen, daß seine Verbündeten Männer von einer Bestialität waren, deren pure Existenz er in einem zivilisierten Volk nicht für möglich gehalten hätte. Sein wunderbares Deutschland, dieses mit allen Gaben der Kultur gesegnete Land, wurde von Verrückten und Sadisten regiert. Er erinnerte sich seiner allerersten Diskussion über die Massenmorde. Jetzt fragte er sich, was er getan hatte. Und doch, fast unaufhaltsam stieg er immer höher und höher. Regelmäßig wurde er direkt von Himmler empfangen. Alles, was er je an Wahrheit und Schönheit gekannt hatte, war von Franz König preisgegeben worden. Ein Opfer der Angst, hatte man ihn gekauft – mit Haut und Haaren, Seele, Herz und Verstand.

Paul Bronski spürte, wie seine Kehle ausgetrocknet war, als er vor Dr. König stand. Von der Universität bis zu diesem zwölf oder dreizehn Meter langen Amtsraum hatte der Mann einen weiten Weg zurückgelegt. Und doch übte Pauls Anwesenheit auf ihn stets eine beunruhigende und enervierende Wirkung aus, weil sie ihn daran erinnerte, daß es ihm einstmals völlig gereicht hatte, in der stillen Abgeschiedenheit seines Studierzimmers fern von seiner dicken polnischen Frau Schiller zu lesen und Mozart zu hören.

Schließlich brachte es Paul zuwege, irgendwie die Botschaft der Angst und Sorge über die Deportationen hervorzustammeln.

»Sie haben einen Ordnungsdienst zu Ihrer Verfügung. Verwenden Sie ihn doch«, schnappte König verärgert zurück.

»Wenn wir ihn noch stärker verwenden, als wir es bereits getan haben, um Sie bei diesen Deportationen zu unterstützen, dann wird der Argwohn und Verdacht der Menschen doch nur bestärkt.«

König wiegte sich in seinem riesigen Schreibtischsessel hin und her. Er konnte die ganze Sache an Rudolf Schreiker verweisen, der jeder weiteren Diskussion ein rasches und brutales Ende bereiten würde. Aber war dies klug? Erst wenige Tage waren vergangen, und der Strom der Freiwilligen, die sich zur Deportation gemeldet hatten, war bereits praktisch versiegt. Die Gefahr bestand, daß sich der Widerstand der wachsenden Untergrundbewegung verstärkte und verhärtete. König besaß ein Dutzend Fabriken sowohl innerhalb als auch außerhalb des Ghettos; sie brauchten einen stetigen Zufluß von Arbeitskräften. Schreikers tölpelhaftes und dummes Vorgehen hatte sich nicht im geringsten geändert. Er dagegen hatte es gelernt, Schreiker zu manipulieren und seine eigene Stellung dadurch gefestigt, daß er ihm das Bewußtsein gab, unentbehrlich zu sein. Durch Bestechungen und durch Geldanleihen, die er bei ihm gemacht hatte, war Schreiker tief in seiner Schuld.

Paul Bronski und Boris Presser waren stets gehorsame Diener gewesen. Wenn man sie jetzt in einer raschen Säuberungsaktion durch andere Leute ersetzte, konnte dadurch die genau ausgewogene Kontrolle, die er über das Ghetto ausübte, leicht gestört werden und durcheinandergeraten.

»Es ist nur recht und billig«, erklärte König, »daß der Judenrat der Bevölkerung Versicherungen über unsere guten Absichten abgibt.«

Nachdem ihn Paul verlassen hatte, begab sich König ins Rathaus, um Rudolf Schreiker davon zu überzeugen, daß es im Interesse der ordentlichen Abwicklung der Deportationen wichtig und notwendig war, daß der Judenrat eine öffentliche Verlautbarung herausgab. Wie üblich, begriff Schreiker gar nicht genau, worum es ging, und murmelte lediglich, daß König nur tun solle, was er für richtig hielt.

Am nächsten Tag wurden Paul Bronski, Boris Presser und der gesamte Vorstand des Judenrats völlig unerwartet und in aller Heimlichkeit aus dem Ghetto abgeholt und auf eine Inspektionstour nach Poniatow, Trawniki und in Dutzende anderer östlicher Arbeitslager geführt, in denen Straßenarbeiter und Arbeiter für den Bau von Flugfeldern sowie für die Rüstungswerke untergebracht waren. Die Eisenbahn hatte ihre ersten russischen Bombenangriffe erlitten. Gruppen jüdischer Zwangsarbeiter waren damit beschäftigt, sie wieder instand zu setzen.

Die oberflächliche Inspektion verlief ähnlich den »Inspektionen«, die man für das Schweizer Rote Kreuz während der Untersuchung der Verhältnisse in den Ghettos veranstaltet hatte. Aber sie trug immerhin dazu bei, nach außen hin das Ansehen Pressers und Bronskis zu wahren. Am Ende der Rundfahrt, die ihnen nichts gezeigt und nichts bewiesen hatte, verzerrte König alles in der üblichen Nazilogik: Die Inspektion hatte also »bewiesen«, daß Deportationen aus Warschau nur dem öffentlich bekanntgegebenen Zweck dienten, die Industrie zu dezentralisieren, sie zu entfalten und gleichzeitig an die Ostfront heranzubringen.

Weder Boris Presser noch Paul Bronski konnten sich den Luxus erlauben, der Wahrheit nachzugehen. Bei ihrer Rückkehr nach Warschau hielt König die vorbereiteten Texte einer Reihe von Erklärungen bereit, die sie nur zu unterschreiben hatten. Sie setzten ihre Namen unter eine Anzahl von Dokumenten, in denen sie erklärten, sich davon überzeugt zu haben, daß die Deportationen nur zu den angegebenen Zwecken stattfänden und daß die Arbeitsbedingungen erträglich seien. Die Bevölkerung wurde dringend ersucht, das Ihre zur ordnungsgemäßen Abwicklung der Transporte beizutragen.

Als gedruckte Plakate wurden diese Erklärungen auf Tausenden von Hausmauern angeschlagen. Dennoch war am sechsten Tag der Großaktion der Freiwilligenstrom vollkommen versiegt.

»Juden raus!«

Trillerpfeifen! Sirenen! Verlassene Straßen. Nervenzerreißende Angst hinter zugezogenen Vorhängen.

Die »Nachtigallen«, die mit so schönem Wohlklang zu singen verstanden, sprangen von ihren Lastkraftwagen. In einem neuerlichen blitzartigen Überraschungsschlag versuchten sie, dieses oder jenes Gebäude abzuriegeln, die Türen einzudrücken, in die Häuser einzudringen und die sich wehrenden Bewohner auf die Straße hinauszuzerren.

Wolf Brandel hörte die Schreie und das Kreischen auf der gegenüberliegenden Straßenseite, schlüpfte rasch in Hemd und Hose und blickte aus dem Eckfenster von Andrejs Wohnung auf die Schreckensszene im Hof hinaus. Rachel wickelte sich rasch in ein Bettuch und versuchte, ebenfalls hinauszusehen, doch Wolf hielt sie auf Armeslänge vom Fenster zurück.

In dem allgemeinen Wirrwarr kam es plötzlich zu einer gewalttätigen Szene, als ein Mann versuchte, die Absperrung der Ukrainer zu durchbrechen, um zu seiner Frau zu gelangen. Auf dem Pflaster wurde er zu einem blutigen Haufen zusammengeknüppelt. Stöhnend und zuckend lag er in seinem Blut. Noch ein Ausbruch. Eine verzweifelte junge Mutter hatte sich gegen einen riesenhaften Wachtposten geworfen, zerkratzte ihm mit ihren Fingernägeln das Gesicht, biß ihn in die Hand und versuchte, ihr kleines Kind zurückzubekommen. Der Wachtposten brüllte vor Lachen, packte sie beim Haar und schleuderte sei in einen Kreis herabsausender Knüppel. Unter unablässigen Knüppelhieben trieb die Mannschaft ihre Gefangenen dann die Straße zum Umschlagplatz hinauf.

Wolf knöpfte sich hastig das Hemd zu und steckte die Pistole wieder in den Gürtel. Rachel vergaß für einen Augenblick, daß sie darunter ja völlig nackt war und ließ das Bettuch fallen. Aber der blutrünstige Ausbruch auf der Straße hatte den Zauber der Liebesstunde ohnedies gebrochen. Mit dem Rücken suchte Wolf an der eisernen Bettstelle Halt und verbarg sein Gesicht zwischen den Knien, während sie sich ankleidete. Sie kniete sich neben ihn, legte ihren Kopf in seinen Schoß, und so warteten sie lautlos und wie betäubt, bis die Schreie von draußen verklungen waren.

»Wo gehen die Züge nur hin?« flüsterte sie bebend.

Er schüttelte den Kopf.

»Mein Vater sagt, sie werden bald damit aufhören, aber ich glaube ihm nicht. Die Leute reden von Todeslagern.«

Sie begann zu zittern; ihr Gesicht und ihre Hände wurden eiskalt. Er versuchte, sie zu trösten.

»Sei mir nicht böse, daß ich so bin . . . Ich meine es nicht so . . . Es war nur – ich hatte solche Angst, als du nicht rechtzeitig zu Stephans Bar Mizwa zurückgekommen warst. Ich träume die ganze Zeit von den Zügen. Ich träume, daß sie Stephan abholen. Wolf, er ist zu waghalsig, er riskiert zuviel. Sorg bitte dafür, daß er aufhört.«

»Wie kann ich ihn denn vom Gegenteil dessen überzeugen, wofür ich selbst kämpfe?«

»Wofür kämpfen wir denn eigentlich? Wofür, in Gottes Namen?«

»Ich weiß es auch nicht. Mein Vater würde vielleicht irgendwelche Worte dafür finden. Auch Rabbi Salomon. Aber ich – ich will nichts als leben, und ich will, daß auch du weiterlebst. Ich glaube, das ist im Grunde alles, wofür ich wirklich kämpfe.«

Nach einer kleinen Weile wurde sie wieder ruhig.

»Eines Tages wird das alles vorbei sein, Rachel. Denn es muß ja irgendwann mal aufhören.«

»Wenn ich nur deine Frau sein könnte. Wenn ich nur ein Kind von dir zur Welt bringen könnte. Wolf, wenn einer von uns beiden mit dem Zug fort muß, dann will ich, daß du wissen sollst, wie sehr ich dich liebe.«

»Wir werden diese Sache durchstehen, Rachel.« Dann war wieder Trauer in seiner Stimme. »Mein Vater hat mit Rabbi Salomon gesprochen, ob er uns nicht heimlich trauen kann, ohne daß es dein Vater erfährt. Aber Rabbi Salomon tut's nicht.«

»Warum? Es ist doch nur, weil mein Vater nie einverstanden wäre.«

»Rabbi Salomon würde damit Partei für die Untergrundbewegung und gegen den Judenrat nehmen. Du weißt doch, wie sehr es die Orthodoxen verstehen, in versteckten Bedeutungen noch verstecktere Bedeutungen zu finden. Außerdem soll die ganze Welt wissen, daß du meine Frau bist.«

»Ich gebe mir die größte Mühe, mich so an meinen Vater zu erinnern, wie er früher einmal war, aber ich glaube, daß ich ihn jetzt geradezu hasse. Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich beinahe, er wäre –«

Geräusche auf dem Dach ließen sie verstummen. Wolf sprang augenblicklich vom Bett, riß Rachel mit einem Griff herunter und schob sie hinter sich in einen Alkoven. Über ihnen trampelte und klapperte irgend jemand herum. Im Oberlichtfenster der Küche tauchte eine nicht ganz zu erkennende Gestalt auf. Sie zerrte am Dachfenster. Wolf zog die Pistole hervor, entsicherte sie und zielte auf das Oberlicht. Die Dachluke öffnete sich mit einem Kreischen, und eine Sturzflut von Licht und Luft drang herein. Langsam ließ sich zuerst ein Paar Beine herab und dann eine Gestalt auf den Boden plumpsen.

»Es ist Stephan.«

Stephan sprang auf die Füße und rieb sich das Handgelenk, das ihm von dem Aufprall auf den Boden weh tat. »Es tut mir leid, daß ich hier so hereinplatzen muß«, entschuldigte er sich, »aber Onkel Andrej braucht dich sofort, Wolf.«

»Wo ist er?«

»Auf dem Dachboden über der Bühne im Arbeitertheater.«

Wolf fuhr in die Schuhe, setzte die Mütze auf und blickte aus dem Fenster. Unten auf der Straße patrouillierten die »Nachtigallen«.

»Du mußt über die Dächer«, sagte Stephan.

»Ihr zwei geht aufs Dach hinauf und bleibt dort, bis es dunkel geworden ist«, befahl Wolf.

Rachel gehorchte wortlos, denn sie fürchtete, in Tränen auszubrechen, wenn sie den Mund öffnete. Sie schoben einen Küchentisch unter die Luke im Oberlicht. Wolf kletterte hinauf, erreichte mit einem Satz den Fensterrahmen über sich und zog sich hoch. Als er hinabblickte, mußte er einen Augenblick die Augen schließen. Steil abfallende Höhen machten ihn immer etwas schwindlig. Er legte sich flach auf den Bauch und reichte die Arme hinab in die Küche. Rachel hob Stephan hoch, sodaß ihn Wolf mit den Händen fassen konnte. Sie selbst folgte als letzte. Wolf schloß die Dachluke und wies ihnen hinter einem Schornstein Deckung an. Stephan und seine Schwester kauerten sich dahinter und sahen, wie Wolf allmählich über den Dächern des Ghettos verschwand.

Wolf brauchte eine Stunde für die anderthalb Kilometer über die Dächer, Treppen hinab, im Sprung quer über offene Höfe und Zwischenmauern hinweg. Mehr als einmal mußten er in »befreundeten« Kellern Deckung suchen.

Wolf begriff augenblicklich, daß es sich um eine sehr wichtige Zusammenkunft handeln mußte, denn außer Andrej und Tolek Altermann war auch Simon Eden erschienen. Nach Möglichkeit pflegten es Andrej und Simon zu vermeiden, zusammenzutreffen, um so die Gefahr zu verringern, daß sie einmal beide erwischt und gefangengenommen wurden. Für die anderen Führer galt das gleiche. Auch jetzt waren sie nur deshalb zusammengekommen, weil es dringend erforderlich war, denn die Spitzel der Deutschen hatten am schwarzen Freitag Dutzende von Verstecken ausfindig gemacht und auffliegen lassen.

Simon wandte sich an Wolf und Tolek: »Die Deutschen lügen über die Ziele der Deportationen. Einem meiner Leute ist es gelungen, den Umschlagplatz genau zu beobachten. Sechs Tage lang sind jetzt immer die gleichen vierundzwanzig Waggons hereingekommen und wieder abgefahren. Rechnet euch das aus. Die Züge fahren jeden Morgen um acht Uhr zurück. Das ist eine Reise von siebzehn Stunden. Achteinhalb hin. Achteinhalb zurück. Zieht eine Stunde Ausladezeit ab. Zieht eine weitere Stunde für das Rangieren der Züge zur Rückfahrt ab und stellt außerdem die heutigen Bahnverhältnisse in Rechnung.«

»Schlußfolgerung«, ergänzte Andrej, »es ist eine Vermutung, daß dieser Zug nicht weiter als siebzig oder achtzig Kilometer über Warschau hinausfährt.«

Tolek rieb sich das Kinn und überflog im Geist rasch die Umgebung von Warschau. »Im Radius dieser Entfernung gibt es kein Arbeitslager oder eine Kombination von Lagern, die unaufhörlich jeden Tag sechstausend Menschen aufnehmen könnten.«

»Genau darum handelt es sich.«

»Wie ihr wißt«, fuhr Simon fort, »wurde mein Meldebotensystem am schwarzen Freitag fast vollständig zerschlagen. Ich habe beinahe alle meine Leute auf der arischen Seite verloren.«

Andrej übergab Wolf und Tolek je ein Päckchen mit Geld. »Am Tlomatskietor ist eine Wache, die mitspielt. Geht um sechs Uhr in Abständen von fünfzehn Minuten hinaus und kommt in Gabrielas Wohnung.

Dort werdet ihr einen Techniker von der Eisenbahn treffen. Er wird euch Beobachtungsposten längs der Bahnlinie anweisen.«

Als sie gegangen waren, fragte Simon Eden Andrej, wie es mit neuen Waffen stehe. Es war die alte Geschichte. Keine Waffen. Kein Geld. Keine Hilfe von Roman oder der Heimatarmee. Ausflüchte. Enttäuschungen. Nach dem schwarzen Freitag waren ihnen nur noch fünfhundert Soldaten übriggeblieben.

Andrej sah auf seine Uhr und erklärte, auch für ihn sei es jetzt Zeit zu gehen.

»Ist es unbedingt nötig, daß du nach Lublin gehst?« fragte Simon.

»Ja.«

»Wenn es nur irgendeine Möglichkeit gäbe, dir zu befehlen, nicht zu gehen . . .«

»Nein, Simon.«

»Bist du sicher, daß du in dieses Lager hineinkannst?«

»Ganz sicher bin ich nicht. Anna hat meinen alten Kompaniefeldwebel ausfindig gemacht. Ein guter Soldat, dieser Styka. Ich habe volles Vertrauen zu ihm. Er hat die Sache zwei Wochen lang vorbereitet. Anna hat mich davon verständigt, daß er mich hineinschmuggeln kann.«

»Andrej, wenn wir dich verlieren . . .«

»Was können wir schon verlieren, Simon?«

Ratlos ließ Simon seine großen Hände sinken. »Was können wir schon verlieren? Seit über zwei Jahren bin ich wie in einem Nebel. Die ganze Zeit über versuche ich mir einzureden, daß dies alles ja gar nicht wahr ist, daß es nicht passiert. Ich bin wie betäubt und spüre überhaupt nichts mehr, aber wir überleben rein instinktiv.«

Andrej klopfte ihm auf die Schulter.

»Also gut«, sagte Simon. »Jemandem heutzutage zu Majdanek Glück zu wünschen, ist ja wirklich einigermaßen lachhaft. Weiß Gabriela Bescheid?«

»Nein. Ich habe ihr versprochen, ihr nichts zu verheimlichen, aber ich konnte es einfach nicht über mich bringen, mit ihr über diese Fahrt nach Lublin zu reden. Aber heute abend, wenn ich durch die Tür komme, werde ich sie nicht länger mehr im unklaren lassen.«

»Ich beneide dich, Andrej, um eine solche Liebe, und, um Himmels willen, Andrej, komm gesund und wohlbehalten wieder hierher zurück. Ohne dich kann ich nicht durchhalten.«

»Na, also auf Wiedersehen, Simon.«

VII

Andrej rieb sich erschöpft die Augen und versuchte, sie auf die Distanz hinter dem schmutzigen Fenster zu konzentrieren. Der Zug paffte an einem Dörfchen strohgedeckter Hütten vorbei, das von den Roggenfeldern der Hochebene von Lublin umgeben war. Es war eine lange, langsame Fahrt. Vor dem späten Nachmittag würde er Lublin nicht erreichen können. Der gute alte Styka. Er war durchgekommen.

Simons Worte gingen ihm durch den Kopf: »Ich bin wie in einem Ne-

bel . . . Ich bin wie betäubt und spüre überhaupt nichts mehr, aber wir überleben rein instinktiv.« In solchen Nächten vor einer gefährlichen Mission pflegte auch Gabriela rein instinktiv zu handeln. Mit weit offenen Augen hatte sie ihn wortlos die ganze Nacht in ihren Armen gehalten.

Nachdem er noch einer letzten Gefahr knapp entronnen war, hatte sich Andrej die Wohltat eines Aufseufzers und eines inneren Nervenaufruhrs gestattet. Unerwartet war der Zug auf ein Nebengleis gestellt und kontrolliert worden. Leben und Tod hatten von einem Blickwechsel mit einem der polnischen Polizisten abgehangen, der später zurückgekehrt war, um seine Bestechung entgegenzunehmen.

Freiheit und Gefangennahme hatten so oft an einem Faden gehangen, daß er sie nicht mehr aufzählen vermochte. Jeden Tag konnte ein Zufall oder schieres Glück oder die richtige instinktive Regung den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen. Jeden Abend berichteten die Batyraner in der Mila 19 reihum, wie sie während des Tages nur mit knapper Mühe dem Unheil entgangen und wie durch ein Wunder gerettet worden waren.

Andrej holte eine Feldflasche aus seinem Tornister, nahm einen Schluck Wasser und biß ein Stück des vertrockneten Brotes ab. Essen in seinen Magen zu tun, der durch den Mangel an Nahrung zusammengeschrumpft war und sich gegen die plötzliche Erweiterung wehrte, war fast schmerzhaft.

Der Zug fuhr an einem Dorf vorbei. Die Gleise teilten einen großen Acker, auf dem Männer und Ochsen an den Koppelriemen der Pflüge zerrten und Frauen tief gebückt hinter der Pflugschar gingen. Stämmige Männer mit gegerbten Gesichtern und Frauen in düsteren schwarzen Fetzen, die auf primitive Art ihr Tagwerk verrichteten, fast unverändert seit den Zeiten des Feudalismus. Andrej wunderte sich immer über die Bauern. Er fragte sich, wie sie in Elend, Aberglauben und Unwissenheit weiterexistieren konnten, ohne den geringsten Wunsch zu haben, ihr Land oder ihr Leben zum Blühen und Gedeihen zu bringen.

Andrej erinnerte sich an eine Zusammenkunft der Batyraner vor langer Zeit. Tolek Altermann war damals gerade aus den Siedlungen Palästinas zurückgekehrt und hatte von den Führern ihrer Nation die Wunderwerke gepriesen, durch die Sümpfe trockengelegt und Wüsten bewässert worden waren. Ein Sammelfeldzug wurde in die Wege geleitet, um Traktoren und landwirtschaftliche Geräte anzukaufen. Andrej erinnerte sich, daß er selbst der Sache damals gleichgültig gegenübergestanden war.

Hatte er den Sinn des Ganzen zu spät erfaßt? Es ärgerte ihn. Das Land der Hochebene von Lublin war reich, aber niemand schien das besonders zu beachten. Im unfruchtbaren Land von Palästina arbeiteten sich die Menschen den Rücken krumm und trieben ihre Willenskraft bis zum Äußersten.

Er hatte neben Alexander Brandel auf der Tribüne eines Zionistenkongresses gesessen. In diesem lose geknüpften Verband unterschiedlicher Ideologien waren sie alle zusammen gewesen; jeder von ihnen hatte dem anderen hart zugesetzt und mit dem Brustton der Überzeugung seine eigene Einstellung vertreten. Als Alexander Brandel aufgestanden war, um zu sprechen, war der Saal verstummt.

»Es kümmert mich nicht, ob euch eure Ansichten auf den Weg der Religion oder auf den Weg der Arbeit oder auf den Weg des Aktivismus führen. Wir sind hier, weil wir uns alle einen Pfad blind durch einen dichten Wald schlagen müssen, auf der Suche nach Menschenwürde. Jenseits des Waldes verschmelzen alle unsere Wege zu einer einzigen breiten Landstraße, die auf den kahlen, ausgedörrten Hügeln von Judäa endet. Dies ist unser einziges Ziel. Wie er sich durch den Wald schlägt, hat jeder mit seinem Gewissen abzumachen. Das Ziel unserer Reise wird immer das gleiche sein. Auf verschiedene Art suchen wir alle dasselbe: das Ende dieser langen Nacht aus zweitausendjähriger Finsternis und unsagbaren Mißhandlungen, die uns so lange weiter quälen werden, bis der Davidstern über Zion weht.« So hatte Alexander Brandel seine Gedanken über den reinen Zionismus ausgedrückt. Andrej hatte gefunden, daß es gut klang, aber geglaubt hatte er nicht daran. In der Tiefe seines Herzens war es nicht sein Wunsch gewesen, nach Palästina zu gehen. Er verabscheute die Vorstellung, Sümpfe trockenzulegen, vom Fieber der Malaria geschüttelt zu werden oder das angestammte Geburtsrecht aufzugeben.

Ehe er in den Kampf gezogen war, hatte Andrej zu Alexander gesagt: »Warschau ist meine Stadt – nicht Tel Aviv. Ich bin Pole.«

Und jetzt saß Andrej in einem Zug auf dem Weg nach Lublin und fragte sich, ob er nicht zuletzt für seinen mangelnden Glauben gestraft würde. Warschau! Er sah die arroganten Augen Romans, des Kommandeurs der Heimatarmee, und alle die vielen anderen Romans und Bauerngesichter, die nur Haß für ihn empfanden. Ohne einen Ruf des Widerspruchs hatten sie dieses schwarze Loch des Todes im Herzen Warschaus bestehen lassen.

Einst waren dort große funkelnde Säle gewesen, in denen sich Ulanen verbeugt und den Damen, die ihnen halb verborgen hinter ihren Fächern kokette Blicke zuwarfen, die Hand geküßt hatten.

Warschau!

»Fräulein Rak, ich bin Jude.«

Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat nagte der Verrat an Andrejs Herzen. Er biß die Zähne zusammen. Ich hasse Warschau, sagte er zu sich selbst. Ich hasse Polen und alle seine gottverdammten Söhne. Ganz Polen ist ein Sarg.

Das furchtbare Bild der Ghettostraßen flutete durch seine Gedanken. Worauf kommt es jetzt an? Was liegt jenseits dieses Nebels? Nur Palästina! Aber ich werde Palästina nie in diesem Leben sehen, weil ich daran nicht geglaubt habe.

Am späten Nachmittag schob sich der Zug langsam in den Rangierbahnhof der Endstation von Lublin, die mit langen Reihen von Waggons gefüllt war, welche die russische Front mit Kriegsmaterial versorgten.

Auf einem Seitengleis ein anderer Zug, wie man ihn heutzutage häufig sah. Deportierte. Juden. Andrejs geübtes Auge schätzte sie ab. Es waren keine Polen. Aus ihrem Aussehen schloß er, daß sie aus Südosteuropa kamen.

Er ging zum Stadtzentrum, um seine Verabredung mit Styka einzuhalten. Von allen Städten Polens haßte Andrej Lublin am meisten. Alle Batyraner waren fort. Nur wenige in Lublin geborene Juden befanden sich noch im Ghetto.

Vom Augenblick der Besetzung an war Lublin zu einem Knotenpunkt geworden. Er und Anna hatten es sorgfältig überwacht. Im allgemeinen begann zuerst in Lublin, was sich nachher überall wiederholen sollte. Schon 1939 hatte Odilo Globocnik, der frühere Gauleiter von Wien, hier die Befehlszentrale der SS für ganz Polen eingerichtet. Die Batyraner sahen sich Globocnik genauer an und kamen zu dem Schluß, daß er sich in einem ständigen Tauziehen mit Hans Frank und der Zivilverwaltung befand.

Globocnik baute die Totenkopfverbände auf. Lublin wurde zum Ausgangspunkt für die »Endlösung« der Judenfrage. Als die Anweisungen von Himmler, Heydrich und Eichmann durch Funk überbracht wurden, hatten die Aktionen in Lublin begonnen.

Eine Unzahl von Durchgangslagern, Arbeitslagern und Konzentrationslagern schoß in diesem Gebiet aus dem Boden. Kriegsgefangene. Kreuz und quer durch Lublin schwirrten Pläne; sie wiesen auf Verwirrung unter den Deutschen hin. Da war die Rede von einer riesigen Reservation in der Hochebene, die mehrere Millionen Juden aufnehmen sollte . . ., von einem anderen Plan, alle Juden auf die Insel Madagaskar zu verschiffen . . . Sobald man Globocniks Lager nur erwähnte, schlugen die Berichte über die Entmenschtheit der Wachen in einen Ton des Schreckens um. Lipowa, Sobibor, Chelmno, Poltawa, Belzec, Krzywy-Rog, Budzyn, Krasnik. Unterkühlversuche, Elektroschocks, Auspeitschungen, reißende Hunde, Hodenquetscher.

Die SS-Totenkopfverbände nahmen Ukrainer und baltische Hilfskräfte auf, und die Einsatzkommandos wateten bis zu den Knien in Blut und wurden zu trunkenen, rauschgiftsüchtigen Maniaken.

Ihr aller Herz war Lublin.

Im Frühjahr 1942 lief in Lublin die »Aktion Reinhard« an. Das Ghetto, etwas kleiner als das Warschauer, wurde aufgelöst, seine Bewohner vollständig in das Lager Majdanek im Vorort von Majdan-Tartarski gebracht. War das Lager leer geworden, wurde es zuerst durch die Räumung aller Lager und Städte rings um Lublin aufgefüllt, schließlich durch deportierte Juden außerhalb Polens. Zu Tausenden und Zehntausenden strömten sie durch die Tore von Majdanek, doch keiner kehrte wieder, und das Merkwürdige war: Majdanek wurde nicht größer.

Was geschah in diesem Majdanek? Bildete die »Aktion Reinhard« das Vorbild dafür, daß jetzt täglich prallgefüllte Eisenbahnzüge den Umschlagplatz von Warschau verließen? Sollte es im Gebiet von Warschau noch ein zweites Majdanek geben?

Andrej blieb am Litowskiplatz stehen und besah sich rasch die umliegenden Gebäude. Auf seine Uhr blickend, stellte er fest, daß es noch früh war. Weiter unten auf dem Boulevard konnte er einen Teil der Ghettomauer erblicken. Er fand eine leere Bank, öffnete eine Zeitung und streckte die Beine aus. Der Krakauer Boulevard war voll schwarzer Naziuniformen und der schmutzig-braunen Uniformen ihrer Hilfskräfte.

»Hauptmann Androfski!«

Andrej blickte über seine Zeitung hinweg und sah in das vertraute, schnurrbärtige Gesicht von Feldwebel Styka. Styka setzte sich neben ihn und schüttelte ihm aufgeregt die Hand. »Seit heute früh habe ich drüben auf der anderen Straßenseite beim Postamt gewartet. Ich dachte, Sie kämen vielleicht mit dem Frühzug.«

»Wie schön, dich wiederzusehen, Styka!«

Styka sah seinen Hauptmann forschend an. Tränen wollten ihm in die Augen treten. Für ihn war Andrej Androfski immer der Inbegriff eines polnischen Offiziers gewesen. Jetzt war sein Hauptmann mager und ausgemergelt und seine schönen Stiefel abgetragen und schäbig.

»Vergiß nicht, mich Jan zu nennen«, sagte Andrej.

Styka nickte, schnupfte und schneuzte sich dröhnend die Nase. »Seitdem der Krieg anfing, war ich niemals so froh wie jetzt, als mich diese Frau aufgesucht und mir gesagt hat, daß Sie mich brauchen.«

»Ein Glück für mich, daß du noch in Lublin lebst.«

Styka beklagte sein Schicksal. »Eine Zeitlang dachte ich daran, zur freien polnischen Armee zu stoßen, aber es kam anders. Ich hatte einem Mädel ein Kind gemacht, und wir mußten heiraten. Kein übles Frauenzimmer. Jetzt haben wir drei Kinder und alle möglichen Verpflichtungen. Ich arbeite im Getreidespeicher. Läßt sich mit den alten Tagen bei der Armee natürlich nicht vergleichen, aber ich schlage mich durch. Wer kann sich beschweren? Oft habe ich versucht, Sie zu finden, aber ich wußte nicht, wie. Ich kam zweimal nach Warschau, aber da war diese verdammte Ghettomauer –«

»Ich versteh schon.«

Styka putzte sich wieder die Nase.

»Hast du etwas vorbereiten können?« fragte Andrej.

»Es gibt da einen Mann namens Grabski, der Vorarbeiter bei den Maurern in Majdanek ist. Ich habe genau getan, was mir aufgetragen wurde. Ich habe ihm gesagt, daß Sie Befehl von der Heimatarmee haben, nach Majdanek hereinzukommen, damit Sie der Exilregierung in London einen Bericht schicken können.«

»Seine Antwort?«

»Zehntausend Zloty.«

»Kann man sich auf ihn verlassen?«

»Er weiß genau, daß er keine vierundzwanzig Stunden zu leben hat, wenn er Sie verrät.«

»Bist ein braver Kerl, Styka!«

»Hauptmann . . . Jan . . . Müssen Sie nach Majdanek hinein? Die Dinge, die man erfährt . . . Jeder weiß doch, was dort geschieht.«

»Nicht jeder, Styka.«

»Was soll dabei eigentlich herauskommen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht . . . vielleicht . . . ist in der Menschheit doch noch ein letzter Rest Gewissen übriggeblieben. Vielleicht wird ein gewaltiger Schrei der Empörung losbrechen, wenn alles bekannt wird.«

»Glauben Sie das wirklich, Jan?«

»Ich muß daran glauben.«

Styka schüttelte langsam den Kopf. »Ich bin nur ein einfacher Soldat. Ich kann nicht alles zu Ende denken. Bevor ich zu den Siebener-Ulanen versetzt wurde, war ich den Juden gegenüber so eingestellt wie alle anderen Polen. Als ich ankam, habe ich Sie gehaßt . . . Und dann . . . mein Hauptmann mochte vielleicht ein Jude sein, aber er war gar kein Jude. Was ich meine, ist, er war ein Pole und der beste Soldat bei den Ulanen. Zum Teufel, Herr Hauptmann. Die Männer unserer Kompanie haben sich dutzendmal geprügelt, um Ihren Namen zu verteidigen. Sie haben's

nie gewußt. Aber bei Gott, wir haben denen allen Respekt vor Hauptmann Androfski eingebleut.«

Andrej lächelte.

»Seit dem Krieg hab ich gesehen, wie sich die Deutschen aufführen. Heilige Muttergottes, ich glaube, wir haben uns selbst Hunderte von Jahren so aufgeführt. Warum?«

»Kann man mit einem Wahnsinnigen vernünftig sprechen oder einem Blinden etwas zeigen?«

»Aber wir sind doch weder blind noch wahnsinnig. Die Männer in Ihrer Kompanie haben es nicht zugelassen, daß Ihr Name beleidigt wird. Warum lassen wir zu, daß die Deutschen all dies tun?«

»Ich habe viele Stunden darüber nachgedacht, Styka. Ich wollte niemals etwas anderes sein als ein freier Mann in meinem eigenen Land. Jetzt habe ich den Glauben daran verloren, Styka. Früher einmal habe ich dieses Land geliebt und geglaubt, daß wir eines Tages unseren Kampf um Gleichberechtigung gewinnen werden. Aber jetzt glaube ich, daß ich es sehr hasse.«

»Und meinen Sie wirklich, daß sich die Welt außerhalb Polens mehr darum kümmern wird als wir?«

Die Frage ließ Andrej vor Angst erschauern.

»Bitte, gehen Sie nicht nach Majdanek.«

»Auf eine kleine und bescheidene Art bin ich immer noch Soldat, Styka.«

Es war eine Antwort, die Styka begriff.

Grabskis Holzhütte lag jenseits der Brücke über den Fluß Bystrzyca in der Nähe des Bahnhofs. Grabski saß in einem schweißdurchtränkten Unterhemd und verfluchte die übermäßige Hitze, die vor Sonnenuntergang alles in ein unruhig flimmerndes Schweigen tauchte. Er sah aus wie ein viereckiger Koloß von einem Menschen, mit einem Mondgesicht und eingefallenen Zügen. Die Schüssel mit Linsensuppe, in die er dicke schwarze Brotscheiben tunkte, war von Fliegen umschwärmt. Die halbe Suppe rann ihm über das Kinn. Er spülte sie mit Bier hinunter und rülpste.

»Nun?« wollte Andrej wissen.

Grabski sah sich die beiden an. Er knurrte eine Art »Ja« hervor. »Mein Vetter sitzt im Arbeitsamt. Er wird Ihnen Arbeitspapiere ausstellen. Es dürfte ein paar Tage dauern. Ich bringe Sie dann als Mitglied meiner Belegschaft ins Wachlager herein. Ich weiß nicht, ob ich Sie ins innere Lager bringen kann. Vielleicht ja, vielleicht nein. Aber vom Dach der Baracke, die wir bauen, können Sie alles beobachten.«

Grabski schlürfte seine Suppenschüssel leer. »Ich kann nicht verstehen, warum irgend jemand unbedingt an diesen gottverdammten Ort will.«

»Befehl der Heimatarmee.«

»Wozu denn? Sind doch nur Juden drin!«

Andrej zuckte die Achseln. »Manchmal bekommen wir eben merkwürdige Befehle.«

»Na gut, und was ist mit dem Geld?«

Andrej zählte fünf Tausendzlotynoten ab. Grabski hatte noch nie so viel Geld gesehen. Seine klobigen Finger griffen ungeschickt nach den Banknoten. »Das ist nicht genug.«

»Den Rest kriegen Sie, wenn ich heil aus Majdanek herauskomme.«

»Wegen dieser Juden riskier ich nichts.«

Andrej und Styka blieben stumm. Grabski blickte knurrend und brummend von einem zum anderen, begriff aber schnell, daß die beiden Männer vor ihm genauso groß und hart waren wie die Totenkopfverbände. Er wußte auch, daß ihn Styka umbringen würde. Grabski grunzte, stieß dann einen Fluch aus und stopfte das Geld in seine Hosentasche. »Kommen Sie morgen früh um sechs. Dann bemühen wir uns zunächst um die Arbeitskarte.«

Eine plötzliche Brise aus dem Nordosten wehte den Sackleinenvorhang ins Zimmer, einen fürchterlichen Gestank in den Raum treibend, von dem den Männern ganz übel wurde. Grabski sprang vom Tisch auf und schlug das Fenster zu. »Immer wenn es windig ist, kommt dieser Gestank aus Majdanek herüber.«

Andrej und Styka standen hinter Grabski. Styka zeigte auf die Konturen am Himmel ein paar Kilometer weiter weg, wo aus einem hohen Schornstein grauer Rauch entwich.

»Dort liegt es«, sagte Styka, »Majdanek.«

»Der einzige Weg für die Juden aus dem Lager hinaus – führt durch diesen Schornstein«, sagte Grabski. Voller Entzücken über seinen eigenen Humor brach er in lautes Gelächter aus.

VIII

Mit unendlicher, wissender Geduld wartete Horst von Epp darauf, daß sich ihm Christopher de Monti nach seinem Besuch im Ghetto erschlösse und Farbe bekenne. Horst arbeitete wie ein Marionettenspieler. Er war überzeugt, daß Christopher schrittweise zu jenem Punkt herabsank, an dem ihn die immer schwächer werdenden Stimmen der Moral und des Anstands im Stich lassen würden. Während die Wochen und Monate vorübergingen, erkannte Horst, daß seine Rechnung aufging.

Christopher war zu einem Trinker geworden, und Frauen die er früher gelangweilt von sich geschoben hätte, waren jetzt seine ständigen Bettgenossinnen. Er wurde ein Dauergast bei den Dauerpartys, denen er früher aus dem Weg gegangen war. Er sackte immer mehr und mehr ab, und der Punkt, von dem aus er nicht mehr umkehren konnte, würde bald erreicht sein. Noch eine Woche, noch ein oder zwei Monate, das spielte für Horst keine Rolle mehr, denn Christophers Sturz und Zusammenbruch waren nach seiner Rechnung jetzt unvermeidlich geworden. Eines Tages würde er zu Horst kommen und um das Leben der unbekannten Jüdin im Ghetto betteln; damit war die Zeche dann bezahlt.

Abendgesellschaften bei Dr. Franz König waren jene hemmungslosen Veranstaltungen, an welche die Generäle während der langen Winternächte an der russischen Front eine angenehme Erinnerung zu bewahren pflegten. König gab seinen Partys insofern ein mondänes Gepräge, indem er die Einladungen so würzte, daß nicht nur Nazigrößen, sondern auch Angehörige des Diplomatischen Korps, der Presse und die gerade en vo-

gue befindlichen Stars von Theater und Film anwesend waren. Für seine Lustbarkeiten und Gelage war König nichts zu teuer. Unablässig brachte er neue junge und schlanke Blondinen aus Berlin, wobei er selbst mit großem Raffinement die Rolle des degenerierten Großindustriellen spielte.

Königs große Premiere im Sommer 1942 war die Einweihung des neu umgestalteten Ballsaals. Dieser war mit geradezu schamloser Eleganz neu ausgestattet worden. Zwischen klirrenden Gläsern, Verbeugungen und Handküssen wurden Gerüchte kolportiert, Bestechungen zugesteckt und große Geschäfte abgeschlossen. Den Hauptgesprächsstoff bildeten die neuen Großoffensiven der deutschen Wehrmacht.

In Nordafrika stand Rommels prachtvolles Afrikakorps vor El Alamein, und an der russischen Front war der Don erreicht. Die japanischen Gäste gaben sich völlig siegesgewiß. Die Amerikaner hatten sich von den Verheerungen Pearl Harbors nicht erholt. Der japanische Generalstab war fest überzeugt, daß sich Amerika nicht zu den nötigen Opfern aufraffen werde, um die Japaner von den Inseln des Stillen Ozeans wieder zu vertreiben. In dieser Nacht feierte die Achse ein Freudenfest. Mit viel zuwenig und viel zu spät war Amerika in den Krieg eingetreten. Die glanzvolle Atmosphäre in Dr. Franz Königs neuem Ballsaal stieg den Teilnehmern derart zu Kopf, daß sie sogar einen deutschen Durchbruch nach Indien voraussahen, den unerfüllten Traum, dem alle Weltreiche in allen Zeiten nachgehangen hatten.

Die prüderen und korrekteren Gäste hatten gegen ein Uhr nachts die Gesellschaft verlassen, und die Party teilte sich in allerlei Gruppen auf, die sich in den zahlreichen anschließenden luxuriösen Salons verloren.

Noch eine Stunde, und die Gäste würden nur noch aus Dr. Königs intimem Kreis von zehn oder zwanzig Personen und den Neuerwerbungen aus Berlin bestehen. Dann durfte man mit dem Beginn der Orgie, derenthalben man geblieben war, rechnen.

Christophers Kelch war übergelaufen. Er befand sich in einem völlig ruhigen und seligen Rauschzustand, in dem sich alle Spannung in ihm vorübergehend aufgelöst und verflüchtigt hatte. Er saß in der Bibliothek und lehnte den Kopf an die Schulter eines jungen und überaus attraktiven deutschen Mannequins. Sie war entzückt, hier einen Italiener getroffen zu haben. Der intime und für erotische Vorspiele wie geschaffene Raum war nahezu völlig abgedunkelt und nur von einigen Kerzenleuchtern und dem Licht erleuchtet, das aus dem Hauptballsaal hereindrang.

In diesem Augenblick trat einer von Königs Adjutanten zu dem deutschen Mädchen heran, bat Christopher um Entschuldigung für die Störung und sprach dann so rasch auf seine Gesellschafterin ein, daß Christopher die Worte in seinem Alkoholnebel kaum verstehen konnte. Es hatte den Anschein, als ob sie für eine Vorführung dringend gebraucht wurde und nicht entbehrt werden konnte. Mit Entschuldigungen und Versprechungen löste sie sich von ihm. Er gähnte und schloß einen Moment lang die Augen, er öffnete sie jedoch sogleich wieder, fuhr mit der Zunge über die trockenen Lippen und sah sich suchend nach einem Diener um. Im Türrahmen stand die Gestalt einer Frau. Christopher versuchte nachzudenken. Er hatte das Mädchen im Lauf des Abends aus der Entfernung schon mehrmals gesehen und war überzeugt, sie von irgendwoher zu kennen. Schien es nicht, als ob sie ihn beobachtete?«

Sie betrat die Bibliothek und ließ sich in einer freien Ecke in der Nähe des Kerzenleuchters nieder. Christopher stand auf und trat zu ihr hinüber. »Kenne ich Sie nicht?« fragte er.

Sie wandte sich um, blickte ihn an und hob das Kinn, sodaß das Kerzenlicht darauf fiel. »Früher einmal kannten Sie mich.«

Er blinzelte und versuchte, sie in dem schmalen Lichtstreifen zu erkennen.

»Gabriela!«

Sie nickte. Er wurde kreidebleich.

»Was in drei Teufels Namen tun Sie hier? Was wollen Sie?«

»Ein alter Freund möchte Sie sehen. Er ist in einer verzweifelten Lage.«

»Andrej?«

»Ja.«

Christopher wischte sich die schweißnasse Stirn. »Unmöglich. Außerdem ist es für Sie sehr gefährlich, sich hier aufzuhalten. Gefährlich für uns beide.« Er faßte sie beim Arm. »Warten Sie einen Augenblick. Lassen Sie mich nachdenken.«

»Hallo, Chris! Ich habe schon nach Ihnen Ausschau gehalten.«

Christopher drehte sich um und sah, wie Horst von Epp an ihm vorbei auf Gabriela starrte. »Tut mit leid, daß ich erst so spät herkommen konnte, aber wie ich höre, war es recht langweilig – das heißt bis jetzt. Doch das hier . . .«, er wies mit einem Kopfnicken auf Gabriela, » . . . macht es allerdings die Mühe wert. Bei Gott, Chris, Sie besitzen ein nie versagendes Talent, sich die zauberhaftesten Erscheinungen zu ergattern.«

Gabriela spielte ihre Rolle weiter und nahm mit einem neckischen Lächeln sein Interesse zur Kenntnis.

»Na, und möchtest du uns nicht vorstellen, Chris?«

»Doch – gewiß.«

»Ich bin Victoria Landowska. Ich bin soeben aus Lemberg nach Warschau gekommen, um hier meinen Cousin zu besuchen. Aus den zahlreichen Beschreibungen zu schließen, nehme ich an, daß Sie Baron von Epp sind.«

»Madame«, sagte Horst und nahm Gabrielas Hand, die er auf eine Art und mit einem Blick küßte, der alles aussprach, was der Mund nicht aussprechen durfte, und der Blick aus den Winkeln ihrer Augen, mit dem sie den seinen erwiderte, ließ ihn wissen, daß sie seine Absichten verstanden hatte und willkommen hieß.

»Und wo werden Sie wohnen, Fräulein Landowska?«

»Ich weiß es noch nicht genau, Baron. Aber vielleicht darf ich Sie anrufen, wenn ich mich hier eingerichtet habe?«

Horst von Epp verbeugte sich und zog sich taktvoll zurück, generös Christopher das Mädchen überlassend, dessen Augen ihm so erregende Stunden in Aussicht gestellt hatten. »Wenn mich nicht alles täuscht, steht uns eine wundervolle Herbstsaison bevor . . . Was ist denn los mit Ihnen, Chris, ist Ihnen nicht gut?«

»Dr. König ist mit seinen Getränken etwas zu freigiebig. Ich glaube, ich habe einen zuviel.«

»Gehen wir doch ein bißchen an die Luft«, sagte Gabriela.

»Keine schlechte Idee.«

Horst von Epp blickte ihnen nach, während sie den Raum verließen. Das hübsche kleine Ding interessierte ihn. In seinen Gedanken malte er sich aus, wie sie sich im Bett machen würde. Gute Figur, schöne Beine, das gewisse Etwas. Nicht übel. Gar nicht übel. Im Gegenteil. Genau das Richtige, sinnierte er, den Vorgeschmack auskostend, bis Königs geschäftiger Adjutant an ihn herantrat und ihm ins Ohr flüsterte, er werde gebeten, in den Wintergarten zu kommen, wo die Mädchen schon im Begriff seien, die Gäste zu unterhalten.

Der Portier half Christopher und Gabriela in den Wagen und schloß dann den Schlag des Fiat. Christopher tastete nach dem Schlüsselloch für den Anlasser. »Verrückt von Ihnen, hier in dieses Schlangennest zu kommen«, murmelte er.

Unablässig in den Rückspiegel blickend, um festzustellen, ob ihm nicht jemand folgte, fuhr er ziellos im Schrittempo durch die Warschauer Innenstadt.

»Was ich damit sagen wollte, ist, daß sich die Dinge geändert haben.«

»Das ist ja wohl kein Geheimnis.«

»Gaby, Sie verstehen nicht.«

»Doch, doch, ich verstehe recht gut. Ich habe Andrej sofort gesagt, daß es eine Zeitverschwendung sei, und Sie sowieso nicht kommen würden.«

»Gaby . . .«

»Wenn Ihnen auch nur das Geringste an ihm gelegen wäre, hätten Sie nicht zweieinhalb Jahre vorbeigehen lassen«, erwiderte sie.

Christopher wollte Gaby erklären, daß er während des vergangenen Jahres oft versucht habe, sie zu sehen, aber ihre Spur verloren hatte, als sie die Wohnung wechselte. Doch das konnte er ihr einfach nicht sagen. Es hätte wie eine Ausrede geklungen.

»Wo ist er?« platzte er statt dessen impulsiv heraus.

»In einem Hotelzimmer in der Nähe des Jachtklubs in Saska Kempa.«

Christopher sog seine Lunge mit frischer Luft voll, brummte irgend etwas, sah nochmals in den Rückspiegel, drehte den Wagen dann scharf um und fuhr die Straße des 3. Mai hinunter, direkt auf die Poniatowskibrücke zu. In Saska Kempa versteckte er seinen Wagen einige Straßenecken von dem schäbigen Hotel entfernt in der Scheune eines Fuhrmannes.

Ein zaghaftes Händeschütteln und der Versuch, Andrejs Augen auszuweichen. Unerträgliches, oberflächliches Gerede. Christopher ließ sich auf einen harten Holzstuhl fallen und studierte das Muster des Linoleums auf dem Fußboden.

»Und wie ist's dir ergangen?«

»Ach, recht ordentlich.«

»Debora gesehen?«

»Ja. Es ist ihr nichts passiert.«

»Die Kinder?«

»Sind ebenfalls in Ordnung.«

»Hättest du wohl ein Glas Wasser? Ich bin völlig ausgetrocknet.« Er trank ein paar kleine Schlucke und blickte dann zu ihnen auf. »Ein schönes Wiedersehen ist das, wie? Also dann, jetzt bin ich hier, Gaby sagte, daß es sich um etwas ganz besonders Dringendes handelt.«

»Wir hätten dich in den vergangenen zweieinhalb Jahren oft gebraucht«, sagte Andrej. »Aber ich wollte nicht zu dir kommen, es sei denn, daß es um etwas so Wichtiges gegangen wäre, daß wir ohne dich nicht ausgekommen wären.«

Er beobachtete Christopher, dem ausgesprochen ungemütlich zumute war.

»Also, worum geht es?« Christopher blickte zu Gabriela, doch auch in ihrer Miene konnte er keine Ermunterung entdecken.

»Chris«, sagte Andrej mit einer Stimme bittender Beschwörung, »Zehntausende von Menschen werden täglich in Vernichtungslagern umgebracht. Wir haben einen authentischen, wahrheitsgemäßen Bericht zusammengestellt, in dem die Örtlichkeiten, die Namen der Kommandanten und des Personals und die Methoden des Vorgehens in allen Einzelheiten niedergelegt sind. Wir haben uns an die Heimatarmee gewandt und sie gebeten, diesen Bericht an die Exilregierung weiterzuleiten, aber sie weigert sich, uns zu helfen. Jeder Tag, der vergeht, bedeutet zwanzig-, dreißig-, vierzigtausend Menschenleben. Chris – du mußt diesen Bericht für uns hinausschmuggeln und in die Weltpresse bringen. Wir müssen diesem Blutbad ein Ende bereiten. Es ist der einzige Weg. Einen anderen gibt es nicht.«

Chris stand auf. »Ich habe dieses Gerede gehört. Aber ich glaube nicht daran. Deutschland ist schließlich ein zivilisiertes Land. Die Deutschen sind nicht fähig, das zu tun, was du behauptest – es ist eine Lüge.«

»Ich komme soeben aus Majdanek. Ich war drinnen im Lager und habe alles von innen gesehen. Wenn du mit deinem Freund, Herrn von Epp, darüber sprechen möchtest, so kann ich dich mit einem ganzen Stoß zweckdienlicher Fragen versorgen, die du ihm stellen könntest.«

Chris sank wie benommen auf seinen Stuhl zurück. Andrej legte einen Band von hundert Schreibmaschinenseiten vor ihn. Chris warf einen kurzen Blick darauf, dann zog er die Hand zurück. »Ich bin nicht euer Mann«, flüsterte er.

»Chris, du und ich, wir beide haben viele Stunden zusammen damit verbracht, diese Dreckswelt wie unter einem Mikroskop genau zu untersuchen. Ich weiß, was sie mit dir in diesen letzten zwei Jahren gemacht haben, wie du hierhin und dorthin gezerrt worden bist, aber in meiner tiefsten Seele habe ich immer gehofft, daß du im entscheidenden Augenblick nicht imstande sein würdest, dem Schrei der Todgeweihten einfach den Rücken zu kehren und davonzugehen, ohne dich selbst als menschliches Wesen zu vernichten.«

»Ich hab dir bereits gesagt, nein! Warum, verflucht noch mal, hast du mich hierhergerufen?«

»Chris! Du und ich, wir beide glauben doch an das Edle im Menschen, wenn es darauf ankommt. Du kannst uns nicht den Rücken kehren!«

Mit eintöniger Regelmäßigkeit trommelte Christopher mit der Faust auf die Tischplatte. »Ich habe schon einmal nach Gerechtigkeit gerufen, Andrej! In Spanien habe ich den Mord und die Vergewaltigungen in die Welt hinausposaunt und tauben Ohren gepredigt.«

»Guter Gott, Chris! Die Menschen haben einander zu allen Zeiten vernichtet. Und sie werden es immer wieder tun. Du kannst dich nicht ein-

fach vor deiner Aufgabe drücken, nur weil man einmal deine Gefühle verletzt hat.«

»Glaubst du wirklich, daß sich diese beschissene Welt da draußen durch diesen Bericht rühren lassen wird? Laß dir gesagt sein: Du bist der Narr, nicht ich! Kein Mensch kümmert sich um ermordete Juden oder verhungerte Inder oder Überschwemmungen in Holland oder Erdbeben in Japan, solange sie sich ihre Scheißbäuche vollschlagen können. Euer verblödetes Menschheitsgewissen ist ein Mythos, eine reine Einbildung, Andrej.«

Andrej stand über Christopher gebeugt. Er schüttelte ihn bei den Schultern, doch der blieb hart. Schließlich sank Andrej langsam vor ihm auf die Knie. »Chris, auf den Knien bitte ich dich, uns zu helfen.«

Gabriela zerrte ärgerlich an Andrej. »Steh auf«, befahl sie. »Was fällt dir denn ein, niederzuknien! Das wirst du nie wieder tun, vor keinem Menschen!«

Christopher wandte ihr sein schweißüberströmtes Gesicht zu. Unbändiger Zorn stand in ihren Zügen. Aus verschwommenen Augen versuchte er sie zu bitten, aufzuhören.

»Du scheinheiliger Scheißkerl«, rief Gabriela bebend. »Da sitzt du oben auf deinem Thron und beobachtest uns kleine Ameisen, wie wir in Todesangst durcheinanderlaufen, über die du dann markige und schnippische Bemerkungen machst. Seht ihn euch nur an, den Herrn Christopher de Monti, den großen Meister der Presse! Ach, um Gottes willen, nein, bloß nicht. Besudle dir deine kostbaren Händchen nur nicht mit unserem Blut.«

»Alles, was ich je wollte, war nur, Debora am Leben zu erhalten – das ist alles – alles, was ich je wollte. Ich weiß, daß sie mich nie mehr wiedersehen will, aber ich will, daß sie am Leben bleibt, daß sie weiterlebt – das ist alles, was ich je gewollt habe.«

»Deine Schwester, Andrej«, ergänzte Gabriela, »ist eine Frau, die ein ganz besonderes Glück hat. In einem einzigen Leben ist es ihr gelungen, gleich zwei so hervorragend charakterfeste Männer zu finden wie Paul Bronski und Christopher de Monti, die beide bereit waren, um ihretwillen ihre Seelen dem Teufel zu verkaufen.«

Demütigung und Schwäche hatten Andrej weich gemacht. »Meine Schwester ist eine Frau«, flüsterte er, »die eher sich selbst und ihren Kindern das Leben nehmen wird, ehe sie dir erlaubt, sie um den Preis eines Verrats an die Nazis zu retten.«

»Das genügt, Andrej«, sagte Gabriela. »Sieh ihn dir doch an. Er ist doch völlig entmenschlicht.«

Andrej gab es auf. Er schritt zur Tür. »Du hattest recht, Gabriela. Wir hätten ihn nicht bitten sollen. Am liebsten würde ich dir ins Gesicht spucken Chris, aber ich muß mit meinen Kräften haushalten.«

Andrej verließ das Zimmer.

»Du bist ja nicht einmal wert, daß man dich anspuckt«, sagte Gabriela und folgte ihm.

Weinend sackte Christopher auf der Tischplatte zusammen. Speichel und Tränen würgten ihn in der Kehle. Seine Hand fiel auf den Bericht. Er riß den Kopf hoch. Er gewann wieder Gewalt über sich selbst und blätterte die erste Seite auf.

GEMEINSAMER BERICHT DER JÜDISCHEN ORGANISATIONEN ÜBER DIE IM GEBIET DES GENERALGOUVERNEMENTS VON POLEN IM JULI 1942 BESTEHENDEN VERNICHTUNGSLAGER

Wir sind in der Lage, uns zuverlässig dafür zu verbürgen, daß im Gebiet des Generalgouvernements vier Lager bestehen, die einzig zu dem Zweck der Massenvernichtung geschaffen worden sind. Darüber hinaus bestehen noch zwei kombinierte Konzentrations- und Vernichtungslager. Im ganzen gibt es in Polen fünfhundert Arbeitslager, von denen hundertvierzig für Juden reserviert sind. Alle enthalten die eine oder andere Einrichtung für Mordtaten.

Daraus läßt sich nur die einzige Schlußfolgerung ziehen, daß ein deutscher Gesamtplan vorliegt, der die restlose Vernichtung des jüdischen Volkes vorsieht.

Im Anfang wurde die Bevölkerung der verschiedenen Ghettos durch systematische Aushungerung der Massen, Krankheiten und Hinrichtungen um Zehntausende verringert. Nach dem deutschen Einfall in Rußland brachten vier besondere Einsatzgruppen zusätzlich Hunderttausende durch Massenmorde ums Leben. Der Höhepunkt im Vollzug dieses Planes wird gegenwärtig durch den Mord am laufenden Band erreicht. Der Gesamtplan dürfte, wie man annehmen muß, auf dem Weg über Himmler und Heydrich direkt von Hitler stammen. Für seinen reibungslosen Ablauf ist die Abteilung IV B4 im Reichssicherheitshauptamt in Berlin, das sogenannte Amt für jüdische Angelegenheiten unter SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, verantwortlich.

Die Vernichtungslager befinden sich an eigenen Kopfstationen der Eisenbahn, im allgemeinen nur in ziemlich entlegenen Gebieten. Sie werden von der Waffen-SS sowie ukrainischen und baltischen Hilfstruppen bewacht. Zur Bewältigung dieser Aktion wird ein Riesenaufwand an Planung, Materialien und Menschenkräften verwendet, und dies zu einem Zeitpunkt, da Deutschland an zahlreichen Fronten Krieg führt. Obwohl beispielsweise Eisenbahnwaggons dringendst dazu gebraucht werden, Rüstungsmaterialien an die russische Front zu transportieren, scheint der Transport von Juden aus dem deutschbesetzten Teil Europas nach Polen noch vor den Bedürfnissen der Wehrmacht den Vorrang zu haben. Darüber hinaus sind Tausende Ingenieure, Wissenschaftler und technische Fachleute sowie dringend anderwärts benötigte Arbeitskräfte mit der Bewältigung dieser Aufgabe beschäftigt. Wir können zuverlässig schätzen, daß mindestens zwei- bis dreihunderttausend Mann direkt oder indirekt mit ihr zu tun haben. Dies alles legt nicht nur Zeugnis für die wahnsinnige Entschlossenheit der Nazis ab, sondern auch für die unmittelbare Lebensgefahr, in der wir uns alle befinden.

Diese Lager sind durchwegs nach einem einheitlichen Grundplan errichtet. Sie alle sind getarnt; was sich in ihnen wirklich abspielt, wird strengstens geheimgehalten. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß sich die Nazis sehr wohl der Verbrechen, die sie begehen, bewußt sind. In jedem Lager werden die Deportierten sofort nach ihrer Ankunft einer Selektion unterzogen. Einige wenige werden für Zwangsarbeiten ausgesondert. Die übrigen, einschließlich Frauen und kleiner Kinder, werden un-

ter der Vorspiegelung, daß sie eine desinfizierende Dusche erhalten sollen, zu einer »Sanitätsstelle« weitergeleitet. Dort werden sie zunächst kahlgeschoren. Die Täuschung der Opfer wird von den Wachen bis ins letzte Detail gewahrt; sie geben sogar Seifenstücke aus (die sich später als aus Stein nachgebildet herausstellen), und den Opfern wird eingeschärft, sich die Nummer des Hakens zu merken, an dem sie ihre Kleider aufgehängt haben. Viele Frauen versuchen, ihre Kinder in ihren Kleidern zu verstecken oder sie aus den fahrenden Zügen den Bauern draußen zuzuwerfen, doch dies wird fast immer entdeckt.

Sobald sich alle Opfer in dem betreffenden Gebäude befinden, wird die Eisentür geschlossen und ein Wärter vollzieht die Vergasung.

Die ersten Vergasungen erfolgten durch Kohlenoxyd-Auspuffgase von Motoren. Diese Methode erwies sich aber als zu langsam und der Benzinverbrauch als zu kostspielig. Von der Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung (DEGESCH) in Frankfurt am Main wurde daher eine Zyan-Wasserstoff-Verbindung unter dem Namen Cyclon B entwickelt, bei deren Verwendung der Tod binnen weniger Minuten eintritt.

Jüdische Zwangsarbeiter müssen sodann die Kammern säubern und die Leichen in die Krematorien bringen, in denen sie verbrannt werden. Anfänglich fand die Verbrennung in offenen Gruben statt, doch der Gestank war so unerträglich, daß dieses Verfahren eingestellt wurde. Für gewöhnlich halten die jüdischen Zwangsarbeiter bei dieser Arbeit nur wenige Wochen durch, ehe sie den Verstand verlieren.

Es bestehen zwar zahlreiche Varianten, doch ist dies der allgemeine Grundplan. Vor der Verbrennung werden den Leichen die Goldzähne herausgerissen. Alles, was nur irgendwie Wert haben kann, wird ihnen weggenommen und der deutschen Kriegswirtschaft zugeführt. Kleider, Brillen, Schuhe, Prothesen, sogar Puppen – werden in Speichern gestapelt und dort nach verborgenen Wertgegenständen durchsucht. Das abgeschorene Haar wird in Ballen verpackt und nach Deutschland geschickt, wo es zur Herstellung von Matratzen und zur Wasserdichtmachung von Periskopen für Unterseeboote dient. In einem der Lager ist das menschliche Fett sogar zur Herstellung von Seife verwendet worden.

Wir haben Grund zur Annahme, daß außer den polnischen Lagern auch mehrere Lager in Deutschland technische Vorkehrungen zur Massenvernichtung besitzen. In Dachau werden unter anderem »medizinische Experimente« an lebenden Menschen vorgenommen. Die Menschen werden dort gezwungen, als Versuchsobjekte zu dienen – für die Pfropfung von Knochen, Transplantierung von Organen, Erprobung der äußersten Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und Erfrierungen, Elektroschocks und so fort. In allen Lagern, den Vernichtungs- wie den Arbeitslagern, sind die Erniedrigung der Menschen, Folterungen und Vergewaltigungen in gleicher Weise an der Tagesordnung. Diese sind in den beigefügten Zusatzberichten im einzelnen dargelegt.

Die deutschen Vernichtungsanlagen in Polen sind derzeit imstande, mindestens hunderttausend Menschen pro Tag zu ermorden. Wir besitzen keine Ziffern über die Anzahl der Menschen, die zusätzlich noch innerhalb Deutschlands umgebracht werden. Die Lager in Polen arbeiten gegenwärtig mit voller Kapazität. Neue Gaskammern und Krematorien werden laufend gebaut, um die Ziffern zu erhöhen.

In Polen befinden sich gegenwärtig folgende Lager:

BEZIRK LUBLIN

Belzec – liegt an der Eisenbahnlinie Lublin–Tomaszow in der Nähe von Rawa Ruska und erfaßt die Juden des Gebietes von Lemberg mit einer Kapazität von zehntausend pro Tag;

Sobibor – in der Nähe von Wlodawa zwischen Wlodawa und Chelm. Kapazität vermutlich etwa sechstausend pro Tag;

Majdanek – eines der allerersten Konzentrationslager, liegt in der Lubliner Vorstadt Majdan-Tartarski und steht unter dem persönlichen Kommando von SS-Brigadeführer Odilo Globocnik. Kapazität über zehntausend am Tag.

WESTPOLEN

Chelmno –das älteste Vernichtungslager (in Betrieb seit Ende 1941), fünfzehn Kilometer von Kolo entfernt, liegt an der Eisenbahnlinie zwischen Lodz und Posen. Vernichtet die Juden Westpolens.

MITTELPOLEN

Treblinka – wurde erst kürzlich von der Untergrundbewegung entdeckt. Es befindet sich in der Provinz Sokolow-Podlaski in der Nähe von Warschau. Es liquidiert die Juden aus dem Warschauer Ghetto, aus Radom, Bialystok, Grodno, dem Baltikum, Czenstochau und Kielce.

SÜDPOLEN

Auschwitz – befindet sich knapp außerhalb des schlesischen Dorfes Oswiencim. Dem Konzentrationslager sind mehrere Arbeitslager angeschlossen. Die Vernichtungsanlagen befinden sich in einem abgesperrten Gelände namens Birkenau. Die Kapazität beläuft sich auf mehr als vierzigtausend pro Tag. Hier werden außer Juden auch Zigeuner, russische Kriegsgefangene, politische, kriminelle und andere Gefangene liquidiert.

ZUSATZBERICHT NR. 1 VON »JAN«

DAS VERNICHTUNGSLAGER MAJDANEK BEI LUBLIN

Es gelang mir, getarnt als einer der Hunderte polnischer Arbeiter, die bei Bauarbeiten in den äußeren Sperrgeländen beschäftigt sind, Majdanek zu betreten.

Ich verließ Lublin um sieben Uhr morgens per Pferdegespann mit einer Arbeitsgruppe, die ich mit dem Decknamen »Leopold« zitiere. An einer Eisenbahnkopfstation, etwa einen Kilometer vom Haupttor des Lagers entfernt, wurden wir angehalten. Die Station befindet sich in dichtester Nähe der Hauptverkehrsstraße. Wir mußten warten, während mehrere tausend Juden aus Südosteuropa auf dem Marsch zum Lagertor über die Landstraße getrieben wurden.

Neben dem Bahnhofsgebäude warteten mehrere Rotkreuzautos. Die Deutschen luden Greise, Krüppel, Kleinkinder und alle anderen, die nicht in der Lage waren, die eineinhalb Kilometer zu Fuß zu gehen, hinein. »Leopold« erzählte mir, daß diese Rotkreuzwagen in Wirklichkeit hermetisch und luftdicht abgeschlossene Zellen sind, aus denen ein Entweichen unmöglich ist.

Sobald sie sich in Bewegung setzen, wird das Kohlenoxydgas des Auspuffs zurück in das Innere des Wagens geleitet, sodaß die Insassen bei ihrem Eintreffen in Majdanek bereits tot sind.

(Anmerkung: Die gleiche Methode wurde sowohl in Chelmno als auch in Treblinka angewandt, dann aber als zu langsam und zu kostspielig wieder verworfen. Sie wird nur zusätzlich zu den Hauptvernichtungsanlagen verwendet.)

Ich betrat das äußere Sperrgebiet um acht Uhr morgens durch ein Tor, das die Inschrift trug: »ARBEIT MACHT FREI«. Mein Arbeitstrupp war im äußeren Lager, etwa fünfzig Meter vom inneren Lager entfernt, mit dem Bau einer Ziegelkaserne beschäftigt, die für die neue Wachmannschaft bestimmt ist. Es gelang mir, auf dem Dach in der Höhe des dritten Stockwerks ein Versteck zu finden, von dem aus ich durch einen Feldstecher, den ich in meinem Frühstücksbeutel mitgebracht hatte, alles beobachten konnte.

Meiner Schätzung nach erstreckt sich das Lager insgesamt über ein Gelände von etwa sechs- bis siebenhundert Morgen. An einer Stelle ist es nur eineinhalb Kilometer von der Stadt Lublin entfernt. Das äußere Lager enthält die Kaserne der Wachtruppen, die Dienstwohnung des Lagerkommandanten, ein allgemeines Magazin, Garagen und andere aus Ziegeln oder Beton errichtete Dienstgebäude.

Das innere Lagergelände besteht aus sechsundvierzig hölzernen Baracken von der Art, wie die deutsche Wehrmacht sie als Pferdeställe zu verwenden pflegt. Licht und Luft gelangt nur durch eine Reihe kleiner Oberlichtenfenster hinein. Mir wurde gesagt, daß sich in jeder Baracke etwa vierhundert Gefangene befinden. Offensichtlich sind die Baracken so überfüllt, daß Platz nur für Holzplanken anstelle von Betten vorhanden ist und höchstens für einen schmalen Durchgang zur Eingangstür.

Das innere Gelände ist von zwei fünf Meter hohen doppelten Stacheldrahtzäunen umgeben. Zwischen den beiden Zäunen patrouillieren Ukrainer mit scharfen Wolfshunden unablässig auf und ab. Der innere Zaun ist des Nachts, wir mir gesagt wurde, elektrisch geladen.

Entlang des äußeren Zauns stehen in Abständen von etwa fünfundzwanzig Metern jeweils hohe Wachttürme mit Scheinwerfern und Maschinengewehren.

»Leopold« machte mich auf eine Gruppe von Baracken, die uns direkt gegenüberlag, aufmerksam. Wie er mir sagte, seien dies Speicher für die Habseligkeiten, die den Häftlingen abgenommen wurden.

Die Juden aus Südosteuropa, die ich am Bahnhof gesehen hatte, bildeten eine lange Schlange, die sich in die erste Baracke hineinschob. Diese Baracke dient für die Selektionen. Nur wenige der Ankömmlinge wurden in das eigentliche Lager abgeführt. Die übrigen marschierten über ein Stück offenes Gelände zu einem Betongebäude, dessen Aufschrift ich klar als ENTLAUSUNGS- UND BADEANSTALT entziffern konnte.

Diese »Entlausungs- und Badeanstalt« ist sehr hübsch angelegt mit Rasenflächen, Bäumen und Blumen ringsherum.

Sobald etwa vierhundert Menschen beisammen waren, wurde die Schlange, die vom Speichergebäude kam, zum Stehen gebracht und die bereits abgefertigte Gruppe in das Entlausungsgebäude befohlen. Etwa zehn Minuten später hörte ich plötzlich einen Ausbruch fürchterlichen

Schreiens, der allerdings nur etwa zehn oder fünfzehn Sekunden dauerte. Das Gebäude wurde sodann von jüdischen Gefangenen, den sogenannten Sonderkommandos, belagert, die, wie man mir sagte, die Leichen aus den Gaskammern wegräumen und die abgelegte Kleidung zum Aussortieren in das zweite Speichergebäude schaffen.

Zehn Minuten nach der ersten Vergasung brachten die Häftlingssonderkommandos die Leichen heraus. Ich konnte sie ganz deutlich erkennen. Es waren dieselben vierhundert Menschen, die zwanzig Minuten vorher das Gebäude betreten hatten. Etwa sechs bis acht Leichen wurden jeweils auf eine schlittenartige Metallvorrichtung gehäuft, und jeder »Schlitten« wurde von jüdischen Gefangenen weggezogen. Sie nahmen ihren Weg durch das innere Lagertor hinaus, auf eine Seitenstraße, die etwa einen Kilometer lang zu einem Hügel hinaufführt, auf dessen Höhe sich ein großes Gebäude mit einem hohen Schornstein befand. Durch meinen Feldstecher konnte ich dies ganz deutlich beobachten.

Der gesamte Prozeß der Vergasung von vierhundert Menschen dauerte dreißig Minuten. An meinem ersten Beobachtungstag fanden solche Vergasungen zwölfmal statt, es fanden also annähernd viertausendachthundert Menschen den Tod. Am zweiten Tag erfolgten zwanzig Vergasungen; es gab demnach rund achttausend Opfer, und am dritten Tag siebzehn Vergasungen oder sechstausendachthundert Tote. Man hat mir gesagt, daß im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden zuweilen vierzig und mehr Vergasungen, niemals jedoch weniger als zehn stattfinden.

»Leopold« und einige andere Arbeitsgruppen sind auch mit Reparaturen der Gaskammer und des Krematoriums beschäftigt gewesen. Nach seiner Angabe ist die Gaskammer ein niedriger, vier mal zwölf Meter großer Raum, der getreulich einem Duschraum nachgebildet ist, mit der einzigen Ausnahme, daß die Duschen selbst nur Attrappen sind. Durch ein vergittertes Beobachtungsfenster kann ein SS-Mann die einströmende Gasmenge regulieren. Leopold und ein Trupp anderer Arbeiter werden alle paar Wochen in die Gaskammer geschickt, um darin neue Betondekken zu legen, da Opfer, die verzweifelt zu entkommen versuchen, die Wände und Fußböden immer wieder mit den Nägeln aufreißen.

»Leopold« hatte auch mit dem Bau des Krematoriums zu tun, an den die Deutschen herangingen, nachdem man die vorher übliche Verbrennung der Leichen in offenen Gruben wegen des fürchterlichen Gestanks einstellen mußte. Wenn die Schlitten im Krematorium ankommen, werden die Leichen auf einen Tisch gelegt, der Mund jeweils auf Goldzähne hin untersucht, sodann werden die Körper aufgeschlitzt, um festzustellen, ob unter Umständen Gold oder Juwelen verschluckt worden sind; das Blut wird durch eine Abflußröhre abgeleitet. Schließlich werden die Leichen in den anstoßenden Raum gebracht und in einen der fünf Verbrennungsöfen geschoben, die jeweils fünf bis sieben Leichen aufnehmen können. Heraushängende Arme oder Beine werden einfach abgehackt. Die Verbrennung dauert nur wenige Minuten. Auf der gegenüberliegenden Seite werden die Knochen dann von den Rosten entfernt und herausgezogen. Durch meinen Feldstecher konnte ich Berge von Knochen unterscheiden, die bis zu zwei Stockwerken hoch waren. Leopold erzählte mir, daß kürzlich, als er eine Reparatur an den Öfen vorzunehmen hatte, eine Knochenzermalmungsmaschine aufgestellt worden sei und daß das

Knochenmehl in Säcke abgefüllt und als Düngemittel nach Deutschland transportiert wird.

Christopher de Monti senkte den Kopf zwischen die Beine und übergab sich. Er übergab sich so lange, bis seine Eingeweide vor Schmerzen revoltierten. Seite um Seite ging es gleichförmig so weiter: Es war der umfassende Bericht Andrej Androfskis und die Berichte einer Handvoll von Überlebenden aus Treblinka, Chelmno und den Zwangsarbeitslagern.

»Allmächtiger Gott! Was hab ich getan?« schrie Christopher gequält auf. »Ich bin ein Verräter; ich bin ein Verräter!«

Die Übelkeit, die Tränen, die Schmerzen, der Schnaps – das war zuviel für ihn. Es warf ihn einfach um. Ohnmächtig fiel er auf den Fußboden.

IX

WARNUNG AN ALLE JUDEN!

MELDET EUCH NICHT ZUR DEPORTATION AUF DEM UMSCHLAGPLATZ! DER BESTIMMUNGSORT IST EIN VERNICHTUNGSLAGER IN DER NÄHE DES ORTES TREBLINKA!
LEISTET WIDERSTAND!
DIES IST DAS SIGNAL ZUM AUFSTAND!
SCHLIESST EUCH UNS AN!

DIE VEREINIGTEN STREITKRÄFTE

Tagebucheintragung

O mein Gott, warum hast du uns verlassen! Wie konnte der Mensch zu dieser letzten Verderbtheit entarten? Wir befinden uns auf dem Grund einer Jauchegrube, und es ist Mitternacht! In der ganzen so langen und qualvollen Geschichte unseres Volkes haben wir jetzt den Augenblick der tiefsten Erniedrigung erreicht.

ALEXANDER BRANDEL

Das unmittelbare Ergebnis der Enthüllungen war die seit so langem erstrebte Einheit und Einigkeit unter den verschiedenen Elementen im Ghetto. Simon Eden und die Arbeiterzionisten hatten mit Andrej und den Batyranern bereits eine Übereinkunft zur Zusammenarbeit geschlossen. Jetzt fanden sich auch die Kommunisten sowie zahlreiche religiöse Randgruppen und Einzelpersonen unter dem Banner der Vereinigten Streitkräfte zusammen. Die Revisionisten erklärten sich zu zeitweiliger Zusammenarbeit bereit, die sie aber nicht endgültig binden sollte. Simon Eden wurde zum Befehlshaber und Andrej Androfski zu seinem Stellvertreter berufen; die Kommunisten übernahmen die Arbeit außerhalb der Ghettomauer. Zwar waren die Kommunisten innerhalb des Ghettos nur ziemlich schwach vertreten, dafür stellten sie auf der »arischen« Seite zuverlässigere und besser organisierte Verbündete dar als irgendeine andere Gruppe. Wolf Brandel wurde in das Bürstenbinderviertel geschickt,

um eine Kampfeinheit innerhalb des Fabrikkomplexes zu organisieren.

Die Vereinigten Streitkräfte besaßen sechzig Pistolen, vierunddreißig Gewehre und eine einzige automatische Waffe.

Die Schußwaffen wiesen so viele verschiedene Kaliber und Macharten auf, daß es für einige davon nur ein halbes Dutzend Schuß Munition gab. Das winzige Waffenarsenal wurde durch mehrere tausend selbstgefertigte Flaschenbomben und Wasserrohrgranaten verstärkt, die der Chemiker Julius Schloßberg im Keller von Mila 19 entwickelt hatte.

Die gesamte Kampftruppe bestand aus fünfhundertsechzig jungen Männern und Frauen, von denen die meisten kaum über zwanzig Jahre alt waren und fast keinerlei militärische Ausbildung besaßen.

Tagebucheintragung

Der Aufruf zur Rebellion ist ohne Widerhall geblieben. Wie sollen die Leute auch rebellieren können? Was haben sie denn, womit sie rebellieren könnten? Welche Hilfe würden sie von draußen erhalten? In einer letzten Entstellung der deutschen Sprache bezeichnen die Nazis die Ausrottung der Juden als »Gewährung von Sonderbehandlung«. Die Sehnsucht jedes einzelnen, zu überleben, ist so intensiv geworden, daß die Menschen es sich selbst einfach nicht gestatten, daran zu glauben, daß Treblinka ein Todeslager ist. Der Ordnungsdienst und die Mitglieder des Judenrats reißen die Anschläge der Untergrundbewegung ebenso schnell wieder ab, wie sie angeklebt werden. Die Menschen glauben immer noch daran, daß die für Zwangsarbeit abgestempelten Kennkarten eine Art magischen Schlüssel zum Leben darstellen.

Es ist erstaunlich, wie sich die Menschen mit einem Tod bei lebendigem Leib abfinden, der noch viel schlimmer ist als der leibliche Tod.

Selbst die dekadentesten Völker der Geschichte haben begriffen, daß man einem Sklaven und sogar einem Tier ein Lebensminimum zugestehen muß, wenn es eine halbwegs annehmbare Tagesarbeit leisten soll. Indem sie ganz Polen in ein einziges riesiges Zwangsarbeiterreservoir verwandelten, haben die Deutschen auch auf diesem Gebiet eine Neuerung eingeführt. Angesichts der Millionen überflüssiger Arbeitskräfte, die auf andere Weise überhaupt nicht existieren können, besteht ein grimmiger und erbitterter Wettbewerb um das Recht, Sklave zu werden.

Die Zwangsarbeiter in Dr. Königs Bürsten- und Uniformfabriken werden von ihren Familien getrennt, numeriert, gestempelt und bei der Arbeit verprügelt. Unter unvorstellbaren Bedingungen arbeiten sie sechzehn bis achtzehn Stunden am Tag. Im Winter sind die Arbeitsstätten fast nicht geheizt, und es gibt weder Ventilation noch Licht. Die Menschen existieren ohne jede persönliche Habe oder bürgerliche Rechte. Sie werden terrorisiert und ausgehungert, sodaß der Kampf um Lebensmittel, den sie untereinander führen, zu einem weiteren Kampf um das nackte Leben selbst wird. Ihre Schlafstätten wären nicht einmal als Schweineställe tauglich. Zu allen Zeiten hat jeder Sklave stets von der Freiheit geträumt, und jeder Tyrann hat diesen Traum zu allen Zeiten als berechtigt anerkannt. Für die Juden aber ist die einzige Alternative der Tod. Das geringste Versagen infolge von Krankheit führt zur sofortigen Liquidation und zum Ersatz durch eine neue Arbeitskraft, die sich schon um das Recht reißt, ein Sklave zu werden.

Die zweite Woche der Großaktion hat begonnen. Gestern haben sich auf dem Umschlagplatz überhaupt keine Freiwilligen mehr gemeldet. Ordnungsdienst und »Nachtigallen« sperrten Königs Bürstenfabrik ab und kämmten die Hälfte der Arbeiter zur Deportation aus. Heute forderte der Judenrat in einem Aufruf Freiwillige, um die offenen Stellen in der Fabrik zu füllen. Es meldeten sich mehr als eingestellt werden konnten! Natürlich wird diese neueste deutsche List nicht lange vorhalten, immerhin ist es doch verblüffend, daß die Menschen sich noch immer weiter täuschen lassen.

Der »Verrückte Nathan« steht in der Nähe des Umschlagplatzes und lamentiert und prophezeit, daß er der einzige Überlebende von Warschau sein wird. Sein neuestes Opus lautet:

Die Deutschen sind zu uns Juden so gut.
Da sie wissen, wie wohl uns ein Urlaub tut,
Vollzieht 'ne Razzia täglich ihre Geheimpolizei
Und verschickt uns – dazu noch kostenfrei!

ALEXANDER BRANDEL

Am neunten Tag der Großaktion betrat Alexander Brandel die Kaserne des Ordnungsdienstes gegenüber dem Judenratsgebäude. Den Polizisten, die das Ghetto zwei Jahre lang gequält und gepeinigt hatten, wurde in Brandels Gegenwart stets unbehaglich zumute.

Er sah zerzauster aus denn je. Seine kleine ausgemergelte Gestalt stellte wahrhaftig keine körperliche Bedrohung dar, dennoch fürchteten sie sich vor ihm. Er war einer der wenigen Unberührbaren. Wenn sie ihm etwas antäten, würde es ihnen mit grimmiger Vergeltung heimgezahlt werden. Aber mehr noch als das fürchteten sie seine unerschütterliche Ruhe. Er verlangte Pjotr Warsinski zu sprechen.

Auch Warsinski, der Konvertit, dessen Haß auf die Juden der Niedertracht und Bösartigkeit des »Korps Reinhard« ebenbürtig war, fürchtete Brandel. Von einem nervösen, juckenden Ausschlag waren seine Handrücken tiefrot. Beim Anblick Brandels, als dieser sein Büro betrat, begann er seine Hände mit den Fingernägeln zu kratzen, sodaß sich die Haut in blutige Schuppen verwandelte.

»Was wollen Sie hier?« knurrte er.

»Ich wünsche Zutritt zum Umschlagplatz und die Zulassung von einem Dutzend meiner Krankenschwestern zu den Selektionen.«

»Sie sind wohl verrückt geworden?«

»Ich bin bereit, dafür zu bezahlen.«

»Machen Sie, daß Sie hinauskommen, oder es blüht Ihnen selbst eine Bahnfahrt.«

Dieses verfluchte Lächeln auf Brandels Gesicht! Dieser Scheißkerl! Mehr als irgend etwas haßte er Brandels Ruhe, Brandels Weigerung, sich auf Diskussionen einzulassen. Als er noch Wärter im Pawiakgefängnis war, hatte es ihm Spaß gemacht, zuzusehen, wie sich die Gefangenen zu seinen Füßen bettelnd gekrümmt hatten. Dann war so einer wie Brandel unter ihnen aufgetaucht. Ohne eine Spur von Angst. Er haßte die Scheißkerle, die sich nicht fürchteten. Warsinskis Hautjucken wurde immer ärger; seine Schlitzaugen tränten.

Heute morgen hatte er eine weibliche Gefangene mit seinen eigenen Fäusten zu Tode geprügelt. Frauen offenbarten seine Impotenz, seine Unfähigkeit, ein Mann zu sein, sogar wenn er sie nackt vor sich aufmarschieren ließ und sie dazu zwang, Obszönitäten mit männlichen Häftlingen zu vollführen.

Er versteckte seine Hände unter dem Schreibtisch und riß mit den Fingernägeln an den Handrücken.

»Also, was wollen Sie?«

»Ich will Hauptsturmführer Kutler und Sturmbannführer Stutze sprechen. Es handelt sich um bestimmte Personen, die auf den Umschlagplatz gebracht werden und die wir zurückkaufen wollen.«

»Womit bezahlen Sie?«

»Mit amerikanischen Dollars.«

»Ich werde das weiterleiten. Wieviel pro Kopf?«

»Sechs Dollar.«

»Auf jeden Fall, wie das Geschäft auch ausfällt, schlagen Sie einen Dollar für die Miliz dazu.«

»Soll mir recht sein«, antwortete Alexander. Er schob sich vom Schreibtisch weg und versuchte, seinen Ekel zu verbergen. Das also waren die Perlen der Weisheit, die er in einem Lebensalter gelehrten Studiums gesammelt hatte, um in das Herz eines Pjotr Warsinski eindringen zu können: sieben Dollar pro Menschenleben. Warsinskis grausame Augen verhießen, daß er eines Tages auf dem Bahnsteig stehen und zusehen würde, wie Alexander in einem Viehwagen nach Treblinka davonfuhr.

Hauptsturmführer Kutler war schon halb beduselt, als Warsinski in der SS-Kaserne eintraf. Der Anblick von Warsinskis blutigen Händen löste eine ruckartige Beschleunigung seines Trunkenheitszustandes aus. In den letzten Tagen waren die Alpträume besonders arg gewesen: Nacht für Nacht von neuem durchlebte Kutler das Massaker von Babi-Jar und erwachte oft schreiend aus seinem Traum, in dem er in einem Meer von Blut zu ertrinken wähnte. Manchmal hatte er im Schlaf auch die Angstvorstellung von quälenden kleinen Tieren, die an seinem Fleisch nagten und zerrten. Sturmbannführer Stutze versuchte, den Hauptmann auf seine Füße zu stellen. Er ärgerte sich über den Mangel an Selbstbeherrschung und Rückgrat, den viele Deutsche zeigten, die bei den Einsatzgruppen gedient hatten. Unablässig pflegten sie sich bis zum Delirium tremens zu betrinken und sich die Adern mit Rauschgift vollzupumpen. Da waren die Österreicher wie er selbst, Globocnik und Hitler, aus härterem Holz geschnitzt. War der Krieg erst einmal gewonnen, dann würden wir Österreicher es schon verstehen, diese schwächlichen und zimperlichen Deutschen unter dem Daumen zu halten. In dem Zustand, in dem er sich schon seit Wochen befand, war Kutler nicht verhandlungsfähig. Stutze ließ ihn deshalb in sein Zimmer bringen und wandte sich dann an Warsinski.

»So«, sagte er. »sechs Dollar hat er pro Judenkopf geboten. Und wieviel hast du für dich selbst dazugeschlagen?«

»Nur einen Dollar pro Jude, Herr Sturmbannführer, und auch davon muß ich das meiste unter meinem Ordnungsdienst verteilen.«

Der verkrüppelte Österreicher dachte nach. »Hmm. Was macht es

schon für einen Unterschied? Sollen sie ihre Juden eben kaufen. Wir kriegen sie sowieso alle wieder zurück. Nur eins: Juden handeln und feilschen bekanntlich. Du bist doch ein Jud, Warsinski. Also handle!«

Warsinski zuckte zusammen, als ihn Stutze einen Juden nannte.

»Ich verlange zehn Dollar pro Juden«, sagte Stutze, »zahlbar am Ende jedes Geschäftstages.«

»Jawohl, Herr Sturmbannführer.«

»Und noch was, die Sache bleibt unter uns.«

»Jawohl, Herr Sturmbannführer.«

Für den Preis von elf Dollar und fünfzig Cents pro Kopf wurden Alexander Brandel und seine Krankenschwestern schließlich auf den Umschlagplatz zugelassen. Aus den Tausenden, die täglich in den Zug gepfercht wurden, holten sie während der nächsten Tage einige Schriftsteller, Wissenschaftler, Musiker, Historiker, Dichter, Lehrer, Kinder, Ingenieure, Ärzte, Schauspieler und Rabbiner wieder heraus.

Das listige Verfahren, Fabrikarbeiter zur Deportation abzuholen, versagte, weil sich keine Freiwilligen mehr meldeten, um die Arbeitsplätze der Deportierten einzunehmen. Die nächste »Säuberungsaktion« bestand in einer systematischen Durchkämmung des ganzen Ghettos, bei der Tausende der bettelnden Kinder, »Wilde« und Obdachlose festgenommen und zur Deportation abgeführt wurden. Unter den auf diese Art Überrumpelten befand sich auch der »Verrückte Nathan«, aber Alexander, der als Historiker auch sentimental war, kaufte ihn zurück. Schließlich hatte der »Verrückte« seine Tagebücher immerhin mit Hunderten von Gedichten und Anekdoten gefüllt.

Die Reihen der schlangestehenden Deportierten waren in diesen Tagen nicht mehr so ordentlich wie zu Beginn der Aktion. Überall auf dem Umschlagplatz zirkulierten Bestechungsgelder. Wenn sie kein Geld hatten, boten die zur Deportation Bestimmten den Wachen Uhren, Ringe, Pelze an – alles nur Erdenkliche, um sich für noch einen Tag, noch eine Stunde den Weg zurück ins Ghetto zu erkaufen. Und jeden Tag kamen die Marschkolonnen zu den Zügen dutzendmal durch verzweifelte Ausbruchsversuche in die Freiheit zum Stehen, mit dem einzigen Ergebnis freilich, daß die Wachtposten noch brutaler wurden.

Und jeden Tag, wenn der Zug pünktlich um drei Uhr abfuhr, blieben Menschen auf dem Umschlagplatz zurück. Diese im Zug nicht mehr untergebrachten Gefangenen brachte man ins oberste Stockwerk des Selektionszentrums, denn sie waren dazu bestimmt, am folgenden Tag als erste abtransportiert zu werden. Jede Nacht zogen die ukrainischen Wachtposten die Gefangenen nackt aus und durchsuchten sie nach Wertgegenständen, während sie die Frauen nach unten holten und sie vergewaltigten.

Am zwölften Tag der Großaktion trat die Exekutive der Batyraner zusammen und verlangte von Alexander, daß er sich vom Umschlagplatz hinfort fernhalte. Tolek und Anna erklärten, eine plötzliche Laune Kutlers oder Stutzes würde genügen, um die Rückkaufvereinbarung aufzuheben und sein eigenes Leben zu bedrohen. Alexander ließ sich jedoch auf keine Diskussion ein; weder half ihr strikter Befehl noch schließlich ihre Drohung, ihn mit Gewalt zurückzuhalten. So viele Jahre hindurch hatte er sein Äußerstes getan, um Sterbende am Leben zu erhalten. Er konnte

die Flutwelle zwar nicht aufhalten, aber er war verzweifelt bemüht, die Früchte einer großen Kultur vor dem Untergang zu retten.

So lief er, wie stets, auch am nächsten Tag emsig auf dem Hof des Umschlagplatzes umher.

»Alex! Komm schnell! Sie haben soeben Rabbi Salomon durchgeschleust! Sie wollen ihn auf den Friedhof zur Hinrichtung schaffen.«

Alexander raste über den Platz, stolperte keuchend in das Gebäude, den Korridor hinab, an den Posten vorbei und in Kutlers Büro. Der Hauptmann hatte schon mehr als die Hälfte des Inhalts seiner ersten Schnapsflasche hinter sich, und es war noch nicht einmal Mittag. Alexander hatte seine Fassung und Haltung vollkommen verloren.

»Rabbi Salomon!« rief er außer sich.

»Treib's nicht auf die Spitze, Judenjunge«, platzte Kutler drohend heraus.

Panik erfaßte Alexander.

»Hundert Dollar!«

»Hundert?« Kutler begann zu lachen. »Hundert für das alte Judengerippe? Gottverdammt nochmal. Gute Preise werden heutzutage für alte Juden gezahlt. Kannst ihn haben, du Judenschwein!«

Alexander seufzte und torkelte hinaus. Kutler lehnte sich zurück und lachte so lange, bis ihm die Tränen in die Augen traten.

Auf Zehenspitzen ging Sylvia Brandel mitten in der Nacht zu Alexanders Büro hinab. Mit Ausnahme der Wachen lag die ganze Mila 19 in tiefem Schlaf. Sie hatte schon vorher, während des Tages, versucht, zu ihm zu gehen, aber seine Tür war versperrt gewesen. Auf ihre Rufe hatte er nicht geantwortet. Sie wußte nicht, ob sie ärgerlich oder gekränkt sein sollte, ob sie versuchen sollte, sich ihm mit Mitgefühl zu nähern, oder ob sie ihn sich selbst überlassen sollte. So seltsam hatte Alexander sich noch niemals benommen. Sie rüttelte am Türgriff und klopfte abermals. Er öffnete zwar die Tür, kehrte ihr aber sofort den Rücken und ging ins Zimmer zurück.

Sylvia blickte ihn starr an und versuchte, aus der erschreckenden Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, klug zu werden. Alexander war nicht wie andere Männer. Er war stets wie ein starker, unerschütterlicher, aus Stein gebauter Leuchtturm gewesen, zu dem die Menschen aufzublikken pflegten, wenn sie Licht und Zuflucht suchten. In den zwanzig Jahren ihrer Ehe konnte sie sich nicht daran erinnern, daß er jemals gestolpert wäre oder um Hilfe gerufen hätte. Anfänglich hatte es sie beunruhigt, daß er das Mitgefühl, dessen andere Männer bedurften, nicht zu brauchen schien, aber sie hatte gelernt, ihn zu verehren und in seinem Dienst aufzugehen. Alexander lebte in seiner eigenen Welt, einer seltsamen Mischung von Ideen und Idealen, und er schien geradezu unerschöpfliche Vorräte an Geduld und Mut zu besitzen. Es war beängstigend, ihn jetzt so aus dem Geleise geworfen zu sehen.

»Wie geht es Rabbi Salomon?« fragte er.

»Wir haben im Raum der Bruderschaft im Keller eine Pritsche für ihn aufgestellt. Erwin wird die Nacht über bei ihm bleiben. Alex, möchtest du nicht etwas essen? Etwas Suppe ist noch übrig.«

»Ich bin nicht hungrig«, antwortete er tonlos.

»Es ist fast drei Uhr. Bitte komm hinauf und geh zu Bett.«

Er ließ sich kraftlos in seinen Schreibtischsessel fallen, und der Kopf sank ihm zwischen die Hände; ein restlos geschlagener und besiegter Mann.

»Alex, du weißt, ich habe deine Entschlüsse niemals angezweifelt, aber jetzt bitte ich dich – geh nicht mehr auf den Umschlagplatz. Auch das, was ich aushalten kann, hat seine Grenzen.«

Tränen traten in seine Augenwinkel und rollten seine Wangen hinab.

»Kein Mensch kann immer so weiter machen wie du, ohne einmal zusammenzubrechen.«

»Ich habe versagt«, flüsterte er. »Ich habe versagt.«

»Du bist auch nur ein Mensch, Alex. Du hast dein ganzes Leben für andere Menschen geopfert. Ich kann es nicht mitansehen, wie du dich zugrunde richten läßt.«

»Ich habe versagt«, murmelte er. »Ich habe versagt.«

»Alex, um Himmels willen!«

»Ich habe heute den Kopf verloren. Und ich werde ihn wieder verlieren.«

»Du bist müde . . . Schrecklich müde.«

»Nein. Es ist nur . . . heute habe ich es erkannt . . . und jetzt weiß ich es . . . alles, wofür ich gekämpft habe . . . alles, was ich zu tun versucht habe, war falsch.«

»Aber nein, Liebster.«

»Worauf ist es mir angekommen? Dafür, daß noch ein Mensch mehr noch einen Tag länger am Leben bleibt? Mein ganzes Wissen, mein ganzes Geschick habe ich dazu benutzt, um einen Menschen zu retten, und jetzt treiben Tausende dem Tod entgegen, und ich kann nichts tun, nichts, gar nichts . . .«

Sylvia griff mit einer unbeholfenen Geste nach ihm. »Ich kann das nicht mit anhören, wie du dir nach all dem, was du getan hast, noch Selbstvorwürfe machst.«

»Getan?« Er lachte. »Was hab ich denn schon getan, Sylvia? Mit Schwindlern und Nazis Geschäfte gemacht. Tricks, Listen und Täuschungen angewandt. Getan? . . .« Er nahm sie bei den Händen und war wieder ganz der alte, sanfte Alexander. »Sie sind im Begriff, unsere ganze Kultur zu vernichten. Wie kann ich nur wenigstens ein paar Stimmen retten, um der Welt zu zeigen, *wer* wir einmal waren und *was* wir ihr gegeben haben? Wer wird denn noch übrigbleiben?«

Er tat ein paar Schritte weg von ihr. »Wir sprechen hier in der Mila neunzehn nicht darüber, aber Andrej und ich haben einander seit dem Krieg nicht viel zu sagen gehabt. Und weißt du auch, warum? Als die Deutschen kamen, wollte er mit unseren Leuten in die Wälder gehen und kämpfen. Ich habe es verhindert. Ich habe ihm Gewehre und Munition weggenommen. Ich mußte unbedingt meinen Willen haben; ich bestand darauf.«

»Alex, bitte!«

»Falsch! Ich hatte unrecht, und ich habe immer unrecht gehabt! Meine Tagebücher werden uns ebensowenig retten wie Rabbi Salomons Gebete. Nur Andrejs Gewehre hätten uns retten können, aber dafür ist es jetzt zu spät. Und daran bin ich schuld!«

Gleich den Katakomben Roms wurde eine ganze unterirdische Stadt unter dem Warschauer Ghetto herausgehöhlt – mit Klauen und Krallen. Jeder, der nur irgendwie arbeitsfähig war, beteiligte sich an dem Versuch, im wahnsinnigen Wettlauf mit der Zeit neue Verstecke zu bauen.

Fünfzigtausend Falltüren, fünfzigtausend geheime Eingänge führten in versteckte Kammern, Bunker, Ecken und Winkel. Hinter Bücherbrettern, auf Dachböden, in Zwischenstockwerken. In den Läden versteckten sich die Menschen unter den Ladentischen, in den Bäckereien in ungeheizten Backöfen. Sie schufen sich Verstecke in Sofas, aus denen sie die Polsterhüllen entfernten, unter Bottichen und Wannen, sogar in Abfallkübeln.

Sie lebten nur eine Sekunde entfernt von ihren Luken und Zufluchtslöchern. Offen auf der Straße zu gehen – das gab es nur noch in der Erinnerung. Verbindung bestand nur noch über die Dächer hinweg. Hinter lockeren Dachziegeln, Öfen, Toiletten, Bildern befanden sich Eingänge zu geheimen Kammern.

Keller waren gute Verstecke, weil man in ihnen größere Lebensmittelvorräte aufbewahren konnte und ihre Eingänge leicht zu tarnen waren, dafür aber hatten Dachböden den Vorteil besserer Fluchtwege.

Doch selbst die äußerste Findigkeit konnte die Großaktion nicht daran hindern, ein Erfolg zu werden und ihre Menschenquoten für die Deportationen einzuheimsen. Das Weinen der Kinder, die scharfen Spürnasen dressierter Hunde, die Schnüffeleien der Spitzel verrieten mehr und mehr geheime Schlupfwinkel. Wachtposten unten auf der Straße paßten auf, wie die Wachtposten oben in den Häusern systematisch jede einzelne Fensterscheibe zertrümmerten; denn heilgebliebene Fenster verrieten das Vorhandensein eines geheimen Zimmers.

In der Mila 19 und der Leszno 92 bezogen Andrej und Simon Verstekke auf dem Dachboden, die jeweils mit einer Alarmglocke versehen waren, bei deren Ertönen sie sofort aufs Dach hinausschlüpften. Dorthin würden ihnen die Wachen wohl nicht sehr gern folgen.

Der Eingang, der durch die Kistenverschläge zu den geheimen Bunkern im Keller von Mila 19 führte, wurde aufgegeben, da er nicht mehr sicher genug schien. Im Erdgeschoß wurde ein falsches Wasserklosett eingebaut. Entfernte man im Fußboden einen bestimmten losen Bolzen, dann ließ sich das Klosett seitlich herumschwingen und enthüllte ein Loch in der Wand, das gerade groß genug war, um einen Mann hindurchkriechen zu lassen. Von hier führte eine Leiter zu den neuen Kellerräumen, die seit dem Beginn der Großaktion ausgeschachtet worden waren und in denen sich ein Dutzend Menschen befand, die Alexander vom Umschlagplatz zurückgeholt hatte, ebenso die Archive und Waffenlager der Batyraner. Dort wurde jetzt ein Ausgangstunnel gegraben, der sich an ein großes Kanalrohr anschloß, das viele Meter über die Mila 19 hinausführte. Dieser ganze unterirdische Komplex breitete sich immer weiter aus, bis er nicht weiter konnte, weil er auf das Hauptrohr der Kanalisation gestoßen war, das genau in der Mitte der Milastraße entlanglief. Das Geräusch der rauschenden Abwässer war infolgedessen in den Bunkern unablässig zu hören.

Am Ende der dritten Augustwoche kam die Großaktion plötzlich zu einem Stillstand. Die Razzien wurden eingestellt.

X

Max Kleppermann besaß nicht nur eines der wenigen Telefone, die sich im Ghetto in jüdischem Besitz befanden, er hatte sogar deren zwei, und dieses zweite war eine direkte Leitung zu Dr. Franz König, mit dem er eine Unmenge von Geschäften abwickelte. Die *Großen sieben* allein hatten das ausschließliche Recht, mit Gold zu handeln. Grundstücksverkäufe zu vermitteln, Schmuggel zu betreiben und ein Spitzelsystem zu unterhalten.

Max Kleppermanns Privattelefon klingelte.

»Jawohl, Herr Doktor . . . jawohl, Herr Doktor . . . jawohl, Herr Doktor.«

Nach weiteren »Jawohl, Herr Doktor« legte Max den Hörer auf und rief seine Sekretärin. »Dr. König wünscht alle Teilhaber in einer Stunde hier in meinem Büro zu sprechen. Rufen Sie alle sofort zusammen und lassen Sie sie hier warten. Ich gehe jetzt zu ihm in seine Privatwohnung und komme mit ihm zu der Sitzung zurück.«

Max überprüfte rasch seine äußere Erscheinung, zog den Ring mit dem Diamanten vom kleinen Finger und rief mit einem Händeklatschen seinen Chauffeur und seine Leibwache herbei. Sie verließen das Ghetto durch das Krasinskitor. Max fuhr gern auf die »arische« Seite hinüber. Er freute sich am Anblick der Bäume. Im ganzen Ghetto gab es nur einen einzigen Baum, und der stand vor dem Gebäude des Judenrats. Es war besonders dieser Baum, der ihn ärgerte, denn in seiner Vorstellung war der Judenrat nichts als ein Konkurrenzunternehmen für die *Großen sieben*. Schon häufig hatte er mit dem Gedanken gespielt, ein halbes Dutzend Bäume vor seinem Geschäftshaus in der Pawiastraße zu pflanzen, sich dann aber gesagt, daß man das als Provokation auffassen würde.

Der Krasinskipark hatte es Max besonders angetan. Hier hatte er als Junge seine Laufbahn begonnen und polnische Rowdys angestellt, um den jüdischen Botenjungen die Ware zu stehlen, die sie austrugen und sie dann auf dem Parysowskimarkt wieder zu verkaufen. Der Parysowskimarkt war übrigens seit dem Beginn der Deportationen für den Handelsverkehr geschlossen.

Vor Erleichterung darüber, daß die Deportationen eingestellt worden waren, atmete Max auf. Sogar er selbst und die *Großen sieben* waren einigermaßen nervös geworden. Max' Gedanken wandten sich dem neuen großen Schnitt zu, der ihn bei Dr. König zweifellos erwartete. Jetzt, da die Deportationen vorüber waren, bereitete sich sicher irgendein neues Geschäft für ihn vor. Einen langen Weg habe ich zurückgelegt seit damals, dachte Max. Ganz schön weit habe ich es gebracht.

Von allen Deutschen war mit Dr. König am besten auszukommen. Er pflegte einen weder anzubrüllen noch Vorwürfe zu machen, er versuchte auch nicht, einem bei einem Geschäft Arme und Beine zu stehlen oder die Haut abzuziehen. Alles, was Dr. König wollte, war sein ihm zustehender Anteil. Ein tadelloser Mann, dieser Dr. König.

Max wurde in Königs Büro geführt. Er setzte sich nieder und rollte in erregter Erwartung seine Zigarre zwischen den Fingern. Als ihm König mit einem Nicken zu verstehen gab, daß er rauchen dürfe, zündete er sie mit dem silbernen Feuerzeug an, das auf dem Schreibtisch stand.

»Warten Ihre Teilhaber im Haus der *Großen sieben*?« fragte Dr. König.

»Sie werden, wie befohlen, zur Stelle sein, Herr Doktor.«

»Dann, Max, können wir ja ein bißchen über das Geschäftliche reden.«

Kleppermann öffnete entgegenkommend die Arme. »Ich bin Ihr ergebener Diener.«

König setzte seine Brille auf, öffnete einen Aktendeckel, nahm ein Blatt Papier heraus und studierte es. »Sie haben in den letzten Jahren einen ganz schönen Schnitt gemacht, Kleppermann.«

Das Lächeln schwand aus Kleppermanns Gesicht. Ein rascher Blick über die Schulter ließ ihn zwei SS-Posten erkennen, die die Tür bewachten. Max räusperte sich und stützte sich auf den Ellbogen. Worauf wollte König eigentlich hinaus?

»Ich muß schon sagen, Sie haben das ganz schön schlau gemacht: uns um eine Viertelmillion Dollar zu prellen.«

Max erhob protestierend die Hand. »Das ist eine riesige Übertreibung.«

»Die Information stammt von einem Ihrer Teilhaber.«

Max' dicke Finger begannen an seinem Kragen zu zerren, um ihn zu lockern, während ihm Dr. König eine wahrhaft verblüffend genaue Kontoaufstellung seiner finanzakrobatischen Kunststücke vorlas. »Und schließlich«, sagte König, »haben Sie den Fürsorgeleuten durch Mittelsmänner wertlose Zlotys gegen Dollareinlagen auf schweizerischen Banken gegeben. Gebäude, die Sie als Makler verwaltet haben, sind an die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation ebenfalls gegen Dollar verpachtet worden. Nun denn, Max, Sie wissen ja wohl, daß das alles illegal ist.«

Kleppermann war König um mehrere Sprünge voraus. Er blickte über die Schulter, um festzustellen, ob die SS-Posten an der Tür nicht vielleicht wie durch ein Wunder verschwunden waren. Sie waren es nicht. Die Chuzpa, die Unverfrorenheit, mit der König dasaß und sich päpstlicher aufspielte als der Papst, wo es doch er, Kleppermann, gewesen war, der für die Deutschen die meisten Geschäfte überhaupt zustande gebracht hatte! Zusammen hatten sie sich im Dreck gesielt, und jetzt spielte König plötzlich den Rechtschaffenen. Nichts Ärgeres gab es auf der Welt als einen redlichen Dieb!

»Als Kommissar für das jüdische Eigentum«, sagte König, »bin ich entsetzt über den Zustand, in dem sich die von Ihnen geleiteten Angelegenheiten befinden. Sie haben das in Sie gesetzte Vertrauen der Besatzungsmacht auf das schnödeste mißbraucht.«

Jetzt ganz schnell nachdenken, Max Kleppermann! Denn die Sache sieht schlecht aus für dich. Sein Verstand raste. Er mußte versuchen, mit König zu einem Vergleich zu kommen. Etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Er würde das Schweizer Geld preisgeben und dafür das südamerikanische retten. Von dem südamerikanischen Geld wußte niemand etwas.

»Meine Verhandlungsposition ist schlecht«, lächelte Max.

»Ich war überzeugt, daß Sie die Lage richtig erfassen würden.«

»Aber Max Kleppermann ist wie immer ein vernünftiger Mensch, mit dem man reden kann.«

Max wies mit dem Kopf in Richtung auf die SS-Leute. König befahl ihnen, draußen zu warten.

»Also dann, Kleppermann, legen wir die Karten offen auf den Tisch.

Wieviel haben Sie auf den Schweizer Banken, und welche Banken sind es?«

»Ich habe vierzigtausend Dollar auf Abruf«, gestand Max.

»Bei welchen Banken?«

Max wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn.

»Soll ich daraus schließen, Herr Doktor, daß Sie die verschiedenen Kontrakte zwischen Ihnen und den *Großen sieben* zu kündigen beabsichtigen?«

»Sie können schließen, was immer Sie wollen.«

Max räusperte sich und lehnte sich über den Schreibtisch, um eine bedeutende, hochvertrauliche Mitteilung zu machen. »Tatsächlich habe ich sogar noch ein paar Dollar mehr. Fünfzigtausend. Ehrlich gestanden, habe ich das Geschäftemachen satt. Ich würde gern die Früchte meiner Arbeit genießen. Also – machen wir einen letzten Abschluß. Ich überschreibe Ihnen jetzt die Hälfte dieses Geldes zur sofortigen Auszahlung, und die andere Hälfte wird ausgezahlt, sobald ich mit meiner Familie in Bern eingetroffen bin.«

König wiegte sich in seinem Sessel hin und her und lächelte schwach.

»Bereit, über Bord zu springen, wie, Max?«

Max zwinkerte ihm zu.

»Und was ist mit Ihren Teilhabern?«

»Sie können es mir glauben, ich habe diese Diebe so lange geduldet wie es menschenmöglich war. Ich meine, dies wäre eine vernünftige und annehmbare Art für zwei Ehrenmänner, ihre lange und fruchtbare Geschäftsverbindung zum Abschluß zu bringen.«

»Aber wovon werden Sie denn leben, Max?«

»Ach, ich schlage mich schon irgendwie durch.«

»Vielleicht mit dem Geld, das Sie bei der Nationalbank in Genf haben?«

»Ach ja, stimmt, da hatte ich auch noch ein Konto.«

»Und bei der Bank von Südamerika in Buenos Aires und bei der Getreidebörse in Rio de Janeiro.«

»Herr, Herr, Herr . . .«

König breitete sechs Schriftstücke vor Kleppermann aus und reichte ihm eine Feder. »Sie brauchen nur zu unterschreiben, Herr Kleppermann. Die Einzelheiten tragen wir dann schon ein.«

Max' Gesicht zuckte heftig. Der Zigarrenrauch war ihm in die falsche Kehle geraten. Er mußte husten, bis er fast erstickte. »Meine anderen Teilhaber haben ebenfalls ihr Geld draußen. Wenn ich die Schriftstücke unterzeichne und Ihnen die Informationen darüber gebe, bekomme ich dann einen Paß?«

König lächelte. »Sie haben einen guten Vorschlag gemacht.«

Max krakelte seine Unterschrift auf die Schriftstücke und schenkte zweihunderttausend unrechtmäßig verdiente Dollar weg. Schweißtropfen fielen auf die Papiere herab, während er sie unterschrieb.

»Sobald ich in der Schweiz eingetroffen bin, gebe ich Ihnen die Informationen über die anderen.«

König nickte. »Wir wußten, daß wir uns auf Ihre Mithilfe verlassen können. In Kürze werden Sie Mitteilung über Ihre Abreise erhalten.«

Max war speiübel, aber immerhin war er noch am Leben. Die beiden

SS-Leute führten ihn aus Königs Palast hinaus. Er hatte Geld auf acht Banken. Sechs Verstecke hatte dieser rechtschaffene Dieb König entdeckt. Max ließ sich in den Rücksitz seines Wagens fallen, nahm den Hut ab, fächelte sich Luft zu und stöhnte.

Plötzlich quollen ihm die Augen vor Schrecken hervor und die Zigarre fiel ihm aus dem Mund. Sein Chauffeur war durch einen SS-Mann ersetzt worden, und seine Leibwache war verschwunden. Ehe er sich noch zu rühren vermochte, befanden sich rechts und links von ihm zwei weitere SS-Männer, und der Wagen sauste wie der Wind hinaus. Sechs Minuten später hielt er am Eingang zum jüdischen Friedhof.

Max war totenbleich vor Schrecken, als er Sturmbannführer Sieghold Stutze erblickte. Die SS-Leute mußten ihn beim Gehen stützen. Stutze klopfte sich mit einem Stück Bleirohr in die offene Handfläche, als Max vor ihn gezerrt wurde. Kleppermann nahm den Hut ab. »Euer Exzellenz, Herr Sturmbannführer . . . ich . . .«

Stutze sprach. »Kleppermann, deinetwegen bin ich sogar persönlich hergekommen. Von allen Saujuden bist du der dreckigste. Dein Ring hat mir immer schon gefallen. Nein, mach dir nicht die Mühe, ihn mir jetzt zu geben. Ich kriege ihn nach der Hinrichtung sowieso.«

»Ach, aber, dann . . . dann haben Sie die Verständigung nicht erhalten. Dr. König und ich haben uns geeinigt. Hunderttausend Dollar sind für Sie bestimmt . . . Verstehen Sie . . .«

»Halts Maul. Du wirst doch nicht ernsthaft geglaubt haben, daß wir dich aus Polen 'rauslassen werden, bei all dem, was du weißt?«

»Meine Lippen sind versiegelt. Ich schwöre es.«

»Du brauchst nichts zu schwören. Wir werden sie dir selbst versiegeln.«

Sechs kräftige Hände packten ihn. Er fiel auf die Knie. Sie wollten ihn fortzerren.

»Halt!« sagte der Österreicher. »Laßt ihn robben.«

»Exzellenz! Es ist noch viel mehr Geld da. Davon habe ich König nichts gesagt. Sie . . . und ich . . . wir können das ganz privat machen . . .«

Das Bleirohr traf Kleppermann hinter dem Ohr. Er schlug vornüber mit dem Gesicht in den Schmutz, kroch zu Stutze heran und umschlang seine Knie mit den Armen. »Gnade! Erbarmen! Gnade für Max Kleppermann!«

Das Bleirohr sauste abermals herab und nochmals und nochmals, bis Max' Gesicht zu Brei geschlagen war, wie eine überreife Wassermelone. Stutze brach der Schweiß aus. Er stieß mit seinem lahmen Bein nach ihm und brüllte und fluchte, bis ihn die Blutorgie völlig erschöpft hatte und seine SS-Leute ihn stützen mußten, damit er nicht zusammenklappe.

Max Kleppermanns lebloser Körper wurde die lange Friedhofsmauer entlang, vorbei an den entweihten, geschändeten Grabsteinen zur westlichen Friedhofsmauer gezerrt und dort ohne weitere Förmlichkeit in eine sieben Meter lange und vier Meter tiefe Grube geworfen.

Am Rand der Grube waren die übrigen Teilhaber und etwa fünfzig Mitglieder der *Großen sieben* in Reih und Glied aufgestellt. Sie weinten, schrien, bettelten, feilschten. Zu ihren Füßen lag Kleppermann in einem Bett von Kalk.

Einige fielen auf die Knie und riefen nach Gott und ihrer Mutter.

Zuhälter, Diebe, Spitzel.

»Gnade! Gnade! Gnade!«

»Feuer!«

Gewehrsalven waren in diesen Mauern etwas Alltägliches. Unbewegt sahen die jüdischen Totengräber zu, wie die Erschossenen in die Grube hinabfielen und in grotesk verrenkten Stellungen zu ihnen heraufstarrten. Das Exekutionspeloton trat an den Rand der Grube und feuerte so lange in die zuckenden Leichen hinab, bis sie sich nicht mehr rührten. Dann wurden ein paar Schaufeln voll Kalk über sie gestreut und die nächste Gruppe von Mitgliedern der *Großen sieben* herbeigeschleppt.

ÖFFENTLICHE BEKANNTMACHUNG!

ES IST FESTGESTELLT WORDEN, DASS SICH DIE FIRMA DER GROSSEN SIEBEN ZAHLLOSER VERBRECHEN SCHULDIG GEMACHT HAT UND DIE HAUPTSCHULD AN DEN JÜDISCHEN LEIDEN TRÄGT. IM NAMEN DES RECHTS HABEN DIE DEUTSCHEN BEHÖRDEN NACH ORDENTLICHER UNTERSUCHUNG UND GERICHTSVERHANDLUNG DIESE VERBRECHER AUS DER WELT GESCHAFFT.

VOM HEUTIGEN TAG AB SIND ALLE WEITEREN DEPORTATIONEN AUFGEHOBEN! DIE WIEDERERÖFFNUNG DER SONDERSCHULEN UND DIE ABHALTUNG GENEHMIGTER ÖFFENTLICHER VERSAMMLUNGEN INNERHALB DES GHETTOS SIND GESTATTET. DIE AUSGEHZEIT IST WIEDER BIS SIEBEN UHR ABENDS VERLÄNGERT.

IM AUFTRAG:
DER KOMMISSAR FÜR DEN BEZIRK WARSCHAU
RUDOLF SCHREIKER

XI

Rachel blätterte einen Stoß von Noten durch, suchte einige Stücke aus und streifte sich die Armbinde mit dem Davidstern um. Debora trat ein, in Nachthemd und Morgenrock, und gähnte und streckte sich.

»Bist du sicher, daß es ungefährlich ist, heute eine Vorstellung zu geben? Ich habe ein schlechtes Gefühl.«

»Mama, seit vier Tagen haben keine Deportationen mehr stattgefunden. Erwin veranstaltet im ganzen Ghetto Programme, um endlich die Menschen von den Geschehnissen der letzten drei Wochen abzulenken. Außerdem spiele ich ja in deinem Waisenhaus in der Niskastraße. Dort wird schon nichts geschehen.«

»Na, hoffentlich geht alles gut.«

»Vielleicht sehe ich heute Wolf. Seit zehn Tagen war er nicht da.«

Debora machte sich am Haar ihrer Tochter zu schaffen. »Ich wollte, ihr würdet nicht mehr in Andrejs Wohnung gehen.«

»Wir können es sowieso nicht mehr, Mama. Die Wohnung wird ständig überwacht.«

»Ihr könnt hierherkommen. Vater kommt erst spät nach Hause.«

Als sich Rachel umwandte und ihrer Mutter ins Gesicht sah, fiel Debora zum erstenmal auf, daß ihre Tochter so erwachsen war wie sie selbst. »Danke, Mama. Aber Wolf hat seinen Stolz. Außerdem ist *das* schon nicht mehr das Wichtigste. Wir wollen nichts weiter als uns ein paar Minuten sehen und miteinander reden.«

Debora streichelte ihre Wange.

Stephan stürzte in die Wohnung. »Komm doch endlich. Bist du noch immer nicht fertig?«

»Seid vorsichtig, Kinder. Haltet eure Kennkarten als Judenratsangehörige bereit und seid nicht böse, daß ich euch nicht begleite. Ich bin todmüde und muß ein paar Stunden schlafen, bevor ich wieder ins Waisenhaus zurückgehe. Sagt Susanne, daß ich die Nachtschicht übernehme.«

Stephan und Rachel hauchten flüchtige Küsse auf Deboras Wange. Rachel öffnete die Tür und blieb stehen. »Sonderbar«, sagte sie, »daß man wieder auf die Straße gehen kann . . .«

»Seid nur vorsichtig!« wiederholte Debora.

Der Versammlungssaal im Waisenhaus der Niskastraße war groß genug, um die meisten der vierhundert Kinder aufzunehmen. Es war eines der achtundzwanzig Institute der von Alexander Brandel geleiteten Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation, die es irgendwie zuwege brachte, mehr als zwanzigtausend Waisenkinder zu ernähren und zu erziehen. Im Gegensatz zu den Häusern im übrigen Ghetto gab es in diesen Heimen keine Verstecke, denn es wäre unmöglich gewesen, sie heimlich anzulegen. Schließlich handelte es sich um Kinder, sagte sich Brandel; er mußte einfach darauf hoffen, daß der Feind noch einen Rest von Erbarmen besaß und sie in Frieden ließ.

Rachel Bronski war der Liebling der Kinder. Sie drängten sich zusammen, füllten alle Bänke, saßen in den Gängen und am Boden vor ihrem Klavier auf dem Podium am Ende des Saals. Die Pflegerinnen, Lehrer und Sozialfürsorger hatten sich an der Hinterwand aufgereiht.

Rachel sah ständig auf die Hintertür, durch die Wolf vielleicht eintreten würde. Als er damals vor langer Zeit vom Landgut der Batyraner in Wework zurückgekehrt war, hatte er sie hier an diesem gleichen Ort, ebenfalls während einer Vorstellung, gefunden. Vielleicht würde er heute wiederkommen.

Mit erhobenen Händen bat Rachel um Ruhe und sagte den Kindern, was sie als erstes bringen wollte. Es war ein ganz neues Stück. Mit Ausschnitten aus Walzern, Nokturnen und Etüden, es erzählte das Leben Chopins und endete mit dem patriotischen Krescendo einer Polonäse.

Ihre nächste Nummer war ein Potpourri jiddischer Lieder. Sie beobachtete die Gesichter der Kinder, in denen die Erinnerung an eine schwache Stimme der Vergangenheit aufstieg, die ihnen einst das gleiche vorgesungen hatte.

»Soll ich ein Rabbiner sein?
Kenn ich nicht die Tora.
Und für ein Geschäft ganz klein
Hab ich keine *S'chora.*

Ich habe nicht Hafer und habe nicht Heu,
Der Wodka ist mein schönstes Pläsier.
Flucht dann mein Weib; ich bleib mir treu,
Sitz auf 'nem Stein, einsam und wein.

Schochet wär mein neues Ziel,
Verstünd ich was vom *Chalef*.
Auch *Melamed* wär gar viel,
Lernt' ich einst das *Aleph*.

Schuster wäre gar nicht schlecht,
Hätt ich nur das Leder.
Auch ein Fuhrmann wär mir recht,
Wenn mein Wagen Räder . . .

Selbst ein Schmied wär ich ganz gern.
Mir fehlt jedoch der Amboß.
Auch 'ne Schenke läg nicht fern,
Tränk mein Weib nicht gar so gern.«

»Was wollt ihr jetzt hören?«
»Palästina!«
»Rachel! Sing uns was von Palästina!«
»Palästina!«
»Palästina!«

»Die Rosen blühen in Galiläa,
Und froh ist das Land jetzt wieder.
Den ganzen Tag, die ganze Nacht,
Hört unsre dankbaren Lieder.

Wir lieben dich, o Galiläa,
Zu unsern Herzen singt dein Land.
Wir schützen es innig mit Seel und starker Hand
Und fürchten nicht die Zukunft mehr.«

Susanne Geller betrat den Saal durch die Hintertür. Sie blickte sich rasch um und flüsterte ihrer Assistentin etwas zu. Die sah einen Augenblick erschreckt drein, nickte dann und beugte sich flüsternd zu einer anderen Pflegerin.
»Jetzt alle im Chor!«

»Die Rosen blühen in Galiläa,
Und froh ist das Land jetzt wieder.
Den ganzen Tag, die ganze Nacht,
Hört unsre dankbaren Lieder.

Susanne Geller blickte sich noch einmal um und entdeckte Stephan. Sie schlängelte sich durch die dichtgedrängten Kinder, nahm ihn an der Hand und führte ihn zu einer Seitentür. »Mach kein Aufsehen, Stephan!

Das Gebäude ist vom Ordnungsdienst umzingelt. Geh schnell hinauf. In einem Klassenzimmer auf dem Dachboden sind fünfundzwanzig oder dreißig Kinder. Weißt du, wo es ist?«

Stephan nickte.

»Führ sie alle über das Dach in die Mila neunzehn. Sag Alexander Brandel, daß er sofort zum Umschlagplatz kommen soll.«

Rachel sah, wie Stephan aus dem Saal schlüpfte, und runzelte die Stirn.

»Wir lieben dich, o Galiläa,
Zu unseren Herzen singt dein Land.
Wir schützen es innig mit Seel und starker Hand.
Und fürchten nicht die Zukunft mehr.«

Susanne setzte sich auf die Bank neben Rachel. »Wenn du mit dem Lied fertig bist, werde ich ein paar Worte sagen. Spiel jetzt weiter. Wir wollen keine Panik, verstehst du?«

»O Gott . . .«

»Spiel weiter, Rachel, spiel weiter.«

»Ich . . . verstehe . . .«

Susanne trat vor das Klavier und hob die Hände. »Kinder«, sagte sie, »Tante Susanne hat heute eine wunderbare Überraschung für euch. Heute fahren wir zu einem Picknick aufs Land!«

Die Ankündigung löste Ausrufe des Unglaubens aus.

»Wir machen gemeinsam eine Eisenbahnfahrt aus dem Ghetto, und wir werden all das sehen, worüber wir so oft gesprochen haben – Bäume, Blumen und Bauernhäuser. Alle diese wunderbaren Dinge, die ihr noch nie gesehen habt. Das wird euer schönstes Erlebnis werden. Jetzt wollen wir alle aus dem Saal und auf die Straße gehen. Habt keine Angst vor den Soldaten. Heute sind sie hier, um uns zu helfen. Rachel, möchtest du jetzt etwas spielen, während wir hinausmarschieren?«

Susanne trat im selben Augenblick in den Korridor, als Pjotr Warsinski das Gebäude betrat. Sie verstellte ihm die Tür in den Versammlungssaal.

»Wir sind bereit«, sagte Susanne. »Sagen Sie bitte Ihren Leuten, daß sie uns die Kinder nicht erschrecken sollen. Wir sorgen schon für Ruhe.«

»Wir wollen nur die Kinder, nicht Sie.«

»Wir kommen trotzdem mit.«

Warsinski zuckte die Achseln. »Wie Sie wollen. Bringen Sie sie auf die Straße.«

»Rasch«, befahl Stephan Bronski den zwei Dutzend Sechsjährigen im Klassenzimmer auf dem Dachboden. Das Leben ihm Ghetto hatte sie daran gewöhnt, einem solchen Befehl absolut diszipliniert zu folgen. Stephan stieg als erster die Fluchtleiter zum Dach hinauf. Er schob die Falltür ein wenig hoch und sah sich spähend um. Ein Ukrainer auf dem Dach!

Stephan gab den Kindern hinter sich ein Zeichen, sich völlig still zu verhalten. Der Wachtposten marschierte auf und ab. Sein schmutzig-braunes Hemd mit den schwarzen Ärmeln war von der Hitze durchgeschwitzt. Er wandte sich um. Stephan konnte sein Gesicht sehen. Die Schulterklappen, den Totenkopf, die gekreuzten Skelettknochen und die großen knochigen Hände, die ein Gewehr umklammert hielten.

Kurz vor der Dachkante blieb der Wachtposten stehen. Der Sims sprang um etwa einen halben Meter vor. Der Wachtposten kniete auf ihm nieder und spähte an einem steilen Schieferdach vorbei, das ihm den Ausblick auf die Straße, die fünf Stockwerke tiefer lag, teilweise versperrte.

Ein Geräusch!

Der Posten blickte sich um und sah auf das Ding, das über das Dach auf ihn zugeschossen kam. Ehe er sich fassen oder aufstehen konnte, hatte es ihn erreicht: Stephan warf sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf den Ukrainer, der aufzustehen versuchte. Er brachte den Mann aus dem Gleichgewicht. Des Ukrainers Beine gaben nach und er fiel auf den Vorsprung, wobei er sein Gewehr auf das Dach fallen ließ.

Verzweifelt klammerte er sich an den Dachfirst. Stephan hob das Gewehr des Wachtpostens auf und schmetterte den Gewehrkolben mit aller Wucht auf die angeklammerten Hände des Mannes nieder.

Ein Aufschrei!

Der Wachtposten rutschte das Schieferdach hinunter und schlug wild um sich. Sein Körper flog über den Rand und wurde kleiner, immer kleiner, bis er unten auf dem Pflaster aufschlug.

»Rasch!« schrie Stephan, Furcht und Ekel vor seiner Tat verdrängend. Eines nach dem anderen kletterten die Kinder auf das Dach.

Von der Straße her kam Gewehrfeuer. Schreie von unten! »Judenkinder! Judenkinder!«

Doch die Ghettoratte kannte ihren Weg. Mit der Geübtheit des Spezialisten floh sie über die Dächer der Stadt.

Plötzlich ein Hindernis!

Die Häuserreihe fiel von fünf Stockwerken auf vier. Überdies waren die Gebäude durch einen Zwischenraum von etwa eineinhalb Meter voneinander getrennt. Stephan sah sich nach der Matratze um, die eigentlich auf dem niedrigen Dach liegen sollte, um den Sturz zu mildern. Irgend jemand mußte sie entfernt haben. Die Entscheidung war für ihn getroffen worden. Weder konnte er hierbleiben noch zurückkehren.

»Jetzt müssen wir auf dieses Dach dort hinüberspringen. Wir müssen uns ganz an den Rand stellen, um es zu erreichen. Springt auf eure Füße und benützt eure Beine, so als ob sie riesige Federn wären. Dann bückt euch und werft euch auf den Bauch.«

Ein kleines Mädchen begann vor Angst zu weinen.

»Du«, sagte er zu dem größten der Knaben, »wirst mein Hilfskommandant sein. Du springst als letzter. Springt immer zu zweit.« Er nahm rasch das weinende Mädchen an der Hand. »Du kommst mit mir«. Ehe sie widersprechen konnte, waren sie schon hinüber auf das nächste Dach gesprungen.

Pjotr Warsinski meldete sich bei Hauptsturmführer Kutler.

»Na, wie steht's?« fragte Kutler.

»Der erfolgreichste Fischzug, den wir je gemacht haben. Alle Waisenhäuser sind ausgeräumt.«

»Wie viele?«

»Zehn- oder zwölftausend vielleicht.«

»Das sind hübsch viel Judenkinder. Na, Wertsachen haben sie ja nicht. Fang an, sie aufzuladen. Was von den Fratzen übrigbleibt, das halte in

den oberen Stockwerken bis morgen oder übermorgen auf Lager. Ich will alle deine Leute heute abend auf dem Umschlagplatz auf Wache sehen. Die Dreckskerle im Ghetto sind imstande, was zu unternehmen.«

Warsinski wandte sich zum Gehen. »Gut gemacht, Chef«, lachte Kutler.

Kutler ging zum Selektionsgebäude hinaus, runzelte aber die Stirn, als er die Pflegerinnen unter den Kindern sah. »Warsinski!«

»Jawohl, Herr Hauptsturmführer.«

»Was machen denn die Erwachsenen da?«

»Sie wollten mit den Kindern mitkommen.«

Susanne Geller trat zu ihnen. »Sie werden doch nichts dagegen haben, daß wir zusammen mit unseren Schützlingen umgesiedelt werden?« sagte sie.

Kutler verzog das Gesicht. Sie mißfiel ihm. Er blickte zu den übrigen Pflegerinnen, Ärzten und Fürsorgern, die ihre kleinen Herden zusammenhielten. Diese gottverdammten Juden, dachte Kutler. Sie besitzen einen sonderbaren Hang, wie Märtyrer zu sterben. Er erinnerte sich daran, wie die Väter ihren Söhnen am Rand der Gruben von Babi-Jar in Kiew die Augen zugehalten hatten.

»Ihr Leute werdet bei der Umsiedlung nicht gebraucht«, sagte Kutler.

»Die Kinder werden sich über das Picknick auf dem Land viel mehr freuen, wenn wir dabei sind, um ihnen alles zu erklären. Sie müssen verstehen – manche von ihnen erinnern sich gar nicht daran, jemals außerhalb des Ghettos gelebt zu haben.«

Susanne Gellers unverwandter Blick ließ Kutler die Augen abwenden. »Was haben Sie da in der Tasche?« fragte er.

»Bonbons. Ich hatte sie mir für einen wunderbaren Anlaß wie diesen aufgespart.«

Kutler hielt es nicht mehr aus. »Seid nur Helden«, murmelte er, stürzte in sein Büro zurück, schloß die Tür und verrammelte sie. Er versuchte wild, eine Schublade aufzureißen, ohne daß es ihm gleich gelang, brach dann einer Schnapsflasche den Hals und trank, bis eine heiße Welle von Alkohol sein Blut durchflutete, in sein Gehirn eindrang und seine Gedanken umnebelte. »Helden . . . Märtyrer . . .«

Der Hof barst von den zehntausend zerlumpten und ausgemergelten Kindern mit ihrem Häuflein Pflegerinnen, das ihnen Heiterkeit vorzugaukeln versuchte. Ein paar von den älteren Kindern, die wußten, wohin sie gingen, behielten diese Weisheit für sich.

»Geht jetzt die Rampen hinauf!«

»Nun, Kinder, jetzt fängt die Fahrt zu unserem wunderbaren Picknick auf dem Land an.«

»Tante Susanne, wann kommen wir denn zurück?«

»Ach, wahrscheinlich spät am Abend.«

»Geht immer weiter – zum Ende des Bahnsteigs! Bis zum ersten Waggon!«

Die Lokomotive stieß etwas Dampf aus und begann sich zu erwärmen.

Die endlose Reihe von Kindern schob sich mühselig die Rampe hinauf. Flüche und Püffe trieben sie voran.

Schwer betrunken torkelte Kutler in den Hof hinaus und sah dem Abmarsch zu. Er gab unverständliche Laute von sich und befahl brüllend, daß sie sich beeilen sollten. Er entdeckte ein Dutzend kleiner Kinder, die,

vor Erschöpfung und Hunger gebeugt, an einer Wand lehnten, zu schwach, um sich aufzurichten. Kutler eilte auf sie zu. »Vorwärts, Judenkinder!« kreischte er.

Zwei oder drei Pflegerinnen stoben hinzu und halfen den Kleinen auf die Füße.

Ein rachitisches Mädchen von etwa drei Jahren in schmutzigen Lumpen fiel auf das Kopfsteinpflaster und ließ einen zerrissenen Teddybären fallen, der weder Arme noch Beine hatte. Ihre kleine Hand streckte sich danach aus.

Kutlers blanker schwarzer Stiefel trat auf den Bären.

Das Lumpenkind starrte verwirrt auf den großen Mann in der schwarzen Uniform, der über ihm stand. »Mein Teddy«, jammerte es schwach, »ich will meinen Teddy haben.« Die Hand des Mädchens zerrte an dem invaliden Teddybären und versuchte, ihn unter dem Stiefel hervorzufischen. Er riß die Mauserpistole aus der Halfter.

Ein Schuß hallte wider.

»Laßt mich durch! Laßt mich durch!« schrie Alexander.

Ein halbes Dutzend stämmiger Ordnungsdienstler hielt den verzweifelten Brandel zurück, ehe er noch zum Selektionsgebäude gelangen konnte. Schreiend und um sich schlagend schleppte man ihn über die Stawkistraße zu dem Lagerplatz, in dem Warsinski sein Registrierbüro für den Umschlagplatz untergebracht hatte.

»Ich verlange, auf den Umschlagplatz gelassen zu werden!«

Warsinski ließ Alexander reden, bitten, schmeicheln, argumentieren. Dann sprach er. »Ihre Unverletzlichkeit wird nicht mehr lange dauern, Brandel. Führt ihn ins Ghetto zurück!«

Mit monotoner Gleichmäßigkeit rollte der Zug durch die Gegend. »Und jetzt habe ich noch eine Überraschung für euch, Kinder«, sagte Susanne Geller. »Bonbons!«

Sie reichte die Tüte mit den vergifteten Süßigkeiten im Waggon herum. »Schmeckt das nicht wunderbar?«

Der Zug rollte weiter.

»Singen wir! Alle zusammen!«

»Weiter, immer weiter,
Bis nach Palästina.
Weiter, immer weiter
Eilt zur glücklichen Schar . . .«

»Ich bin schläfrig, Tante Susanne.«

»Na, warum legst du dich dann nicht hin und ruhst dich aus?«

»Ich bin auch schläfrig, Tante Susanne.«

»Dann macht ihr halt alle ein Schläfchen. Das kommt von der Aufregung und der frischen Luft.«

Eines nach dem anderen schlossen sie die Augen. Susanne Geller schmiegte sich zwischen zwei ihrer Kinder, drückte sie fest an sich und ließ langsam das letzte Stück der vergifteten Schokolade in ihrem Mund zergehen.

»Schlaf, mein Vögelchen,
Schließ die Äugelchen.
Ei-lu-lu-lu.
Schlafe tief, mein Kind,
Schlaf und sei gesund.
Ei-lu-lu-lu!«

XII

Sturmbannführer Sieghold Stutze verstand es überaus geschickt, seinen Abgott Adolf Hitler bis in das kleinste Detail nachzuahmen. Die Daumen im Gurt, hinkte er im Hof auf und ab, um den Ordnungsdienst Revue passieren zu lassen, blieb dann stehen und starrte seine gebannt blickenden Zuhörer mit bedrohlich wirkender Autorität an. Zu seiner Rechten befand sich der Ausschuß des Judenrats, aufgereiht wie an einer Schnur, zu seiner Linken sein »Korps Reinhard.«

Die rechte Hand über seinen Kopf in die Luft hebend, kreischte er mit einer Fistelstimme, die mühsam durch den steinernen Hof hallte. »Ihr fetten Juden! Ihr seid so fett, weil wir euch zu gut belohnt haben. Obwohl wir uns zu euch loyal verhalten, laßt ihr es zu, daß Lügen über uns veröffentlicht werden! Ihr erlaubt diesen kommunistischen Wühlmäusen, direkt unter euren Augen zu existieren! Aber sie werden entdeckt und vernichtet werden! Aufgrund dieser Lügen hat sich seit vier Tagen auch nicht ein einziger Freiwilliger gemeldet, um zur ehrlichen Arbeit im Osten verschickt zu werden!« Stutze wirbelte herum und wandte sich an Warsinski. »Lesen Sie die neuen Befehle vor!«

Warsinski öffnete ein Dokument. »Ab heute ist jedes Mitglied des Ordnungsdienstes persönlich verpflichtet, drei Leute pro Tag zum Umschlagplatz zwecks Verschickung zu ehrlicher Arbeit heranzuschaffen. Falls es ein Milizsoldat unterläßt, dieses Soll zu erfüllen, werden er und seine Familie sofort deportiert.«

Der Abbruch der Großaktion, die Vortäuschung von Rechtlichkeit durch die Hinrichtung der *Großen sieben* und die Wiedereröffnung der Schulen waren nur ein Ablenkungsmanöver gewesen. Dadurch, daß sie die Leute dazu brachten, in ihrer ständigen Wachsamkeit nachzulassen, wollten die Deutschen Zeit für ihren nächsten Angriff gewinnen.

Der Ordnungsdienst, durch Warsinskis Gehorsam und ständiges Hetzen eingeschüchtert, hatte längst seine Seelen verkauft; jetzt sank er in die tiefste Erniedrigung. Tatsächlich konnte jeder mit ansehen, wie die Männer des jüdischen Ordnungsdienstes ihre eigenen Verwandten auf den Umschlagplatz zur Verschickung zerrten, wenn sie anders nicht imstande waren, ihr Soll zu erfüllen.

Die Ghettokennkarten, die den Stempel der Arbeitserlaubnis trugen, waren lange Zeit hindurch als Zauberschlüssel betrachtet worden, um am Leben zu bleiben. Mit einem Federstrich wurden sie jetzt alle für ungültig erklärt. Bis auf eine Handvoll Menschen hatte jedermann im Ghetto das bisherige Vorrecht, nicht verschickt zu werden, verloren.

Jeden Tag erfolgten neue Fischzüge oder Einkesselungen. Ganze Stra-

ßen oder Häuserblocks wurden hermetisch abgeriegelt und planmäßig vom Keller bis zum Dachboden nach Bewohnern durchkämmt.

Das System der Täuschung wurde jetzt zur Methode. Nahrungsmittel wurden zum Lockmittel für die Anwerbung neuer Spione. Vor den Augen ihrer Eltern marterte man Kinder, damit sie geheime Verstecke preisgaben.

Wiewohl fast jedermann gegen Unglück schon abgestumpft war, erreichte die Razzia auf die Waisen dennoch genau das, was die Deutschen beabsichtigt hatten. Sie hatte nahezu jeden Lebenswillen und jede Hoffnung erstickt, die es bis dahin noch gegeben hatte.

Alexander Brandel, der so lange ein Sinnbild der Liebe und Würde, fast ein Symbol für Nahrung und Hilfe gewesen war, verwandelte sich jetzt nahezu über Nacht in einen gramgebeugten und verzweifelten Mann. Stumm verbrachte er seine Tage. Seine vorher so dynamische Kraft, überleben zu wollen, war aus ihm gewichen.

Rabbi Salomon saß in dem naßkalten Keller neben dem Kloakenrohr unter der Mila 19 und sang Tag und Nacht alte hebräische Klagelieder, während die Abwässer durch die Rohre schäumten.

Als einzige Pflegerin des Niskawaisenhauses war Debora Bronski übriggeblieben. Sie hatte die Obhut über die zwei Dutzend Mädchen und Knaben übernommen, die Stephan über die Dächer zur Mila 19 führen konnte. Neben dem Kloakenrohr wurde für diese Kinder ein zweites Gelaß ausgeworfen und mit Pritschen und Schulbänken ausgestattet.

Debora drehte die Lampe in ihrem Schlafzimmer an. Sie öffnete eine Schublade ihres Toilettentisches nach der anderen und packte einen Koffer. Ein oder zwei Stücke aus der Schmuckkassette. Ein paar private Habseligkeiten. Alles andere sollte zurückbleiben. Aus dem Zimmer der Kinder holte sie ein paar Andenken, die sie sich gewünscht hatten. Dann ging sie den langen Vorraum hinab. Aus Pauls Studierzimmer kam Licht. Sie trat ein und konnte seinen Hinterkopf sehen. Zusammengesunken saß er in seinem Drehstuhl vor dem Schreibtisch.

»Ich verlasse dich, Paul. Ich hätte es längst tun sollen. Stephan und Rachel kommen mit mir.«

Paul rührte sich nicht.

»Leb wohl, Paul.«

Als sie sich zum Gehen wandte, sah sie, daß seine Hand kraftlos über die Lehne hing. In seiner Faust befand sich ein zerknülltes Blatt Papier. Auf dem Boden lag eine Flasche. Sie erkannte, daß er seine Schlaftabletten genommen hatte. Die Flasche war leer. Erst vor ein paar Tagen war sie gefüllt worden. Langsam ging Debora um den Schreibtisch herum. Pauls Augen waren geschlossen. Sie setzte den Koffer nieder und griff nach seiner Hand. Sie war eisig. Kein Puls war zu spüren.

Paul Bronski war tot.

»Gott verzeih mir«, sagte sie, »aber ich wollte, ich könnte sagen, es tue mir leid.«

Sie entwand das Papier seiner Hand. »Meine liebe Debora«, stand auf dem Blatt. »Wenn ich nur wüßte, was ich sagen soll oder was ich getan habe, um diese Verachtung von Dir zu verdienen. Boris Presser hat einen Umschlag, in dem verschiedene Aufklärungen enthalten sind, die Du hoffentlich in Ordnung finden wirst . . .«

Hier endete das Gekritzel.

Der Schreibtisch war aufgeräumt. Paul war in allem peinlich genau. Alles mußte in Ordnung sein, sogar sein Tod. Er hatte einen Arbeitstag durch Selbstmord beschlossen, weil dies ganz einfach der einzige Ausweg gewesen war.

Noch ein letztesmal verblüfft, schüttelte Debora den Kopf. Sie blickte in sein fahles, lebloses Gesicht. »Ach, Paul. Sogar das mußte so korrekt geschehen! Warum hast du nicht ein paar Zeilen für deinen Sohn und deine Tochter hinterlassen? Weshalb hast du aus dieser Tat nicht einen Aufschrei um Gerechtigkeit, einen unüberhörbaren Protest gemacht? Paul, Paul . . . warum nicht?«

Sie nahm ihren Koffer auf. Ohne Gewissensbisse, ohne Tränen, ohne Reue, ohne Mitleid ließ sie alles, was zwischen ihnen gewesen war, für immer zurück.

»Wir müssen Hilfe haben!« rief Andrej erregt.

Roman, der Kommandeur der Heimatarmee in Warschau, hörte ihn von oben herab mit trägen, halbgeschlossenen Augen an. Behutsam steckte der Adlige eine Zigarette in die lange Spitze und zündete sie an. Verzweifelt wies Andrej die Zigarette, die ihm Roman anbot, zurück.

»Jan Kowal«, sagte Roman mit sanfter Stimme. »Erst letzte Woche haben wir euch zweiunddreißig Gewehre geschickt.«

»Von sechs verschiedenen Kalibern, und hundertsechs Schuß Munition. Eines dieser Gewehre wird sofort unbrauchbar, wenn es seine drei Kugeln verschossen hat.«

»Wenn plötzlich schwerkalibrige Waffen vom Himmel fallen, werde ich die erste sein, der Sie das wissen läßt.«

Andrej hieb mit der Faust auf den Tisch.

Roman stand auf und verschränkte theatralisch die Arme hinter dem Rücken. »Was wollen Sie denn eigentlich?«

»Wir haben nicht die Kraft, ohne Hilfe von außen einen Angriff zu unternehmen. Wenn Sie aber gleichzeitig drei Kompanien der Heimatarmee zu verschiedenen Anschlägen in der Umgebung abkommandierten, dann könnten wir aus dem Ghetto ausbrechen.«

Roman seufzte gelangweilt. Trotz der Unbequemlichkeiten, die seine Untergrundexistenz mit sich brachte, hatte er nichts von jenem Schliff verloren, der den Snob französischer Schule auszeichnet. »Das ist unmöglich«, sagte er abweisend.

»Sind Sie wirklich ein solcher Judenhasser, daß Sie zusehen können, wie wir lebendig geröstet werden?«

Roman lehnte sich an das Fensterbrett und biß mit der Geste eines Schmierenschauspielers, der eine dramatische Rolle spielt, auf seine Elfenbeinspitze. Die Augenbrauen auf seiner hohen Stirn hoben sich. »Wollen wir nicht lieber kaltblütige Realisten sein! Was geschieht, wenn ich auf Ihren Plan eingehe? Wohin wollen Sie denn gehen? Wie viele von euch wollen überhaupt ausbrechen?«

»So viele wie Sie unterbringen können.«

»Ach«, strahlte Roman, »das ist es ja eben! Neunzig Prozent der Bauern würden einen Juden für eine Flasche Wodka verraten. Neunzig Prozent der Warschauer Bürger sind fest davon überzeugt, daß dieser Krieg

nur von den internationalen jüdischen Bankiers angezettelt worden ist. Das hat nichts mit meinen persönlichen Gefühlen zu tun, verstehen Sie, aber ich bin nicht in der Lage, mich mit einem Erziehungsprogramm für die polnische Bevölkerung zu beschäftigen.« Roman hatte wieder einmal völlig recht.

»Dann lassen Sie unsere Streitkräfte wenigstens sich mit den Kindern einen Weg hinaushauen.«

»Kinder? Die paar Klöster, die jüdische Kinder akzeptieren, sind schon zum Bersten voll. Die meisten tun es überhaupt nicht. Und die paar anderen verlangen im voraus zehntausend Zloty pro Kopf und das Recht, sie zum Katholizismus zu bekehren.«

Andrej schloß die Augen.

Roman begeisterte sich an seiner Beweisführung und ließ die Zunge über seine Zähne gleiten, während er im Raum auf und ab ging. »Ich kann nicht zulassen, daß sich Partisaneneinheiten aus Juden bilden. Ich befehlige meine Armee nicht durch Disziplin. Die Untergrundbewegung hängt von Verschwiegenheit und Loyalität ab. Sie wissen doch ganz genau, daß Sie verraten werden, so wie Sie ja auch verraten worden sind, als Sie uns den Bericht über die Vernichtungslager geliefert haben. Irgend jemand hat ihn der Gestapo verkauft.«

»Dann geben Sie uns wenigstens Geld und Gewehre. Das Geld zumindest haben Sie uns gestohlen.«

Romans Gesicht verdüsterte sich. Er nahm wieder Platz und wühlte in einigen Papieren, um zu zeigen, daß er zu beschäftigt war, um den Streit weiterzuführen. Andrej riß sie ihm aus der Hand und warf sie auf den Boden.

»Na gut, Jan«, schnauzte ihn Roman an. »Ihr kostbarer Bericht wurde von irgend jemand aus Polen hinausgeschmuggelt und in London veröffentlicht. Haben Sie vielleicht gehört, daß irgendwelche Staatsmänner einen leidenschaftlichen Ruf nach Gerechtigkeit ausgestoßen hätten? Hat sich die Welt plötzlich in allgemeiner Empörung erhoben? Keiner gibt einen Dreck dafür, Jan Kowal.«

Andrej wich vom Tisch zurück. »Werfen Sie Ihren polnischen Dreck nur nicht auf die übrige Welt. Dies hier ist der einzige Winkel der Erde, an dem Vernichtungslager bestehen können. Die deutsche Armee hätte nicht genug Divisionen, um sich gegen die Bevölkerung zu wehren, wenn man das gleiche in London, Paris oder New York versucht hätte. Nur in Ihrem gottverdammten Warschau konnten sie's! Überall auf diesem Kontinent benehmen sich Männer und Frauen nach den Prinzipien des christlichen Anstands. Sie sind doch Christ, nicht wahr?«

Roman machte eine hochmütige Gebärde nachsichtiger Abwehr.

»Auch Sie kommen hier nicht heil heraus! Man fängt in Auschwitz schon an, auch euch Polen zu vergasen, nur weil ihr zulaßt, daß es mit uns geschieht. Marschieren Sie nur mit erhobenem Kinn in die Gaskammer! Sie kommen auch noch dran, Roman.«

Andrej stürmte hinaus.

Roman brach die herabgebrannte Zigarette aus der Spitze und drückte sie aus. Er blickte zu seinem völlig niedergeschmetterten Adjutanten auf. »Wenn diese verdammten Juden wieder versuchen sollten, mich zu erreichen, bin ich nicht zu sprechen. Verstanden?«

»Jawohl, Herr Kommandeur!«

»Die Juden sind immer so leidenschaftlich. Na ja, wenigstens wird es bei uns keine Judenfrage mehr geben, wenn der Krieg einmal vorbei ist.«

Simon Eden schlug sich mit der Faust in die offene Hand, als ihm Andrej von seinem Gespräch mit Roman berichtete. Die Mansarde verdüsterte sich. Tolek, Alexander Brandel, Anna, Erwin, Wolf Brandel, Simon Eden: Eine grausige Todesahnung hatte sie plötzlich ergriffen. Jetzt war alles vorbei. In diesem Augenblick dachten sie alle dasselbe: Es war vorbei . . . zu Ende.

Fünf kurze Laute der Alarmglocke. Sie zeigten an, daß ein Freund auf dem Weg zu ihnen war. Rodel, der Kommunist, trat ein. Eine Sekunde lang sahen alle auf und empfanden den schwachen Schimmer einer Hoffnung, daß vielleicht doch ein Wunder geschehen war. Rodel schüttelte den Kopf. »Sie können uns vier Bewaffnete geben, nicht mehr. Und nicht einmal die können sie entbehren.«

Tolek leierte die Namen von Schriftstellern, Ärzten, Journalisten, Schauspielern und Zionisten herunter, die während der letzten paar Tage zum Umschlagplatz gebracht worden waren. Der klagende Totenmarsch schien kein Ende zu nehmen.

»Sei still«, sagte Andrej.

Aber er redete immer weiter. Er nannte die letzten Rabbiner, einen, den die katholische Kirche als eine Art Reliquie einer vergangenen Zivilisation gerettet hatte, der andere in ihrem Keller. Alle übrigen, tot. »Alle tot«, sagte Tolek. »Unsere Landwirtschaft ist dahin . . . dahin . . . alle tot.«

»Halt den Mund«, wiederholte Andrej.

Anna Grünspan, ein unerschütterliches Sinnbild der Kraft, ein Vorbild des Wagemuts, brach zusammen und begann hysterisch zu weinen. Niemand war im Raum, der sie hätte trösten können.

»Sag etwas, Alex«, bettelte Simon Eden.

Aber in diesen Tagen sagte auch Alex nichts mehr.

»Tot . . . alle tot. Nischt do keiner. Keiner nischt do.«

»Hört mit dem verdammten Heulen auf«, schrie Andrej.

Erwin befeuchtete seine trockenen Lippen. Tränen liefen ihm die dicken Brillengläser hinunter, sodaß die Menschen vor ihm zu verschwommenen Bildern wurden. Innerhalb von fünf Tagen hatte er seine Frau Susanne und seine Mutter verloren. Tapfer hatte er versucht, Alexander Brandels Arbeit zu übernehmen, nachdem die Kinder zusammengetrieben worden waren. »Simon . . . Andrej . . . Genosse Rodel . . . Ich . . . habe alle Aufzeichnungen und Bände der Bruderschaft genommen und sie in Milchkannen und Stahlkassetten versteckt. Ich hatte Gelegenheit, heute mit euren Ausschüssen zu sprechen. Sie stimmen mit mir darin überein, daß wir, wenn diese letzte Bitte um Hilfe erfolglos sein sollte, das Ghetto niederbrennen und Massenselbstmord begehen sollen.«

»Ihr hattet kein Recht, ohne mich eine Zusammenkunft abzuhalten«, sagte Simon ohne rechte Überzeugung.

»Wir hatten keine Zeit, die Regeln einzuhalten«, erwiderte Erwin.

»Wer von uns hat noch nicht an Selbstmord gedacht?« rief Anna. Dann Schweigen. Es gab keine Gegenargumente.

»Als Arbeiterzionist . . . als Arbeiterzionist«, murmelte Simon. Er strich sich das Haar aus der Stirn. »Als Jude und Arbeiterzionist«, stotterte er vor sich hin. Ach Gott, dachte er, der Tod wäre so süß, so wunderbar süß. »Als Kommandeur der Vereinigten Streitkräfte kann und will ich keinen Befehl für einen solchen Massenselbstmord geben. Aber wenn alle es wollen, dann trete ich von meinem Posten zurück und werde mich eurer Entscheidung unterordnen.«

Andrej starrte seinen Kameraden an. Simon war Soldat gewesen. Simon war ein starker Mann gewesen. Simon war ein Führer gewesen. Sein Mut war zerstört. Die Erschlaffung der feinen Züge seines dunklen Gesichts ließen erkennen, daß seine Kraft verbraucht war.

Wolf Brandel, der jüngste der Kommandeure im Ghetto, schritt langsam zur Tür. »Ich werde diesem Befehl nicht gehorchen«, sagte er. »Mein Mädchen und ich werden leben, und wenn sie uns gefangennehmen wollen, dann lassen wir sie dafür bezahlen. Wenn sie mich haben wollen, dann sollen sie kommen und versuchen, mich zu holen!«

Er schlug die Tür hinter sich zu.

»Nun«, flüsterte Andrej, »einer von uns hat doch noch genug Mut übrig, um leben zu wollen.«

Tolek fiel auf die Knie. »O Gott! Gott! Gott! Bitte hilf uns! Was haben wir getan? Was haben wir getan?«

Keiner sah den andern an. Sie vergruben die Gesichter in ihren Händen. Die ganze Nacht saßen sie wortlos da, bis die Dämmerung sie mit Müdigkeit überfiel und sie in einen unruhigen Schlaf trieb, der jeden von ihnen mit dunklen Alpträumen erfüllte.

Und dann, so plötzlich wie sie begonnen hatte, hörte die Großaktion auf. Ab 16. September 1942 gab es weder Deportationen noch Fischzüge mehr.

Im Warschauer Ghetto, dem größten menschlichen Viehhof der Geschichte, hatte es einst fast sechshunderttausend Menschen gegeben. Diese Zahl war durch Aushungerung, Krankheiten, Hinrichtungen, Deportationen und Zwangsarbeit und schließlich durch Massenmorde in Treblinka dezimiert worden. Als die Großaktion ihr Ende fand, waren weniger als fünfzigtausend von ihnen zurückgeblieben.

XIII

Horst von Epp entsprach der herkömmlichen Vorstellung eines aufrechten deutschen Barons, als er, umrahmt vom hohen Fenster, in Christophers Wohnung stand, gebannt vom ersten Schneefall dieses Winters und den Klängen einer Chopin-Schallplatte.

Christopher kam von der Straße herein und schüttelte sich, um sich zu erwärmen. Er nickte Horst zu, damit zum Ausdruck bringend, daß ihn der unerwartete Besuch freue.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich hier hereingeplatzt bin und mich selbst mit Whisky bedient habe«, sagte Horst und goß Christopher ein Glas Whisky ein.

»Weshalb sollte ich etwas dagegen haben? In dieser Wohnung gibt es nichts, was Ihre Freunde nicht schon zwanzigmal untersucht haben.«

Die Chopin-Platte verklang. »Ich liebe Chopin. Diese Dummköpfe spielen ja nichts als Wagner. Eine Huldigung für Hitler in absentia. Ist so ein erster Schneefall nicht unsagbar reizvoll?«

Christopher riß den Vorhang des Schlafzimmers im Alkoven auf und streifte seine Schuhe und nassen Socken ab. Unter dem Bett angelte er nach seinen Hausschuhen.

»O der Schnee, der schöne Schnee,
Kennt kein Ach und auch kein Weh.
Füllt den Himmel und die Welt,
Leis auf Dach und Straßen fällt.
Tanzt und flimmert,
Blitzt und schimmert,
O der Schnee, der schöne Schnee,
Kennt kein Ach und auch kein Weh.«

»Himmel Herrgott, Chris, das ist ja grauenhaft.«

»James Whittaker Watson, 1824 bis 1890. Ich hab es zur Abiturfeier aufgesagt. Meine Mutter kam nicht zur Feier. Ich habe den ‚Schnee, den schönen Schnee' nie vergessen.«

Horst reichte ihm ein volles Glas. Sie stießen an. »Fröhliche Weihnachten«, sagte er.

»Was für ein trauriger Knopf ich bin. Weihnachten. Ich hab ganz vergessen, daran zu denken.«

»Lassen Sie uns auf diese armen, irregeführten Arier trinken, die zum Ruhm des Vaterlandes auf ihren nassen Bäuchen im ‚Schnee, dem schönen Schnee', der Ostfront liegen müssen«, sagte Horst.

»Amen. Na, wie ist das Gefühl, eins auf den Kopf zu kriegen?«

»Stalingrad werden wir verlieren, nicht wahr, Chris?«

»Es wird eine Katastrophe geben. Und warum? Euer Stabschef hätte Napoleons Memoiren lesen und daraus lernen sollen, was General Winter den Eindringlingen antut.«

»Ungefähr vor einer Woche dämmerte es mir auf – die plötzliche Gewißheit, daß Deutschland den Krieg verlieren wird. Das verpatzt natürlich all die Weihnachtsfeiern. Jeder ist so verdammt niedergeschlagen. Stalingrad, El Alamein, die Landungen in Nordafrika. Aber was mir am meisten Sorgen macht, wissen Sie, das sind diese Amerikaner. Guadalkanal. Das ist mal ein romantischer Name. Jeder unterschätzt die Amerikaner. Warum?«

»Es ist genauso ein Irrtum, Milde für Schwäche zu halten, wie den russischen Winter zu unterschätzen.«

»Nächstes Jahr«, sagte Horst, »werden sie schon Berlin bombardieren. Wie schade. Lieber Gott, werden die uns alles heimzahlen! Na, dann fröhliche Weihnachten.«

Horst stellte sein Glas nieder und entzückte sich von neuem am fallenden Schnee. »Chris«, sagte er und sah zum Fenster hinaus, »die polnische Exilregierung in London hat soeben einen Bericht veröffentlicht. Ein scheußliches Weißbuch, in dem Behauptungen über angebliche Ver-

nichtungslager in Polen aufgestellt werden. Mal was davon gehört?«

»Etwas dergleichen.«

»Sagen Sie mal«, fragte Horst, »wie haben Sie das eigentlich aus Polen hinausgeschmuggelt?«

Chris machte nur anstandshalber den Versuch, seine Tat zu verschleiern. »Wie kommen Sie darauf, daß ich das gewesen sein könnte?«

»Mein männlicher Stolz. Wenn sich herausstellt, das ein hübscher Betthase namens Victoria Landowska aus Lemberg gar kein Betthase und nicht einmal Victoria Landowska ist, dann bin ich in meiner Männlichkeit zutiefst gekränkt.«

»Cherchez la femme. Die stecken doch hinter allen dunklen Intrigen.«

»Unglücklicherweise konnte ich die Frau nicht finden. Mein Freund Christopher de Monti war bereits auf die reizendste Art verkommen. Nur noch ein schwabbelnder und von Alkohol vollgesaugter Schwamm. Dann tritt Victoria Landowska auf den Plan, und Christopher wird magisch verwandelt. Er wird wieder zu einem blitzsauberen amerikanischen Jungen. Ich habe mir diese plötzliche geistige Auferstehung zusammengereimt. Es war nicht so schwer, sich den Rest dazuzudenken.«

»Lieber Gott, Horst, Sie sind ja geradezu ein Hellseher. Na, wird der Gestapochef Sauer jetzt seine Hunde auf mich hetzen, mir zwei Liter Rizinusöl zu trinken geben oder Hodenquetscher verwenden, um mich zum Reden zu bringen?«

»Ach, lassen Sie doch den Quatsch. Diese traurigen Gestalten von der Gestapo kommen noch monatelang nicht darauf. Wie haben Sie die Berichte rausgebracht? Italienische Diplomaten?«

»So was Ähnliches«, erwiderte Christopher.

»Da sieht man's wieder. Ich habe Hitler persönlich gesagt, daß er den Italienern nicht trauen soll. Diese Kerle sind doch viel zu romantisch, um einen wirklich erstklassigen Vernichtungskrieg zu führen. Sowie es zur Feuerprobe kommt, lassen sie uns im Stich.«

Christopher lachte. »Ich bin nur dem Paß nach Italiener. Wenn ich's mir so überlege, bin ich in Wirklichkeit eigentlich gar nichts. Aber ich kenne das italienische Volk. Man hat ihnen vorgemacht, daß sie eine Wiedergeburt der edlen Römer der Antike seien – zwanzig Jahrhunderte später. Warum, zum Teufel, hätten sie das nicht glauben sollen? Eigentlich wollten sie ja nichts als überhaupt wieder jemand sein.«

»An den Rockschößen der Deutschen.«

»Die Braut wachte auf und fand sich ihrer Jungfräulichkeit beraubt, aber der germanische Gott, den sie geheiratet hatte, war in einen häßlichen schwarzen Gorilla verwandelt. Eine Art von ‚Die Schöne und das Tier'. Horst, die Italiener können nicht verdauen, was ihr hier in Polen aufführt. Es hat mir nicht die geringste Mühe gemacht, fünf Leute aufzutreiben, die fünf verschiedene Kopien des Berichts über die Vernichtungslager hinausbrachten.«

»Ich bin nun einmal ein so vollendeter deutscher Bösewicht«, sagte Horst, »daß ich nicht verstehen kann, warum Menschen, die vollkommen zu Boden geschmettert sind, noch im Sterben darauf bestehen, trotzig Widerstand zu leisten. Märtyrer sind etwas Gräßliches. Ich hatte Sie beobachtet, wie Sie langsam verkamen. Was war das für eine Stimme, die Sie aus den Armen des Satans wieder herausgeholt hat? Was sagte sie Ihnen?«

»Sie sagte mir . . . ich müsse erst wieder würdig werden, mir von einem Mann ins Gesicht spucken zu lassen, der einst mein Freund war.«

»Höhere Moral.« Horst schüttelte den Kopf. »Kurz vor dem Krieg habe ich einmal diesen kitschigen amerikanischen Bariton gehört – wie hieß er doch nur? – Tibbett. Lawrence Tibbett. Er sang damals in Paris. Nach einem Lied über die schmackhaften Kuchen seiner Mutter brüllte er ein paar grauenhafte Gedichte. Irgendwie wollen mir jetzt diese verdammten Verse nicht aus dem Kopf.

In jener Nacht, die mich umhüllt,
So schwarz sie sei, so sehr mich quäle,
Dank ich, welch' immer Götterbild –«

»– für meine unbesiegbare Seele«, sagte Christopher. »Auf William Ernest Henley, 1849 bis 1903.

Unter des Schicksals schweren Schlägen
Blutet mein Haupt, doch kann ich's noch regen.

Dabei fällt mir sofort die Frage ein, warum alle Dichter drei Namen haben und warum meine Mutter auch bei meiner Promotion nicht anwesend war.«

»So was kann weder Schiller noch Heine ersetzen – das heißt, ehe Heine zum Juden wurde. Ich weiß, daß man die Seele eines Menschen nicht in ein Ghetto sperren oder seinen Geist in Treblinka vergasen kann. Sieht sehr hübsch aus, wenn Dichter das schreiben, aber es ist doch verwirrend, wenn es wirklich geschieht. Weshalb haben Sie's getan, Chris? Ein paar Predigten von unwichtigen Bischöfen, ein paar Leitartikel in unwichtigen Zeitungen, ein paar matte Äußerungen von unwichtigen Politikern, ein paar Protestselbstmorde von unwichtigen Idealisten. Was haben Sie damit zu erreichen gehofft? Ach, jetzt muß ich den ganzen Winter damit verbringen, Gegenpropaganda zu verfassen.«

»Es tut mir leid, daß es Sie so viel Schlaf kostet, Horst. Ich dachte, der Bericht selbst könnte Sie vielleicht ärgern.«

»Nur nicht diesen falschen Journalistenhohn! Ich weiß schon – wie konnten wir so etwas tun? Dieses feine, kultivierte deutsche Volk, worauf ich dann die Namen von Komponisten, Dichtern und Ärzten herunterraßle und alle unsere großen Gaben an die Menschheit aufzähle. Wie konnten wir so etwas nur tun? Die größten Philosophen und Psychiater werden ein Jahrhundert brauchen, um dieses Verhalten moralisch zu erklären.«

»Ich kann es einfacher formulieren«, erwiderte Christopher. »Ihr seid ein Haufen von Bestien.«

»Aber nein, Chris. Nicht einmal mit Bestien kann man uns in einem Atemzug nennen. Der Mensch ist das einzige Tier auf diesem Planeten, das seine eigene Gattung vernichtet. Aber wie, zum Teufel, bin ich in die ganze Sache hineingekommen? Ich bin nicht mehr schuld daran als Sie. Vielleicht sogar weniger. Ich sitze in der Falle. Sie aber, mein lieber Chris, gehören zu all den Moralisten in der ganzen Welt, die den Massenmord durch ihre Verschwörung des Schweigens gutgeheißen haben.«

»Die Verschwörung des Schweigens«, murmelte Chris. »Ja, damit haben Sie recht.«

»Zum Teufel nochmal, meine eigene Haut ist dabei nicht so wichtig. Nach dem Krieg wird diese ganze Geschichte ausgegraben werden, und die Menschheit wird von Schrecken und Abscheu geschüttelt sein. Aber dann wird es heißen: ‚Laßt uns alle die Vergangenheit vergessen. Was vorbei ist, ist vorbei.' Und ganz Deutschland wird im Echo sagen, amen'. Worauf werden sie sich ausreden? In Deutschland gab's ja nichts wie uns Antinazis. Vernichtungslager? Wir haben nichts davon gewußt. Hitler? Den haben wir immer für verrückt gehalten. Was konnten wir denn schon tun? Befehl war eben Befehl. Und die Welt wird sagen: ‚Seht doch, wie viele gute Deutsche es gibt.' Als Aushängeschilder wird man ein paar Nazis aufknüpfen, und das gute deutsche Volk wird wieder an seine Schusterbänke zurückkriechen und schmollen und auf den nächsten Führer warten.« Horst brach plötzlich in Schweiß aus und verlor die Haltung. Hastig stürzte er einen Schluck Whisky hinunter.

»Was läuft Ihnen über die Leber, Horst?«

»Die Juden. Sie werden uns mit einem Fluch behaften. Auf tausend Jahre hinaus werden sie uns das Kainszeichen vor aller Menschheit aufprägen.«

»Geschichte wird von den Überlebenden geschrieben. Es wird keine überlebenden Juden geben«, erwiderte Christopher.

»Zum Teufel nochmal. Die sind einfach unheimlich. Sie haben diesen tollen, unersättlichen Hang dazu, Worte zu Papier zu bringen. Diese Manie, ihre Leiden und Drangsale zu dokumentieren.« Horst beruhigte sich und dachte nach. »Als sie das letztemal ihre Vernichtung aufzeichneten, bekamen wir die Bibel, dann das ‚Tal des Jammers' – und jetzt? Sie müssen wissen, Chris, daß mein Bruder vor dem Krieg in Palästina in einer Templerkolonie war. Jeden Winter ist er in den Höhlen am Toten Meer herumgeklettert, um nach alten hebräischen Handschriften zu suchen.«

»Aber Horst, Sie haben ja Angst vor der Nachwelt. Das hätte ich mir nicht träumen lassen.«

»Ich habe den dumpfen Verdacht, daß innerhalb dieser Ghettomauer zehntausend Tagebücher in der Erde vergraben liegen, und sie sind es, was uns einmal niederwerfen wird. Nicht die alliierten Armeen, nicht die paar Racheakte, aber die wiederauferstandenen Stimmen der Toten. Von diesem Stigma werden wir uns niemals . . . Verzeihen Sie, aber Weihnachten bringt mich immer in eine solche Stimmung.«

»Was werden Sie mit mir tun?« fragte Christopher scharf.

»Ich habe lange darüber nachgedacht. Ich kann Sie aus Polen nicht herauslassen. Denn schließlich und endlich dürfen wir die Spielregeln nicht verletzen. Wir haben beide ehrlich gespielt, und ich habe verloren. Ich habe einen falschen Zug getan. Andererseits hat es auch keinen Sinn, Sie Sauer auszuliefern. Ich glaube nun mal an große Gesten. Packen Sie Ihren Koffer!«

Horst steuerte sein Auto die Jerusalemallee hinunter. Ringsum machten die Polen und niedergedrückten deutschen Soldaten einen trüben Versuch, etwas Weihnachtsfreude zu finden.

»Chris, noch etwas muß ich wissen: Diese Victoria Landowska, war sie gut im Bett?«

»Wollen Sie die Wahrheit wissen? Ich habe keine Ahnung.«

»Unglaublich. Einfach unglaublich. Na, eines Tages werden wir sie ja aufstöbern.«

»Wenn das eintrifft, tun Sie mir einen letzten Gefallen. Geben Sie ihr eine Möglichkeit, sich umzubringen, ehe Sauer sie in die Hände kriegt.«

»Chris, Sie verlangen wirklich eine Menge.«

»Sie bedeutet mir sehr viel.«

»Na schön. Es ist Weihnachten. Ich verspreche es. Himmel, ich vergesse meine ganze gute deutsche Ausbildung und werde ja geradezu sentimental.«

Der Wagen blieb vor dem Ghettotor gegenüber der Tlomatskiesynagoge stehen. Horst übergab Christopher eine Kennkarte und besondere Papiere. »Ins Ghetto! Diese Papiere werden Sie vor der Polizei schützen, bis Sie Ihre Freunde ausfindig gemacht haben. In drei Tagen reiche ich eine Meldung ein, daß Sie vermißt sind. Das sollte Ihnen reichen, dort drinnen unterzutauchen.«

»Ich habe leider keine Freunde mehr«, erwiderte Christopher.

»Seien Sie nicht so sicher. Die Juden haben einen unfehlbaren Geheimdienst. Irgendwie werden die schon wissen, wie der Bericht über die Vernichtungslager aus Polen rausgezaubert worden ist.«

Christopher stieg aus dem Wagen. »Sie sind schon ein merkwürdiger Bursche.«

»Na, ein dreifaches Hoch auf den endgültigen Triumph der menschlichen Moral. Wenn wir uns jemals nach dem Krieg begegnen, legen Sie ein gutes Wort für mich ein. Deutsche Exbarone kann man immer brauchen – als Gärtner, Barmixer und Bösewichte im Film. Ich habe viele Talente.« Er stob davon.

Die Ghettostraßen waren völlig leblos. Christopher schlug den Rockkragen hoch und ging ziellos durch den wirbelnden Schnee. Vom Augenblick seines Hereinkommens an hatten ihn Augen aus allen Dachluken beobachtet. Er wanderte herum, bis er müde wurde. Wohin sollte er gehen, wen aufsuchen? Was für ein sonderbares Ende? Gab es Menschen hinter dieser Stille? War da noch irgendwelches Leben übrig?«

Wohin gehen? Wohin sich wenden?

»He, Sie!«

Christopher wirbelte herum. Im Hof, aus dem die Stimme kam, sah er keinen Menschen.

»He, Sie«, rief es wieder.

Christopher ging auf die Stimme zu. Sie kam aus einer Einbuchtung im Gebäude.

»Drehen Sie sich um und gehen Sie«, befahl die Stimme. »Blicken Sie sich nicht um. Ich werde Ihnen Anweisungen geben.«

Er saß allein auf der Bettstatt in der Mila 19. Andrej Androfski trat ein.

Schließlich stand Christopher auf und wandte Andrej den Rücken zu. »Himmlische Vergeltung. Der Sünder steht vor seinem Schöpfer. Ironie des Schicksals in ihrer reinsten Form.«

Andrej saß am Holztisch und stützte seinen Ellbogen in der Mitte der

Platte auf. »Hast du Lust zum Handringkampf? Ich bin zwar nicht so gut genährt wie du, aber dich kann ich immer noch schlagen.«

»Kennst du mich nicht, Andrej? Ich habe mit den Händen in den Taschen dagestanden, und meine Ohren verschlossen sich den Schreien der Sterbenden.«

»Mußt du so dramatisieren? Ich will ja nichts als einen kleinen Ringkampf mit dir.«

»Andrej . . .«

»Wir wissen, wie der Bericht nach London gelangt ist, Chris. Danke.«

Chris biß sich auf die Lippe, um nicht zu weinen.

»Wir haben heute früh ein Pferd über die Mauer herübergekriegt. Am Abend gibt es Rumpsteak. Nimm diese Pistole. Später zeig ich dir, wie man sich bei uns fortbewegt. Ich werde dir hier noch eine Bettstatt aufstellen lassen. Wenn du die Alarmglocke fünfmal kurz läuten hörst, dann ist es ein Freund. Wenn es lange läutet, gehen wir aufs Dach. Wir müssen sehr vorsichtig sein, die Dächer sind vereist.«

»Andrej . . .«

»Laß nur. Ich versteh schon.«

Christopher war allein. Er spähte aus dem schrägen Dachfenster hinaus. Es hatte zu schneien aufgehört, und die Kirchtürme jenseits der Mauer traten hervor. Bald würden sich die Kirchen mit Kindern, betenden, singenden Menschen füllen. Ärmliche Gaben würden ausgetauscht werden, und einen Augenblick lang wieder der Geist des Guten in die Menschen einziehen. Würden sie eine flüchtige Sekunde lang an die im Ghetto denken? Würden sie sich daran erinnern, daß Jesus ein Jude war? Christopher war von einem seltsamen, wunderbar warmen Gefühl durchflutet; ein Gefühl des Friedens zog in seinen Körper und in sein Herz ein. Es war ein Empfinden, wie er es in seinem rastlosen, ewig suchenden Leben nie gekannt hatte. Jetzt hatte er den Seelenfrieden gefunden.

Ein fünfmaliges kurzes Läuten.

»Debora . . .«

»Sag kein Wort. Laß dich umarmen, Chris. Sag nichts . . . sag nichts . . . Laß dich nur umarmen!«

Viertes Buch

MORGENDÄMMERUNG

I

Tagebucheintragung

Alexander Brandel ist weiter grämlich und unzugänglich. Während des ganzen Winters hat er kaum mit einem von uns gesprochen. Die Waisenfürsorge- und Selbsthilfeorganisation besteht dem Gesetz nach weiter und verfügt über »immune« Kennkarten. Ich habe Alexanders Pflichten übernommen, soweit »offiziell« solche noch vorhanden sind. Mit dem Judenrat wird immer noch über Rationen usw. verhandelt.

Das Ghetto ist wie ausgestorben. Auf dem Mond kann es unmöglich stiller und verlassener aussehen als auf den Straßen des Ghettos. Die während der Großaktion auf den Umschlagplatz zur Deportation ziehenden Frauen hatten ursprünglich ihre Steppdecken und Federbetten mit sich nehmen wollen; nachdem sich diese jedoch als zu unhandlich erwiesen, schlitzten sie sie auf und schüttelten die Gänsefedern und Daunen auf den Dächern aus, um nur die Bezüge mitzunehmen (in der Hoffnung, daß sie an ihrem Bestimmungsort schon irgend etwas finden würden, womit sie sie wieder füllen konnten.) Infolgedessen watet man auf manchen Dächern bis zu den Knöcheln in Bettfedern, und wenn der Wind weht, sieht es aus, als fiele Schnee. Immerzu flattern Federn herab. Und das macht die Stille noch unheimlicher.

Wir schätzen, daß etwa vierzigtausend von uns noch übrig sind. Ein paar tausend arbeiten in der Bürstenbinderei und in der Uniformfabrik. Auch von unserem »autorisierten« Personal sind ein paar übriggeblieben, etwa tausend. (Wieso, warum. Das wissen wir eigentlich gar nicht.) Die meisten übrigen sind »Wilde«. Das Ghetto hat sich in eine unterirdische Stadt verwandelt, in der sich Labyrinthe von Gängen, Schlupfwinkeln und Bunkern befinden, die unterhalb der früheren Keller ausgehoben wurden. Ordnungsdienst und »Nachtigallen« haben alle leeren Häuser so zerstört, daß sie völlig unbewohnbar geworden sind.

Vom kleinen Ghetto sind wir jetzt völlig abgeschlossen. Seit einem Jahr waren keine Juden mehr darin, außer in den Holzbearbeitungswerken, die jetzt geschlossen worden sind. Die Polen ziehen wieder in das frühere kleine Ghetto zurück und reißen sich darum, die schönen Häuser in der Sienna- und Sliskastraße zu bekommen, die sie in Besitz nehmen dürfen, ohne daß den ausgezogenen Bewohnern Ersatz geleistet worden ist.

In diesem Winter haben wir uns darauf beschränkt, ein paar unserer wichtigen Leute auf die »arische« Seite hinüberzuschaffen. David Zemba hat mit seiner Familie nur widerstrebend das Ghetto verlassen, und ich höre, daß er in Warschau geblieben ist und sich weigert, das Land zu verlassen. Es ist uns gelungen, sechs von den Kindern, die aus dem Niskawaisenhaus geflohen waren und im Keller der Mila 19 lebten, im Kloster der Franziskanerinnen in Laski unterzubringen.

Die Vereinigten Streitkräfte bilden ungefähr siebenhundert Kämpfer aus, die Unterricht in der Taktik von Straßenkämpfen, im Gebrauch unserer verschiedenen Waffen erhalten und denen auch die Fluchtwege über die Dächer eingeprägt werden. Wir besitzen jetzt zwanzig sogenannte Kampfeinheiten, davon ist ungefähr ein Drittel bewaffnet. Es gibt sieben Einheiten der Arbeiterzionisten, zwei des Bundes, vier der Kommunisten, zwei der Batyraner und die übrigen bestehen aus religiösen und gemischten Gruppen. Außerhalb der Vereinigten Streitkräfte haben die Revisionisten noch eine vollbewaffnete Gruppe von fünfzig oder mehr Leuten in ihrem Bunker unter der Nalewki 37.

Die Waffen, Lebensmittel und Arzneivorräte sind in Dutzenden verschiedener Lagerbunker über das ganze Ghetto versteckt. Unsere Standardwaffe ist das polnische Gewehr K 35. Wir besitzen ungefähr dreißig davon mit tausend Schuß Munition. Am zweitwichtigsten sind die fünfundsechzig verschiedenen Modelle von Neunmillimeterpistolen (deutsche Mauser, Parabellums und schwedische Lahtis). Diese alten Waffen sind eine Plage, aber wir benützen sie, obwohl es schwierig und teuer ist, dafür Munition zu bekommen. Wir haben ein paar italienische Berettis (Kaliber 32) und Glisentis 10.35. Für die beiden ungarischen 380'S Frummer haben wir insgesamt nur achtzig Schuß Munition. (Ein Schuß für die Frummer kostet zweihundert Zloty, wogegen die Neunmillimetermunition pro Stück zwischen achtzig und hundertzwanzig Zloty kostet.)

Ferner haben wir mehrere tausend Flaschenbrandbomben und fast tausend Rohrhandgranaten, die nach der Idee unseres genialen Technikers Julius Schloßberg hergestellt wurden. Wir besitzen auch drei Dutzend polnischer Granaten und schließlich Messer aller Art.

Schloßbergs neueste Erfindung ist eine Blechbüchse voll Muttern und Bolzen. Das offene Ende der Büchse wird mit Aufschlagzündkappen aus Kunststoff versiegelt und mit einer leichten Wachsschicht bedeckt. Wir haben vier davon in leeren Häusern ausprobiert. Die Wirkung war so stark, daß ein paar der Bolzen geradewegs durch die Gipswände in die Zimmer nebenan schossen. Wir nennen diese Waffe den »Mazzaknödel«.

Die Vereinigten Streitkräfte stützen sich auf vier Hauptbunker. Simon Edens Hauptquartier (Leszno 92), der Bunker unter dem Bundhaus, Gensia 43 und unser Bunker in der Mila 19, der jetzt fast hundert Leute einschließlich achtzehn Kindern umfaßt, bilden das »Zentralkommando«. Rodel verfügt über eine Reihe kleinerer Bunker am Südende rings um die Uniformfabrik. Sein Hauptbunker ist unter der Konvertitenkirche. Pater Jakub hört und sieht nichts. Ein guter Freund. Das andere Kommando im Bezirk der Bürstenbinder untersteht Wolf Brandel, der kaum zwanzig Jahre alt ist. Wolf setzt uns alle mit seinem Einfallsreichtum und seiner völligen Gelassenheit in Erstaunen. Sein Hauptbunker befindet sich in der Franciskanskastraße, fast schon an der Ghettomauer unter zwei Teilen der Fabrikanlagen. Rachel Bronski, die jetzt Soldat geworden ist, ist in den Franciskanskabunker übersiedelt. Stephan Bronski wird als der beste Meldegänger betrachtet.

Die Bürstenfabrik stellt immer noch täglich an die sechstausend Bürsten für die Wehrmacht her. Das bedeutet natürlich die Notwendigkeit ständiger Rohmaterialeinfuhren von draußen. Wolf hat dies ausgenützt, indem er regelmäßig ein paar Leute besticht, die Schlüsselstellungen bei den Transpor-

ten nach hüben und drüben innehaben. Lebensmittel, Konserven und andere Vorräte, die hereinkommen, können leicht besonders markiert und für den Schmuggel von Pistolen und Munition verwendet werden.

Bevor David Zemba auf die »arische« Seite hinüberging, hielten wir noch eine letzte Zusammenkunft der Bruderschaft ab. (Die Hälfte unserer ursprünglichen Mitgliederzahl ist noch übriggeblieben.) Es wurde beschlossen, daß mit Ausnahme des laufenden Tagebuchbandes sofort alles versteckt werden soll. Fünfzig dicke Bände sind in vierzehn Milchkannen verstaut, versiegelt und an vierzehn verschiedenen Stellen vergraben worden. Zehn weitere Milchkannen und Stahlkassetten enthalten ungesichtetes oder unverwendetes Material, darunter Fotografien, Tagebücher, Gedichte und Aufsätze. Nur sechs Menschen wissen, wo die vierundzwanzig Kannen und Kassetten versteckt wurden: David Zemba, Andrej Androfski, Gabriela Rak, Alexander Brandel, Christopher de Monti und ich. David, Andrej, Gabriela und Alex sind über einen Teil der Verstecke orientiert. Falls sie in Gefangenschaft geraten, können sie keinesfalls die gesamten Archive verraten.

Nur Christopher de Monti und ich kennen das Versteck aller Kannen und Kassetten. Unsere wichtigste Aufgabe besteht jetzt darin, Christopher aus Polen herauszubringen. Denn an ihn knüpfen wir unsere größte Hoffnung: daß die Welt von dem Ausmaß der Katastrophe erfahren wird, die über uns hereingebrochen ist. Auf der »arischen« Seite ist jedoch eine einzigartige Menschenjagd nach ihm losgegangen, und es wird nahezu unmöglich sein, ihn aus Polen herauszubringen.

Eine einzige gute Nachricht. Obgleich Finnland mit Deutschland verbündet ist, hat es sich hartnäckig geweigert, seine jüdische Bevölkerung von rund zweitausend Menschen an Eichmann auszuliefern. Der alte Marschall Mannerheim hat sogar gedroht, die finnische Armee zum Schutz der Juden zu verwenden. Wir hören von ähnlichem Widerstand, besonders aus Dänemark. Wir hören auch, daß Bulgarien und der souverän gebliebene Teil Rumäniens trotz Eichmanns fanatischem Druck keine Juden ausliefern werden. Lieber Gott, was vermöchten wir nicht mit Hilfe der polnischen Heimatarmee, die jetzt über eine Viertelmillion Mann verfügt!

Seit die Archive der Bruderschaft versteckt wurden, habe ich das Gefühl, daß meine Arbeit ihr Ende gefunden hat. Ohne Susanne und ohne Mama bin ich so einsam. Nach all den Jahren, die ich im Keller bei schlechtem Licht über diesen Aufzeichnungen gesessen habe, bin ich fast blind. Meine Hände und Schultern sind von der Feuchtigkeit arthritisch, sie sind geschwollen. Ich habe die ganze Zeit Schmerzen. Wie lange können wir noch weiterleben? Wie viele von uns werden sich retten können? Zwei? Fünf? Fünfzig? Wie viele? Und was soll aus den Vereinigten Streitkräften werden? Eine Narrenarmee. Niemand träumt auch nur im entferntesten davon, daß wir uns länger als zwei oder drei Tage gegen einen Angriff würden halten können. Was hat sie also für einen Sinn? Wann werden wir kämpfen? Werden wir überhaupt kämpfen? Wer von uns wird es wagen, den ersten Schuß auf die Deutschen abzugeben? Wer?

Dies war Erwin Rosenblums erste Eintragung in einen neuen Band des Tagebuchs am 15. Januar 1943.

II

Kerzengerade aufgerichtet stand der blonde, blauäugige, adrette, intelligente, fleißige SS-Oberführer Alfred Funk am Ende eines blankpolierten Tisches. Zu seiner Linken saßen, in gespannter Erwartung, Rudolf Schreiker und Dr. Franz König. Ihnen gegenüber befanden sich Gestapochef Günther Sauer und SS-Sturmbannführer Sieghold Stutze, der soeben zum Befehlshaber der Sicherheitspolizei von ganz Warschau ernannt worden war. Nicht ganz so aufmerksam, fast sogar gelangweilt, blickte am anderen Ende des Tisches Horst von Epp aus dem Fenster.

Funk hatte so lange Zeit hindurch mündliche Anweisungen über die »Judenfrage« aus Berlin nach Polen gebracht, daß seine Zuhörer jede seiner Andeutungen trotz ihrer unklaren Formulierungen sofort verstanden. Er sprach eintönig und ohne Nachdruck vor sich hin.

»Im Ghetto sind nur noch Kommunisten, Verbrecher, Pervertierte und Kriegshetzer übriggeblieben.«

Vier seiner Zuhörer stimmten zu. Horst von Epp spielte mit einer Büroklammer.

»Himmler hat entschieden, daß wir dieses Pack aus Gründen der Gerechtigkeit ausrotten müssen. In Kürze werden wir mit der Endphase der Liquidation des Ghettos beginnen.«

Jeder der Männer übertrug den Befehl sofort auf seinen eigenen Wirkungskreis.

Für Rudolf Schreikers Bereich würde die Beseitigung der Juden eine Erleichterung darstellen. Die Judenfrage war für ihn viel zu kompliziert geworden, als daß er sie noch verstehen konnte. Im übrigen würden damit auch die Mitwisser seiner vielen unsauberen Geschäfte untergehen.

Franz König hatte all das längst erwartet und den Befehl zur Liquidation des Ghettos bereits vorausgeahnt. Seine neuen Kriegsaufträge konnte er mit Arbeitskräften aus Trawniki und Ponitow bewerkstelligen.

Sauer nahm den Befehl unbekümmert entgegen. Ein Polizist hat immer zu tun. Alte Probleme werden gelöst, neue tauchen auf. Die Gestapo ruht nie, wird niemals ruhen. Ein Feuer wird gelöscht, zwei neue brechen aus. Ihm war es gleich.

Horst von Epp wollte nur, daß die Konferenz zu Ende ging, damit er endlich zu einem Telefon käme und herausfinden konnte, ob die neuen Mädchen aus Prag schon angekommen waren.

Stutze war der von der Sache am meisten Betroffene. Denn ihm fiel der Vollzug dieser Aufgabe zu; er war es, der dieses Ungeziefer ausrotten mußte. Die Juden hatten große Geschicklichkeit darin bewiesen, sich zu verstecken, und wenn sie noch einen ganzen Winter Zeit hatten, sich einzugraben, dann würde er viel mehr Männer brauchen. Man wußte nie, zu welchen Aktionen diese verrückten Juden noch fähig waren.

»Sie sind sich natürlich der Tatsache bewußt, daß die Juden unterirdisch leben«, sagte Stutze. »Man kann stundenlang in den Straßen des Ghettos umhergehen, ohne ein Lebenszeichen zu sehen. Sie leben wie die Maulwürfe. Aufgrund der Unterlagen des Judenrats sind vierzig- bis fünfzigtausend von ihnen noch übrig. Und man kann auch nicht darüber hinwegsehen, daß sie sich bewaffnet haben.«

Funk fiel Stutze ins Wort. »Sie wollen doch nicht behaupten, daß Juden kämpfen werden?«

»Natürlich nicht, Oberführer«, räumte der Österreicher etwas zu rasch ein. »Aber Sie selbst sagten doch, daß Verbrecher und Kommunisten Zuflucht im Ghetto gefunden haben.«

»Ich habe volles Vertrauen, daß ihr ‚Korps Reinhard' der Lage mehr als gewachsen ist«, schloß Funk unvermittelt.

Stutze erbleichte. Funk hatte ihn in eine Lage versetzt, die es ausschloß, daß er weitere Truppen anforderte. »Jawohl, Oberführer.«

»Gut . . . gut«, sagte Funk. »Morgen abend möchte ich Ihre Pläne für die endgültige Liquidation haben.«

»Jawohl, Oberführer.«

»Sie, Dr. König, werden mir unterbreiten, was erforderlich ist, um die Maschinen aus Ihren Fabriken zu verlagern.«

König nickte.

»Also bis morgen abend, meine Herren.«

Zackig sprangen sie auf.

»Heil Hitler!«

»Heil Hitler!«

»Herr Sauer . . . noch einen Augenblick bitte.«

Der Gestapochef kehrte an seinen Platz zurück. Auch Horst von Epp blieb im Zimmer. Als die anderen gegangen waren, wandte sich Funk an Sauer.

»Was haben Sie bezüglich der Archive im Ghetto feststellen können, über die ich bei meinem letzten Besuch gesprochen habe?«

»Nicht allzuviel. Die Juden schützen diese Geschichtsschreiber mit einer wahren Selbstaufopferung. Nicht einmal ihr Ordnungsdienst will sie verraten. Aus Angst vor Vergeltung wahrscheinlich.«

»Um was handelt es sich?« fragte Horst.

»Diese jüdische Manie für Tagebücher. Wir haben Tausende davon in den Reservationen in ganz Polen ausgegraben. Ganz besonders in den für die Sonderbehandlung bestimmten Lagern. Seit langem wissen wir, daß hier eine richtiggehende Organisation vorhanden ist, um solche Aufzeichnungen zu verfassen.«

Na schön, dachte Horst.

»Wir können nicht mit der endgültigen Vernichtung des Ghettos beginnen, ehe wir diese Aufzeichnungen nicht gefunden haben«, fuhr Funk fort. »Hitler selbst hat mir den besonderen Befehl erteilt, dafür zu sorgen, daß diese jüdischen Lügen entdeckt werden. Wir können nicht zulassen, daß solche Entstellungen jemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken.«

Funks zweideutige Reden ließen Sauer kalt. Der Oberführer spürte es. »Ist es nicht genug«, sagte Funk nachdrücklich und erhob seine Stimme zu schärferem Ton, »daß diese dreckigen Lügengeschichten über unsere Arbeitslager aus Polen hinausgeschmuggelt werden konnten?«

»Vielleicht«, sagte Sauer leise, »sollte sich der Führer mit unseren italienischen Freunden darüber auseinandersetzen, um zu erfahren, wie das geschehen konnte.«

»Aufgabe der Gestapo ist es, rechtzeitig von diesen Dingen zu erfahren und sie zu unterbinden, bevor noch das Verbrechen geschehen ist.«

Horst horchte gebannt dem Gespräch zu, das eine plötzliche Schärfe angenommen hatte. Einer von beiden würde nachgeben müssen.

»Wir verlangen genaue Auskunft über diese Archive im Ghetto«, fauchte Funke jetzt.

»Gewisse Leute«, erwiderte Sauer, »hatten es so eilig, ihre diversen Geschäfte und Transaktionen zu verschleiern, daß sie die *Großen sieben* voreilig aus dem Weg räumten und dadurch mit einem Schlag mein ganzes Spitzelsystem zerstörten.« Der Sinn seiner Worte war eindeutig: Die Hälfte aller Nazis von Warschau war glücklich darüber, daß Max Kleppermanns Lippen versiegelt worden waren.

Der Polizist rieb sich die Augen und begann in einer Art von Selbstgespräch laut nachzudenken: »Wenn irgend jemand im Ghetto etwas über diese Dokumente weiß, dann ist es Alexander Brandel. Aber er hat sich den ganzen Winter nicht blicken lassen. Wir wissen, daß es unter der Mila neunzehn einen Bunker gibt. Es ist uns aber nicht gelungen, den Eingang festzustellen.«

Funk, dem viel daran lag, die Sache möglichst zu vereinfachen und Sauer, den er nicht einschüchtern konnte, loszuwerden, faßte einen raschen Entschluß. »Ich werde Stutze beauftragen, diesen Brandel unverzüglich aufzuspüren. Dann können wir mit der Liquidierung des Ghettos beginnen.«

Am Abend des gleichen Tages stieg Horst im Hotel *Bristol* zwei Treppen zu jener Tür hinunter, wo eine Schar von SS-Wachen vor dem Eingang zu Alfred Funks Gemächern aufgepflanzt war. Funks Ordonnanz ließ ihn ein.

»Der Herr Oberführer nimmt eben ein Bad«, sagte der Soldat. Er mixte ein Getränk für Horst von Epp und verschwand ins Schlafzimmer.

Funk badete wieder einmal. Funk badete vor und nach allen Konferenzen. An manchen Tagen nahm er fünf bis sechs Bäder. Manchmal, wenn ein gelungener Abend in eine fortgeschrittene Phase getreten war und die Damen das so bezaubernde Stadium der Ausgelassenheit erreicht hatten, pflegte sich Funk zu entschuldigen und davonzulaufen, um sich schnell unter die Brause zu stellen.

Es war zwar verpönt und verboten, den Juden Sigmund Freud zu lesen; dennoch hatte Horst ein paar Bände nach Warschau mitgebracht. Freuds Deutungen verschafften ihm eine Serie unendlich unterhaltender Aufschlüsse über das oft so sonderbare Verhalten seiner Nazikohorten. Alfred Funks Waschdrang, so schloß er, war ein unbewußter Wunsch, seine beschmutzte Seele mit Seife reinzuwaschen. Leider war Seife heutzutage ein nur recht unzureichender Ersatz . . .

Horst dachte über die bizarren Reaktionen bei der heute abgehaltenen Konferenz nach. Er hatte schon an vielen Konferenzen an ebenso langen, blankpolierten Tischen teilgenommen, bei denen Funk und andere Nazis die Parteilinie niedergelegt und dann mit einem forschen »Heil Hitler« alle Leute fröhlich an die Arbeit geschickt hatten. Heute aber hatten sich alle in diesem Zimmer höchst ungewöhnlich benommen. Die ersten Sprünge in der Fassade. Das erste winzige Anzeichen von Zweifel und Angst.

Rudolf Schreiker hatte ein dutzendmal hörbar vor Erleichterung aufgeseufzt, daß das Ghetto nun liquidiert werden solle.

Man konnte direkt sehen, wie die Räderchen in Königs Gehirn eifrig surrten, während er sich überlegte, wie er sein Vermögen nach Argentinien transferieren könnte, das als einziges Land Freundschaft für die Nazis bezeugte.

Stutze hatte Angst davor, die endgültige Ausrottung vorzunehmen. Einen Augenblick lang hatte er sich als offener Feigling erwiesen.

Sauer. Ein feiner Kerl, wie ich selbst. Sauer schwankt nie. Der weiß, was er zu tun hat. Der schuftet weiter. Er und ich sind die einzig wirklich Zuverlässigen.

Funk war es gewesen, der die Maske zum erstenmal fallen ließ, indem er die in Berlin über irgendwelche unbekannten jüdischen Archive herrschende Panik wiedergegeben hatte. Funk hatte vor Sauer das Feld geräumt. So etwas war vorher noch nie geschehen. Funk hüllte sich in einen großen Bademantel und stapfte, noch triefnaß, ins Wohnzimmer.

»Sie sehen müde aus, Alfred«, sagte Horst. »Ich habe genau die richtige Medizin für Sie.«

Funks Ordonnanz sprang um ihn herum und versuchte, sein Haar zu trocknen. Mit einer Handbewegung entließ Funk den Mann und zündete sich eine Zigarette an, sank dann in einen großen Stuhl und streckte die Arme und Beine von sich, wobei sein Bademantel aufsprang und die SS-Tätowierung unter seiner linken Achselhöhle enthüllte.

»Ich habe eben zwei tschechische Schwestern von Prag hereinbringen lassen. Sie sehen nicht nach viel aus, aber angeblich können sie im Bett die phantastischsten Kunststücke.«

»Gut. Ich habe ein bißchen Vergnügen bitter nötig!«

Mit seinem Glas in der Hand, ging Funk aus dem Zimmer und ließ die Tür zum Schlafzimmer offen, damit sie weiter miteinander reden konnten.

Zu Beginn ihrer Beziehung hatte Funk Horst von Epp verabscheut. Seine zynische Einstellung, sein unverhohlener Hohn und sein offenkundiger Mangel an aufrichtigem Glauben an die Ideale der Nazis sowie seine ständigen spöttischen Zwischenbemerkungen bei Konferenzen hatten Funk über alle Maßen gereizt. Allmählich begann er jedoch, Gefallen an Horst zu finden.

Horst von Epp verwaltete sein Büro mit beneidenswerter deutscher Tüchtigkeit. Überdies war er der beste Kuppler, den ein Offizier in ganz Europa haben konnte, und wenn man einmal an seine Art von Humor gewöhnt war, hatte sie schon viel von ihrer beleidigenden Schärfe verloren. Mit der Zeit begann Funk zu verstehen, daß sich von Epp mit seinen Witzen zumeist nur über sich selbst lustig machte.

Er mochte von Epp auch aus einem anderen Grund. Er zögerte, es zuzugeben, aber er unterhielt sich gern mit ihm. Seitdem er im Jahr 1930 der Partei beigetreten war, hatte er sich von verschlossenen, humorlosen Männern umgeben gesehen, die es für gefährlich hielten, ihre inneren Gedanken auszusprechen oder auch nur zuzugeben, daß sie solche hegten. Er hatte ein Gelöbnis der Treue abgelegt, das ebenso streng war wie das eines Mönchs in einem stummen kirchlichen Orden.

Nachdem sein erster Schock über die barschen Bemerkungen von Epps

über die Nazis einmal überwunden war, entdeckte er, daß er sich geradezu darauf freute, nach Warschau zu kommen. Mit diesem von Epp konnte er Gedanken austauschen, reden, Wortgefechte führen und ihm seine Enttäuschungen anvertrauen. Ihm gegenüber konnte er sich auf eine Art gehen lassen, wie er es nicht einmal seiner eigenen Frau und seinen Kindern gegenüber wagte.

Horst lehnte sich gegen den Türrahmen, während sich Funk vor dem Spiegel in seiner ganzen arischen Blondheit in Gala warf.

»Wie wird unsere Niederlage bei Stalingrad in Berlin aufgenommen? Hoffentlich mit Anstand.«

Funk ließ die Haarbürste fallen und wirbelte zornig herum. Dann beherrschte er sich. »Wir werden bei Stalingrad durchbrechen.«

»Davor hatte ich eben Angst. Ihr Spielverderber werdet zu dickköpfig sein, um die Zeichen an der Wand zu erkennen. Und was ist mit dem Zusammenbruch unseres Afrikakorps in Tunis?«

Funk leierte rasch die offiziellen Parteiparolen herunter: Die Russen würden bald zusammenkrachen. Amerika war viel zu lendenlahm, um einen permanenten Krieg durchzukämpfen, auf seine Söhne und seinen Lebensstandard zu verzichten, die für einen Sieg erforderlichen Opfer zu bringen. Und England? Vollkommen ausgelaugt.

»Aber um Himmels willen, Alfred«, sagte Horst und setzte sich auf den Bettrand, »all den Unsinn habe ich doch nach ihrem Rückzug bei Dünkirchen selbst geschrieben. Wissen Sie, was ich seit neuestem tue? Ich erforsche meine Seele. Erforschen Sie jemals Ihre Seele?«

»Das ist eine gefährliche Beschäftigung, ausschließlich denjenigen vorbehalten, deren vorgerücktes Alter sie für alles andere untauglich macht. Ich habe das vor zwölf Jahren aufgegeben, als ich der Partei beitrat.«

Funk zog sich die Sockenhalter hoch und versicherte seinem Burschen, daß er durchaus imstande sei, sich selbst den Waffenrock zuzuknöpfen. Gefolgt von Horst, ging er ins Wohnzimmer zurück, wo sich beide niedersetzten, um die Ankunft der beiden Schwestern aus Prag zu erwarten.

»Weshalb macht sich Hitler plötzlich über ein paar jüdische Kritzeleien Sorgen? Aus Schuldbewußtsein? Macht er sich vielleicht auch schon klar, daß Deutschland den Krieg verliert, wenn der Durchbruch bei Stalingrad nicht gelingt? Vergleicht er diese Schriften am Ende mit diesem anderen Buch der Juden, das das menschliche Gewissen zweitausend Jahre lang belastet hat? Fürchtet er, daß ein jüdischer Fluch zwei weitere Jahrtausende lang an den Seelen der ungeborenen deutschen Generationen nagen und ihren Aufstieg hemmen könnte? Ist es Angst vor himmlischer Vergeltung?«

»Quatsch«, stieß Funk hervor. Er war knapp daran, erneut ins Parteideutsch zu verfallen und der Nazisprachregelung gemäß herunterzuleiern, daß dieser Krieg vom internationalen Judentum angezettelt worden war, entschloß sich aber, dies Horst zu ersparen – oder vielmehr sich selbst Horsts Antwort darauf zu ersparen.

»Würden Sie diesen sonderbaren Wunsch, ein paar Bücher ausfindig zu machen, wenn man die halbe Welt besitzt, damit erklären, daß die Feder wirklich mächtiger wäre als das Schwert?«

»Nichts dergleichen. Jeder Sieger hat es noch stets verstanden, seine Taten zu rechtfertigen. In unserem Fall ist die Ausrottung der Juden un-

sere heilige Mission, genauso wie die Ausrottung anderer Völker eine heilige Mission anderer Imperien gewesen ist.«

»Würden Sie sagen, dieser Wunsch, die Archive zu entdecken, gleiche dem eines Hundes, der wild im Boden scharrt, um seinen Haufen Unrat zu bedecken?«

»Hören Sie auf, Horst. Sie tun ja, als hätte das deutsche Volk eine Art Verbrechen begangen.«

»Hat es das nicht?«

»Natürlich nicht. Es gibt genug Präzedenzfälle. Sogar die alten Hebräer haben ihre Feinde vernichtet . . . und es dem Befehl ihres Gottes zugeschoben.

Die Mongolen bauten aus Totenschädeln Pyramiden. Die Chinesen verwendeten Menschenleichen als Mörtel, um ihre Große Mauer zu bauen. Napóleon hatte seine Gestapo, genau wie die Russen die ihre haben. Wir variieren nur ein uraltes Thema. Jeder Mensch möchte der Beste von allen sein. Der Drang, zu herrschen, ist eine völlig natürliche Eigenschaft des Menschen. Individuell bringt er den Schriftsteller dazu, ein Buch zu schreiben, oder den Sportler, sein Herz und seine Muskeln anzustrengen. Wird dieser Drang zur Eigenschaft einer Nation, dann führt er sie auf den Weg zur Eroberung. In jedem Zeitalter war irgendein Volk an der Reihe. Die Welt kennt nur ein Beweismittel, daß das eine Volk besser ist als das andere, und das ist die Ausdehnung seiner Macht.«

Horst brummte über Funks grausame, aber treffsichere Logik. »Zugegeben«, sagte er, »daß der Drang zur Macht ein unveränderlicher Zug des Menschen ist. Gehen wir einen Schritt weiter. Eine Frau will Ehebruch begehen. Sie hat eine Familie, Kinder eine Stellung in der Gesellschaft. Würde es ihr einfallen, nackt über die Straße zu ihrem Liebhaber zu ziehen und in einem Schaufenster ihre Lust zu befriedigen? Nein. Warum nicht? Der Ehebruch ist eine Sünde, die zwar alle begehen, aber die Frau weiß eben einen versteckten Ort zu finden, an dem sie ihren Mann betrügt und vermeidet dadurch den Skandal. Sie hält sich an die Spielregeln. Sehen Sie, Alfred, auch die Sünde hat ihre Spielregeln, und auch der Krieg muß nach gewissen Spielregeln geführt werden.«

Funk setzte sein Glas ab. »Was Sie damit sagen, ist: Wenn die Luftwaffe schlecht gezielt hat und dadurch in London Frauen und Kinder tötet, ist das zulässig. Aber wenn sie es absichtlich tut, verstößt sie gegen die Regeln. Ist das nicht eine scheinheilige Doppelzüngigkeit? Ist es eine größere Sünde, wenn ein Unterseeboot einen Menschen auf einem Schiff ohne Warnung tötet, als wenn man ihn auf dem Schlachtfeld nach Gentlemanart zu Tode schießt? Ihre Regel sagt: ‚Tötet Soldaten'. Ist es wirklich weniger Mord, einen Bewaffneten umzubringen, als ein Kind zu töten? Wir haben gelernt, weshalb andere Eroberungszüge fehlschlugen; im Krieg kann man eben kein Mitleid haben! Totaler Krieg heißt totaler Tod. Wenn wir den Sieg nur dadurch erringen können, daß wir Polen zu einer Höhle kulturloser Sklaven machen, dann muß das eben in Kauf genommen werden, weil der Sieg der deutschen Waffen das wichtigste ist.«

»Und warum verwenden wir dann nicht schon längst Giftgas gegen ihre Armeen?«

»Dieser Entschluß ist nicht aus Mitleid, sondern aus Zweckmäßigkeit erfolgt. Wenn wir wüßten, daß sie uns nicht gleichfalls damit bekämpfen

können, hätten wir sicherlich nicht gezögert. Man kann Brutalität nicht nach Graden messen. Alle Eroberer rechtfertigen ihre Ziele mit einer politischen Theorie. In unserem Fall versorgt uns die NSDAP schon mit dem erforderlichen Flitter. Kein Land zieht in den Krieg, ohne daran zu glauben, daß es im Recht ist. Wir setzen in die Tat um, worüber andere nur theoretisieren. In den Konzentrationslagern reduzieren wir unseren politischen Feind bis zu dem Grad, in dem er körperlich wie ein Untermensch auszusehen beginnt. Das macht uns vergleichsweise zu Übermenschen.«

»Alfred, wird Ihnen das alles niemals zuwider?«

»Nein. Ich habe es bereits neunzehnhundertdreißig begriffen, daß man entweder Nazi werden muß oder untergeht. Das hat meinen Entschluß bestimmt. Meine persönliche Ansicht über diese ganze Judengeschichte ist völlig unwichtig. Horst, haben Sie jemals eine Vergasung mit angesehen?«

»Nein.«

»Ich lasse Ihnen eine vorführen.«

»Vielen Dank.«

»Als ich das erstemal eine mit ansah, war ich fasziniert. Die Nacht darauf schlief ich besonders gut. Das einzige, was mir gegen den Strich ging, waren ein paar dieser Jüdinnen, die ihre Kinder in die Gaskammer trugen und mich dabei mit einem spöttischen Mona-Lisa-Lächeln ansahen.«

Horst tat es leid, daß er von der ganzen Sache angefangen hatte.

»Ich werde Ihnen sagen, weshalb das deutsche Volk imstande sein wird, das zu erreichen, was den anderen mißlungen ist: Weil wir fähig sind, die dazu erforderliche Geistesverfassung herzustellen. Wir verstehen es, absoluten Gehorsam entgegenzubringen und uns der totalen Autorität zu unterwerfen – wie kein anderes Volk«, ergänzte Funk, so als ob er zu sich selbst spräche, seine Worte.

Horst rührte die Eiswürfel mit dem Zeigefinger um. Er blickte auf und sah Funk ins Gesicht. Der Oberführer war völlig unbeteiligt; die Eigenschaften eines grausamen und unpersönlichen Ungeheuers kennzeichneten seine ganze Erscheinung.

»Andere *reden* von Heimatliebe. Wir *handeln* danach mit absolutem Gehorsam. – Vor vier Jahren war ich Kommandeur der Junkerschule der Waffen-SS in Dachau. Dort bekamen wir Jungens im Alter von sechzehn Jahren, die bei uns ein Jahr lang ausgebildet werden – zugleich mit Gefangenen, an denen medizinische Experimente vorgenommen wurden. Der Kurs zielte darauf ab, sie zum totalen und widerspruchslosen Gehorsam gegenüber dem Vaterland zu erziehen. Als seine Ausbildung begann, wurde jedem Jungen ein sechs bis acht Wochen alter Schäferhund übergeben. Während des ganzen Jahres bestand ein Teil seines Unterrichts darin, das Tier zu trainieren, mit ihm zu leben und es gegen andere Hunde in Wettbewerb treten zu lassen. Wir ermutigten ihn, die natürliche Zuneigung zu entwickeln, die Jungens Hunden gegenüber haben.«

Funk verschränkte die Hände auf dem Rücken.

»Der letzte Prüfungstest, um zu sehen, ob der Junge würdig war, SS-Offizier zu werden, bestand darin, ihn mit seinem Hund in ein Einzelzimmer zu rufen. Während er, mit dem Hund neben sich, vor mir habt acht! stand, sagte ich: Hans, ich befehle dir, deinen Hund auf der Stelle zu erwürgen.«

Horst dachte, er müßte sich erbrechen.

»Tja, ein paar waren dazu nicht imstande. Manche brachen sogar zusammen und weinten. Aber fast alle sagten, ohne Skrupel oder Gewissensbisse, ohne einen Augenblick des Zögerns: ‚Jawohl, Herr Kommandant!' Und sie gingen daran, ihrem Hund ohne irgendeine Gefühlsregung den Hals umzudrehen. Und das, Horst, ist der höchste Grad absoluten Gehorsams, den man erreichen kann und den wir Deutschen erreicht haben.«

Horst füllte sich das Glas bis zum Rand. »Heil Hitler!« sagte er.

Sturmbannführer Sieghold Stutze ging wütend in seinem Zimmer in der Kaserne auf und ab. Gestapochef Sauer hatte ihm eben den Befehl erteilt, die Mila 19 total abzuriegeln und nicht zu weichen, bis der unterirdische Bunker festgestellt und Alexander Brandel gefunden war.

Das sah diesem preußischen Hund, diesem Alfred Funk, ähnlich, fauchte er, ihm diese Drecksarbeit aufzuhalsen. Wo blieb seine Beförderung zum Standartenführer? Er hatte längst verdient, Oberst zu werden. Das war alles nur ein Teil der Intrigen dieser Piefkes gegen uns Österreicher.

Den ganzen Winter über hatten sich die Juden im Ghetto bewaffnet. Nicht auszudenken, wozu diese verrückten Juden fähig waren. Er brach in Schweiß aus.

Der Teufel sollte ihn holen, wenn er, um einer Laune Funks willen, in eine Falle liefe. Dieser Funk begriff einfach nicht, wie gefährlich dieses Ghetto war.

Dann hörte er plötzlich einen Aufschrei von unten aus dem Schlafraum, und da kam ihm eine Idee. Das war ja wieder einmal dieser verdammte Kutler mit seinen Alpträumen. Kutler. Halt einmal! Diese betrunkene Bestie war im Begriff, völlig nutzlos zu werden. Kutler! Ja! Das war es! Kutler würde die Mannschaft ins Ghetto führen. Er würde die befohlene Einkesselung vornehmen. Guter Einfall . . . ein guter Einfall. Den Mann konnte er hinausschicken, ohne Funk gegenüber das Gesicht zu verlieren.

III

»Aha!« rief Andrej mit diebischem Entzücken und rieb sich die Hände. »Aha, du Holzkopf. Du hast einen tölpelhaften Zug gemacht!« Andrej bewegte seinen Springer über das Schachbrett. »Schach!«

Christopher machte sofort den Gegenzug, nahm Andrej einen ungeschützten Turm weg und brachte so dessen Figuren in eine unmögliche Position. »Ein tölpelhafter Zug, das mag schon sein, aber der Tölpel bist du.«

Andrej studierte einen Augenblick lang das Schachbrett und fluchte leise vor sich hin.

Christopher stand vom Tisch auf und ging ruhelos in der kleinen Dachstube auf und ab.

»Was ist denn los, Chris?«

»Ich habe Hunger. Ich möchte eine Zigarette. Ich habe es satt, hier eingesperrt zu sein. Ich will Debora sehen.«

»Ich muß erst noch jemanden finden, dem es Spaß macht, im Ghetto zu leben«, sagte Andrej.

»Es hat seine Vorteile. Immerhin hat es mich von meiner Trinkerei kuriert.« Christopher klopfte sich auf den Bauch. »Und schau mal, wie schlank ich geworden bin.«

»Worüber zerbrichst du dir den Kopf?« fragte Andrej wieder.

»Ob ich fort soll oder nicht. Zum Teufel, ich weiß, wie wichtig es wäre, aus Polen rauszukommen und zu wissen, wo die Archive versteckt sind. Aber ich konnte Debora schon damals nicht verlassen, als ich noch glaubte, daß sie mich haßt. Jetzt weiß ich nicht einmal, ob ich überhaupt noch die Kraft hätte, von ihr wegzugehen.«

»Weiber«, brummte Andrej, »die kriegt man nicht mehr los, wenn sie mal da sind.« Er trat hinter Chris und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich bin sicher, daß du den richtigen Entschluß fassen wirst, wenn es einmal soweit ist. Und wenn du sehr viel Glück hast, wird dir der Entschluß abgenommen werden.«

Im selben Augenblick erstarrten beide Männer und versuchten, etwas zu erlauschen, das über ihre Hörweite hinaus an einen sechsten Sinn gedrungen war. Ein paar Sekunden später brach die Alarmglocke in wiederholtes Läuten aus.

»Ich werde mich nie an diese verdammte Glocke gewöhnen«, sagte Christopher.

Wolf Brandel trat mit einem großen Koffer ein. Er blickte auf das Schachbrett. »Wer hat Schwarz gespielt?« fragte er. Christopher wies mit dem Daumen auf Andrej.

Wolf verzog das Gesicht und machte »Tztztz.«

»Hast du eine Zigarette?« fragte Christopher.

»Ich bin Nichtraucher.«

»Zum Teufel.«

»He, Andrej. Drei Achtundneunziger-Karabiner sind angekommen, mit siebzig Schuß Munition. Recht hübsch. Für übermorgen haben wir Aussicht auf vier Neunmillimetermauser.«

»Gut gemacht«, lobte Andrej. »Wenn das so weitergeht, haben wir in ein paar Wochen genug Waffen für die Hälfte unserer Leute. Wie geht's Rachel?«

»Gut.«

»Was hast du in dem Koffer?«

»Ich wollte mir ein paar Mazzaknödel holen, um sie in meinen Bunker mitzunehmen. Gestern haben wir eine ausprobiert. Bumm! Überall nichts wie Schrauben und Bolzen! Ich möchte mit Schloßberg darüber reden, ob er nicht einen ganz großen Mazzaknödel konstruieren kann.« Wolf hob die Hände, um einen Durchmesser von eineinhalb Metern anzudeuten. »So etwas wie eine Landmine, die wir mit einer Zündschnur auslösen können. Dicht gefüllt mit zweitausend Schrauben und Bolzen.«

»Keine schlechte Idee«, erwiderte Andrej.

Wolf stellte den Koffer auf den Tisch. »Schau mal rein!«

Andrej hob den Deckel, ohne zu wissen, was ihn erwartete. Er faltete

eine Decke auf. Eine Maschinenpistole und fünf Magazine Munition kamen zum Vorschein.

»Du lieber Gott!« sagte Andrej und traute seinen Augen nicht. »Lieber Gott, eine Maschinenpistole. Lieber Gott!« Er leckte sich die Lippen. Seine Hände fieberten danach, die Waffe zu berühren, aber er hatte Angst, sie würde wie ein Trugbild verschwinden. »Wo in aller Welt hast du die her, Wolf?«

»Ein deutscher Panzerfeldwebel, er hat ein Bein an der Ostfront verloren, gab sie für viertausend Zloty her.«

»Du lieber Gott!«

»Los, Andrej, nimm sie in die Hand.«

Andrej hob die Waffe aus dem Koffer. Er streichelte sie mit einer Zärtlichkeit, wie er sie sonst nur für Gabriela hatte, entsicherte sie, stellte sie ein, legte sie an seine Hüfte und drückte auf den Abzug.

»Sie gehört dir«, sagte Wolf.

»Mir?«

»Ein Geschenk vom Kommando der Bürstenmacher.«

»Das könnte ich nie annehmen.«

»Wir hielten eine Beratung ab und nahmen eine Abstimmung vor. Wir entschieden auf demokratische Weise, daß sie in deiner Hand am wirksamsten sein wird. Natürlich waren die meisten von denen, die abstimmten, Batyraner.«

Andrej war von Rührung übermannt. »Sie gefällt mir so gut, daß ich ihr nur einen Namen geben kann: Gaby! Vielleicht wird Gaby einen Schuß abfeuern, der die ganze Welt aufhorchen lassen wird. Wolf, du bist ein Schatz!«

Die Alarmglocke läutete von neuem. Simon Eden trat ein.

»Hast du was zu rauchen?« fragte Christopher.

»Nur deutschen Ersatz, aber da hast du sie.«

Christopher zog sich zu seiner Bettstatt zurück und streichelte das Päckchen Zigaretten ebenso zärtlich wie Andrej vorhin die MP.

»Schau«, sagte Andrej und zeigte Simon die Waffe.

»Ja, ich weiß«, sagte Simon. »Als Kommandeur der Vereinigten Streitkräfte hatte ich die besondere Vergünstigung, meine Stimme pro forma mit den Batyranern dafür abgeben zu dürfen, wer sie bekommen soll.«

Andrej wurde sofort klar, daß Simons dunkle Augen bemüht waren, eine schlechte Nachricht zu verbergen.

»Was hast du auf dem Herzen, Simon? Du bist ein noch schlechterer Schauspieler als ich.«

»Funk ist gestern wieder in Warschau eingetroffen.«

Sie hatten es lange erwartet. Jeder wußte, daß es einmal kommen mußte, und was Funks Ankunft bedeutete: die endgültige Vernichtung.

Dennoch war ihr Schweigen lang und angsterfüllt.

»Alfred Funk«, sagte Christopher endlich. »Der Frühlingsbringer. Der Bote des Friedens und des Lichts.«

Andrej streichelte seine neue Waffe. »Gaby, du bist genau zur rechten Zeit gekommen.«

Der große, eckige Kommandeur sah zögernd von Wolf über Andrej zu Christopher und platzte dann mit seiner Mitteilung heraus. »Ich nehme eine strategische Umgruppierung vor. Ich hole unsere Kompanien aus ih-

ren exponierten Stellungen heraus, teile sie auf und lege sie in Bunker.«

»Warum?« fragte Andrej. »Damit sie wie frierende Hunde unter der Erde darauf warten, daß man sie Bunker um Bunker aufbricht und abschlachtet?«

Niedergeschlagen schüttelte Simon den Kopf. »Ich habe unsere Kräfte noch einmal abgewogen. Wir können uns auf Straßenkämpfe nicht einlassen.«

»Wie? War es nicht Simon Eden, der vor einem Jahr zu mir kam, triefend von zionistischer Tugend, und sagte: ‚Kämpf jetzt nicht, Andrej! Warte! Sorge dafür, daß deine Schüsse ein Echo in der Welt finden! Stirb nicht schweigend!'«

»Verdammt nochmal, Andrej. Glaubst du, daß ich diese Entscheidung gern getroffen habe?«

»Warum hast du mich dann angelogen?«

»Weil . . . weil ich mit allen Fasern daran glaubte, daß wir eine rachedürstige Armee von zehntausend Soldaten zusammenkriegen würden. Aber wir können uns nicht länger als zwei oder drei Tage halten. Von der ‚arischen' Seite kriegen wir keine Hilfe. Nichts . . . nicht die geringste.« Er rollte einen großen Stadtplan auf und strich ihn auf dem Tisch glatt. »Schau«, fuhr Simon fort, »das ist eine Karte des Stadtbauamts über die ganze Kanalisation unter dem Pflaster von Warschau. Wir verlegen unsere Kompanien in solche Bunker, die mit den Abzugskanälen in Verbindung stehen. Ich habe Rodel über die Mauer geschickt, um Lastwagen zu kaufen und Fahrer aufzutreiben. Die Kommunisten werden für Fluchtwege und Verstecke in den Wäldern sorgen. Eine Gruppe geht jeweils unter der Mauer durch und bewegt sich durch die Abzugskanäle weiter. Dann kommen wir an vorher bestimmten Orten acht oder zehn Kilometer jenseits des Ghettos hinaus.«

Andrej riß den Plan vom Tisch und knüllte ihn zusammen.

»Sollen wir uns durch die sinnlose Geste eines Dreitagekampfes vernichten?« rief Simon verzweifelt. »Oder ist es nicht unsere Pflicht, ja unsere *Pflicht,* eine Handvoll Überlebender hinauszubringen? Wenn wir hierbleiben, dann sterben wir – alle. Nach meinem Plan können vielleicht doch ein paar durchkommen, um die Wahrheit zu berichten.«

»Er hat recht«, sagte Christopher und trat vor. »Die Wahrheit über diese Ereignisse muß an den Tag kommen!«

Andrej blickte langsam auf Wolf Brandel.

»Ich weiß nicht«, sagte Wolf zögernd.

Andrej setzte sich langsam und versuchte sich zu beherrschen. »Was für eine Wahrheit werden sie zu berichten haben, Simon Eden? Wird man die Brandel-Tagebücher ausgraben und dann lesen, wie wir wie fünfhunderttausend Schafe schweigend und ohne Widerstand in den Tod gegangen sind, und wie die Idealisten, die so viel von Ehre geredet haben, auf Händen und Füßen durch Abzugskanäle voll Scheiße gekrochen sind, um der Welt von unserem Schicksal zu erzählen? Was für eine Wahrheit wird das sein, Simon? Was für eine Wahrheit? Schämst du dich denn nicht? Bringst du nicht genug Mut auf, um die toten Kinder zu rächen? Simon! Laß uns eine Woche lang aushalten und wie Männer kämpfen!«

»Wir können uns keine Woche halten. Das ist unmöglich.«

»Betar! Massada! Jerusalem! Wir müssen ihnen zeigen, daß Juden noch immer kämpfen können, Simon!«

»Es ist unsere Pflicht zu versuchen, lebend herauszukommen, sagte Simon.

Andrej wandte sich an Wolf. »Befiehl den Batyranern, in die Mila neunzehn zurückzukehren. Mit dieser endgültigen Erniedrigung unseres Volkes wollen wir nichts zu tun haben.«

»Zieh deine Leute nicht aus dem gemeinsamen Kommando«, bat ihn Simon.

»Hörst du mich, Wolf. Ich habe dir einen Befehl gegeben!«

Völlig verwirrt blickte Wolf von einem zum anderen.

Die Alarmglocke läutete, dreimal lang.

Wolf warf einen Blick auf die Straße. Draußen wimmelte es von SS. Die vier Männer prüften rasch ihre Waffen und stürmten über die Leiter aufs Dach. Andrej zwängte sich als letzter durch. Er schloß die Falltür hinter sich und rieb sich die Arme, denn die Januarkälte war beißend.

»Durch die Mila fünf hinunter«, befahl Andrej. »Gebt acht, daß ihr nicht die Federn aufwirbelt und durch eine Ungeschicklichkeit unsere Lage verratet.«

Sie bückten sich tief und traten auf die Federn, als tanzten sie auf Eiern. Christopher stieß auf ein verborgenes Stück Glatteis, rutschte aus und konnte einen schmerzerfüllten Aufschrei nicht unterdrücken.

»Mein Knie!« rief er, von Schmerz gepeinigt.

»Was ist denn?«

»Die Kniescheibe. Grad in diesem Augenblick muß sie herausspringen. Die Bänder . . .«

»Schaut über den Rand«, sagte Andrej. Wolf kroch mit Simon weiter.

Christopher verzog das Gesicht, während er versuchte, den lockeren Knorpel wieder einzurenken. Es knackte, als er zurückschnappte. Mit blutleeren Lippen wandte sich Christopher um.

»Kannst du dich bewegen?«

»Ich muß die Kniescheibe bandagieren, damit sie nicht wieder herausspringt«, ächzte er.

Andrej zog die Lederjacke aus, riß sich den Hemdsärmel ab und umwickelte damit geschickt Christophers Kniescheibe.

Vom Dachrand spähten Wolf und Simon auf die Straße hinab, die voll war von Deutschen. Die Einkesselung reichte von der Nalewki- bis zur Zamenhofstraße, wobei sich der Hauptangriff auf das Hauptquartier der Waisenfürsorge und Selbsthilfe in der Mila 19 richtete. Sie robbten zu Andrej zurück.

»Wir sind umzingelt«, sagte Simon.

»Können wir zu unserem Hauptquartier durchbrechen?«

»Nein«, antwortete Simon. »Wir müssen einen offenen Hof in der Mila fünf überqueren. Sonst kommen wir niemals hin.«

»Hier können wir aber auch nicht bleiben«, sagte Wolf. »In ein paar Minuten sind sie auf allen Dächern.«

»Ich hab hier oben ein Versteck«, sagte Andrej. »Ich glaube, es ist groß genug für uns vier.«

Christopher bemühte sich tapfer, auf die Beine zu kommen. Simon und Wolf verschränkten die Arme hinter seinem Rücken und stützten ihn, so-

daß er imstande war zu hinken. Andrej führte sie zum letzten Haus an der Ecke der Mila- und Zamenhofstraße.

Das Dach fiel in einer Länge von fünfzehn Metern steil zur Regenrinne ab. Dicht am Rand vor dem überhängenden Sims stand ein großer Kamin.

»Wir müssen zu diesem Kamin hinunter«, sagte Andrej. »Legt euch ganz flach hin und kriecht im toten Winkel auf den Kamin zu, damit man euch von der Straße nicht sehen kann.«

Andrej rutschte auf dem Bauch, den Kopf voran, das steile Schieferdach hinunter, wobei er die Maschinenpistole wie ein Kind im Arm hielt, Zentimeter um Zentimeter schob er seinen Körper nach unten. Gib auf das Eis acht, sagte er sich, hak die Zehen ein, schau nicht über den Rand – es geht fünf Stockwerke hinunter – immer ruhig . . . immer ruhig. Das Blut drang ihm in den Kopf und machte ihn einen Augenblick lang schwindlig. Eine verständliche Schwäche, denn er hatte drei Tage nichts gegessen. Die Nägel der Dachschiefer gruben sich in seine Beine und seinen Bauch und schlitzten seine Lederjacke auf. Sein ganzer Körper krampfte sich vor Kälte zusammen. Noch ein paar Meter . . . nur noch ein paar Meter. Andrej zielte auf den Kamin und rollte darauf zu.

Den Rücken an den Kamin gepreßt, winkte er dem nächsten Mann, herunterzukommen. Simon kam herüber. Andrej entfernte einen lockeren Nagel, den ersten Fingerzeig auf ein Zusammensetzspiel, zog dann einen Dachschiefer heraus und lockerte fünf weitere, die er im Gebälk darunter verstaute. Er hatte ein Loch gemacht, das gerade groß genug war, um einen Mann zwischen Schieferdecke und Gebälk durchschlüpfen zu lassen.

Simon beging den Fehler, mit den Füßen zuerst herunterzurutschen. Obwohl er sich dadurch besser mit den Händen festzuhalten vermochte, konnte er weder sehen, wo es hinging, noch wo das Glatteis war, ja er hätte sogar den Kamin verfehlen können, weil ihm Andrej keine Anweisungen zurufen durfte, um nicht unten auf der Straße Aufmerksamkeit zu erregen. Auf dem halben Weg mußte sich Simon umdrehen, damit er mit dem Kopf voraus ankam.

»Komm doch, Simon. Komm doch, zum Teufel«, murmelte Andrej vor sich hin. Die Zeit lief ab. »Komm doch, Simon. Wenn sie uns entdecken, knallen sie uns einen nach dem anderen ab wie beim Scheibenschießen.«

Simon Eden erreichte den Kamin, stemmte seinen Rücken dagegen und ließ den Kopf zwischen die Beine fallen, aus blanker Angst dem Weinen nahe.

Der nächste war Christopher. Wolf kauerte sich als Nachhut hin und beobachtete die Dächer.

Christopher wand sich zwar vor Schmerz und zog das lahme Bein hinter sich her, dennoch kam er rasch und ohne Zögern herunter. Andrej wagte es, über den Rand des Kamins hinweg einen Blick auf die Straße zu werfen. Bisher hatten sie Glück gehabt.

»Simon, steig da hinunter. Krieche so weit vor, wie du kannst. Bleib auf dem Querbalken. Darunter ist der Boden morsch. Chris, folge ihm. Rück so dicht an ihn 'ran, wie du nur kannst, damit wir alle Platz haben.«

Simon schlüpfte mit dem Kopf zuerst in das Loch. Er ließ seinen Körper über die Balken gleiten. Die Querbalken bildeten einen scharfen

Winkel, sodaß ein riesiger Mann wie Simon Eden nahezu eingeklemmt war. Mit größter Anstrengung schob er sich vorwärts, bis er nicht mehr weiter konnte.

Christopher folgte ihm, von seinem schmerzenden Bein geplagt.

Andrej blickte auf das Dach zu Wolf hinauf und bedeutete ihm durch einen Wink, den Abstieg zu beginnen. Wolf haßte Dächer. Sie machten ihn schwindlig. Er hatte sich ein paar Meter weiterbewegt und konnte außer dem Dachrand unter sich nichts sehen und an nichts anderes denken, als daran, wie sein Körper fünf Stockwerke hinab auf das Pflaster fiel. Er schloß die Augen. Alles um ihn begann sich zu drehen. Er schien wie angefroren. Andrej und der Schornstein erschienen ihm kilometerweit weg.

Andrej knurrte. Er wollte zu Wolf hinaufrufen, ihn verwünschen, ihn anstacheln oder ihm Befehle erteilen. Die Zeit wurde knapp. Sollte er zu Wolf hinaufkriechen? Nein, das würde man von der Straße her sehen müssen. Aber wenn er zuließ, daß Wolf blieb, wo er war, würden die Deutschen jeden Augenblick über sie herfallen.

»Komm doch, Junge«, bettelte Andrej. »Komm doch. Rühr dich, Junge.«

Der Schweiß auf Wolfs Stirn wurde zu Eis. Er hob den Kopf. »Ich muß . . . ich muß . . .!« Er kroch einige Zentimeter . . . noch einige . . . »Ich muß . . . ich muß . . .!« Näher, immer näher. Andrej schnellte sich hinauf, griff nach seiner Hand und zerrte ihn die letzten zwei Meter herunter. Wolf zitterte am ganzen Körper.

»Da hinunter«, befahl Andrej und warf ihn ins Versteck.

Andrej kroch als letzter in das Dach. Eine fünfundsechzig Jahre alte Ansammlung von Schmutz und Spinnweben begrüßte ihn. Er streckte seinen Körper nach unten aus, bis er an Wolfs Füße stieß. Dann schob er vorsichtig seine obere Körperhälfte hinein. Er lag auf gleicher Höhe mit dem Kamin. Von seiner abschüssigen Lage hob Andrej die Schieferplatten auf und legte sie wieder an ihren Platz. Nachdem die letzte ordnungsgemäß eingefügt war, umfing Dunkelheit die Versteckten.

Wie in einem lichtlosen Sarg waren die vier Männer eingesperrt. Sie lagen in einem Dreieck, das durch die Balken, Sparren und die Wand gebildet wurde. Jeder lag auf drei fünf Zentimeter breiten Brettern, an denen sein Körper an den Schenkeln, dem Rücken und den Schultern aufgestützt war. Unter den Balken befand sich ein morscher Dachboden, der über die Hauswand bis zur Dachrinne vorragte, also über der Straße hing.

Das Gesicht eines jeden berührte die Füße des Vordermannes. Ihre Bewegungsfreiheit war auf ein paar Zentimeter beschränkt. Nur langsam und mühevoll vermochten sie sich ein wenig zu rühren.

»Alles in Ordnung?« flüsterte Andrej.

Sie antworteten bejahend.

»Wie geht's deinem Bein, Chris?«

»Schwillt an wie ein Ballon.«

»Tut's weh?«

»Laß mich in Ruhe leiden.«

Ein Insekt stach Wolf unter dem Auge. »Wie lange bist du hier schon gewesen?«

»Einmal sechs Stunden.«

»Du lieber Gott!«

»Natürlich war ich nicht in so netter Gesellschaft. Stoßt nur nicht an den Dachboden! Er ist morsch. Es könnte was auf die Straße fallen. Und versucht, jeweils dem anderen die Füße zu reiben, damit sein Blut zirkuliert.«

Andrej zwängte die Maschinenpistole fest in die zulaufende Spitze zwischen Quer- und Längsbalken vor sich – und erblickte einen engen Lichtspalt. Mit Hilfe äußerster Verrenkungen konnte er den Kopf heben und sein Auge daranlegen.

»Bei Gott, ein paar von den Brettern unter dem alten Schieferdach sind gespalten. Ich kann auf die Straße sehen.« Mit der Klinge eines Taschenmessers fuhr er zwischen den Brettern und Schieferplatten hin und her. Er erweiterte den Spalt vorsichtig auf zwei Zentimeter. »Ich kann die Mila neunzehn sehen.«

»Was geht vor?«

»Es wimmelt von Deutschen. Bestimmt suchen sie den Bunker.«

Wolf und Simon spürten, wie sich Christopher wand, während ihm schmerzende Stiche durch das Bein jagten. Christophers Bein zuckte gegen Wolfs Gesicht. Simon reichte Christopher ein Taschentuch. »Beiß drauf«, sagte er.

Leuchtende Augen starrten die vier Eindringlinge an. Kleine Krallen kratzten.

»Ratten!«

»Raus mit euch, ihr Viecher!«

»O Gott, ich hasse Ratten«, stöhnte Wolf.

»In ein paar Stunden hast du dich an sie gewöhnt«, sagte Andrej. »Die Fledermäuse nachts sind viel ärger.«

Wolfs Haut prickelte, während ihm das Tier über die Brust lief und gegen sein Gesicht stieß. »Ach Gott, verdammt, ich hasse Ratten.«

Sie verstummten. Von den verlassenen Häusern unten auf der Straße konnten sie den Klang kehliger Befehle bis zu ihnen herauf hören.

Man hatte in der Milastraße einen Juden gefunden und quälte ihn jetzt, um die Lage des Bunkers in der Mila 19 aus ihm herauszukriegen.

Verzweiflungsschreie unten halfen ihnen, sich mit ihrer eigenen unbequemen Lage abzufinden. Dann wurden sie ganz still und wagten kaum zu atmen, weil sie hörten, daß sich auf dem Dach über ihnen etwas bewegte.

»Hier oben sind keine Juden, Feldwebel!«

»Man weiß ja nie, wo sich das Ungeziefer versteckt. Stellen Sie einen Wachtposten hierher und einen ans andere Ende der Dächer.«

»Jawohl, Herr Feldwebel.«

Andrej schätzte, daß die Wachtposten an jener Stelle standen, wo das Dach abzufallen begann, etwa fünfzehn Meter entfernt. Nach ihrer Sprache zu schließen, waren es Ukrainer.

Die Bretter schnitten in ihre Körper, aber niemand wagte es, seine Lage zu verändern. Jetzt konnte sie das kleinste Geräusch verraten.

Dann veranlaßten sie Geräusche unter dem Dachboden, sich noch stiller zu verhalten. Sie hörten, wie Glas klirrte, Äxte und Schmiedehämmer Wände und Türen aufbrachen. Man war im Begriff, das Gebäude systematisch zu zerstören, um alle Schlupfwinkel ausfindig zu machen.

Ein jeder griff nach seiner Waffe. Unausgesprochen hatten sie alle den

gleichen Gedanken: Jeder von ihnen war entschlossen, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Die Flüche der enttäuscht knurrenden Kopfjäger drangen bis in ihre Gruft.

Schrille Pfiffe auf der Straße. Man hatte einen anderen Juden aufgespürt, der in einem Abzugrohr unter dem Hof gekauert hatte. Noch mehr Leute auf dem Dach über ihnen.

Christopher krümmte sich vor Schmerz. Er verdrehte die Augen und verbiß sich in das Tuch in seinem Mund. Simon fragte sich, ob er Chris mit dem Pistolenlauf nicht bewußtlos schlagen sollte.

Im selben Augenblick streckte sich Christopher und verstummte. Er sah seinen Vater vor sich, wie er an dem Altar neben der Bibliothek in ihrer Villa außerhalb Roms niederkniete. Es war komisch, seinen Vater beten zu sehen. Papa war ein richtiger Scheinheiliger. Er trank, er spielte, er war ein Wüstling . . er war ein Faschist. Aber Papa betete. Papa hatte ihm gesagt, er solle beten lernen. Ich wollte immer beten, dachte Christopher, aber ich konnte es nicht. Ich konnte es einfach nicht, ohne mich selbst zu verwünschen. O Maria, Mutter Gottes! Hilf mir! Ich muß schreien! Mein Bein! Jesus! Jesus! Hilf mir!

»Lassen Sie Ihre Leute das Dach aufreißen. Die Juden verstecken sich oft im Dach.«

Sie spürten die Schwingungen, welche die niedersausenden Schmiedehämmer verursachten, bis zu ihnen vordringen. Die alten Dachbalken erbebten unter dem Anprall und jagten Angstschauer durch ihre Körper. Wolf weinte leise vor sich hin. Jeder neue Hammerschlag brachte den Feind näher und näher zu ihrem Versteck.

Alles, was Chris vor sich sah, war die Hauskapelle seines Vaters.

Andrej dachte an nichts als an den Augenblick, an dem der Hammer durchbrechen und ihn freilegen würde. Dann würde er die Maschinenpistole in diese Drecksgesichter abfeuern.

Simon Eden war ruhig. Es kam nicht mehr so darauf an, dachte er. Seine Eltern, seine Schwester und sein Bruder waren tot. Seine Jahre als Organisator der Arbeiterzionisten hatten ihn gelehrt, daß man, wenn die Quellen des Idealismus versiegt waren, den Dingen leidenschaftslos ins Gesicht sehen und sich mit der Wirklichkeit abfinden mußte. So also war das Ende. In einen Sarg gesperrt, mit Ratten und Spinnen. Er hatte nie die Liebe gekannt. Seine Ehe war schiefgegangen. Um mit einem zionistischen Organisator verheiratet zu sein, mußte man eine Frau sein wie Sylvia Brandel. Nicht einmal eine Freundin wie Gabriela hatte er gehabt. Er beneidete Andrej. Simon war in diesem Leben nur mit dem Zionismus verheiratet gewesen.

Jetzt kamen sie angeseilt das Dach herunter. Andrej betete und hielt zugleich die Maschinenpistole bereit. Bebend lag sein Finger am Abzug. Es gab nur eine Hoffnung. Vielleicht sind wir so weit draußen am Rand, über der Straße schon, daß sie nicht bis zu uns kommen, dachte er.

Eine Stunde verstrich. Eine zweite, eine dritte . . .

Endlich hörte das Hämmern über und unter ihnen auf.

Das Nachlassen der Spannung veranlaßte sie, sich von neuem ihrer physischen Qualen bewußt zu werden. Freilich, ihre Körper waren so eingeengt, daß sie geradezu wohlig unempfindlich geworden waren. Christo-

pher phantasierte leise murmelnd vor sich hin. Einer nach dem anderen dehnten sie sich, veränderten leicht ihre Lage und rieben sich selbst und die anderen ab, um ihren Blutkreislauf wieder anzuregen.

Sie mußten sich weiterhin still verhalten, denn die Ukrainer waren noch immer oben. Der Terror in den Straßen hatte nicht nachgelassen.

Wolf spielte in Gedanken eine Schachpartie. Er sah das prächtigste juwelengeschmückte Brett vor sich, das man sich vorstellen konnte. Die schwarzen Felder waren aus schwerem Gold gemacht und die weißen aus Elfenbein. Jeder Bauer und jede Figur war aus einem anderen Edelstein geschnitzt. Geh mit dem Bauer vor . . . nein, mit dem Läufer. Er versuchte nachzudenken. Dann verschwamm das Brett vor seinen Augen, und die Schachfiguren seines Gegners verwandelten sich in Ratten und Spinnen. Warum kann ich das Brett nicht vor mir behalten? Warum nicht? Ich hab doch schon so oft mit verbundenen Augen gespielt! Die Ratten fraßen seine Schachfiguren auf, und er konnte seine Hände nicht bewegen. Hört doch auf, meine Figuren zu fressen . . .! Rachel . . . Laß mich nicht an Rachel denken, sonst muß ich weinen.

Andrej leckte sich die Lippen. Essen! Ach, schau mal. Debora, du hättest nicht so viel kochen sollen. Du kochst genau wie Mama. Der gefüllte Fisch ist genau so wie er sein soll. So schmackhaft.

Andrej schnupperte. Langsam erwachte er aus seiner Entrückung. Rauch! Der Ziegelkamin neben ihnen begann warm zu werden. Deutsche Tüchtigkeit. Manche Heizstellen im Ghetto hatten falsche Wände, in denen sich Schlupfwinkel befanden. Dagegen kamen die Deutschen an, indem sie Feuer machten, die darin versteckten Juden wurden dann eben ausgeräuchert. Ihr Versteck verwandelte sich in einen stickigen Schmelzofen. Schweiß rann ihnen vom Leib und bereitete ihnen noch mehr Pein. Durch den abgebröckelten Mörtel drangen Rauchschwaden in ihr Versteck. Andrej verrenkte sich den Hals und brachte den Kopf in die Nähe des Spaltes, um einen Hauch frischer Luft einzuatmen.

»Der Rauch kommt aus dem Kamin dort oben«, hörte er jemanden rufen. »Den könnt ihr abstreichen.«

Andrej schloß die Augen und träumte wieder vom Essen. Er hörte die hohen, schrillen Schreie der Fledermäuse.

Simons Traum von Kälte und Nässe ließ ihn sein Wasser abschlagen.

Andrej öffnete die Augen. Er konnte die flatternden Flügel und die Schwingungen hören. War es Traum oder . . .

Winzige Tröpfchen Licht blitzten auf und erloschen. Andrej blickte durch den Spalt im Balken. Draußen lag grelles künstliches Licht. Er wandte sich um und betrachtete das Blitzen über sich. Es waren die Strahlen von Scheinwerfern, die durch Sprünge im Dach eindrangen. Es mußte Nacht sein. Auf dem Dach hörte er nichts mehr.

»Simon!« wagte Andrej zu flüstern. »Simon!«

»Andrej!«

»Chris!«

»Er ist ohnmächtig«, sagte Simon. »Er kommt für kurze Augenblicke zu sich und versinkt dann wieder.«

»Wolf!«

Andrej bekam ein schwaches Ächzen zur Antwort. Andrej stieß an Wolfs Schulter. »Wolf.«

Ein unverständliches Gebrabbel kam zurück.

»Es muß Nacht sein. Sie verwenden Scheinwerfer.«

»So hab ich's mir gedacht«, sagte Simon.

Andrej blickte wieder durch den Spalt und bemühte sich, den grellen Schein zu durchdringen. Vor der Mila 19 hatte sich die Zusammenrottung der SS noch immer nicht aufgelöst. Er tastete nach seiner Waffe und spielte mit dem Gedanken, aus der Gruft auszubrechen und auf die Scheinwerfer zu feuern. Doch nein, wenige Sekunden später wäre er vom Dach heruntergeschossen!

»Wir sind wenigstens nicht schlechter dran als diese armen Kerle im Bunker. Zumindest suchen sie nicht nach uns.«

»Da bleibt nichts anderes übrig, als zu warten«, sagte Simon.

»Ja . . .«

Dann wieder Stille, weil sie die Schritte der Männer hörten, die auf dem Dach über ihnen auf und ab gingen und sich über ihr Unglück beklagten, Nachtdienst machen zu müssen.

Andrej sank zurück und hoffte, daß ihn ein Traum wieder an den Ort entführen würde, wo es Teller hochgehäuft mit Essen gab.

– Wie war doch Ihr Name?

Ich kenne Ihren Namen, Fräulein Rak. Wie so viele bin auch ich ein Bewunderer der Arbeit Ihres verstorbenen Vaters. Mein eigener Name tut also nichts zur Sache. Sie brauchen nur mit den Fingern zu schnalzen und zu rufen: He, Sie da, dann weiß ich schon, daß Sie mich meinen.

Sie können doch tanzen, Leutnant?

Ich tanze sogar ausgezeichnet, aber, ehrlich gesagt, tu ich's nur zu meinem Vergnügen. –

Gaby! Gaby! Ich habe Angst! Gaby! Ich habe solche Angst!

Pfiffe.

Mit Mühe riß Andrej die Augen auf. Ich muß tot sein, sagte er sich. Ich bin nirgends. Im Himmel. In der Hölle. Ich bin tot. Sein Körper war völlig reglos. Kein Empfinden. Kein Schmerz.

Aber dann erschauerte er vor Kälte und sein Magen krampfte sich vor Hunger zusammen.

Einen Dreck bin ich tot! Er versuchte, die Arme zu bewegen. Sie waren erstarrt. Hals und Schultern empfindungslos vom Druck der Balken. Zuerst meine Finger . . . nur die Finger zuerst. Er zog sie wie Krallen ein, hin und zurück, hin und zurück; dann schüttelte er seine Handgelenke. Seine Finger kratzten an seinem Bein und an seiner Hüfte, immer und immer wieder, um die Glieder wieder empfindlich zu machen. Sein Körper prikkelte. Immer wieder zwickte er sich und schlug sich ins Gesicht. Zentimeter um Zentimeter kehrte das Blut zurück.

»Simon!« krächzte er.

»Andrej!«

»Was ist mit den anderen?«

»Wie leblos. Seit zwei Stunden hat keiner von ihnen was gesagt. Ich habe die Sekunden gezählt. Nach meiner Berechnung muß schon längst wieder Tag sein.«

»Ich weiß nicht.«

»Kannst du auf die Straße hinunterschauen?«

Sein Kopf war wie eine Bleikugel. Er schob ihn zum Spalt. Die Schein-

werfer waren fort. Draußen war es neblig. Die Straße war immer noch voll von Deutschen.

»Sie sind noch immer da unten.«

»Ich glaube, sie haben das Dach verlassen. Ich hörte, wie man sie hinunterbefahl. Seit mehr als fünfzehn Minuten gab es hier oben kein Geräusch mehr.«

»Soll das vielleicht eine Finte sein?«

»Wir müssen es riskieren«, sagte Simon. »Einen zweiten Tag können wir hier nicht aushalten.«

Andrej wälzte sich auf den Rücken. Sein Versuch, die Arme über seinen Kopf zu heben, verursachte scharfe Schmerzensstiche in seinem Körper. Er angelte nach der Schieferplatte, auf die es ankam, und zerrte verzweifelt daran. Der Ziegel rutschte fort und ließ eine Lichtflut herein, die ihn fast blendete. Andrej lockerte die anderen fünf Ziegel, hob sich auf Hände und Füße, stützte sich mit den Knien auf zwei Balken auf und zwängte den Oberkörper durch das Loch.

»Die Luft ist rein, Simon. Nichts zu sehen!«

Er zog sich auf das Dach hinauf, kauerte neben dem Schornstein nieder und langte in das Loch, bis er Wolfs Kopf gefunden hatte. Jeden Muskel anspannend, zerrte er Wolf über die Sparren, bis dessen Körper unter der Öffnung war. Als nächster wurde Christopher von Simon so weit hingeschoben, bis ihn Andrej ergreifen konnte.

Simon zwängte sich an den zwei ohnmächtigen, erschlafften Körpern vorbei. Simon und Andrej sahen einander an. Ihre Gesichter waren von Insektenstichen angeschwollen und entstellt, ihre Kleider zu Fetzen gerissen. Sie starrten sich an wie Fremde.

»Du schaust höllisch aus«, sagte Andrej.

»Du bist auch kein Maiglöckchen, Androfski.« Simon blickte auf seine Uhr und hielt sie an sein Ohr. »Dreißig Stunden waren wir da drin.«

Andrej blickte wieder auf Simon und fing zu lachen an. Auch Simon lachte. Sie hielten sich in den Armen und brachen in ein hysterisches, unbeherrschtes Gelächter aus, bis ihnen alles weh zu tun begann und ihnen Tränen über die Wangen rollten. Langsam beruhigten sie sich wieder und schüttelten abwechselnd den Kopf. Andrej wischte seine Maschinenpistole ab und zählte die Patronen. Dann ging er in die Knie, beugte sich hinunter und schlug Wolf auf beide Wangen.

»Ist er am Leben?«

Andrej schlug ihn wieder und wieder.

Wolf stöhnte gepreßt und schnappte nach Luft. Seine Lider bewegten sich. Er schrak vor dem Licht zurück.

Simon machte sich zur gleichen Zeit mit Christopher zu schaffen.

Wolf kam zu sich und vermochte, zu seinen Kameraden aufzusehen und über ihren Anblick zu lächeln.

»Hör mal, Wolf, bleib hier bei Chris. Reib ihn ab und auch dich selbst. Auf dem Dach sind überall Löcher. Darum wird auch dieses keine weitere Aufmerksamkeit erregen.«

»Wohin geht ihr?«

»Hinauf, um Ausschau zu halten. Sie gehen auf dem Dach nicht mehr auf und ab, aber sie sind immer noch unten auf der Straße. Bleib hier, bis wir euch mit Seilen holen.«

Andrej kroch hinauf, Simon dicht hinter sich. Wo das Dach flacher wurde, schoben sie sich langsam zum Rand vor, um den besten Ausblick auf die Milastraße zu gewinnen.

Andrejs Fäuste klammerten sich um die MP, voller Wut darüber, was er sah: eine doppelte Sperrkette knüppelschwingender Leute vom »Korps Reinhard« bildete einen Halbkreis und einen Korridor um die Menschen, die aus dem Gebäude torkelten, nachdem man sie aus dem Bunker mit Unmengen von Wasser herausgeschwemmt hatte. Er sah, wie Rabbi Salomon zu Boden gestoßen wurde. Alexander Brandel kniete über ihm, um ihm aufzuhelfen. Sylvia Brandel hielt ihr Kind, während Tolek, Anna und Erwin bei Debora standen und die Kinder zu beruhigen versuchten.

Kutler bellte Befehle und klatschte vor Freude darüber in die Hände, daß die Jagd zu Ende war. »Schnell!«

»Lauft schneller, ihr Juden!«

Andrej wich langsam zurück. »Komm, Simon«, sagte er.

»Wohin willst du?«

»Was glaubst du wohl?«

»Du wirst uns alle umbringen«, gab Simon zurück. Er stand rasch auf und versperrte Andrej den Weg.

»Laß mich vorbei«, zischte Andrej.

»Du bist ein verdammter Narr«, sagte Simon und packte ihn am Hemd.

Andrejs Faust traf Simon Edens Mund. Der große Mann fiel auf den Rücken. Bevor Andrej jedoch einen Schritt machen konnte, sah er sich der Mündung von Simons Luger gegenüber, die auf sein Herz gerichtet war.

Sie starrten einander an. Keiner wagte, sich zu bewegen.

»Juden, 'raus mit euch!«

Simons Züge wurden schlaff. Seine Hand, die die Pistole hielt, fiel herab. »Ich komme mit dir«, sagte er.

Rasch rannten die zwei Männer über die Dächer zur Mila 5. Die Treppe war frei. Sie liefen hinunter, nahmen mehrere Stufen auf einmal und blieben im Hof stehen.

»Das Feld ist rein.«

Sie jagten durch den Hof in den Keller der Mila 1 und in einen Tunnel, der an der Ecke der Muranowskistraße wieder emporführte. Ein gerader Lauf die Niskastraße hinunter brachte sie an die Straßenkreuzung vor der langsamer marschierenden Sperrkette.

Andrej preßte sich mit dem Rücken gegen das Eckhaus, schnappte nach Luft, und seine Beine zitterten. Er sah um die Ecke. Lachend und vergnügt stolzierte Kutler mit einem Dutzend SS-Leuten vor seiner Jagdbeute einher. SS-Männer standen zu beiden Seiten des Gehsteigs, und die ukrainischen »Nachtigallen« bildeten die Nachhut.

Andrej bedeutete Simon, dicht an ihn heranzurücken. »Kutler und ein paar SS-Leute gehen vor unseren Leuten her – ungefähr zehn Meter. Laß sie an uns vorbei. Wir erwischen sie von hinten.«

»Wie viele Posten?«

»Hundert.«

Andrej entsicherte seine MP. Auch Simon entsicherte seine Pistole.

Schritt für Schritt, wie in einer Leichenprozession, zog sich das gefan-

gene Wild der Mila 19 zum Stawkitor dem Umschlagplatz entgegen. Trotz der Qualen, die er im Bunker gelitten hatte, hielt sich Alexander Brandel aufrecht und tapfer. Wie ein Patriarch schritt er seinem Tod entgegen; wer ihm folgte, konnte schon aus seiner bloßen Gegenwart Mut schöpfen.

Ein Dutzend schwarzer Uniformen kam an der Ecke der Niskastraße vorbei.

Aus dem Lauf von Andrejs Maschinenpistole schoß eine Stichflamme. Kutler fiel aufs Gesicht. Sein Hinterkopf war weggeschossen. Vier seiner Henkersknechte taumelten rings um ihn her.

Dann ein anderes Knallen. Simons Pistole. Sie knallte mit tödlicher Zielsicherheit. Schreie. Deutsche, die zu Boden fielen.

Andrej lief auf die Straßenkreuzung und pfefferte in die Reihe der Postenkette hinein.

Ein wildes Durcheinander. In Panik flüchteten die Nazis.

»Lauft nur, ihr Hundskerle! Lauft! Lauft! Lauft!«

Ratatat! Ratatat!

»Lauft, ihr Drecksgesichter! Lauft! Lauft! Lauft!« brüllte Andrej und spie weiter tödliche Garben in die flüchtenden Nazis.

Simon Eden war ruhiger geworden, suchte sich seine Ziele aus und schoß genau auf die völlig verwirrten Deutschen. Aus Tolek Altermanns Hemd kam eine verborgene Brandbombe hervor und flog in eine Nische voll kauernder SS-Leute. Brüllend rannten sie auf die Straße hinaus und versuchten, die Flammen, die sie verzehrten, zu ersticken.

»Flieht in alle Richtungen!« befahl Simon. »Alex! Tolek! Anna! Los, davon mit euch! Lauft!«

Die Gefangenen flüchteten von der Straße.

»Ihr Hundskerle!« schrie Andrej. »Ihr Hundskerle! In den Tod!« Er raste die Zamenhofstraße hinunter und hielt Ausschau nach den verschreckten Feinden. Kugeln pfiffen auch an ihm vorbei. Er kniete nieder und sprühte Feuer.

Dann wurde er mit solcher Heftigkeit herumgewirbelt, daß sein Kopf gegen eine Häuserecke schlug. Er glitt auf den Gehsteig. Auf Händen und Knien versuchte er, sich aufzurichten, aber er schaffte es nicht. Ringsum verschwamm alles. Mit dem Gesicht fiel er aufs Pflaster . . . Blut sickerte aus seinen Mundwinkeln . . . dann wurde es Nacht um ihn.

IV

»Idiot!«

SS-Oberführer Funk schlug Sturmbannführer Sieghold Stutze über den Mund. Der Österreicher zuckte zusammen und nahm sofort wieder stramme Haltung an.

»Schwachsinniger!« Er schlug Stutze noch einmal ins Gesicht, Fingerspuren auf seiner Wange zurücklassend. Stutze stand noch strammer als zuvor.

»Schwein!« Wieder ein Schlag.

»Oberführer«, winselte Stutze.

»Sich von Juden jagen lassen! Elf SS-Männer getötet!« Noch ein Schlag, und noch einer.

»Oberführer. Wir sind von fünfzig Verrückten aus dem Hinterhalt angegriffen worden!«

»Lügner! Feigling! Rufen Sie sofort Ihre Offiziere in der Kaserne zusammen.«

»Jawohl, Oberführer!« Stutze knallte die Hacken zusammen. »Heil Hitler!«

»Machen Sie, daß Sie 'rauskommen, Sie Wurm.«

Horst beobachtete den Vorgang mit einigem Amüsement. »Mir scheint«, sagte er, nachdem Stutze gegangen war, »daß ich in den großartigen Theorien vom absoluten Gehorsam gewisse Webfehler entdecke. Selbstverständlich gebe ich ohne weiteres zu, daß es dem deutschen Volk noch am ehesten gelingen wird, sich zu Robotern zu machen, aber auch wir kranken noch immer an allen möglichen menschlichen Schwächen. Stutze ist ein Feigling, Schreiker ein verdammter Esel, König ein Dieb, und ich selbst – na, was ich bin, möchte ich lieber gar nicht so genau wissen.«

Funk hörte überhaupt nicht hin. Er war nur mit seiner eigenen plötzlichen Zwangslage beschäftigt. »Ist die Welt denn vollkommen verrückt geworden?« sagte er. »Erst wird Reinhard Heydrich von tschechischen Banditen ermordet, und jetzt auch noch das.«

»Ja, der liebe gute Reinhard. Seine edle Seele wird uns allen sehr fehlen«, sagte Horst.

Funk sprach weiter zu sich selbst. »Himmler wird einen Tobsuchtsanfall bekommen, wenn er von dieser Sache hört.« Er zündet sich eine Zigarette an und drückte die Fingerspitzen gegeneinander, wobei ihm auffiel, daß seine Fingernägel schmutzig und ungepflegt waren. Darum mußte er sich gleich kümmern. Schmutz störte ihn.

»Morgen werde ich selbst die Operation leiten, die das Ghetto liquidieren wird.«

»Halten Sie das für klug, Alfred?«

»Was?«

»Morgen ins Ghetto zu gehen.«

Funk faßte die Frage sofort als Zweifel an seinem persönlichen Mut auf. Er war kein Stutze!

Doch noch ehe er auf die Herausforderung antworten konnte, hob Horst die Hand. »Augenblick mal. Die Juden haben heute wieder einmal eine unserer Lieblingstheorien wie einen Luftballon platzen lassen. Sie haben entdeckt, daß wir durchaus keine Übermenschen sind. Jage einem Deutschen eine Kugel in den Leib, und er fällt genauso tot um wie jeder andere Mensch. Jetzt haben sie nach drei Jahren der Qualen Blut geleckt, und dieser wunderbare Geschmack wird sie selbstverständlich zu noch größeren Taten anspornen.«

»Für Ihren Quatsch habe ich heute keine Zeit«, antwortete Funk, und das ganze Maß seiner Grausamkeit stand in seinen Augen. Daß dieser Abschaum von Untermenschen ein Hindernis darstellen könnte – allein der Gedanke daran machte ihn schon rasend. Aber er wollte darüber nicht diskutieren, denn Horst hatte ihm eine Nadel unter die Haut geführt, die ihn nur noch mehr anstachelte.

»Haben Sie eine Vorstellung davon, wie stark die Juden sind?« fragte Horst.

»Darauf kommt's doch nicht an!«

»Ein guter General sollte über die Stärke der feindlichen Streitkräfte aber Bescheid wissen.«

»Feindliche Streitkräfte . . . Daß ich nicht lache! Seit wann erkennen wir die Juden denn als kämpfende Truppe an?«

»Ich würde sagen, ab heute, das wäre ein ganz geeigneter Zeitpunkt.«

Funk schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. Horst ließ sich nicht einschüchtern und offensichtlich auch nicht so herumschubsen wie der Österreicher. Funk erinnerte sich daran, warum er Horst von Epp von Anfang an gehaßt hatte. Diese Haltung, als wüßte er etwas, was Funk nicht wußte. Diese Fähigkeit, auf einer Ebene voller Durchtriebenheit zu operieren, die der strengen, dogmatischen, starren Pflichterfüllung der SS so völlig fremd und unzugänglich war. Funk setzte ein schwaches Lächeln auf und machte einen Versuch, das Spiel nach den Regeln von Epps zu spielen. »Und was würde nach Ihrer Meinung vermutlich passieren, wenn ich morgen mit dem ‚Korps Reinhard' ins Ghetto marschiere?«

»Ich beschränke mich nicht auf Vermutungen. Ich bin sogar absolut sicher«, sagte Horst. »Sie werden ihre dreihundert Mann direkt in ein Blutbad führen.«

»Und ich sage, daß sie davonrennen und sich verkriechen werden, sowie sie uns nur sehen. Juden kämpfen nicht.«

»Zu dumm, daß Sie ein Opfer unserer eigenen Propaganda geworden sind. Ach ja, ich weiß, ich weiß. Sie haben natürlich Ihre Beweise dafür. Wir haben unsere Theorien in die Praxis umgesetzt, indem wir hilflosen Menschen unsere Überlegenheit vorgespielt haben. Aber da drinnen, innerhalb dieser Mauern, werden Sie jetzt Männer von ganz anderem Kaliber finden.«

»Glauben Sie wirklich, daß ich nur im geringsten zögern würde, wenn ich Juden gegenüberstehe?«

»Mein lieber Alfred, als ich noch im Ministerium in Berlin saß, habe ich Wochen und Wochen damit zugebracht, um die Theorie von der jüdischen Feigheit zu erfinden, sie zu erläutern und in Umlauf zu setzen. Die nackte und ungeschminkte Wahrheit ist aber, daß wir ganz einfach gelogen haben.«

»Ich bezweifle, ob in der ganzen Welt irgendwelche Krieger jemals so wilde Schlachten geschlagen haben wie die alten Juden, oder ob irgendein Volk in der gesamten Geschichte der Menschheit jemals erbitterter um seine Freiheit gekämpft hat. Sie haben das Römische Reich fast an den Rand des Abgrundes gebracht, und zwar nicht nur einmal, sondern viele Male. Nur weil sie seit ihrer Zerstreuung über die ganze Welt keine Gelegenheit hatten, gemeinsam unter einer jüdischen Fahne zu kämpfen, ist es uns überhaupt gelungen, sie in kleinere Einheiten aufzuspalten, zu isolieren und ihnen Minderwertigkeitskomplexe einzuflößen. Zum erstenmal seit zweitausend Jahren haben jetzt die deutschen Quälereien diese zersprengten Massen zusammengeführt und wieder zu einem Volk zusammengeschweißt. Wir wissen nicht, wie entschlossen sie sind, sich gut zu schlagen; aber wir können uns ungefähr ausrechnen, daß wir von jetzt ab lieber verdammt vorsichtig sein sollten.«

Funk sprang auf. »Ich weigere mich, diese anarchistischen Reden noch weiter anzuhören. Sie beschmutzen ja die edlen Ziele des Dritten Reiches.«

»Ach, hören Sie zu brüllen auf, Alfred. Die Hälfte der edlen Ziele des Dritten Reiches habe ich selbst erfunden.« Horst schritt zum Fenster und zog die Vorhänge auseinander. Jenseits der Krakauer Straße und des Sächsischen Gartens konnte man Dächer des Ghettos erkennen. »Wissen Sie, wer da drüben in dem Ghetto noch übrig ist? Der eine Mann unter Tausenden, der in jedem Zeitalter, in jeder Zivilisation unweigerlich immer da ist, der eine Mann, der aufgrund geheimer Kräfte, die in seiner Seele wirken, unweigerlich aufsteht und jedem Bedrücker und Tyrannen die Stirn bietet. Der eine Mensch unter den Tausenden, dessen unbezähmbarer Geist sich nie und nimmer beugt, der eine einzige Mann unter Tausenden, der sich nicht zum Umschlagplatz führen läßt. Passen Sie auf diesen Mann auf, Alfred Funk. Wir haben ihn mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt. Er kann nicht weiter zurück.«

Oberführer Funk wurde ganz verwirrt. Von Epp, einer der Schöpfer des Arier-Mythos', riß diesen Mythos vor seinen eigenen Augen in Fetzen. Aber für Funk war die Sache völlig klar. »Ich habe Befehl von Himmler, das Ghetto zu liquidieren, und das und nichts anderes wird geschehen«, antwortete er bissig.

Horst ließ vor Abscheu die Arme sinken. »So einfach ist das also, wie? Befehl ist Befehl.«

»Selbstverständlich.«

»Alfred, Sie sind ein typischer Vertreter dieser verdammten deutschen Idiotie, die außerstande ist, irgend etwas zu improvisieren, wenn sie mal einen festen Plan gefaßt hat. Vergessen Sie lieber ‚Befehl ist Befehl', ehe Sie einen kolossalen Blödsinn begehen.«

»Wissen Sie, Horst, eigentlich sollte ich über unsere ganze Unterhaltung hier Bericht an Himmler erstatten. Das sollte ich wirklich tun. Was für einen Blödsinn kann ich denn schon machen, wenn ich meinem Befehl gehorche? Also gut, nehmen wir an, diese edlen Kreaturen leisten Widerstand und kämpfen. Also was? Dann vernichten wir sie eben.«

»Zehn Jahre lang haben wir jetzt dieses Evangelium von der jüdischen Feigheit gepredigt. Es ist für uns ein Dogma geworden. Was passiert, wenn das ‚Korps Reinhard' morgen im Ghetto bis auf den letzten Mann vernichtet wird? Wollen Sie mir sagen, wie wir das dann der Welt erklären sollen? Sollen wir plötzlich vielleicht zugeben, daß Juden also doch kämpfen können? Wie würden wir bei all denen aussehen, auf die wir den Eindruck von Übermenschen gemacht haben, wenn wir auch nur mit einem Wort gestehen müßten, daß uns die Juden Widerstand geleistet haben?«

»Daran hatte ich allerdings nicht gedacht«, räumte Funk ein.

»Angenommen, dieser Widerstand im Ghetto dauert eine Woche . . . zehn Tage . . .«

»Unmöglich.«

»Aber angenommen, er dauert so lange. Dann kann er in ganz Polen Aufstände entfachen. ‚Seht ihr wohl', würden die Polen sagen, ‚die Deutschen haben uns belogen. Also dreschen wir auch mal auf sie los.' Vielleicht haben auch die Tschechen und die Griechen Lust, uns Übermen-

schen eines übers Fell zu ziehen. Sie fordern sie zum Aufstand ja geradezu auf.«

Funk sank total verwirrt in seinen Sessel zurück. »Hitler wird vor Wut den Verstand verlieren«, murmelte er.

»Fahren Sie sofort nach Berlin zurück«, sagte Horst. »Wir müssen es den Leuten dort klarmachen, daß die Liquidation des Ghettos nur möglich ist, wenn sie ohne weitere bewaffnete Zusammenstöße erfolgen kann. Sonst würden wir nur einen höchst gefährlichen Präzedenzfall schaffen. Was diesen heutigen unseligen Zwischenfall anlangt, so werde ich bekanntgeben, daß es sich um eine Bande von Kommunisten oder Banditen gehandelt hat. Sie wissen schon: Wir werden die ganze Sache bagatellisieren und dann mit der größten Sorgfalt vorgehen. Wir werden sie überlisten. Wir werden uns etwas Schlaues ausdenken, um sie hervorzulocken.«

»Also gut«, sagte Funk und war einverstanden, »also gut.«

Andrej öffnete die flatternden Augenlider. Er befand sich irgendwo in einer Bunkerzelle. Jemand hatte sich über ihn gebeugt. Es war Simon.

»Meine MP!«

»Liegt unter dem Bett. Munition hast du allerdings keine mehr, aber die Knarre ist da.«

Andrej schloß die Augen. Er versuchte, die Ereignisse, die in seiner Erinnerung wirr durcheinanderschwammen, langsam zu ordnen. Er erinnerte sich, gesehen zu haben, wie Kutler auf der Straße gefallen war, er erinnerte sich an das qualvolle Versteck in den Dachsparren, an Fetzen und Bruchstücke von Dingen, die er möglicherweise geträumt oder auch wirklich erlebt hatte. Simon gab ihm einen Schluck Wasser zu trinken. Die Hälfte davon floß ihm wieder aus dem Mund. Seine Kehle war so ausgetrocknet, daß er kaum schlucken konnte. Er nahm einen neuen kleinen Schluck.

»Was ist eigentlich passiert?«

»Wir haben eine ganz hübsche Zwillingsvorstellung gegeben. Wir sind schon ein ganz farbenprächtiges Pärchen, wir beide.«

»Wo sind denn die anderen alle?«

»In einem halben Dutzend Bunker versprengt.«

»Ist Alex davongekommen?«

»Er ist hier bei uns, in einer Zelle auf der anderen Seite des Korridors.«

»Meine Schwester?«

»Im Franciskanskabunker mit den Kindern.«

»Chris . . . Wolf . . .«

»In Sicherheit.«

Andrej stützte sich auf seine Ellbogen und hob sich mühsam hoch. Sämtliche Knochen taten ihm weh. Mit Mühe versuchte er, sich am Rand der Pritsche aufzusetzen, doch dabei wurde ihm plötzlich schwindlig. Er senkte den Kopf, um die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen.

Simon rückte einen kleinen grobgezimmerten Tisch neben die Pritsche und stellte eine Schüssel Grütze mit einem Stück trockenen Brotes hin. Es war die erste Nahrung, die Andrej seit nahezu fünf Tagen zu sich nahm. Sein Magen knurrte und seine Hand zitterte, während er das Brot in die Schüssel brockte, um es aufzuweichen. Dann begann er zu essen, langsam und vorsichtig.

»Wo bin ich? In deinem Bunker?«

»Ja.«

»Wie bin ich denn hierhergekommen?«

»Ich habe dich vom Trottoir aufgelesen, fast mußte ich dich abkratzen. Dein Einmannversuch, die ganze deutsche Garnison zu vernichten, ist dir zwar nicht völlig gelungen, aber das Ergebnis ist gar nicht so schlecht. Elf SS-Männer und zwei Ukrainer hast du immerhin umgelegt. Du bist der Held des Ghettos.«

Andrej tastete seinen schmerzenden Körper ab. »Bin ich verletzt? Haben sie mich getroffen?«

»Nur ein Streifschuß. Der Doktor sagte, daß er dich normalerweise nicht gehindert hätte, eine Stunde später wieder Fußball zu spielen, aber zusammen mit dem Hunger, der Erschöpfung und anderen Entbehrungen hat er dir einen Ohnmachtsanfall verursacht.«

»Ohnmächtig bin ich geworden? Daß einem so etwas Lächerliches passiert. Nur Frauen werden ohnmächtig.« Er wischte die Schüssel mit dem Brot aus, bis sie völlig blitzblank war, und leckte sich die Finger ab. Simon benimmt sich so merkwürdig, dachte er. Aus seiner Stimme war ein Unterton von Bitterkeit herauszuhören, und er vermied es, Andrej in die Augen zu schauen. Das war sonst so gar nicht Simons Gewohnheit. Im allgemeinen genügte schon sein durchdringender Blick, um ihn bei jeder Auseinandersetzung die Oberhand behalten zu lassen.

»Einer von unseren Leuten hat es nicht geschafft«, sagte Simon. Er legte ein vertraut aussehendes Buch auf die Pritsche neben Andrej. Andrej erkannte sofort einen Band der Aufzeichnungen der Bruderschaft. Simon fügte noch eine Brille mit ganz dicken Gläsern dem Buch hinzu.

»Erwin?«

»Ja. Eine verirrte Kugel. Er blieb gerade noch lang genug am Leben, um mir zu sagen, wo er diesen Band versteckt hatte. Es ist der Band, an dem er gerade arbeitete. Wir gingen sofort in den Bunker von Mila neunzehn, um ihn zu suchen. Der Bunker ist fast vollkommen zerstört. Aber wir haben trotzdem eine Menge versteckter Dinge gefunden. Die gesamten Waffenvorräte sind in Sicherheit gebracht.«

Tränen traten in Andrejs Augen. »Man sollte glauben, daß wir uns mit der Zeit daran gewöhnen, unsere Freunde sterben zu sehen. Ich habe Erwin sehr gern gehabt. Wir waren viele Jahre zusammen.« Andrej biß sich auf die Lippe, aber die Tränen ließen sich trotzdem nicht zurückdrängen. »So ein stiller, sanfter kleiner Kerl. Er glaubte fest daran, was er tat, ohne je zu brüllen oder sich an die Brust zu schlagen. Saß einfach im Keller, Monat um Monat, und arbeitete an dem Archiv. Er sagte nie, warum. Er tat es einfach, weil es eben jemand tun mußte. Hast du einmal gesehen, wie geschwollen seine Hände von der Feuchtigkeit waren? Er war schon nahezu erblindet, aber er blieb dennoch auf seinem Posten und arbeitete weiter, auch nachdem sie Susanne erwischt hatten. Er machte seine Arbeit und sprach niemals auch nur ein lautes Wort.«

Die Pritsche ächzte, als sich Simon neben Andrej setzte. Simon nahm das Buch in die Hand, öffnete es, durchblätterte es und zog dann die Kerze auf dem Tisch nahe zu sich heran. »Das hier war seine letzte Eintragung.« Er las: »Wann werden wir kämpfen? Werden wir überhaupt kämpfen? Wer von uns wird es wagen, diesen ersten Schuß auf die Deut-

schen abzugeben? Wer?« Er schloß das Buch und legte es weg. Seine schwere Gestalt beugte sich nach vorn, und er rieb die Knöchel der einen Hand gegen die Handfläche der anderen. »Ich verdiene es nicht, hier Befehlshaber zu sein. Ich möchte, daß du den Befehl übernimmst.«

»Nein, Simon, nein, nein.«

»Du brauchst mich nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen, Andrej. Schließlich war ich der Mann, der den Plan hatte, unsere Truppe durch die Kanalisation flüchten zu lassen. Du warst der Mann, der den Schuß abgegeben hat. Ich hatte dir meine Pistole auf die Brust gesetzt, um dich daran zu hindern.«

»Glaubst du, daß ich nicht wußte, wie schwer es dir fällt, einen Befehl geben zu müssen, der uns in ein Selbstmordkommando verwandelt?« sagte Andrej.

»Du verstehst nicht, was ich meine«, erwiderte Simon kurz. Unvermittelt stand er auf und kehrte Andrej den Rücken zu. »Ich habe dir die Pistole auf die Brust gesetzt, weil ich Angst hatte, auf die Straße hinunterzugehen. Ich habe mich gefürchtet, und ich werde mich das nächstemal wieder fürchten.«

»Also gut, du hast dich gefürchtet, aber du bist trotzdem gegangen, und während ich einen Tobsuchtsanfall bekam, hast du die Menschen in Sicherheit gebracht, weil du im Augenblick, wo es notwendig war, ruhig und kaltblütig warst, wie es ein guter Befehlshaber zu sein hat.« Andrej trat hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich habe eine Menge Zeit zum Nachdenken gehabt, während wir da oben zwischen den Dachsparren saßen. Ich habe auf eine Menge Fragen die Antwort gefunden. Wenn man seinem Schöpfer so nahe ist, dann werden viele Probleme, die einem völlig unlösbar erschienen, plötzlich erstaunlich klar und einfach. Wer kämpft welche Art von Krieg? Der stille Mut, der dazu gehört, ein Soldat zu sein wie Erwin Rosenblum. Simon . . . ich . . . ich tauge zu überhaupt nichts anderem als zu einem Kavallerieangriff.«

»Vielleicht«, flüsterte Simon, »wenn du dich dicht in meiner Nähe hieltest, um mich mit einem Hieb flach auf den Rücken zu legen . . .«

»Ich glaube nicht, daß das noch einmal notwendig sein wird.«

»Es sind heute zu viele Fehler vorgekommen«, sagte Simon in plötzlich aufwallender Erregung. »Wir müssen Späher und Kundschafter auf Beobachtungsposten haben, damit niemand ins Ghetto hereinkommen kann, ehe wir nicht unsere Kompanien in die Kampfstellung gebracht haben.«

Andrej nickte zum Zeichen seines Einverständnisses.

»Und wir müssen ihnen beibringen, daß es oberste Regel ist, alle feindlichen Waffen einzusammeln und den Deutschen die Uniformen auszuziehen. Das haben wir heute außer acht gelassen.«

Andrej nickte abermals und lächelte, als er erkannte, daß Simon wieder voll auf dem Posten und Herr der Lage war.

»Ich habe mir folgendes überlegt. Wir müssen einen neuen Bunker finden, möglichst nahe dem Zentrum des Ghettos, und dort eine Befehlsstelle einrichten.« Unvermittelt hielt Simon inne und beobachtete Andrej, der auf den Band des Tagebuches und Erwins Brille blickte. »Andrej, was hat dich veranlaßt, auf die Straße hinunterzugehen?«

»Ich weiß es selbst nicht. Ich spürte ganz einfach nur, daß dies der Augenblick war, den man nicht vorübergehen lassen durfte. Es war nicht einmal, daß ich meine Schwester sah. Es war Alex. Ich konnte einfach nicht dulden, daß sie Alexander Brandel zum Umschlagplatz brachten.« Andrej nahm das Buch wieder auf. »So viel kostbare Zeit ist vergangen, und Alex und ich haben kaum ein Wort miteinander gesprochen. Ich wollte, ich wüßte, wie ich mich bei ihm entschuldigen kann.«

»Warum versuchst du's nicht einfach?«

»Was kann ich schon als Entschuldigung dafür sagen, daß ich so ein verdammter Narr war?«

»Komm«, sagte Simon.

Andrej folgte ihm zögernd über den engen Gang in die gegenüberliegende Zelle. Simon zog den Sackvorhang beiseite. Drinnen saßen die drei Brandels. Sylvia mit dem kleinen Jungen auf dem Schoß. Moses Brandel hatte sich mit seinen vier Jahren völlig diszipliniert an die Notwendigkeit des Schweigens in der unterirdischen Existenz gewöhnt; er war blaß und mager vom Mangel an Sonne, Luft und Nahrung. Mit leerem Blick starrte Alex auf den Fußboden, so wie er es schon die ganze Zeit getan hatte, seitdem die Kinder zum Umschlagplatz abgeführt worden waren. Sylvia stand auf und setzte den Jungen ab. Sie trat Andrej in den Weg, aber Simon gab ihr mit einem Nicken seines Kopfes zu verstehen, daß sie den Raum verlassen sollte. Sie blickte von Andrej auf Alex, nahm dann das Kind und führte es hinaus.

Andrej beugte sich hilflos über den niedergeschlagenen Mann und suchte nach Worten. Langsam kniete er neben Alex nieder. Alex wandte das Gesicht, erkannte Andrej und ließ den Kopf wieder sinken.

»Ich . . . ich wollte dir das hier geben«, sagte Andrej und zeigte ihm das Buch. »Sie haben Glück gehabt und es aus der Mila neunzehn noch retten können.«

Alex antwortete nicht.

»Ich denke mir – jetzt, da Erwin nicht mehr da ist, wirst du wohl die Arbeit wiederaufnehmen wollen.«

Wieder keine Antwort.

»Es ist ungeheuer wichtig, daß das Archiv fortgeführt wird. Und – hör zu, ich muß dir etwas sagen. Ich weiß jetzt etwas, was ich vorher nicht wußte. Was ich sagen will, ist dies: Es gehören viele Arten von Männern und viele Arten von Schlachten dazu, um einen Krieg durchzukämpfen.«

Andrej streckte die Hand aus und berührte Alex' Schulter, aber Alex zuckte zurück.

»Bitte, sieh mich an«, flüsterte Andrej. »Du mußt hören, was ich dir zu sagen habe. Alex, einmal hab ich zu dir gesagt, daß das Brandel-Tagebuch niemals an die Stelle der Siebenten Ulanenbrigade treten wird, und du hast mir geantwortet, daß die Wahrheit eine Waffe ist, die tausend Armeen aufwiegt. Ich habe das nie verstanden. Bis jetzt. Aber es ist wahr, sämtliche Divisionen der deutschen Armee werden diese Worte nie aufwiegen oder besiegen können.«

Alex schüttelte langsam den Kopf.

»Du . . . du warst derjenige, der recht hatte. Mit diesem Buch hast du eine große Schlacht gewonnen«, sagte Andrej.

Die Lippen in Alexanders bärtigem Gesicht versuchten mühsam, Worte zu formen. Seine Lippen bebten.

»Ich habe meinen besten Freund einen Mann genannt, den nur nach persönlicher Rache dürstet. Ich habe dir die Waffen aus der Hand genommen. Ich bin der Rachsüchtige. Dein Weg war von Anfang an der einzige, der uns offenstand.«

»Nein, Alex, darin hast du unrecht. Mein Weg war durchaus nicht der einzige. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann hätte ich uns alle schon längst vernichtet. Verstehst du nicht, nur weil es Männer wie dich und Simon gibt, war für Männer wie mich ein solcher Augenblick wie der heutige überhaupt möglich.«

»Die Kinder sind fort . . . Alle sind sie fort . . . Ich habe versagt.«

Andrej faßte Alex fest am Arm und redete dann leidenschaftlich auf ihn ein.

»Hör mir zu!« rief er. »Wir haben alle unser Bestes getan. Wir haben mit den Mitteln, die uns zur Verfügung standen, viel geleistet. Kein Mensch hat besser gekämpft als du, und es war der einzige Kampf, auf den es ankam. Der einzige, ich schwör's dir.«

»Mach mich nicht besser, als ich bin, Andrej. Von Rechts wegen sollte ich vor dir auf den Knien liegen.«

Andrej ließ ihn los und stand langsam auf. Seine Stimme wurde warm und sanft. »Mein ganzes Leben lang habe ich geglaubt, daß ich in der Dunkelheit dahingehe, gegen Windmühlen kämpfe, nach einer verlorenen Sache rufe. Mein Vater hinterließ mir ein Land, das ich haßte, und du mußtest deine Söhne in Ghetto und Massenmord erziehen. Gott allein weiß, was für eine Art von Welt Wolf seinen Söhnen hinterlassen wird. Wir treten in diese Welt ein mitten in einem Krieg, der nie ganz gewonnen wird. Er ist immer so gewesen – dieser endlose Krieg. Keiner von uns gewinnt wirklich jemals in seinem Leben. Alles, was man vom Leben zu verlangen das Recht hat, ist, daß man sich in seinem Krieg eine Schlacht aussucht, daß man sich so gut schlägt wie man nur irgend kann und das Schlachtfeld ehrenhaft verläßt.«

Alex murmelte. »Sich die Schlacht aussuchen . . . das Schlachtfeld ehrenhaft verlassen.«

»Du hast einen guten Kampf gekämpft. Jetzt geht der Krieg weiter, und jetzt muß ich auf meine Art kämpfen.«

»Um Himmels willen, Andrej, hör auf! Was ist denn noch übrig außer dem Untergang?«

»Übrig? Es bleibt uns noch eine ganze Menge. Wir können wie Männer abtreten . . . ‚Was, wenn der Kampf verloren? Noch ist's nicht alles: der ungebeugte Wille, der Rache Streben. Haß, der nimmer stirbt, Mut, der sich niemals unterwirft noch weicht. Und was wär sonst nicht zu bewältigen? . . .' Ich habe diese Verse nie verstanden, jetzt verstehe ich sie. Aber ich weiß, es ist kein zweifelhafter Kampf.«

Alexander nahm das Buch auf, und seine Finger strichen liebkosend darüber hin. Er öffnete es, warf einen raschen Blick zu Andrej hinüber und durchblätterte sodann geradezu hungrig Erwins Aufzeichnungen. Er kam zur letzten Eintragung. »Wer von uns wird es wagen, den ersten Schuß auf die Deutschen abzugeben?« Alex nahm einen Bleistift aus der Tasche, und seine Hand schrieb:

Heute wurde ein großer Schuß für die Freiheit abgefeuert. Ich glaube, er hat Aussicht, nie zu verhallen. Denn er stellt einen Wendepunkt in der Geschichte des jüdischen Volkes dar. Den Beginn unserer Rückkehr zur Menschenwürde, die wir seit zweitausend Jahren nicht mehr gekannt haben. Ja, heute haben wir den ersten Schritt zurück zu uns selbst getan. Mein Kampf ist ausgekämpft. Jetzt lege ich den Befehl in die Hände der Soldaten.

ALEXANDER BRANDEL

V

Pjotr Warsinski schmiß den Telefonhörer hin. Er kratzte seine schuppigen Hände. Wieder einmal hatte er Sieghold Stutze vergeblich darum ersucht, den Ordnungsdienst mit Feuerwaffen auszurüsten. Nach der Revolte vom 18. Januar war Warsinksi davon überzeugt, daß die Deutschen unverzüglich mit allen Mitteln gegen das Ghetto vorgehen würden. Statt dessen vergingen mehrere Tage, ohne daß sich etwas rührte, und seine Polizisten fürchteten sich, auf den Straßen zu patrouillieren.

Warsinski betrachtete es als lächerlich, daß der Überfall aus dem Hinterhalt in der Niska- und Zamenhofstraße mehr gewesen sein könnte als die verrückte Tat eines Geisteskranken. Er wußte, daß es sich um keinen wirklich geplanten Aufstand handelte. Er fürchtete sich nicht vor diesen sogenannten Vereinigten Jüdischen Streitkräften, aber er fürchtete sich vor dem, was geschehen würde, falls Sieghold Stutze zu der Ansicht gelangte, daß er nicht mehr imstande sei, den Ordnungsdienst tatkräftig zu befehligen.

Pjotr knurrte vor Enttäuschung, und Ruhelosigkeit begann ihn zu erfassen. Er beschloß, die Kaserne zu verlassen und ins Pawiakgefängnis zu gehen. Dort war eben ein Mädchen eingeliefert worden, das in dem Verdacht stand, ein Mitglied der Vereinigten Streitkräfte zu sein. Er würde es sich vornehmen; das würde seine Spannung schon ein wenig lösen. Vielleicht konnte er es dazu zwingen, ihm den Aufenthaltsort von Eden oder Andrej Androfski oder Rodel zu verraten. Wenn er Sieghold Stutze einen solchen Trumpf zu bringen vermochte, würde er damit seine Befähigung als Kommandeur bekräftigen.

Aber Pjotr wußte, daß es mit der Zeit immer schwieriger und schwieriger geworden war, aus diesen Menschen irgendwelche Informationen herauszuprügeln. Diejenigen, die jetzt noch übrig waren, verrieten sogar unter der Folter nichts. Aber, zum Kuckuck nochmal, er konnte dem Mädchen die Kleider herunterreißen und sie zusammenschlagen. Das war immerhin eine gute Abendunterhaltung.

Pjotr fürchtete sich nicht davor, allein auf die Straße zu gehen. Das pflegte er seinen Leuten auch ausdrücklich zu erzählen. Trotzdem wäre es eine Dummheit gewesen, sich noch dem Angriff irgendeines Verrückten auszusetzen. Er rief also seine persönliche Leibwache herein, sechs riesige, kräftige und ihm treu ergebene Kerle, damit sie ihn zum Pawiak-

gefängnis, das einige Straßenzüge von der Kaserne entfernt war, begleiteten.

Als er in dem häßlich roten Ziegelgebäude eintraf, wartete dort bereits ein Telefonanruf auf ihn. Er nahm den Anruf in seinem Büro ab.

»Hier Sturmbannführer Stutze«, sagte der Österreicher.

»Jawohl?«

»Warsinski, ich habe das mit Ihrem Gesuch wegen der Waffen überlegt. Vielleicht können wir für eine Sonderabteilung Ihrer Leute ein paar Schußwaffen zur Verfügung stellen – gewissermaßen als Gegenleistung für gewisse neue Dienstverpflichtungen.«

»Wann können wir darüber sprechen?«

»Morgen.«

»Gut. Kann ich Sie dann in der Kaserne erwarten?« fragte Warsinski.

»Nein, nein, nein«, sagte Stutze rasch. »Wir werden uns außerhalb des Ghettos am Stawkitor um zwölf Uhr mittag treffen.«

»Zwölf Uhr mittag, Stawkitor.«

Warsinski knöpfte sich seinen langen Mantel auf und hing ihn an den Haken. Er zog den Rock aus und ließ die Hosenträger herunter. Sein dikker Bauch quoll ihm über den Hosenrand. Seine Hände juckten. Er kratzte sie, bis sie ihm weh taten, öffnete dann die Schreibtischschublade und schmierte eine dicke grüne Salbe über die Handrücken. Der Geruch der Salbe trieb ihm die Tränen in die Augen. Er streckte sich auf seiner Pritsche aus und legte die Hände unter den Kopf. Auf seiner Unterwäsche zeichneten sich unter den Achseln graue Schweißspuren ab.

Was hatte Stutze vor? Warsinskis aufgedunsenes Gesicht wurde vor lauter Nachdenken geradezu beweglich. Natürlich mußte er die Verabredung einhalten, aber war sie nicht vielleicht ein Trick? Vielleicht war Stutze ein Feigling, der sich fürchtete, ins Ghetto zu kommen und deshalb wollte, daß der Ordnungsdienst die Arbeit des »Korps Reinhard« übernahm. Warum wollte er sonst Waffen hergeben? War Stutze vielleicht zu der Ansicht gekommen, daß ein Konvertit wie Warsinski im Grunde eigentlich gar kein Jude war und man ihm deshalb genau wie den Ukrainern Schußwaffen anvertrauen konnte? Er strich sich seinen langen Lenkstangenschnurrbart. Warum sollten sie ihn schließlich nicht bewaffnen? Er hatte sich ja loyal verhalten. Aber . . . die *Großen sieben* waren schließlich auch loyal gewesen.

Ein Krach!

Geräusch von splitterndem Holz ließ ihn hochfahren. Auf seiner Pritsche sitzend, sah er, wie die Tür mit einem solchen Schwung aufflog, daß sie beinahe aus den Angeln sprang.

»Himmeldonnerwetter!«

Drei Pistolenläufe waren auf ihn gerichtet. Ein Mann schloß die Tür, der zweite ging zum Schreibtisch und riß die Telefondrähte heraus. Warsinski blinzelte zu dem dritten hinüber. Er kannte ihn von irgendwoher. Altermann . . . Tolek Altermann von den Batyranern.

Warsinski blickte die drei finster an. Er fürchtete sich nicht vor ihnen.

»Ich habe das Vergnügen«, sagte Tolek, »das Urteil der Vereinigten Streitkräfte zu vollstrecken und Sie als Verräter am jüdischen Volk hinzurichten.«

Warsinski lachte verächtlich. »Wache!« brüllte er, »Wache!«

»Die hören dich nicht mehr, Pjotr Warsinski. Die sind alle hinter Schloß und Riegel. Das Pawiakgefängnis befindet sich in den Häden der Vereinigten Jüdischen Streitkräfte. In diesem Augenblick werden die Gefangenen in Freiheit gesetzt.«

Das höhnische Grinsen verschwand aus Warsinskis Gesicht. Die Hände, die die Pistolen auf ihn richteten, zitterten nicht. Er faltete die Hände, schloß die Augen und senkte den Kopf. »Ich bettle nicht um mein Leben wie die Juden«, sagte er. »Macht nur zu, ich bin bereit.«

»So einfach ist die Sache nicht«, sagte Tolek. »Erst wirst du uns noch ein paar Fragen beantworten.«

Warsinski knurrte sie an. Das hatte er sich gleich gedacht. Feige Juden, die nicht imstande waren, eine Hinrichtung zu vollstrecken. Alles war nur Bluff. Herumgerede . . . Verhandeln . . . Feilschen . . .

Plötzlich saß Toleks schwerer Stiefel in Warsinskis dickem Bauch, von den Zehen bis zum Absatz. Warsinski schnappte nach Luft. Er fiel vom Bett herunter und landete auf den Knien. Ein zweiter Tritt mit dem Stiefel traf ihn am Kiefer und knallte seinen Kopf gegen die Wand. Vollkommen benommen lag er auf dem Boden. Tolek nickte seinen zwei Kameraden zu. Der erste, Pinchas Silber, warf eine Daumenschraube und eine Drahtzange auf den Tisch. Adam Blumenfeld brachte eine mit Widerhaken versehene Peitsche zum Vorschein.

»Wir haben uns aus dem Verhörzimmer ein paar von deinen Spielsachen geholt, Warsinski, setz dich an deinen Schreibtisch.«

Warsinski rührte sich nicht.

Der Peitschenriemen zerfetzte seine Unterwäsche. Pjotr kroch rasch auf Händen und Knien zu seinem Schreibtisch und setzte sich hin. »Den Daumen! Zeig mal deinen Daumen her!«

Die Peitsche sauste ihm nochmals über den Rücken.

»Den Daumen!«

Er streckte eine mit grüner, schleimiger Salbe bedeckte Pfote vor. Tolek schloß den Daumen in die Daumenschraube und drehte langsam den oberen Schraubenbolzen fester und fester zu.

»Ihr habt für das Foltern ja gar keine richtige Kraft«, höhnte Warsinski trotzig. »Zu so etwas habt ihr keine Nerven. Juden sind dafür zu schwächlich.«

Tolek steckte seine Pistole in den Gürtel zurück, griff mit der Faust nach Warsinskis riesigem Schnurrbart und riß ihm den ganzen Schnurrbart mit einem Ruck aus dem Gesicht.

»Auaaaahhhh!« schrie Warsinski und griff mit der freien Hand nach seiner blutüberströmten Oberlippe.

Tolek faßte mit der Drahtzange einen großen schmutzigen Fingernagel an Warsinskis freier Hand.

»Adam, dreh die Daumenschraube ganz fest zu. Warsinski kann sie selbst lockern, wenn er die Hand danach ausstrecken will. Wenn er's versucht, kostet's ihn einen Fingernagel.«

Adam Blumenfeld zog die Schraube stärker an, und Warsinskis Fingergelenk knirschte. Er schnappte keuchend nach Luft. Der Schweiß lief ihm das Gesicht herunter, und das Unterzeug, in dem er dasaß, war nichts mehr als ein nasser Fetzen. Adam gab der Daumenschraube noch eine weitere Vierteldrehung.

»Auaaaahhhh!«

Warsinski versuchte plötzlich, nach der Schraube zu greifen, aber Tolek hielt die Drahtzange fest, und der Fingernagel riß ab.

Schleim rann Warsinski aus der Nase, und seine Augen tränten. »Also, spielst du mit oder nicht?«

»Aufhören! Aufhören! Ich erzähl euch alles!«

Als die Schraube gelockert wurde und den Daumen freigab, stolperte Warsinski blind im Zimmer umher und stieß schreiend und jammernd gegen die Wände. Schließlich sackte er stöhnend und um sich tappend auf den Fußboden.

Tolek und die beiden anderen blickten voller Abscheu auf ihn herab, und Tolek spürte, wie ihm seine eigene Brutalität den Magen umdrehte. Aber er wußte, daß er es sich nicht erlauben konnte, sich in Gegenwart eines Feindes, der dies als Schwäche ausgelegt hätte, zu übergeben.

»Er hat es nicht einmal fünf Minuten lang ausgehalten«, sagte Pinchas. »Hätte ich auch nicht gedacht.«

Sie zerrten ihn zu seiner Pritsche und warfen ihn drauf.

Einige Augenblicke später kam Alexander Brandel herein, den es schauderte, als er den ersten Blick auf Warsinski warf. Doch dann nahm er ihn sich zu einem zwölfstündigen ununterbrochenen Verhör vor. Aus den Archiven der Bruderschaft hatte er genügend Kenntnisse, um ihm eine Frage nach der anderen, eine Falle nach der anderen zu stellen. Pjotr Warsinski enthüllte alle seine eigenen Verbrechen und die seiner Offiziere, seine eigene Ausbeute bei den verschiedenen schmutzigen Geschäften, die er gemacht hatte ebenso wie die Aufbewahrungsorte versteckter Vorräte; er gab Informationen über Stutze, Schreiker, König, die »Nachtigallen« und das »Korps Reinhard«.

Am nächsten Morgen wurde Pjotr Warsinski gemäß dem Urteil der Vereinigten Streitkräfte durch eine Kugel in den Hinterkopf hingerichtet.

VI

Das dringendste Problem für die Vereinigten Streitkräfte bestand darin, in der Mitte des Ghettogebietes einen neuen Befehlsbunker zu finden. Alle anderen Bunker waren bereits völlig überfüllt, und die hundert Leute aus der Mila 19 machten das Problem noch schwieriger. Eine geeignete unterirdische Unterkunft für zwei- bis dreihundert Leute zu bauen, hätte Wochen gedauert. Jetzt erwiesen sich die Informationen, die Alexander Brandel während seiner bisherigen Tätigkeit gesammelt hatte, von unschätzbarem Wert. Auf die eine oder andere Weise wußte er über die meisten Verstecke im Ghetto Bescheid.

Alexander vermutete, daß sich unter der Mila 18, auf der anderen Straßenseite gegenüber seinem früheren Hauptquartier, ein großer Bunker befand.

Er hatte des öfteren mit einem Schmuggler namens Moritz Katz Geschäfte gemacht, einem rundlichen kleinen Burschen, der vor dem Krieg Pelzhändler in Warschau gewesen war. Seine Geschäfte waren stets etwas gewagter Natur gewesen und hatten sich von jeher sozusagen am Rand

abgespielt; es war ein Balanceakt auf dem dünnen Drahtseil zwischen dem gesetzlich noch gerade Erlaubten und dem schon Verbotenen. Man konnte nicht rundheraus behaupten, daß Moritz ein Hehler war, der gestohlene Waren weiterverkaufte. Seine Klientel war stets erstklassig. Und er besaß sogar eine gewisse ethische Einstellung. Für einen Schmuggler war er ein ausgesprochen anständiger Kerl. Schmuggeln war im Ghettoleben schließlich und endlich eine Notwendigkeit. Moritz kaufte und verkaufte zu vernünftigen Preisen. Außerdem war er gutherzig. War die Lage einmal besonders verzweifelt, dann konnte Alex Moritz immer dazu bringen, das Lebensnotwendige sofort zum Selbstkostenpreis zu liefern.

Moritz hatte zwei unverkennbare Eigenschaften. Er war ein unaufhörlicher Kartenspieler und er kaute unablässig Süßigkeiten, Obst, Kuchen oder Bonbons. Wegen dieser letzteren Schwäche wurde er »Moritz, der Nascher« genannt.

Batyraner, die auf den Dächern rings um Mila 19 Wache hielten, hatten bemerkt, wie Moritz das Haus Mila 18 so häufig zu betreten und wieder zu verlassen pflegte, daß sich in diesem Haus seine Wohnung und sein Geschäftssitz vermuten ließen.

Diese Vermutung verstärkte sich, nachdem der Bunker unter der Mila 19 erweitert worden war, bis sich seine Kammern bis zu dem großen Kanalisationsrohr in der Mitte der Straße erstreckten. In der Kammer, die dem Abflußrohr am nächsten lag, befand sich Debora Bronski mit den Kindern aus dem Waisenhaus. Häufig hörte sie fremdartige Geräusche, die entweder aus dem Rohr selbst oder von der anderen Seite herkamen.

Daraus schloß Alex, daß Moritz unter der Mila 18 einen Bunker haben mußte, der von seinem eigenen nur durch das vier Meter dicke Abflußrohr getrennt war. Er besprach diese Vermutung mit Simon und Andrej.

»Ich bin überzeugt, daß sich unter der Mila achtzehn ein Bunker befindet, und wenn es einer ist – was ich als sicher annehme –, dann ist es ein sehr großer.«

»Für eine Befehlsstelle wäre er geradezu erstklassig gelegen«, sagte Simon. »Besonders nachdem die Deutschen die Mila neunzehn aufgespürt und zertrümmert haben, würden sie niemals vermuten, daß wir uns in nächster Nähe neu festgesetzt haben könnten.«

»Aber«, sagte Andrej, »wie zum Teufel finden wir den Eingang? Moritz Katz ist der klügste Schmuggler im ganzen Ghetto.«

»Vielleicht könnten wir ihm irgendeine Mitteilung zukommen lassen«, schlug Alex vor.

»Schon seit Wochen hat ihn niemand mehr gesehen, seitdem die Deutschen seine Bande am Gensiator erwischt und zum Umschlagplatz gebracht haben.«

Sie dachten angestrengt nach und überlegten sich die Sache hin und her. Die Aussicht, sich eine größere, bezugsfertige Befehlsstelle verschaffen zu können, war für alle äußerst anziehend.

»Schließlich und endlich, was können wir schon dabei verlieren, wenn wir durch das Kinderzimmer ein Loch schneiden und dann in direkter Fluchtlinie durch den Kanal hindurch ein zweites? Wenn wir Glück haben, stoßen wir direkt auf den Bunker.«

»Du weißt doch, wie ein Geräusch in der Kanalisation zu täuschen ver-

mag. Die Kinder haben möglicherweise ein Echo gehört, das Hunderte von Metern weit herkommt.«

»Na, wenn schon«, sagte Andrej. »Bohren wir auf alle Fälle durch und sehen wir uns auf der anderen Seite um. Dabei haben wir nichts zu verlieren.«

Mit einem skeptischen Achselzucken gab Simon seine Zustimmung. Keiner hatte einen besseren Vorschlag zu machen.

»Ich glaube, ich gehe am besten allein hinein«, sagte Andrej. »Wenn Moritz noch dort unten ist, verliert er vor Angst nur den Kopf, sobald er sieht, daß eine ganze Armee hinter ihm her ist.«

Nicht lange darauf betrat Andrej das zertrümmerte Gebäude der Waisenfürsorge und Selbsthilfe in der Mila 19. Er ging zu der jetzt zweckentfremdeten Toilette, deren falsches Wasserklosett früher den geheimen Eingang zu ihren unterirdischen Räumen getarnt hatte. Das Klosett war zertrümmert, aber das Rohr, das in den Keller führte, war noch intakt.

Andrej steckte eine Taschenlampe, eine Spitzhacke mit kurzem Griff und einen Schmiedehammer in den Gürtel, schnallte sich seine Maschinenpistole auf den Rücken und ließ sich an dem Rohr entlang hinab. Unten knipste er seine Lampe an. Der Lichtstrahl tastete sich über Berge von Trümmern hinweg. Die Stützmauern und Deckenquerbalken waren locker geschlagen, und der Haupttunnel war an mehreren Stellen eingestürzt. Andrej arbeitete sich Zoll um Zoll vorwärts, indem er die Trümmer, die ihm den Weg versperrten, mit den Händen wegräumte.

Er gelangte zu der Kammer, die früher den Kindern gehört hatte. Sie war nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Die mehrstöckigen Bettstellen waren mit Äxten zerhackt worden, die Bücher in Fetzen gerissen, die wenigen Spielsachen zerbrochen. Andrej schob sich an einer drei Meter langen Mauer vorwärts, die direkt an der Kanalröhre lag. Feuchtigkeit sickerte durch die Mauer. Er konnte die Abwässer fließen hören. Er stellte eine kurze Berechnung an, wo Mila 18 genau liegen mußte.

Aber wahrscheinlich war jede Berechnung und jede Entscheidung genauso richtig wie falsch. »Na, irgendwo muß ich schließlich anfangen.«

Er richtete die Taschenlampe auf eine bestimmte Stelle, hieb mit der Spitzhacke in die Erdmauer und hackte so lange weiter, bis er an die äußere Umfassung des Kanalrohrs stieß.

Andrej vergrößerte das Loch so weit, daß er von hier aus weiterarbeiten und eine Einstiegstelle herausschneiden konnte, die einen Mann durchließ. Dann schlug er mit dem Schmiedehammer so lange gegen den Zement, bis er unter den Hammerschlägen rissig wurde. Nachdem er einmal die äußere Schicht durchschlagen hatte, lockerte er aus der inneren Verkleidung des Rohrs genügend Ziegel, sodaß er hindurchschlüpfen konnte.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, steckte sein Werkzeug wieder in den Gürtel und fluchte über das fruchtlose Unternehmen, auf das er sich eingelassen hatte. Dann ließ er sich in dem Loch auf die Knie nieder und blickte mit Hilfe seiner Taschenlampe in den Kanal hinein. Da drinnen sah es gar nicht so schlecht aus. Der Wasserstand der Weichsel war niedrig, genauso wie er gerechnet hatte; folglich würden die Abwässer in dem Kanalrohr nur etwa bis zur Hüfte reichen.

Andrej zwängte sich durch das Loch ins Rohr hinein. Seine Füße

rutschten in dem glitschigen Schlamm aus. Er zog den Lederriemen seiner Waffe um einige Löcher enger, sodaß die Maschinenpistole höher auf seinem Rücken saß und nicht naß werden konnte. Trübe Lichtstrahlen drangen aus beiden Richtungen durch die Einstieglöcher von der Straße her, und ein unheimliches bläuliches Licht leuchtete auf den Ziegeln. Er watete bis zur Mitte und blickte sich dann um, um sich zu vergewissern, daß er in gerader Fluchtlinie von dem Kinderzimmer blieb. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kanalisationsrohrs angekommen, hielt er das Ohr gegen die Ziegelmauer, in der Hoffnung auf irgendein Geräusch. Aber es war nichts zu hören.

Andrej ließ die Taschenlampe mehrere Meter zuerst in der einen, dann in der anderen Richtung über die Mauer spielen.

Plötzlich erblickte er eine Stelle, an der eine Gruppe von Ziegeln nicht in der gleichen Anordnung lag wie die übrigen, so als wären sie herausgeklopft und später wieder hineingefügt worden. War es möglich? Er tastete die Stelle mit den Fingern ab. Die Ziegel waren ganz eindeutig nicht festzementiert. Nahm man sie heraus, dann ergab sich eine Öffnung, die groß genug war, um einen Mann durchschlüpfen zu lassen. Sollte sich auf der anderen Seite wirklich ein Bunker befinden? Hatten die Kinder tatsächlich Schmuggler gehört, die in dem Kanalisationsrohr aus- und eingegangen waren?

Andrej klopfte die Ziegel mit dem Schmiedehammer ab. Es klang hohl! Auf der anderen Seite befand sich nichts Massives. Dort mußte also eine Kammer sein!

Er zupfte und zerrte an den Ziegeln. Sie ließen sich leicht herausnehmen. Auf der anderen Seite befand sich ein Hohlraum. Andrej leuchtete mit der Taschenlampe hinein.

Er kroch durch und ließ das Licht seiner Lampe im Kreis spielen. »Allmächtiger Gott!« murmelte er und pfiff vor Erstaunen durch die Zähne. In seiner vollen Größe aufgerichtet, stand er in einem riesigen unterirdischen Raum. Es war das großartigste unterirdische Bauwerk, das er jemals gesehen hatte. Längs der einen Wand waren Säcke mit Reis, Mehl, Zucker und Salz aufgestapelt. Kisten mit Medikamenten! Pökelfleisch! Kisten mit Lebensmittelkonserven! Ein Behälter voller Trockengemüse! Wundervolle Sofas, Polstersessel, ein Bett, alle Arten von Möbeln.

»Allmächtiger Gott!«

Er fand den Ausgang, der in einen Korridor führte, und bewegte sich langsam und vorsichtig Schritt um Schritt den Korridor hinab. Auf beiden Seiten des Korridors befanden sich je fünf weitere große Räume, jeder von ihnen so groß wie der erste und jeder mit Vorräten angefüllt. An der Decke lief eine elektrische Leitung mit Glühbirnen.

Andrej erreichte das Ende des Korridors, der sich hier zu einem kleinen Tunnel verengte, in dem sich mehrere Zellen befanden.

»Bleib stehen und rühr dich nicht«, befahl eine Stimme hinter ihm. »Hände hoch, ganz hoch!«

Andrej hob die Arme. Es war alles zu schön gewesen, um wahr zu sein. Er verfluchte sich, daß er in der Aufregung über die Auffindung des Bunkers vergessen hatte, seine Waffe loszuschnallen.

»Beide Hände gegen die Wand«, befahl die Stimme. Andrej tat, wie ihm befohlen. »Jetzt dreh das Gesicht um.«

Er blickte in ein blendend grelles Licht.

»Andrej Androfski?«

»Bist du's, Moritz?«

»Wie zum Kuckuck habt ihr herausgekriegt, wo dieser Bunker ist?«

»Wir haben es uns ausgerechnet. Eins und eins zusammengezählt. Leg deine gottverdammte Knarre weg und tu die elende Lampe von meinen Augen!«

»Nur nicht so hastig. Ich bin mir noch gar nicht so sicher, ob ich dich umlegen soll oder nicht.« Der Mann veränderte die Stellung des grellen Lichts in Richtung auf eine der Zellen. »Komm in mein Büro, und, damit du's weißt, was ich dir unter die Nase halte, ist ein geladenes Gewehr.«

Moritz schaltete die Tischlampe aus und ließ sich hinter seinem Schreibtisch nieder. Er hatte einen graumelierten Bart und eine blutlose, bleiche Gesichtsfarbe. Seine pausbäckige Rundlichkeit war ziemlich eingeschrumpft. Das Leben unter der Erdoberfläche war ihm offensichtlich nicht gut bekommen. Moritz hielt den Gewehrlauf weiter auf Andrejs Brust gerichtet, doch Andrej achtete kaum darauf. Er war von dem Anblick des Büros völlig überwältigt. Außer dem elektrischen Licht stand auch noch ein Telefon auf dem Schreibtisch, aber das, was ihn am meisten beeindruckte, war ein Schwachstromsender.

»Donnerwetter. Alle Achtung. Eine ganz schöne Einrichtung.«

Moritz beantwortete das Kompliment mit einem bescheidenen Achselzucken. »Wir haben versucht, unsere Kunden gut zu bedienen. Das einzig Dumme daran ist nur, daß wir keine Kunden mehr haben. Und nicht nur keine Kunden – wir haben überhaupt niemanden mehr. Die meisten meiner Jungens sind bei einer Razzia hops gegangen. Jetzt sind nur noch ich und meine Frau Scheina und noch ein paar andere übrig. Du kennst doch Scheina? Sie schläft im anderen Zimmer. Verschläft einfach alles. Die Frau läßt sich durch nichts stören, nicht einmal, wenn du Löcher in meinen Bunker schlägst. Sie ist krank. Sie braucht einen Arzt. Die Wechseljahre, verstehst du.«

»Aber wo um alles in der Welt nimmst du denn den Strom für das Licht und den Sender her?«

»Aggregat, was denn sonst? Ich konnte sogar Meldungen zu meinen Verbindungsleuten auf der ‚arischen' Seite hinüberfunken. Mit einem ganz einfachen Code.«

»Und das Telefon?«

»Einer meiner Jungens hat im technischen Dienst der Telefongesellschaft gearbeitet. Es gibt hundert verschiedene Möglichkeiten, um die Telefongesellschaft übers Ohr zu hauen. Wir haben uns an die Leitung der ukrainischen Wachtposten in der Bürstenfabrik angehängt, und wir sprechen am Telefon jiddisch. Bis heute haben sie nicht herausgekriegt, was da eigentlich los ist. Nein, Andrej, es tut mir wirklich leid, daß du uns hier gefunden hast, denn ich habe immer große Hochachtung vor dir gehabt. Es war eine hochintelligente Arbeit von dir, meinen Bunker zu finden, das muß ich zugeben, aber natürlich muß ich dich jetzt leider erschießen.«

»Nur nicht so hastig, Moritz. Du kannst dir ja vorstellen, daß ich so etwas nicht ohne Deckung mache. Schon mal was von den Vereinigten Jüdischen Streitkräften gehört?«

Moritz' Gesicht zog sich zusammen. Er vermutete, daß sie ihn jeden Augenblick holen kommen und abführen würden. »Na ja, natürlich. Ich komm ja immer noch herum.«

»Sie wissen, daß ich hier bin und was ich suche.«

»Ach, verdammte Scheiße!« sagte Moritz, der Nascher. Mißmutig legte er das Gewehr auf den Schreibtisch. »Im Augenblick, wo ich dich durch die Kanalisation in den Bunker kriechen sah, sagte ich mir, dieser Hund ist viel zu schlau, der kommt nicht ohne Deckung. Also, ich sag dir was, red mit Alexander Brandel. Er wird dir erzählen, daß ich bei seiner Waisenorganisation von Anfang an mitgespielt habe. Ich habe mit ihm immer offene und ehrliche Geschäfte gemacht.

»Um Himmels willen, Moritz, hör doch auf, dich zu entschuldigen. Stoß ich dich denn etwa herum?«

Moritz, der Nascher war hungrig. Er öffnete die oberste Schublade seines Schreibtisches und nahm eine Tafel deutscher Schokolade heraus, riß die Verpackung ab und begann an ihr herumzunagen, während er sich gleichzeitig über den Mangel an frischem Obst beklagte. »Ich nehme an, ihr wollt meinen Bunker?«

»Stimmt ganz genau!«

»Und für siebenhunderttausend Zloty Lebensmittel.«

»Es ist mir wirklich schrecklich unangenehm, Moritz. Das mußt du mir glauben.«

»Was für ein Tritt in den Arsch das ganze Leben doch ist! Wenn dich der eine Dieb nicht erwischt, dann erwischt dich bestimmt der andere«, meinte Moritz.

Andrej hatte volle Sympathie für den Mann. Moritz, der Nascher war ein Spieler, ein Schmuggler, ein Mann, der von seiner Findigkeit und Verschlagenheit lebte. Aber vor allem war er ein großer Realist. Er wußte, daß er überrumpelt worden war und nichts machen konnte. Andrej Androfski und die Vereinigten Streitkräfte hegten zumindest keinen Groll gegen ihn. Vielleicht hatte er sogar noch Glück gehabt. Hätten ihn die Deutschen oder der Ordnungsdienst zuerst gefunden, dann ab ins Gefängnis oder auf den Umschlagplatz. Er hatte gehofft, mit seiner Frau Scheina in der Mila 18 den Krieg zu überstehen. Sie besaßen genug Vorräte und Medikamente, um ein Jahr oder auch zwei durchzuhalten, ohne überhaupt nach oben kommen zu müssen. Aber was für eine Art Leben war das schon für einen Menschen? Nie die Sonne zu Gesicht bekommen. Niemanden, mit dem man Karten spielen kann. Die Bonbons wurden auch schon knapp. Und immerfort die Angst, daß in der nächsten Minute oder der übernächsten oder der überübernächsten diese gottverdammten Hunde der Deutschen einen herausschnüffelten.

»Eine Frage, Androfski«, sagte Moritz. »Diese Vereinigten Streitkräfte, wart ihr es, die die SS-Leute in der Zamenhof und Niska haben hochgehen lassen?«

Andrej nickte.

»Waren das eure Leute, die Warsinski fertiggemacht haben?«

Andrej nickte abermals.

»Ihr Kerle meint es also wirklich ernst?«

Andrej nickte zum drittenmal.

»Dann werde ich dir mal was sagen. Man arbeitet, man lebt, man tut

sein Bestes, aber es wird einem eigentlich nie richtig klar, wie sehr und warum sie einen so herumschubsen. Diese letzte Woche – seit dem Überfall – bin ich zum erstenmal in meinem Leben stolz darauf, Jude zu sein.«

»Mit diesem Gefühl wollen wir alle einmal abtreten.«

Moritz zuckte die Achseln. »Na ja, also, vielleicht bin ich sogar froh, daß ihr mich zuerst gefunden habt. Ihr wißt, daß ihr mit mir machen könnt, was ihr wollt. Das liegt ja auf der Hand.«

»Allerdings, das liegt auf der Hand«, bestätigte Andrej.

Moritz schob sich ein neues Stück Schokolade in den Mund, irgendwie fast erleichtert, daß sein langer und so nervenaufreibender Zwang zur Wachsamkeit vorüber war.

»Moritz«, sagte Andrej, »da wäre aber etwas, das die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte wirklich brauchen, und das wäre ein Zeugmeister.«

»Was soll denn das wieder sein, ein Zeugmeister?«

»Ein ganz erstklassiger Mann, dessen Aufgabe die Beschaffung von Nachschub ist.«

»Du meinst einen Schmuggler?«

»Nein. Zeugmeister ist eine höchst achtbare Position. Jede Armee hat einen.«

»Und was für ein Geschäft wäre dabei zu machen?«

»Ehrlich gesagt, eine richtige reguläre Armee – wie die unsere – arbeitet nicht mit Geschäften und Provisionen.«

»O weh! Ein schöner Tag ist mir das heute. Dabei habe ich nie was anderes getan, als ein gutes, sauberes Geschäft zu führen.«

»Moritz, du bist ein viel zu großer Spieler, als daß du diesen Krieg in einem Loch unter der Erde durchhalten könntest. Wir haben Ärzte. Scheina wird die richtige Behandlung bekommen. Du wirst eine Menge interessanter Menschen hereinkriegen, mit denen du den Bunker teilen wirst.«

»Ich wette, daß ich sie kriege. Sag mir ehrlich und aufrichtig, Androfski, dieser Zeugmeisterposten, ist der wichtig? Ich meine, etwa so wie ein Oberst bei den Ulanen?«

»In unserer Armee«, erwiderte Andrej, »ist er von allen Posten der allerwichtigste.«

Moritz seufzte resigniert. »Unter einer Bedingung: niemand schnüffelt in meinen früheren Geschäften herum.«

»Gemacht!« sagte Andrej.

Die Vereinbarung wurde mit einem Händedruck bekräftigt. Dann holte Moritz einen abgegriffenen Satz Spielkarten heraus, mischte sie und begann auszuteilen. »Eine Partie Sechsundsechzig, ehe ihr einzieht.«

VII

Eine ameisenähnliche Kolonne von Zwangsarbeitern mit krummen Rücken schob in einem der Gebäude der Bürstenfabrik schwere, große Karren vor sich her. In unaufhörlichem Kreislauf bewegte sich die Kolonne vom Holzspeicher zum Saal, in dem sich die Drehbänke befanden, von dort zum Montagesaal und wieder zurück.

Ein ausgemergelter Zwangsarbeiter namens Cramski, der es irgendwie

fertiggebracht hatte, hier schon zehn Monate lang am Leben zu bleiben, belud seinen Karren mit fertigen Stielen für Klosettbürsten und karrte den Korridor hinab, seine Last im Schneckentempo vor sich her schiebend.

In jedem Montagesaal standen zehn große Tische, jeder etwa dreizehn Meter lang. Jeder Tisch hatte eine Reihe von verschieden großen Bohrlöchern zum Einstopfen der Borsten, zum Umwinden des Drahts und zur Anbringung der Stiele. An jedem Tisch arbeiteten fünfzig Mann.

Cramski schob seinen Karren zum Tisch Nummer drei: Klosettbürsten. Am oberen Ende eines jeden Tisches stand ein Vorarbeiter. »Sie sind da«, flüsterte Cramski dem Vorarbeiter zu.

Er schob seinen Karren weiter am Tisch entlang und legte an jedem Arbeitsplatz einige Bürstenstiele nieder. »Sie sind da«, flüsterte er.

Die Meldung lief von Mann zu Mann, den ganzen Tisch entlang und hinüber zum nächsten Tisch und da wieder zum nächsten – »sie sind da«.

»He, du da unten«, brüllte der deutsche Werkmeister von dem rund um den Arbeitssaal angelegten Beobachtungsbalkon herunter, »mach ein bißchen schneller.«

Cramski rückte rascher weiter und leerte seinen Karren aus. Er drehte ihn um und schob ihn aus dem Saal hinaus, den Korridor hinab, am Saal mit den Drehbänken vorbei und in den Holzspeicher hinein.

Während sein Karren neu mit Brettern beladen wurde, trat er rasch in das Büro der Zählkontrolle.

»Jetzt!« sagte er zu dem Kontrolleur. Die beiden Männer schoben den Tisch beiseite und legten eine Falltür im Fußboden frei. Cramski zog sie hoch.

»Jetzt!« rief Cramski in das schwarze Loch hinab.

Wolf Brandels Kopf tauchte aus dem Tunnel auf. Er schlüpfte rasch aus dem Kontrollbüro hinaus und warf einen prüfenden Blick auf die hohen Holzstapel. »Holt sie heraus«, befahl der bartlose Kommandeur. Einer nach dem anderen, tauchten vierzig jüdische Kämpfer aus dem unterirdischen Gang auf. Der Franciskanskabunker lag nur einige Häuserblocks entfernt und war mit dem Kanal verbunden. Wolfs Trupp war durch die Kanalisationsrohre bis zu einem bestimmten Punkt innerhalb des Gebäudekomplexes der Bürstenfabrik vorgedrungen und hatte den Tunnel in das Kontrollbüro gegraben.

Wolf verteilte seinen Trupp von zehn Frauen und dreißig Männern durch Handsignale auf vorher ausgekundschaftete und vereinbarte Stellungen. Mit schußbereiten Waffen duckten sie sich hinter den Holzstapeln. Wolf stieß einen tiefen Atemzug aus und nickte Cramski zu, daß er in den Montagesaal zurückkehren solle.

Cramski brummte etwas und strengte sich an, um den beladenen Karren in Bewegung zu setzen. Während er in den Montageraum einbog, gab er ein Handsignal, das vom Vorarbeiter eines Tisches im Montageraum gesehen werden konnte. Sämtliche Augen in dem Saal waren auf diesen Vorarbeiter gerichtet. Er nickte.

Plötzlich – ein ohrenbetäubender Lärm. Die Füße aller Insassen trampelten in gleichmäßigem Rhythmus auf den Fußboden. Zugleich ergriffen sie die hölzernen Bürstenstiele und schlugen mit ihnen krachend auf die Tische, was den Höllenlärm noch mehr verstärkte.

»Was ist denn mit euch los?« brüllte der Werkmeister durch ein Megaphon aus seinem Käfig auf dem Balkon herunter. »Hört sofort mit dem Lärm auf! Aufhören! sage ich. Hört ihr mich nicht! Aufhören!«

Verstärktes Getrappel und noch lauteres Hämmern war die Antwort.

Das Gerassel war so laut, daß es aus dem Gebäude hinausdrang und sich über das ganze Fabrikgelände verbreitete.

»Wache!« schrie der Werkmeister in sein Alarmtelefon. »Wache! Gebäude Nummer vier! Schnell!«

Die Alarmsirenen heulten mehrmals über das ganze Fabrikgelände, um die Wachen nach Gebäude Nummer vier zu holen.

Der Werkmeister verschloß die vergitterte Tür seines Büros von innen. Er griff nach seiner Pistole, die auf dem Tisch lag, und blickte auf die fünfhundert wutverzerrten Augenpaare, die zu ihm hinaufstarrten.

Der Lärm war mittlerweile zu einem Tosen geworden.

»Krebs soll sterben! Krebs soll sterben! Krebs soll sterben! Krebs soll sterben!« riefen sie im Sprechchor seinen Namen.

Ukrainer, Letten und Esten strömten mit Peitschen, Revolvern und Hunden aus der Kaserne der Wachtruppe und rannten zu dem Gebäude, in dem der Aufstand ausgebrochen war.

Ein Teil von Wolf Brandels Trupp, der sich draußen rings um das Gebäude versteckt hatte, ließ sie durch. Der Bau besaß nur einen Eingang, durch den Hauptkorridor. Aus seinem Versteck im Werkbanksaal beobachtete Wolf die Wachen, wie sie in den Montagesaal eindrangen.

»Jetzt!«

Wolf und zehn seiner Kämpfer traten in den Korridor hinaus. Sie standen einer Masse von Wachsoldaten gegenüber. Die Ukrainer waren in ihre eigene Falle gelaufen. Eine Rohrgranate explodierte in ihrer Mitte, gefolgt von einem Geknatter von Pistolenfeuer.

Jetzt stürzten die Ukrainer zum Ausgang zurück, aber inzwischen waren die jüdischen Kämpfer von draußen hereingekommen, um sie abzuschneiden. Was folgte, war ein Massaker.

Ein halbes Dutzend der Wachsoldaten erreichte den Montagesaal. Doch hier sprangen jetzt die Zwangsarbeiter von ihren Arbeitsplätzen auf und griffen in ihrem lang aufgestauten Haß ihre Quäler und deren Hunde mit bloßen Händen an. Nur wenige Sekunden dauerte es, bis Wachen und Hunde zu Tode getrampelt und ihre Leichen mit Knüppeln und Stöcken bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen waren.

Werkbänke wurden umgestürzt und zertrümmert, Drehbänke mit Schmiedehämmern zerschlagen.

»Krebs! Krebs! Krebs! Krebs!«

Halb wahnsinnig vor Angst hatte sich der Werkmeister in seinem eigenen Gefängnis eingeschlossen. Jetzt schoben sie sich den Balkon hinauf, um ihn zu ergreifen. Es gab keine Möglichkeit zur Flucht!

»Krebs! Krebs! Krebs! Krebs!«

In dem Augenblick, als die ausgestreckten Arme der Zwangsarbeiter durch den Käfig nach ihm griffen, legte er sich den Lauf der Pistole in den Mund und drückte ab.

Anna Grünspan, die eine Kampfgruppe im Zentrum kommandierte, war der ranghöchste weibliche Befehlshaber im Ghetto. Von allen Trup-

penteilen war der ihre der geschlossenste und am festesten verzahnte. Er lieferte den endgültigen Beweis dafür, daß die Einheit aller jüdischen Gruppen hergestellt war. Zweiunddreißig ihrer Kämpfer stammten von den Batyranern, den Organisationen Poale Zion, Gordonia, Dror, Akiba, Haschomer, Hazaîr, Hechaluz, dem »Bund« und den Kommunisten. Sie hatte sogar vier Mitglieder der religiös-zionistischen Vereinigung Misrachi, die sich mit dem passiven Verhalten der orthodoxen Aguda nicht länger abfinden konnten.

Ein Nebenziel des Überfalls auf die Bürstenfabrik war die Beschlagnahme derer fünf Lastautos. Sofort nachdem die Bürstenfabrik fest in seiner Hand war, gab Wolf die Lastwagen an Anna weiter, die nach einem sorgfältig vorbereiteten Plan vorging. Auf jedem Lastwagen waren ein Fahrer, vier Kämpfer und eine Anzahl befreiter Zwangsarbeiter aus der Bürstenfabrik.

Unverzüglich schlugen sie gegen sämtliche noch verbliebenen Lagerhäuser, Speicher, Läden, ärztliche Hilfestellen, Bäckereien und privaten Verstecke im Ghetto los, in denen sich irgendwelche Erzeugnisse befanden, die die Vereinigten Streitkräfte brauchen konnten. Unter dem Schutz der Pistolen und Gewehre der Kampftruppen luden sie in Windeseile alles auf ihre Lastwagen und verschwanden mit ihrer Beute blitzartig in einer Anzahl von kleinen Bunkern, die über das ganze Ghetto verstreut waren.

Sie gestatteten nicht ein Wort des Protestes oder auch nur der Unterhaltung.

»Aufladen! Weiterfahren!«

Und fort ging es.

Jeder Sack Mehl, jedes Gramm Nahrungsmittel, alles, was sie finden konnten, wurde abtransportiert.

Im mittleren Befehlsabschnitt befand sich einer der Bunker fast genau unterhalb der Kaserne des Ordnungsdienstes. Von dort hielten die Kämpfer die Kaserne unter ständiger Beobachtung. Simon Eden ordnete einen Überfall an, mit dem Zweck, ein halbes Dutzend der jüdischen Polizisten festzunehmen und mitzubringen. Sie wurden in den neuen zentralen Befehlsbunker in die Mila 18 gebracht, wo Alexander Brandel bereits auf sie wartete. Er hatte eine Liste von Dutzenden von Personen zusammengestellt, die im Verdacht standen, mit dem Feind zusammengearbeitet, unredliche Operationen unternommen oder gestohlene Vermögenswerte versteckt zu haben. Die gefangenen Ordnungsdienstler gaben ohne viel Umstände alles preis, was sie über die Aufenthaltsorte dieser Menschen wußten.

Kleine Sonderabteilungen jüdischer Kämpfer unternahmen jetzt einen Vorstoß nach dem anderen und holten einen nach dem anderen, der auf der Liste stand, aus seinem Versteck hervor. Die berüchtigtsten Kollaborateure wurden auf der Stelle erschossen, die anderen erhielten Geldstrafen.

»Verurteilt zu einer Geldstrafe von zehntausend Zloty wegen Weitergabe von Informationen an die Deutschen.«

»Verurteilt zu einer Geldstrafe von zwanzigtausend Zloty wegen Kollaboration mit dem jüdischen Ordnungsdienst.«

»Verurteilt zu einer Geldstrafe von zehntausend Zloty wegen der Un-

terlassung, Juden zu schützen, die zum Umschlagplatz geführt wurden und die rechtzeitig zu warnen in der Macht des Angeklagten gestanden wäre.«

Unter Androhung der Todesstrafe wurden diese Geldstrafen an Ort und Stelle, ohne Gerede oder Ausflüchte, eingezogen.

Rodel, der vierschrötige, klotzähnliche Befehlshaber des südlichen Abschnittes, war fast während seines gesamten Lebens eines der angesehensten Mitglieder der Kommunistischen Partei Polens gewesen. Er betrachtete es als eine Ironie des Schicksals, daß sich sein Befehlsbunker mit vollem Wissen Pater Jakubs direkt unter der Konvertitenkirche befand.

Nicht genug damit, hatte ihn der Krieg genötigt, seltsame Bündnisse mit den Arbeiterzionisten einzugehen, die eine völlig andersgeartete politische Einstellung hatten. Der Zionismus, so hatte er bei zahlreichen Gelegenheiten erklärt, sei nur Opium für das jüdische Volk. Trotzdem arbeitete er nicht nur mit den Arbeiterzionisten zusammen, sondern auch mit Vladimir Jabotinskis Revisionisten, die in seinen Augen als Faschisten galten, und mit religiösen Gruppen, die er für leicht geistesschwach hielt. Es war schon ein absonderlicher Krieg für Rodel, aber im Grunde nicht viel absonderlicher als derjenige der Sowjetunion, die Seite an Seite mit Amerika als ihrem Alliierten kämpfte.

Vom Augenblick der Hinrichtung Warsinskis an befahl Rodel den Arbeitern in der Uniformfabrik, die Erzeugung zu sabotieren. Während der folgenden Tage gingen Uniformen aus Warschau ab, bei denen die Hosenschlitze und Armlöcher zugenäht waren, Uniformen, die zwar Knöpfe hatten, aber keine Knopflöcher, und Nähte, die bei der geringsten Beanspruchung auseinanderrissen.

Eine Stunde, nachdem Wolf Brandel die Bürstenfabrik erobert hatte, ließ Ludwig Heinz, der Leiter der Uniformfabrik, Rodel durch Pater Jakub die Mitteilung zukommen, daß die litauische Wachtruppe geflohen sei. Heinz, ein Volksdeutscher, war einer aus jener verschwindenden Minorität von Vorgesetzten, die gegenüber den Zwangsarbeitern, die ihnen unterstellt waren, noch ein gewisses Maß von Menschlichkeit an den Tag legten. Daß er innerhalb der engen Grenzen, die ihm gezogen waren, immerhin eine Anzahl von Menschenleben gerettet hatte, wurde Heinz von den Juden hoch angerechnet. Ohne daß ihn jemand auch nur scheel angesehen hätte, ging er zur Ecke der Nowolipki- und Karmelickastraße, um das Haupttor der Fabrik zu öffnen und die jüdischen Kämpfer einzulassen.

»Ich bin froh, daß meine Rolle in dieser Sache ausgespielt ist«, sagte Heinz zu Rodel.

Rodel schüttelte seinen glänzenden, haarlosen Kopf. »Es ist schon ein sonderbarer Krieg«, sagte er. »Soweit es Ihnen möglich war, haben Sie sich anständig benommen. Ich habe Befehl von den Vereinigten Streitkräften, dafür zu sorgen, daß Sie wohlbehalten aus dem Ghetto hinauskommen.«

»Ich bin froh, daß es vorbei ist«, wiederholte Ludwig Heinz.

»Also gehen wir«, sagte Rodel und wies in die Richtung des zwei Häuserblocks entfernten Lesznotores.

Im Augenblick, da sich Ludwig Heinz umdrehte, zog Rodel seine

Pistole heraus und versetzte dem Mann mit dem Pistolenlauf einen Schlag hinters Ohr. Heinz schlug vornüber und blieb bewußtlos liegen. Rodel beugte sich über ihn, riß ihm Teile seiner Kleidung ab und verhalf ihm mit einigen Schlägen zu einem blutigen Gesicht.

»Das genügt«, sagte er und befahl zweien seiner Kämpfer: »Schafft ihn zum Lesznotor und laßt ihn dort liegen. Es tut mir leid, daß ich ihn so zurichten mußte, aber es ist zu seinem eigenen Besten. Wäre er unversehrt hinausgelangt, hätten ihn die Deutschen gewiß verdächtigt. Auf diese Weise aber macht es den Eindruck, als wäre er nur mit knapper Not entkommen.«

Während sie Heinz wegschleppten, schüttelte er abermals den Kopf. »Merkwürdiger Krieg«, sagte er.

Samson Ben Chorin, der Kommandeur der von Jabotinskis Revisionisten gebildeten Kampfeinheit, hatte sich bisher aus der obersten Befehlsgewalt der Vereinigten Jüdischen Streitkräfte herausgehalten. Aber die Ereignisse nötigten ihm neuen Respekt vor Edens Armee ab. Er schickte einen Meldegänger zu Eden und erbot sich, Meldegängerverbindung mit ihrem Bunker einzurichten und mit ihm bei bestimmten Aktionen zusammenzuwirken.

Simon fand sehr rasch eine Sonderaufgabe, die Ben Chorin ausgezeichnet gefiel.

Am letzten Januartag führte Samson Ben Chorin eine kombinierte, halb aus Revisionisten, halb aus den Vereinigten Jüdischen Streitkräften bestehende Truppe durch die Kanalisationsrohre unter der Mauer hinüber auf die »arische« Seite. Er hatte dazu die Stunde des tiefsten Wasserstandes der Weichsel gewählt, während der die Abwässer nur knietief waren. Er verwendete Simons Lageplan des Kanalisationssystems und hatte nur etwa eineinhalb Kilometer zurückzulegen. Ben Chorins Truppe machte Halt unter einem Einstiegloch beim Platz der Banken in der Nähe des Finanzministeriums.

Drei Verbindungsleute von der »arischen« Seite warteten bereits. Einer war als Kanalisationsarbeiter verkleidet, der zweite saß auf dem Kutschbock eines Pferdefuhrwerkes, und der dritte paßte von der Ecke her auf, von wo er die Deutsche Wechselbank in der Orlastraße unter Beobachtung halten konnte.

Es war der Tag, vor dem die Zahlung der Löhnung für die deutsche Garnison fällig war. Schlag zwölf Uhr mittag mußte ein gepanzerter Lastkraftwagen des Ministeriums vor der Wechselbank vorfahren, um dort einen Teil der Löhnungsgelder abzuliefern.

Der Aufpasser an der Ecke signalisierte das Eintreffen des gepanzerten Lastkraftwagens.

Das Pferdegespann rollte vom Straßenrand weg und hielt neben dem Einstiegloch an. Eine lange Leiter wurde aus dem Fuhrwerk heruntergehoben und in die Kanalisation hinabgelassen. Samson Ben Chorin führte seine Truppe aus der Kanalisation herauf. Blitzartig verteilten sich die Leute, sodaß beide Enden der einen Häuserblock langen Orlastraße abgeriegelt waren.

Ein Dutzend deutscher Soldaten hielt rings um den Lastkraftwagen vor der Bank Wache. Die Geldsäcke wurden von Mann zu Mann in die Bank hineingereicht.

Samson Ben Chorin warf eine selbstgemachte Mazzaknödelgranate. Sie schlug beim rechten Vorderreifen des Lastwagens auf. Schrauben, Bolzen und Muttern flogen in alle Richtungen und rissen die deutschen Soldaten in Stücke.

Eine zweite Granate.

Eine dritte.

Die Hälfte der Deutschen lag schwerverletzt und stöhnend auf dem Boden. Der Lastkraftwagen war unbrauchbar geworden, aber von innen feuerten die Wachtposten auf die Angreifer zurück.

Eine Flaschenbrandbombe platzte an der Seitenwand des Lastwagens. Eine Flamme schoß hoch und trieb die Verteidiger heraus.

Samson Ben Chorin gab seinen Leuten das Zeichen, herbeizukommen. Von beiden Enden der Orlastraße rückten sie heran. Die Deutschen wurden gegen die Mauer und den brennenden Lastwagen gedrückt. Einige stürzten in die Bank hinein, um sich in Sicherheit zu bringen.

Die eine Hälfte der am Überfall beteiligten jüdischen Kampfeinheit bemächtigte sich sämtlicher Geldsäcke, die noch in Sicht waren. Die andere Hälfte stürmte in das Bankgebäude hinein und holte alles Geld heraus, dessen sie habhaft werden konnte. Genau acht Minuten, nachdem sie aus der Kanalisation heraufgekommen waren, verschwanden sie auf demselben Weg wieder – mit einer Beute von einer Million Zloty.

Simon Eden bezeichnete solche Aktionen als praktische Felddienstübungen, um seiner Armee beizubringen, daß der angeblich unverwundbare Feind durchaus nicht so unverwundbar war.

Binnen einer Woche nach Andrejs Überfall in der Niska- und Zamenhofstraße, der das Signal zum Aufstand gab, hatten die Vereinigten Streitkräfte das Ghetto von allen Kollaborateuren gesäubert, den eigenen Kriegsschatz um Millionen bereichert, die Straßen unter ihre Kontrolle gebracht, Tonnen von Nahrungsmitteln beschlagnahmt, zwei große Zwangsarbeiterfabriken zerschlagen und die Arbeiter befreit.

Zwei große Aufgaben blieben noch zu bewältigen: der jüdische Ordnungsdienst, der angstschlotternd in seiner Kaserne saß, und der Judenrat.

Der reine Racheakt, die Beseitigung des Ordnungsdienstes, wurde zugunsten praktischer Erwägungen, die eine Abrechnung mit dem Judenrat verlangten, fallengelassen.

Beim Morgengrauen des 1. Februar 1943 wurde das ganze Gebäude des Judenrats von hundertfünfzig Männern und Frauen der Vereinigten Streitkräfte umzingelt. Simon Eden drückte die Türen ein und drang mit fünfzig weiteren Kämpfern in das Haus.

Aus Pressers Büro im dritten Stock beobachteten Boris Presser und sein Assistent Marinski die Ereignisse.

»Laufen Sie in den Vorraum hinaus«, befahl Presser rasch. »Halten Sie sie irgendwie auf. Sorgen Sie dafür, daß sie nicht hier hereinkommen.«

Presser setzte sich hinter seinen Schreibtisch und versuchte nachzudenken. Tag um Tag hatte er Rudolf Schreiker angerufen und ihm über das Wüten der Vereinigten Streitkräfte Bericht erstattet, über Totschlag auf offener Straße, Ermordungen, Plünderungen, Zwangsenteignungen. Boris war überzeugt, daß eine mörderische Vergeltung durch das »Korps Reinhard« die Folge sein mußte, aber ein Tag nach dem anderen verging, und nichts passierte.

Jeden Tag verkrochen sich seine Leute mit ihren Familien angstschlotternd im Gebäude des Judenrats und versuchten, ihn zu einer Entscheidung zu zwingen. Boris traf nicht gern Entscheidungen und ließ sich auch nicht gern in irgendwas verwickeln. Und diesem Talent, allem aus dem Weg zu gehen und sich zu drücken, hatte er seine Karriere zu verdanken. Die Deutschen hatten ihm immer gesagt, was er zu tun hätte. Und das tat er. Immer hatte er die gleiche Entschuldigung parat: Er hob verzweifelt die Hände und rief: »Was hätte ich denn tun können?«

Marinski stürmte ins Zimmer und schrie einige kaum verständliche, unzusammenhängende Worte. »Tun Sie doch was! Hindern Sie sie doch! Sie führen unsere Familien ab.«

»Hör auf zu brüllen. Brüllen nützt gar nichts. Geh hinaus und halte Eden auf, damit er nicht hier hereinkommt.«

Boris verschloß die Tür und rannte zum Telefon. Er versuchte zuerst Schreiker, dann die Polizei zu erreichen. Aber die Leitung war tot. Er drückte verzweifelt auf die Gabel. Nichts. Presser rieb sich seine dröhnenden Schläfen und trat zum Fenster. Frauen und Kinder, die Familien der Beamten des Judenrats, wurden mit vorgehaltenen Revolvern auf die Straße hinausgestoßen. Aus dem Vorzimmer des Büros ertönte plötzlich Lärm. Ein gebieterisches Klopfen an der Tür.

Er mußte sie irgendwie aufhalten . . . verzögern . . . Zeit gewinnen . . . mit ihnen reden, verhandeln . . .

Er schloß die Tür auf. Simon Eden stand vor ihm, schwarzäugig, großgewachsen, drahtig, bebend von Anspannung. Simon blickte auf den kleineren Mann herab, stieß die Tür weit auf und warf einen Rundblick in das Büro. Er betrat den Raum und warf die Tür ins Schloß, sodaß Marinski, der viel zu erschrocken war, um gegen die Entführung seiner Frau und seiner Tochter zu protestieren, draußen bleiben mußte.

Boris wich zurück und raffte seine letzten Willenskräfte zusammen, um sich in der Gewalt zu behalten und keine Furcht zu zeigen. »Ich protestiere gegen diese Demütigung des Judenrats«, sagte er, ohne verhindern zu können, daß seine Stimme bei diesen Worten bebte.

Simon beachtete ihn gar nicht; seine Augen blickten ihn beinahe gelangweilt an.

»Sie haben kein Recht, hier einzudringen und unsere Familien zu entführen. Sie haben kein Recht, uns wie Kollaborateure zu behandeln.« Boris fühlte nach allen Richtungen vor, um einen Ansatzpunkt zu einer Diskussion und Auseinandersetzung zu finden.

Simon ließ sich auf keine Debatte ein. »Die Geschichte wird über den Judenrat ihr Urteil sprechen«, erwiderte er trocken.

Vorsicht, sagte Presser zu sich selbst. Sei bloß vorsichtig, du darfst ihn nicht reizen. »Sie müssen doch einsehen«, sagte Boris, »daß ich persönlich nicht ermächtigt bin, Sie anzuerkennen.«

»Sie brauchen nur das anzuerkennen, was hier aus diesem Lauf herauskommt. Die Sache ist ganz einfach. Wir haben eure Familien; jetzt wollen wir eure Kasse.«

Schweißperlen sammelten sich auf Boris Pressers Oberlippe. Weigerte er sich, so gab er damit zu, tatsächlich nur eine Marionette der Deutschen zu sein, denn die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte waren jetzt zur einzig wirklichen Autorität im Ghetto geworden. Erkannte er Eden jedoch an,

würden ihn die Deutschen bei ihrer Rückkehr bestrafen. Boris saß in der Klemme. Er öffnete wohlwollend die Arme. »Aber Simon, Sie sind doch ein Mann, der den Aufbau einer Organisation kennt; infolgedessen wissen Sie doch ganz genau, daß ich über unsere sowieso ganz unbedeutenden Geldmittel keine Verfügungsgewalt besitze. Ich habe gar keine Möglichkeit, etwas Derartiges zu tun.«

»Dann finden Sie eine Möglichkeit«, unterbrach ihn Simon. »In einer Stunde werden wir drei Leichen auf der Schwelle dieses Gebäudes niederlegen. Eine davon wird ein Angehöriger ihrer eigenen Familie sein. Danach werden wir jede Stunde drei weitere Geiseln erschießen, so lange, bis Sie den Vereinigten Streitkräften zwei Millionen Zloty ausgehändigt haben werden.«

Marinski, der von draußen gelauscht hatte, stürzte herein. »So geben Sie ihm doch das verdammte Geld!«

Boris hätte ums Leben gern ein Glas Wasser getrunken, denn seine Kehle war völlig ausgetrocknet. Aber er wußte, daß er das Glas nicht heben konnte, ohne daß seine Hand gezittert und er das Wasser verschüttet hätte. »Ich muß das mit meinem Vorstand besprechen«, sagte Boris, indem er die Rolle des vernünftigen und zugänglichen Mannes weiterspielte. »Es handelt sich da um eine Menge sehr schwieriger Rechtsfragen. Verstehen Sie mich recht, ich bin überzeugt, daß sie gelöst werden können, aber das hier ist doch ein wenig plötzlich. Gestatten Sie, daß wir darüber beraten. Wir werden Ihnen eine geeignete Kompromißlösung vorschlagen.«

Simon Eden blickte in tiefstem Abscheu auf ihn herab. »Sie haben keine Wahl«, sagte er, und ehe Boris Presser noch etwas erwidern konnte, hatte Simon den Raum verlassen.

Eine Stunde später wurden Simon zwei Millionen Zloty ausgehändigt. Die Hälfte stammte aus der ausgeräumten Kasse; die andere Hälfte war als Lösegeld aus persönlichen Barvermögen konfisziert worden.

»Ich war eigentlich dafür, Sie zusammen mit Pjotr Warsinski am Stawkitor abzuladen«, sagte Simon völlig unbewegt, »aber Alexander Brandel ist ein Träumer. Er glaubt an die poetische Gerechtigkeit, die darin besteht, Sie und Ihre Leute zu zwingen, sich Löcher in die Erde zu graben und wie Ratten zu leben . . . genauso wie wir anderen es getan haben.«

Die jüdischen Kämpfer ließen die Geiseln frei. Mit Boris Pressers Schritt war der Judenrat für die Deutschen nutzlos und unbrauchbar geworden. Presser und die übrigen, die den Deutschen als Botenjungen gedient hatten, wurden laufen gelassen, verachtet sowohl von ihrem eigenen Volk als auch vom Feind. Keiner von beiden wollte noch etwas mit ihnen zu tun haben.

Am nächsten Morgen wurden an den Eingangstüren des verlassenen Judenratgebäudes große Plakate angenagelt, und die gleichen Plakate erschienen auf allen Hausmauern im ganzen Ghetto.

ACHTUNG!
DER JUDENRAT IST VOM HEUTIGEN TAG, DEM 1. FEBRUAR 1943 AB, AUFGELÖST. DAS GHETTO UNTERSTEHT DER ALLEINIGEN UND UNEINGESCHRÄNKTEN AUTORITÄT DER VEREINIGTEN JÜDISCHEN STREITKRÄFTE. ALLEN BE-

FEHLEN IST OHNE VORBEHALTE ODER EINSCHRÄNKUNGEN GEHORSAM ZU LEISTEN.

VEREINIGTE JÜDISCHE STREITKRÄFTE
GEZ. ATLAS, KOMMANDEUR
JAN, STELLVERTRETENDER KOMMANDEUR

VIII

Tagebucheintragung

Der Davidstern flattert über dem Warschauer Ghetto!

Am 2. Februar 1943 ergab sich die deutsche Sechste Armee bei Stalingrad. Zum erstenmal haben wir das Gefühl, daß Deutschland den Krieg verlieren wird. Aber wie rasch werden die Fluten zurückweichen?

Keiner von uns ist so töricht, zu glauben, daß wir noch die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina erleben werden. Aber wir haben wenigstens die große Fanfare unserer Rückkehr ertönen lassen. Zum erstenmal während nahezu zweitausend Jahren unserer Diaspora beherrscht eine jüdische Armee ein Stück jüdischen Gebietes. Unsere »Nation« umfaßt zwar nur einige Häuserblocks, und wir sind uns auch völlig darüber im klaren, daß wir sie nicht lange werden halten können, aber, wie Tolek Altermann sagt: »Dies ist lebendiger Zionismus.« Was später immer auch geschehen mag: In diesem jetzigen Augenblick sind wir hier im Ghetto von Warschau ein stolzes und freies Volk.

Die erste »Hauptstadt« unseres »jüdischen Staates« ist das Haus Mila 18. Ich will es hier kurz beschreiben. Wir haben sechs Haupträume. Sie sind nach den sechs polnischen Vernichtungslagern benannt. Die Räume Belzec *und* Auschwitz *nehmen hundertzwanzig Kämpfer aus zwei Truppen auf, eine von den Bundisten und eine von den Batyranern. Diese Gruppe steht unter Andrejs persönlichem Befehl (zusätzlich zu seinen anderen Pflichten).*

Majdanek *ist der Raum, der entlang dem Kanal verläuft. Die Vereinigten Streitkräfte haben beschlossen, diesen Raum (und mehrere andere an verschiedenen Stellen des Ghettos) für Kinder zu reservieren, und zwar für so viele, wie wir nur aufnehmen und versorgen können. Wir haben vierzig Kinder zusammengebracht. Vor der Fortführung der Waisenfürsorge- und Selbsthilfetradition hat nichts anderes Vorrang. Sobald wir diese Kinder auf der »arischen« Seite unterbringen können, suchen wir nach anderen und holen sie in* unser *Majadanek. Rachel Bronski wohnt zwar im Franciskanskabunker (unter Wolfs Befehl. – Ich bin sehr stolz auf ihn. Sich vorzustellen, daß mein Sohn zu einem solchen Soldaten und einer solchen Führerpersönlichkeit geworden ist!), verwendet aber sehr viel Zeit für dieses Kinderunternehmen. Wir halten ein festes Programm mit Schulunterricht und Spielstunden aufrecht. Des Nachts können die Kinder hinausgehen, um Bewegung zu machen und frische Luft zu schöpfen. Ich bete zu Gott, daß wenigstens einige von ihnen überleben. Sie sind unser Vermächtnis an die Zukunft.*

Im Raum Treblinka befinden sich die Lebensmittelvorräte. Dort ist das Krankenhaus der zentralen Befehlsstelle (zwei Ärzte, vier Krankenschwestern) untergebracht. Im Raum Sobibor *leben die Angehörigen der Kämpfer und die wenigen Intellektuellen, die wir retten konnten. Eine Handvoll Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler, Theologen, Historiker und Lehrer. Sie sind die letzten Stimmen unserer zum Sterben verurteilten Kultur.*

Der Raum Chelmno *ist das Waffenlager und die Munitionsfabrik. Julius Schloßberg und ein Dutzend Arbeiter stellen darin Brandbomben und Granaten her und bewahren sie hier auf. (Reguläre Waffen wie etwa Pistolen und Gewehre sind so knapp wie je zuvor.)*

Im zweiten Korridor befinden sich ein paar zellenartige Räume, die zum Gedenken an die kleineren Lager deren Namen tragen.

Stutthof *ist ein kleiner Raum, in dem sich das Aggregat für die Stromversorgung befindet.* Poniatow *enthält das Büro und die Quartiere von Simon, Andrej, Tolek und Christopher de Monti,* Stutthof *zwei Schlafpritschen für den diensttuenden Funker und den Telefonisten.* Trawniki *ist eine winzige Zelle, in der Rabbi Salomon wohnt. Er ist jetzt der letzte Rabbiner, der im Ghetto noch übriggeblieben ist. Pater Jakub erzählt mir, daß die Kirche Rabbi Nachum versteckt hält, vermutlich, um ihn als ein historisches Relikt aufzubewahren. Im Raum* Dachau *wohnen Moritz und Scheina Katz und schließlich Sylvia und ich selbst. (Was für bevorrechtete Leute wir doch sind!)*

Unsere Gesamtzahl wechselt, aber zweihundertzwanzig Personen ist die äußerste Grenze. Wir könnten nicht einen Menschen mehr aufnehmen, selbst wenn er stehend schliefe. Dank der erfinderischen Ingenieurarbeit, die Moritz, des Naschers ehemalige Bande geleistet hat, ist die Zufuhr von frischer Luft durch die Luftklappen gar nicht so übel. Wir verwenden das Aggregat zur Stromerzeugung nur sehr sparsam. Benzin ist sehr schwer zu beschaffen und wird für die Flaschenbrandbomben gebraucht. Zumeist verwenden wir Kerzen. Aber Kerzen verbrennen den bei uns im Bunker so knappen Sauerstoff.

Mila 18 hat sechs Eingänge: die Kanalisation durch das Kinderzimmer, einen verschiebbaren Ofen in dem Haus darüber und vier Tunnels, die in verschiedenen Richtungen verlaufen und jeweils etwa fünfundvierzig Meter von der Mila 18 entfernt betreten werden können.

Unsere Truppe nimmt an Stärke leider kaum zu. Nur wenige der im Ghetto Verbliebenen sind kampffähig. Außerdem sind Waffen knapper als je zuvor. Unsere Streitkräfte, zusammen mit den drei Gruppen der Revisionisten in der Nalewki 37 (Jabotinski, Chajal und Trumpeldor), belaufen sich auf insgesamt sechshundert Mann. Nicht einmal jeder dritte davon hat eine Feuerwaffe. Die Aktionen der letzten Wochen haben unsere geringen Munitionsvorräte bedenklich in Anspruch genommen. Im Durchschnitt haben wir weniger als zehn Schuß Munition pro Waffe.

Unser »Zeugmeister« Moritz, der Nascher hat gestern seine erste große Erwerbung gemacht – mehrere hundert Paar Schaftstiefel. Die gleichen Schaftstiefel, die so lange ein Symbol für die deutsche Unterdrückung waren, sind jetzt zum Symbol unseres Widerstandes geworden. In Polen tragen heutzutage nur starke Männer hohe Stiefel. Simon wußte nur zu gut, daß die Schaftstiefel einen wichtigen Faktor zur Aufrechterhaltung unseres Kampfgeistes darstellen würden.

Die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte sind gegenwärtig mit drei wichtigen Aufgaben beschäftigt. Ein Drittel leistet Wachdienst auf den Dächern und unternimmt Patrouillengänge. Das zweite Drittel baut die unterirdischen Bunker aus, während sich das letzte Drittel mit der militärischen Ausbildung beschäftigt. Die Befehlshaber (Eden, Androfski, Roden und zuweilen auch Ben Chorin) haben ein System der Dächerkämpfe ausgearbeitet, das im wesentlichen auf der Taktik von Überfällen aus dem Hinterhalt basiert. Jede Kampfeinheit hat ihre Ausweichbunker, sodaß wir unsere Stellungen unablässig wechseln können. Das wichtigste ist der weitere Aufbau eines Systems von geschulten Meldegängern, um die Verbindungen intakt zu halten. Zur Ausbildung haben wir zwar mehrere Tage lang Scheinkämpfe geführt, aber die Hauptfrage wartet noch auf ihre Antwort, nämlich: Kann dieser bunt zusammengewürfelte Haufen mit seinen wenigen Waffen, unter Feuer die Disziplin einer Truppe halten? Besitzen diese unausgebildeten Soldaten genug individuellen Mut und die Fähigkeit, wirklichen Eindruck auf die größte Militärmacht zu machen, welche die Welt je gekannt hat?

Auch nur eine Woche auszuhalten, erscheint unmöglich. Dennoch herrscht eine unverkennbar optimistische Stimmung. Der Kampfgeist ist ausgezeichnet. Unter der überlebenden Bevölkerung ist ein Gefühl der Würde entstanden, das ansteckend wirkt.

Wir erwarten den Feind. Wir wissen, daß dieser Kampf um die Freiheit vollkommen hoffnungslos ist. Aber hört der Kampf um die Freiheit denn jemals wirklich auf? Andrej hat recht. Alles, was uns geblieben ist, ist unsere Ehre und die historische Pflicht, in diesem Augenblick unsere Schlacht zu schlagen.

ALEXANDER BRANDEL

In der Mila 18 war eine geheime Gegensprechanlage installiert worden, die durch die Kanalisation direkt zu den anderen Befehlsstellen lief und die die Verbindung mit Wolf Brandels Kommando im Franciskanskabunker und Rodels Kommando unter der Konvertitenkirche herstellte. Ein halbes Dutzend Telefone, die sich hauptsächlich in den eroberten deutschen Fabriken befanden, sowie der Schwachstromsender wurden gelegentlich dazu verwendet, die Verbindung mit der Welt jenseits der Mauer aufzunehmen.

Tolek Altermann döste auf seiner Pritsche neben dem Telefon im Dienstzimmer des Befehlshabers in der Zelle *Poniatow*.

Das Telefon läutete. Tolek setzte sich auf. Seitdem er nicht mehr auf die »arische« Seite hinüberging, hatte er sich das Haar wieder lang wachsen lassen. Er strich es sich aus den Augen und griff nach dem Hörer.

»Jerusalem«, sagte er. »Hier Roberto.«

»Hallo, Roberto. Hier Tolstoy in Ber Scheba.« Tolek erkannte Rodels dröhnende Stimme. »Ich möchte Atlas sprechen.«

Andrej, der hinter Tolek stand, ging rasch den Korridor hinab in den Raum *Chelmno*, in dem sich Simon mit den Plänen zu einer Mazzaknödelmine plagte, die von Julius Schloßberg entworfen worden waren.

»Telefon«, sagte er. »Rodel.«

»Hallo Ber Scheba. Hier Atlas in Jerusalem.«

»Hallo Atlas. Hier Tolstoy in Ber Scheba. Meine Engel sehen die

Rheinjungfern und ihre Schwäne in Stalingrad. Tausend Flaschen. Es sieht aus, als ob sie durch das Rote Meer kommen.«

»Trinkt keinen Wein, außer wenn er euch angeboten wird.«

»Schalom.«

»Schalom.«

Simon legte den Hörer nieder und blickte auf Tolek und Andrej.

»Ich habe es gehört«, sagte Andrej. Er begab sich rasch in die Räume *Belzec* und *Auschwitz,* um Alarm zu geben. »Also los, gehen wir! Auf die Dächer!«

Die Kämpfer griffen nach ihren Waffen und drängten sich um die Leiter, die durch den Ofen in die Mila 18 hinaufführte.

»Vorwärts, vorwärts!« befahl Andrej.

Alexander Brandel stolperte, offenbar aus tiefem Schlaf aufgestört, aus seiner Zelle heraus. »Eine Übung, Andrej?«

»Keine Übung. Sie kommen.«

»Meldegänger!« brüllte Simon Eden.

Ein Dutzend flinker, waghalsiger halbwüchsiger Buben drängte sich um die Eingangstür von *Poniatow.* Simon ragte hoch über sie hinaus. »Die Deutschen sammeln sich mit ihren Hilfstruppen vor ihren Kasernen. Wir nehmen an, daß sie durch das Zelaznator kommen werden. Tausend Mann. Verständigt sofort alle Truppen. Höchste Alarmbereitschaft. Nicht schießen, außer wenn auf uns gefeuert wird. Los, lauft!«

Die Ghettoratten sprangen durch die sechs Ausgänge davon, um die verstreuten Bunker zu verständigen.

Andrej blickte den letzten seiner Leute nach, wie sie die Leiter hinauf zu dem Ofen im Oberstock kletterten. Stephan, Andrejs persönlicher Meldegänger, folgte seinem Onkel, als sei er an ihn angeleimt. Andrej steckte den Kopf in die Tür des Raumes *Poniatow.* Simon hatte Angst. Andrej versetzte ihm einen harten Schlag auf die Schulter. »Wir werden so lange nicht schießen, bis wir nicht ihren Atem riechen können. Mach dir keine Sorgen.«

»Wir werden es bald heraushaben«, erwiderte Simon. »Ich wollte, ich könnte mit dir dort oben sein.«

Andrej zuckte die Achseln. »Das ist nun einmal das Schicksal eines Befehlshabers«, sagte er und war schon draußen, während ihm Stephan auf den Fersen folgte.

Tolek rannte den Tunnel hinauf und hinunter. »Stellt das Aggregat ab! Höchster Alarmzustand! Debora, halt die Kinder ruhig. Rabbi, ich muß Sie bitten, bei ihrem Gebet völlig lautlos zu sein. Moritz, das Kartenspiel ist vorläufig aus. Und Mund halten, alle! Absolute Ruhe!«

Adam Blumenfeld, der das Radio bediente, schaltete den Empfänger auf die Batterie um, während das Aggregat zum Stillstand kam und die Lichter ausgingen.

»Piep . . . piep . . . piep . . . piep . . .«, hörte er in seinem Kopfhörer. Er nahm die Kopfhörer ab und rief in die Dunkelheit hinaus.

»Bist du da, Simon?«

»Ja, ich bin hier.«

»Funkbestätigung. Die Deutschen rücken aus.«

»Piep . . piep . . . piep . . . piep . . .«, warnte der transportable Sender von der »arischen« Seite her.

Simon zündete ein Streichholz an und fand die Kerze auf dem Tisch. Er drehte die Telefonkurbel.

»Haifa . . . Hallo, Haifa.«

»Hier ist Atlas in Jerusalem. Gebt mir den Schachmeister.«

»Hier Schachmeister«, antwortete Wolf Brandel aus dem Franciskanskabunker.

»Die Rheinjungfern und ihre Schwäne sind in Stalingrad. Tausend Flaschen. Sie kommen durch das Rote Meer. Trinkt keinen Wein, außer er wird euch angeboten.«

»Junge, Junge!«

Simon legte den Hörer auf. Im schwachen Schimmer der Kerze konnte er Alex und Tolek erkennen. Jetzt kam des Befehlshabers qualvollster Augenblick. Das Warten in der Dunkelheit. Jetzt kam die Probe aufs Exempel. Es herrschte Totenstille. Sogar Rabbi Salomons endlose Gebete verloren sich in einer lautlosen Bewegung der Lippen.

Die Meldegänger aus der Mila 18 sausten von Deckung zu Deckung, quer über leere Hinterhöfe, über Dächer, durch die Abwässer der Kanalisation, um die Kampfgruppen zu verständigen. In geisterhafter Stille rückten die Einheiten in ihre Kampfstellungen, hinter Fenster, auf Dächer, in Abwässerrohre. Alles war so, als ob es nur eine Übung wäre.

Auf den Straßen herrschte eine Stille wie auf der Oberfläche des Mondes. Ein plötzlicher Windstoß ließ einige Federn von den Dächern herabflattern. Verborgene Augen spähten in die hauchdünne Stille.

Der dumpfe Marschtritt von Stiefelabsätzen auf dem Kopfsteinpflaster. Die Deutschen hatten sich in Bewegung gesetzt.

Die SS-Posten am Zelaznator, die sich hinter Maschinengewehrnestern verschanzt hatten, sprangen aus ihrer Deckung hervor, um das Stacheldrahtgitter zu entfernen, das den Eingang versperrte.

Rodel blickte aus dem Fenster der Uniformfabrik auf den Holzzaun hinaus, an dem die schwarzuniformierten Marschierenden mit den abgehackten Bewegungen eines immer langsamer laufenden Films vorbeiflimmerten. Die ungestiefelten Hilfstrupps traten weniger geräuschvoll auf. Rodel beobachtete sie genau. Er biß die Zähne zusammen. Immer mehr und mehr kamen vorüber.

»Hallo, Ber Scheba«, telefonierte Rodel seinem Bunker hinüber.

»Hier Tolstoy. Verständigt Jerusalem, daß die Rheinjungfern und ihre Schwäne an dem Land Goschen vorübergezogen sind. Brunhilde führt an. Sie ziehen den Jordan hinauf.«

Andrej Androfski blickte über die Dächer hinweg auf seine verstreuten Kämpfer und vergewisserte sich, daß alle richtig postiert waren. Nachdem sie einmal auf den Dächern waren, konnte die zentrale Befehlsstelle ihre Truppen durch Signale in Verbindung halten, die von Dach zu Dach weitergegeben wurden. Eine Meldung von Anna Grünspans Einheit, daß die Deutschen die Zamenhofstraße hinaufmarschierten, traf beinahe im selben Augenblick ein, als Rodels Befehlsstelle die gleiche Information an Simon Eden telefonierte.

Andrej, dem Stephan hart auf den Fersen blieb, kroch auf dem Bauch über die Dächer zur Ecke oberhalb der Kreuzung der Mila- und Zamenhofstraße. Er krümmte sich in eine Stellung, aus der er die Zamenhofstraße durch seinen Feldstecher beobachten konnte.

Andrej brummte sich selbst etwas zu und stellte seinen Feldstecher genauer ein. »Brunhilde persönlich. Sturmbannführer Stutze. Das ist aber fein.«

Jetzt konnte er sie bereits hören. Ihre Stiefelabsätze knallten auf das Pflaster, und das Echo tönte aus den leeren Höhlen der Häuser zurück.

»Halt!«

Die SS, die Wehrmachteinheiten und die Hilfstruppen traten aus ihren Reihen und zerstreuten sich an der Ecke der Zamenhof- und Gensiastraße, direkt unter den Augen und Gewehrmündungen von Anna Grünspans Kampfeinheit.

Der Feind war kaum drei Häuserblocks entfernt. Andrej veränderte seine Stellung und riskierte etwas weniger Deckung, um bessere Sicht zu gewinnen. Er sah, wie die Deutschen das Gebäude des Judenrats und die Kaserne des Ordnungsdienstes umzingelten. SS-Leute brachen gewaltsam in den verlassenen Bau des Judenrats ein. Einige Minuten später sah Andrej, wie mitten in der Zamenhofstraße eine wirre und aufgeregte Stabsbesprechung stattfand. Stutze fuchtelte herum, tobte und schimpfte.

»Nanu, was ist denn das?« flüsterte Andrej.

Zum erstenmal, seitdem sie schreckerfüllt in ihre Kaserne gejagt worden waren, erschienen die jüdischen Polizisten wieder auf der Straße, diesmal aber marschierten sie vor Wehrmachtsbajonetten daher. Mehrere Ordnungsdienstler, offensichtlich Offiziere, wurden aus der Herde herausgezerrt und mit Schlägen in das Gebäude des Judenrats hineingetrieben.

Dann erschütterten Schüsse aus Maschinenpistolen die Luft.

»Meldegänger!« rief Andrej. Stephan kroch zu ihm heran.

»Meldung an Simon. Die Deutschen verhaften den Ordnungsdienst. Einige seiner Anführer werden im Gebäude des Judenrats erschossen. Anscheinend wissen die Deutschen noch nicht, daß der Judenrat abgedankt hat. Wir können annehmen, daß die Deutschen die Männer des jüdischen Ordnungsdienstes direkt die Zamenhofstraße hinauf zum Stawkitor und zum Umschlagplatz führen werden. Wir brauche neue Weisungen.«

Stephan wiederholte die Meldung, rutschte dann das kurze Stück Dach hinunter zu dem Oberlicht der Mila 18, durch die Klappe hindurch und die Treppen zum Bunker hinunter. Er traf im selben Augenblick ein wie Anna Grünspans Meldegänger mit der gleichlautenden Meldung.

Simon blickte auf Tolek und Alex.

»Andrej verlangt Weisungen«, sagte Stephan.

Die Deutschen würden den Ordnungsdienst also direkt unter der Nase von Andrejs gesamten Truppen und den Gewehren einer Einheit von Wolfs Kämpfern in der Nähe des Stawkitores abführen. Tausend Deutsche befanden sich auf offener Straße. Wie Zielscheiben in einer Schießbude. Man brauchte sie nur der Reihe nach abzuknallen. Aber sollte der Aufstand damit beginnen, jüdische Verräter zu retten? Wäre es nicht ein Akt der poetischen und historischen Gerechtigkeit, diese Vampire genauso zum Umschlagplatz marschieren zu lassen, wie sie selbst ihr eigenes Fleisch und Blut zum Umschlagplatz geführt hatten? Ein Aufruhr, der diesen Lumpenkerlen eine Chance gab, davonzurennen und sich zu verstecken, würde die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte lediglich um ihre letzte Munition bringen.

Der Befehlshaber mußte entscheiden! Ach, allmächtiger Gott, wenn Andrej nur hier wäre, um mir fest auf den Rücken zu schlagen. Tolek und Alex beobachteten ihn in dem trüben Licht genau. Simon schöpfte einmal tief Atem, dann nochmals. Die Deutschen saßen in einer Falle; wer wußte, ob man ihr jemals wieder so habhaft werden konnte? Aber brauchte es nicht genauso viel Mut zu dem Beschluß, sie aus dem Ghetto wieder abziehen zu lassen, und den Kämpfern noch einen Tag, noch eine Woche, vielleicht sogar zehn Tage Zeit zu geben, um sich mehr Munition zu beschaffen.

»Sag Andrej . . . er soll absolute, strengste Disziplin halten. Laßt sie abziehen.« Er drehte die Kurbel des Telefons, um seinen Beschluß zu bestätigen und sich selbst zu sichern. »Hier Atlas in Jerusalem. Die Rheinjungfern sind am Platz des Herodes und führen Kora und Absalom nach Ägypten. Laßt sie ziehen.«

Im Bunker der Revisionisten in der Nalewki 37 sah sich Samson Ben Chorin dem Kommandeur seiner Chajaleinheit gegenüber, die auf den Dächern über der Zamenhofstraße in der Nähe von Anna Grünspans Einheit verteilt war. Emanuel, der Chajaloffizier, schnarrte Ben Chorin wutschnaubend an.

»Wir werden sie nicht abziehen lassen!«

Samson Ben Chorin strich sich den neugewachsenen Bart. Der Bart machte ihm Vergnügen. Der Verbindungsmeldegänger aus Edens Hauptquartier blickte von Ben Chorin auf den Offizier.

»Wir sind nicht verpflichtet, Befehle von Eden zu befolgen«, erklärte der Offizier.

»Aber Sie sind verpflichtet, meine Befehle auszuführen«, antwortete Ben Chorin. »Zufällig sind die beiden Befehle identisch. Laßt die Deutschen durch.«

Emanuel war außer sich vor Wut. »Aber die Deutschen sitzen in der Falle!«

Ben Chorin zuckte nur die Achseln.

»Sie sind ja nur ein Lakai der Arbeiterzionisten«, rief Emanuel.

Ben Chorin wurde zornig. »Ich werde Sie sofort Ihres Befehls entheben, wenn Sie nicht gehorchen können«, drohte er dem Widerspenstigen.

Emanuel kochte innerlich, brummte beleidigt vor sich hin, beruhigte sich dann aber und kehrte schließlich auf seinen Posten zurück, höchst unglücklich darüber, daß sich Ben Chorin die gleiche Einstellung zu eigen gemacht hatte wie die Vereinigten Streitkräfte.

Wieder hallten die Marschtritte der Deutschen.

Andrej kroch so dicht an den Dachrand heran, wie er es nur wagen konnte. Er warf einen prüfenden Blick über seine Leute. Ihre Waffen lagen fest in ihren gespannten, schwitzenden Händen. Schwarze Augen blitzten aus versteckten Ecken. Andrej hob die geballte Faust in die Luft. Es war das Signal »Stillhalten. Nicht feuern.«

Unter ihm auf der Straße führten die Deutschen den jüdischen Ordnungsdienst zum Umschlagplatz und nach Treblinka.

Andrej leckte sich die Lippen. Er richtete seine Maschinenpistole auf Sieghold Stutze und zielte direkt auf dessen Herz. »Ach«, flüsterte er sich zu, »was für eine entzückende, wunderbare Zielscheibe du dort unten

doch bist, so voll von schönem, dickflüssigem syphilitischem Blut.« Er biß die Zähne zusammen und nahm seinen juckenden, zuckenden Finger vom Abzugshahn weg.

Die Kämpfer auf den Dächern über der Zamhofstraßen blickten auf ihre Quäler hinab. Es kostete sie äußerste Selbstbeherrschung, ihrer Wut nicht freien Lauf zu lassen.

»Seht euch nur diesen saftigen Österreicher an. Ach, mein guter Stutze, wirst du mir jemals wieder so herrlich vor die Knarre kommen?« flüsterte Andrej zu sich selbst. »Was für ein gottverfluchter Scheißkrieg!«

»Hallo, Jerusalem«, sagte Wolf Brandel. »Der Engel vom Libanon meldet uns, daß die Rheinjungfrauen Kora und Absalom nach Ägypten geführt haben. Sie steigen gerade in den Zug zur Hölle. Die Luft ist rein.«

Während die Nachhut der deutschen Truppen durch das Stawkitor verschwand, lockerten sich die Hände, die die Gewehre, die Granaten und die Flaschenbomben gehalten hatten, und die von der äußersten Anspannung erschöpften Leute sackten zusammen.

Signalfähnchen erschienen und winkten von Dach zu Fenster, von Fenster zu Dach und zur Straße. Meldegänger sausten in alle Richtungen davon. »Die Luft ist rein.«

Das Aggregat in der Mila 18 spuckte zwar ein paarmal, lief dann aber gleich wieder an. Das elektrische Licht flammte auf und brannte aufs neue. Die Kinder im Raum *Majdanek,* die rings um Debora dicht nebeneinander auf dem Fußboden lagen, nahmen ihr Lesespiel wieder auf. Rabbi Salomon konnte die Stimme beim Gebet wieder erheben, Moritz, der Nascher hob die Karten zu einer neuen Runde Sechsundsechzig ab, und Alexander setzte seine Eintragung in das Tagebuch fort.

Simon Eden hatte sich vor Erschöpfung über den Tisch fallen lassen. Andrej kam herein und schlug ihn fest auf den Rücken. »Meine Güte, Simon! Habe ich diesen syphilitischen Österreicher direkt im Visier gehabt! Ich kann dir sagen, mir hat vom Kopf bis zu den Zehen alles weh getan, daß ich ihm den Schädel nicht herunterknallen durfte. Was für eine Disziplin! Nicht ein Wispern da oben! Nicht das geringste Zeichen. Stutze hat nicht eine Sekunde lang auch nur ahnen können, daß er direkt unter unseren Gewehrläufen stand! Simon! Simon! Bei Gott, wir haben tatsächlich eine richtige Armee!«

Simon nickte schwach.

»Und weißt du was«, flüsterte Andrej zuversichtlich. »Ich wette mir dir um mein ganzes Hab und Gut, daß wir uns eine Woche lang gegen sie halten können.«

IX

Als Oberführer Funk in Berlin eintraf, bereute er, daß er es Horst von Epp gestattet hatte, sein ganzes Denken durcheinanderzubringen. Eigentlich war es haarsträubend, eine ganz neue Taktik für die Beseitigung des Ghettos vorzuschlagen. Er hätte seinem Befehl folgen und sofort am Tag nach dem Banditenüberfall vom 18. Januar mit einer schwerbewaffneten Truppe ins Ghetto zurückkehren sollen. Aber jetzt war es dafür zu

spät. Er hatte keine Wahl. Als Funk von Epps Plan zur Befriedung der Juden vorlegte, mußte er zu seinem Verdruß feststellen, daß Himmler diese Idee glänzend fand. Ja Funk fand eine so gute Aufnahme, daß er das ganze Verdienst für die neue Theorie für sich selbst in Anspruch nahm.

In Berlin tauchten an allen Ecken und Enden Probleme auf. Der Schock der Katastrophe von Stalingrad hatte das Ansehen des Oberkommandos der Wehrmacht, die sich jetzt im Winter einer gewaltigen russischen Gegenoffensive gegenübersah, stark erschüttert.

In Nordafrika lag Rommels großartiges Afrikakorps in verzweifeltem Kampf mit den immer stärker werdenden alliierten Streitkräften. Hier schien sich eine zweite Katastrophe anzubahnen.

Italien war militärisch so gut wie impotent. Man konnte es geradezu riechen, daß Italien im Begriff war, auch politisch abtrünnig zu werden.

Die Luftwaffe hatte bei ihrem Auftrag, den Kampfgeist der zäh verbissenen Engländer niederzuwerfen, versagt, und jetzt war ganz England im Begriff, in ein einziges riesiges Flugfeld verwandelt zu werden, um den Deutschen ihre Bomben mit Zinsen und Zinseszinsen zurückzuzahlen.

Im Stillen Ozean hatten sich die Amerikaner die Initiative zurückerobert. Eine Insel nach der anderen rissen sie an sich. Die Japaner, die überzeugt gewesen waren, daß die amerikanischen Truppen unmöglich durchhalten konnten, hatten vergessen, die hervorragende Tapferkeit des amerikanischen Marinekorps in ihre Rechnung einzusetzen.

Im ganzen deutschen Einflußbereich konnte man das unruhige Erwachen der Besiegten spüren. Trotz brutaler Vergeltungsmaßnahmen gegenüber jeder unterirdischen Betätigung wurden die geheimen Armeen immer stärker. Jugoslawien hatte sogar eine Streitmacht zusammenzuziehen vermocht, die schlagkräftig genug war, um deutsche Divisionen, die an der Ostfront dringend benötigt wurden, zu binden. Die Überwachung der Griechen und Polen beanspruchte Mannschaften und Waffen, die anderwärts viel notwendiger gebraucht wurden.

In nicht viel geringerem Maß flammten Sabotage, Morde und Widerstandsakte jeglicher Art in allen Teilen des von den Deutschen besetzten Europa auf: von Prag bis Kopenhagen, Oslo, Amsterdam und Brüssel. Im einzelnen waren es zwar nur Nadelstiche, doch viele kleine Stiche können auch eine große und schmerzhafte Schwellung verursachen. Sogar in Norditalien bildete sich ein Heer von Partisanen.

Die Unmenschlichkeit, die sich bisher für unbesiegbar gehalten hatte, war zum erstenmal gestolpert und gestürzt. Indes sich Deutschland benommen wieder auf die Füße stellte, sah es sich zur Neueinschätzung seines Gegners genötigt. Den Deutschen war nicht mehr wohl in ihrer Haut. Das bisherige verachtungsvolle Lächeln war ihnen von den Lippen gewichen. Das Land hatte den Krieg zum erstenmal zu spüren bekommen.

Als Funk in der Abteilung IV B4 des Reichssicherheitshauptamtes Adolf Eichmann aufsuchte, konnte er feststellen, daß Eichmann zwar noch immer mit ungewöhnlicher Beflissenheit damit beschäftigt war, die Juden zusammenzutreiben, aber fast überall mit dem Kopf gegen eine Mauer stieß. Finnland trotzte unumwunden dem deutschen Befehl, seine Juden auszuliefern, und drohte, es werde notfalls die finnische Armee

einsetzen, um sie zu schützen. Eine zweite glatte Weigerung war aus Bulgarien gekommen. Die dritte aus Dänemark. König Christian von Dänemark hatte den deutschen Befehl, daß Juden den Davidstern zu tragen hätten, damit beantwortet, daß er als erster das Abzeichen selbst anlegte und alle Dänen anwies, seinem Beispiel zu folgen, um der Welt so zu zeigen, daß ein Däne genau war wie der andere.

In Frankreich, Belgien und Holland wurden die Juden in Klöstern und auf Dachböden versteckt. Sogar die Rumänen machten den Deutschen Schwierigkeiten und drückten sich; wegen der Judenfrage hatte sich das Land in zwei Lager gespalten. Italien lehnte es ebenfalls ab, sich an dem Massenmord zu beteiligen.

Obgleich es Eichmanns Agenten in den meisten Fällen gelang, die Juden durch Tricks, Täuschungsmanöver, Drohungen und Gewaltmaßnahmen herauszuholen, wurden sie in Westeuropa doch nirgends für den Preis zusätzlicher Lebensmittelrationen zum »Verkauf« angeboten wie in Polen, der Ukraine und dem Baltikum.

Funk traf in Berlin ein, als man notgedrungen eben eine schmerzhafte Neueinschätzung der Lage vornahm. Himmler, Kaltenbrunner, Eichmann und alle diejenigen, die am stärksten an der »Endlösung« interessiert waren, stimmten durchwegs der Auffassung zu, das Warschauer Ghetto, das größte Wahrzeichen des europäischen Judentums, still und ohne Aufsehen zu beseitigen. Das Eingeständnis, daß Juden zu kämpfen imstande seien, wäre für Berlin auch ein zu schrecklicher Propagandarückschlag gewesen. Noch weit schlimmer aber wäre es, wenn gerade die Juden den *ersten* Aufstand gegen die Nazis ins Werk setzten; das konnte leicht eine Kettenreaktion bei allen Untergrundbewegungen auslösen.

Alfred Funk kehrte nach Warschau nur zurück, um dem Regierungskommissar Rudolf Schreiker die Aufgabe der friedlichen Liquidation des Ghettos zu übertragen und reiste sofort nach Dänemark weiter, wo eine freche Untergrundorganisation im Begriff war, das Eisenbahnnetz zu Kleinholz zu hacken und britische Bombenflugzeuge in das Land zu geleiten. Dänemark, dieses Symbol des »kleinen arischen Bruders«, benahm sich sehr schlecht.

Während des ganzen Monats Februar 1943 mühte sich Rudolf Schreiker ungeschickt mit fruchtlosen Versuchen ab, die vierzigtausend Überlebenden aus dem Ghetto herauszuholen. Bei den Vereinigten Jüdischen Streitkräften galt der Dauerbefehl, daß jeder, der sich freiwillig zur Deportation melden oder versuchen würde, auf deutsche Veranlassung oder unter deutschem Schutz das Ghetto zu verlassen, sofort zu erschießen war.

Einer kleinen Anzahl von Deutschen erlaubten es die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte, das Ghetto unbelästigt zu betreten. Schreikers Abgesandte gingen in die Fabriken und versuchten, die Leute zur »Arbeitsversetzung« zu überreden, indem sie ihnen in Poniatow oder Trawniki gute Arbeitsbedingungen garantierten. Zur Bekräftigung seiner guten Absichten ließ Schreiker einige Lebensmittel und Medikamente ins Ghetto bringen.

Einige prominente Juden, die in Warschau im Gefängnis saßen, wurden ins Ghetto geschickt, um einen neuen Judenrat zu bilden, der die Aufgabe hatte, Schulen und Krankenhäuser einzurichten und das kulturelle Leben wieder in Gang zu setzen.

Doch niemand rührte sich aus seinem Versteck.

Nach einer Woche wurde es Schreiker klar, daß der neue Judenrat völlig machtlos war; in seiner Wut über den eigenen Mißgriff ließ er die Männer vor dem Gebäude des Judenrats erschießen.

Die Zeitungen und der Rundfunk beklagten sich über den Mangel an jüdischer Mitwirkung bei der »Umsiedlung anständiger und ehrlicher Arbeitskräfte«. Dem polnischen Volk wurde erklärt, das Benehmen der Juden trage die Schuld an dem polnischen Unglück, denn wenn sich die Juden zu ehrlicher und anständiger Arbeit gemeldet hätten, würde man dazu keine Polen brauchen. Das war eine »Logik«, die den Polen ohne weiteres einleuchtete.

Simon Eden hatte das eine, das er vor allen Dingen am meisten gebraucht hatte – Zeit. Er hatte Zeit gewinnen wollen, als er stillgehalten und nicht gefeuert hatte, während der jüdische Ordnungsdienst zum Umschlagplatz gebracht wurde. Die Zeit gab ihm die Möglichkeit, seine so mageren Streitkräfte zu verstärken.

Die Revisionisten stellten zu einer kleinen, politisch rechtsorientierten Untergrundgruppe auf der anderen Seite, der ND-Brigade, eine Verbindung her. Mit Hilfe der ND-Brigade wurden die Revisionistengruppen – Chajal, Jabotinski und Trumpeldor – zur bestbewaffneten Truppe des Ghettos.

Die kommunistische Untergrundorganisation, die »Volkswache«, war selbst schlecht bewaffnet und konnte keine einzige Patrone für das Ghetto entbehren. Aber sie verhalf den Vereinigten Streitkräften zu einer starken und haltbaren Hilfestellung auf der »arischen« Seite, zu Funkverbindungen und Verstecken in Warschau.

Zu Beginn des Monats März 1943 waren die winzigen jüdischen Streitkräfte tief in die Katakomben des Ghettos eingegraben, hervorragend diszipliniert und mit den besten Beobachtungsposten und Verbindungen versehen, welche die Umstände gestatteten. Die kleinen Kampfeinheiten hatten außerordentliche Selbstbeherrschung und Zurückhaltung bewiesen, indem sie nicht einfach drauflosschossen, sondern manövrierten, ohne gesehen zu werden; sie besaßen eine solche militärische Disziplin, daß sogar der pessimistische Simon Eden daran zu glauben begann, sie würden die Deutschen eine Woche lang in Schach halten können.

Mitte März.

Zwei Monate waren vergangen, und die Juden hielten das Ghetto noch immer. Alfred Funk kam nach Warschau gestürmt, schloß sich mit Rudolf Schreiker in seinem Büro ein und beschimpfte ihn stundenlang mit den gröbsten Unflätigkeiten. Schreiker wurde seiner Aufgabe enthoben. Er durfte zwar seinen Posten behalten, weil die Nazis in jüdischen Angelegenheiten unmöglich einen Fehlschlag eingestehen konnten, aber die Aufgabe, das Ghetto zu liquidieren, wurde Horst von Epp und Dr. Franz König übertragen.

Am 17. März fuhr ein einzelner deutscher Stabswagen durch das Leszno-Tlomatskie-Tor. Zwei große weiße Fahnen flatterten von beiden Kotflügeln. Der Wagen fuhr im Schrittempo die Zamenhofstraße hinauf und hielt vor dem Gebäude des Judenrats. Ein einzelner deutscher Soldat ohne Rangabzeichen stieg aus dem Führersitz und hielt eine weitere weiße Fahne hoch.

Vom Augenblick, da er ins Ghetto einfuhr, stand der Wagen unter Beobachtung durch die jüdischen Kämpfer. Nervös trat der Soldat von einem Fuß auf den anderen. In der Totenstille, die ihn umgab, sank ihm der Mut.

Ringsum im Kreis, aus Toreingängen, Mauervorsprüngen, Fenstern, Höfen tauchten jetzt überall Köpfe und Gesichter auf. Er schwenkte seine weiße Fahne mit aller Kraft. Plötzlich kniff er die Augen zusammen. Er sah eine Frau in deutschen Armeestiefeln mit einem deutschen Gewehr an der Spitze von einem Dutzend Mann auf ihn zukommen.

Anna Grünspan hatte schon mehr als einmal Deutsche im Visier ihres Gewehrs gesehen, aber das hier war etwas anderes, etwas Neues. Die gegenseitige Neugier: der Feind, der dem Feind ins Auge blickt. Es war die praktische Anwendung von Andrejs unablässigem Lehrsatz, daß diese Deutschen keine Übermenschen waren. Jag ihnen eine Kugel in den Leib, und sie fallen genauso um wie alle anderen Menschen. Der Soldat war vom Anblick seines Feindes offensichtlich höchst verwirrt. Dieser »Untermensch«, der ihm jetzt entgegentrat, das war ja eine hochgewachsene, gutaussehende Frau, die eine Gruppe von Männern führte, mit denen er sich keinesfalls gern eingelassen hätte.

»Von Dr. Franz König als dem Vertreter der deutschen Behörden habe ich eine Mitteilung für Ihren Kommandeur« erklärte er, als sage er einen eingelernten Spruch auf.

»Meldegänger«, befahl Anna, »lauf zu Atlas in Jerusalem und sag ihm, daß der Pharao einen Boten mit einer Waffenstillstandsflagge geschickt hat. Wir halten ihn inzwischen im Palast des Herodes fest.«

Ein Meldegänger sauste die Zamenhofstraße hinunter.

»Verbindet ihm die Augen«, befahl Anna.

Wenige Augenblicke später sprach Simon Eden zu dem Soldaten, der ihm den Rücken zukehrte. »Ich bin der Kommandeur«, sagte er.

»Dr. König wünscht unter zeitweiliger Waffenruhe eine Zusammenkunft mit Ihnen und Ihren Offizieren. Er garantiert absolute Sicherheit —«

Simon unterbrach ihn. »Sag ihm, wenn er eine Konferenz wünscht, soll er mit einer weißen Flagge allein und zu Fuß durch das Leszno-Tlomatskie-Tor kommen und vor dem Gebäude des Judenrats stehenbleiben. Er soll zwischen zwölf und zwölf Uhr zehn zur Stelle sein.«

Die einsame, aufgedunsene Gestalt des Dr. Franz König watschelte durch die unheimliche Stille. Er zitterte vor Angst, und bei jedem Schritt schwang er eine riesige weiße Fahne hin und her. Er ging in der Mitte der leeren Straße, mit dem unheimlichen Gefühl, daß ihn tausend Augenpaare beobachteten, versteckte Augen, die ihn anstarrten. Er warf verstohlene Blicke nach den Fenstern und den Dächern. Nichts rührte sich. Wie war es möglich, daß alles so verlassen war?

Eigentlich hatte König Zivilkleidung tragen wollen, aber er fürchtete, die Nazis könnten glauben, daß er Angst hätte, in Uniform zu erscheinen. Allerdings nahm er im Augenblick, wo er sich innerhalb des Ghettos befand, die Hakenkreuzarmbinde ab. Es hat keinen Zweck, sie noch besonders zu provozieren, dachte er.

Langsam, vorsichtig ging er weiter die Straße entlang, vorbei an der

Dzielna und an der Pawia. Noch immer kein Lebenszeichen. An der Straßenkreuzung der Gensiastraße blieb er stehen und blickte in alle vier Richtungen. Nichts. Niemand. Nur ein Schneefall von Bettfedern. Das Gebäude des Judenrats befand sich direkt hinter ihm.

»Ist irgend jemand da?« Irgend jemand da . . . irgend jemand da . . . irgend jemand da? kam das Echo seiner Stimme zurück.

»Hallo!« Hallo . . . Hallo . . . Hallo.

Zehn Minuten vergingen. König war völlig betäubt vor Angst.

»König!«

Er sah sich nach der Stimme um.

»König!«

Die Eingangstür zum Judenratsgebäude war nur angelehnt. Behutsam ging er die Stufen hinauf und drückte die Tür auf. Sie kreischte in ihren Angeln. Er kniff die Augen zusammen, während er in das schattenhafte Dunkel des Korridors blickte, und schwenkte seine weiße Fahne.

»Waffenstillstand!« rief er. »Waffenstillstand!«

Die Tür schlug hinter ihm zu. Er drehte sich um und sah in das bärtige Gesicht Samson Ben Chorins.

»Hände hoch«, sagte Ben Chorin. Er tastete Königs Taschen ab. »Marsch!« Es ging den Korridor hinunter. An den Wänden waren Flekken getrockneten Blutes von den Hinrichtungen, die die Deutschen hier vollzogen hatten, abgesplitterter Verputz, Trümmer überall.

»Hier hinein. Hinsetzen.«

Dr. Franz König gefiel der schäbige und schmuddlige Raum gar nicht. Alles hier war umgeschmissen und zerschlagen. Es roch schlecht. Er schluckte heftig, um seine Kehle zu lockern, und starrte auf den Tisch, weil er sich fürchtete, Samson Ben Chorin in die Augen zu blicken. Samson grinste.

»So sieht also ein Übermensch aus«, sagte er.

Vor dem hageren, wilden, schwarzäugigen jungen Juden, der ihn offensichtlich mühelos in Fetzen reißen konnte, kam sich König einigermaßen lächerlich und albern vor. Samson saß auf dem Fensterbrett und ließ die Beine hin und her baumeln. »So sieht also ein Übermensch aus«, wiederholte er.

Die Tür öffnete sich, Simon Eden, einszweiundachtzig groß und aussehend wie ein Koloß aus Stahl, Andrej Androfski mit der Kraft eines Löwen, Rodel, der wie ein Panzer gebaut war – alle kamen sie herein und lehnten sich gegen die Wand.

König begriff augenblicklich, daß die Vereinigten Streitkräfte durchaus keinen Mythos darstellten, sondern daß die Überlebenden des Ghettos eine wilde, unbezähmbare Rasse waren.

Alexander Brandel half Rabbi Salomon über die Schwelle ins Zimmer. Der alte Mann und er setzten sich König gegenüber nieder.

»Steh auf in Gegenwart unseres Rabbi«, sagte Andrej.

König schob den Stuhl vom Tisch zurück und stand auf.

Rodel war von der Idee, daß Samson Ben Chorin und Rabbi Salomon an der Konferenz teilnahmen, nicht besonders angetan. In seinen Augen waren Ben Chorins Revisionisten nicht viel anderes als Faschisten. Außerdem weigerte sich Ben Chorin, sich bedingungslos den Vereinigten Streitkräften anzuschließen. Was Rabbi Salomon betraf, so war es nur

Sentimentalität, ihn hinzuzuziehen, und im übrigen sinnlos. Aber um der Einigkeit willen protestierte er nicht.

»Also sprich«, sagte Simon.

»Ich bin im Namen . . . im Namen der deutschen Behörden beauftragt, über eine Regelung unserer Schwierigkeiten zu verhandeln.«

Die Mitteilung löste keinerlei Reaktion aus. König räusperte sich und fuhr fort.

»Wir möchten die Vergangenheit begraben. Das Geschehene ruhen lassen. Ich meine, daß es ja doch keinen Zweck hat, die alten Sachen wiederaufzuwärmen. Vergessen wir das Gestern und reden wir vom Morgen.«

Noch immer kam von den sechs Männern keine Antwort.

»Was wir wollen, ist, die Umsiedlung des Ghettos zum Abschluß zu bringen. Aber ehe Sie irgend etwas sagen, lassen Sie mich Ihnen versichern, daß ich mit der vorbehaltlosen Bereitwilligkeit hierhergekommen bin, ausgezeichnete Arbeitsbedingungen zu garantieren, und es steht Ihnen frei, die Lager zu inspizieren.«

Ben Chorin ließ die Beine von seinem Sitz auf dem Fensterbrett hin und her baumeln. Aus Rodels Augen sprühte kalter Haß. Simon und Andrej blickten ziellos auf den Fußboden. Nur auf Alexanders Zügen spiegelten sich Verblüffung und Erstaunen.

König räusperte sich abermals.

»Wir sind bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen. Unser Ehrenwort. Ein regelrechtes Abkommen, wenn Sie wollen . . .« Er hielt inne. Alle sechs Augenpaare waren jetzt auf ihn gerichtet, und in allen sechs stand Verachtung. Er war nicht einen Schritt vorangekommen. Jetzt begann er nervös zu werden.

»Also gut. Ich frage Sie also, unter welchen Bedingungen Sie die Aufgabe des Ghettos in Betracht ziehen würden?« Er hatte seine letzte Karte ausgespielt. Weitere deutsche Tricks, Täuschungen, Finten, Listen, standen ihm nicht mehr zur Verfügung.

»Sie müssen es ja in Betracht ziehen«, fuhr König fort. »Verstehen Sie mich doch recht. Ich spreche keine Drohungen aus, aber Sie sind sich doch gewiß im klaren darüber, daß Ihre Stellung unhaltbar ist.«

Noch immer keine Antwort. König war hergekommen, um zu handeln und zu feilschen. Er war bereit, sich auf eine Linie zurückzuziehen, wenn er nur das erreichte, was er wollte: die friedliche Liquidation des Ghettos.

Doch das fortdauernde Schweigen der Männer ließ ihm keine andere Wahl, als jetzt sofort sein letztes und endgültiges Angebot zu machen.

»Sie, meine Herren hier, sind die Sprecher einer Bevölkerung, die wir auf vierzig- bis fünfzigtausend Menschen schätzen. Um Ihnen zu zeigen, daß wir es ernst meinen, sind wir bereit, Ihnen eine anständige Entschädigung zu bezahlen. Mehrere hunderttausend Zloty. Wir werden sie in Schweizer Franken, amerikanischen Dollars, oder wie Sie sonst es wünschen, hinterlegen, und wir geben Ihnen zweitausend Visa nach Schweden. Wir garantieren Ihnen sicheres Geleit unter schwedischer oder Schweizer Aufsicht. Wenn Sie es wünschen, können Sie in Gruppen von hundert Personen abziehen und Codemeldungen vereinbaren, um sich untereinander der wohlbehaltenen Ankunft zu versichern. Also, meine Herren, was könnte mehr und besser sein als das?«

Königs Angebot war völlig klar. Es war eine Bestechung mit der Freiheit. Die Deutschen waren bereit, die jüdischen Führer und Teile der jüdischen Streitkräfte entkommen zu lassen. Und nicht nur das allein, sondern sie sogar für ihr Entkommen noch zu bezahlen, wenn sie den Deutschen als Gegenleistung dafür nur die übrigen Überlebenden wehrlos und unverteidigt auf Gnade und Ungnade überließen. Ohne die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte bestand die Gefahr eines weiteren Widerstandes nicht mehr. Die Verbliebenen würden dann still und ohne Aufsehen abgehen.

»Laß Dr. König nicht warten, Alex«, sagte Simon. »Ich bin überzeugt, daß du eine Antwort für ihn hast.«

Alexander Brandel erhob sich und stand Franz König von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Er spuckte einen dicken Klumpen Speichel aus, der auf Franz Königs Nase landete und über seine Lippen und sein Kinn hinuntertropfte.

»Mach, daß du rauskommst«, zischte Simon.

Samson Ben Chorin sprang vom Fensterbrett herunter und entsicherte seine Pistole. »Geben wir dem Deutschen doch die richtige Antwort!«

»Nein«, sagte Rabbi Salomon. »Er hat unser Haus unter Waffenstillstandsbedingungen betreten. Wir sind verpflichtet, ihn gehen zu lassen.«

»Aber Rabbi! Dieser Mann ist doch Pharao! An seinen Händen klebt das Blut der jüdischen Sklaven.«

»Nein, Samson«, ermahnte der Rabbi ihn sanft. »Ich bin der Älteste unserer Gemeinschaft, und ich gestatte es nicht.«

Samson preßte den Lauf seiner Pistole gegen Königs Schläfe und knurrte etwas. Weder Andrej noch Simon noch Rodel verwehrten es ihm.

»Nur die eine Seite in diesem Krieg ist die Naziseite«, sagte der Rabbi. »Laßt diesen elenden Schurken hinauskriechen, die Erinnerung an wahre Ehrenmänner tief in seine erbärmliche Seele eingegraben, damit er in beständiger Furcht vor dem Augenblick weiterlebe, an dem uns der Zorn Gottes rächen wird.«

Simon stieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach Samsons Pistole und schob deren Lauf von Königs Schläfe weg. »Laß ihn laufen«, sagte er.

Samson Ben Chorin drehte sich plötzlich um und trommelte wütend mit der Faust gegen die Wand.

»Mach, daß du hinauskommst, ehe ich es mir anders überlege«, sagte Simon zu König.

Wie angestochen stürzte Franz König aus dem Zimmer. Seine Körperfülle behinderte ihn. Er stolperte, fiel hin und kroch von panischer Angst ergriffen auf Händen und Füßen den halben Korridor hinunter. Dann rannte er auf die Straße hinaus und schwenkte wieder seine weiße Flagge.

»Waffenstillstand! Waffenstillstand! Waffenstillstand!«

Simon, Samson, Andrej, Rodel und Alex traten zusammen ans Fenster und sahen König nach, wie er über die Straßenkreuzung stolperte und verschwand.

Andrej legte seine Hand auf Alex' Schulter. »Na, wie kommst du dir vor – so als Gewaltmensch?«

»Nicht schlecht, Andrej. Gar nicht so schlecht.«

»Eine Woche«, flüsterte Simon. »Wenn wir uns nur eine Woche halten können.«

X

Tagebucheintragung

Die Deutschen haben während des ganzen Monats März verzweifelte Versuche gemacht, die Juden aus ihren Verstecken herauszulocken. Die Gestapo hat ein Visaausreiseverfahren eingeführt, dessen Zweck es ist, die »Ausländer« zu veranlassen, sich im Polonia-Hotel zu melden. Die stillschweigende Vereinbarung geht dahin, daß versteckt lebende Juden die Ausreise nach Schweden erhalten, wenn sie sich ihre Freiheit erkaufen können.

Die Gestapo greift zu den erstaunlichsten Mitteln, um dem Verkauf der Visa einen regulären und rechtmäßigen Anstrich zu geben. Eine falsche Rotkreuzabteilung befindet sich im Polonia, um den Plan in seinen Einzelheiten in die Tat umzusetzen. (Anmerkung: Falsche Rotkreuzeinrichtungen sind von den Deutschen in ganz Europa wiederholt verwendet worden, um entflohene Kriegsgefangene und andere Menschen, die sich versteckt halten, hervorzulocken. Die Deutschen bedienen sich dazu auch falscher Untergrundorganisationen, die von Kollaborateuren betrieben werden.)

Anscheinend gestatten sie einigen der Visakäufer tatsächlich, nach Schweden zu gelangen, um so den anderen zu »beweisen«, daß es sich um eine echte und zuverlässige Angelegenheit handelt.

David Zemba hat zu unserem Erstaunen diesem Visaplan so viel Vertrauen geschenkt, daß er aus seinem Versteck herausgekommen ist und sich ebenfalls im Polonia-Hotel befindet, um Verbindung mit den jüdischen Weltorganisationen aufzunehmen und Geld zum Ankauf von Visa zu beschaffen. Ein Visum kostet zwischen zehn- und zwanzigtausend Zloty.

Wir sind überzeugt, daß es sich hierbei um ein Vorhaben handelt, das uns einlullen und zur Arglosigkeit verleiten soll. Wir sind völlig sicher, daß der ganze Visaplan ein Schwindel ist und daß die meisten derjenigen, die sich melden, in Treblinka enden werden.

Seltsam, daß sich ein so erfahrener Mann wie David Zemba so leicht täuschen läßt. Anscheinend ist die allgemeine Verzweiflung so groß, daß die Menschen bereit sind, sich selbst mit dem geringen Hoffnungsschimmer zum Narren zu halten, daß vielleicht doch etwas Wahres daran sein könnte.

Im Einklang mit der deutschen »Friedens«-Offensive sind in den letzten zweieinhalb Monaten keine offenen und direkten Schritte mehr gegen das Ghetto unternommen worden. In vielen Bezirken gibt es noch immer elektrischen Strom, und auch die Wasserleitungen funktionieren. Die Nahrungsmittellieferungen an die Fabriken gehen weiter, obwohl diese nichts mehr produzieren. Der Schmuggel arbeitet vergleichsweise leicht und unbehindert. Moritz Katz hat mit einem Dutzend ehemaliger Schmuggler ein »Zeugmeisterkorps« aufgebaut. Sie haben genug Nahrungsmittelvorräte zusammengebracht, um unsere Kämpfer und unmittelbaren Angehörigen zwei Wochen lang versorgen zu können. Wir speichern Trinkwasser auf, so viel und so rasch, wie wir nur Behälter finden können. Wir schätzen, daß wir einen Vorrat für zehn Tage haben.

Eines ist sicher: Die Deutschen wollen sich auf keine bewaffnete Auseinandersetzung mit uns einlassen. Das Ghetto ist voll von »Friedens«-Plaka-

ten, auf denen die Menschen aufgefordert werden, herauszukommen und sich zur Arbeit zu melden. Unablässig warnend weisen die Vereinigten Streitkräfte auf die Gefahren hin. Wir erlauben keine freiwilligen Meldungen zur Deportation.

Wie lange werden die Deutschen unser Verhalten noch dulden? Wir sind jetzt schon in der ersten Aprilwoche. Wir sind darauf gefaßt, daß die Axt jeden Augenblick herabsausen wird.

ALEXANDER BRANDEL

Die Dämmerung, der lautlose Übergang zur Dunkelheit, rief Debora Bronski und vierzig Kinder im Alter von drei bis zehn Jahren durch einen Tunnel unterhalb der Mila 18 auf einen Hinterhof in der Nähe des Muranowskiplatzes heraus.

Einzeln kamen sie aus ihrem unterirdischen Versteck hervor, holten tief Atem, um ihre Lungen mit reiner Luft zu füllen, und blinzelten ins schwindende Tageslicht.

Jüdische Kämpfer patrouillierten auf dem Dach über ihnen hin und her, um die kostbaren Kleinen vor einem plötzlichen Angriff zu schützen. Sylvia Brandel kam als letzte hervor. Die Kinder liefen und sprangen und tollten herum und klatschten vor Freude über die plötzliche Bewegungsfreiheit in die Hände. Bald . . . bald würde es Frühling sein.

Einige Augenblicke später spielten die Kinder Spiele, die Kinder in einem Ghetto spielen können. Sie spielten *»Schmuggler«*, indem sie irgendeinen Gegenstand vor den suchenden *»Nazis* und *Nachtigallen«* versteckten. Sie spielten *»Flucht«*, indem sie in den Gängen und Fluren des verlassenen Hauses ein- und ausschlüpften, um an den *»polnischen Blauen«* vorbei und auf die »arische« Seite zu gelangen. Sie spielten *»jüdische Kämpfer* und *Deutsche«*, indem sie sich mit eingebildeten Kugeln und Bomben bewarfen.

Jeder wollte Atlas oder Jan, Schachmeister oder Tolstoy sein, und die Mädchen Rachel Bronski. Niemand wollte Pharao oder Brunnhilde, Nazis, »Nachtigallen« oder polnische Blaue sein.

»Peng! Peng! Ich habe dich erwischt, du Judenjunge!«

Ein kleiner Junge stolperte und fiel im Hof hin, und seine Nase blutete. Aber er weinte nicht, obwohl er Schmerzen empfand, weil man ihn gelehrt hatte, nicht zu weinen, wenn man sich verletzt. Die Nazis pflegten mit ihren Hunden überall nach weinenden Kindern zu suchen, um den Verstecken auf die Spur zu kommen.

Debora nahm den kleinen Jungen auf den Arm und stillte das Nasenbluten. Einen Augenblick später lief er schon wieder die Stufen hinauf, um weiterzuspielen.

Sie sah auf ihre Uhr. Jeden Augenblick mußte Rachel kommen. Es war seltsam, dachte Debora, daß der Mensch nach einer gewissen Zeit ganz von selbst die charakteristischen Eigenschaften einer Ratte oder eines Maulwurfs annahm. Das Leben unter der Erde müßte eigentlich alle menschlichen Wertbegriffe trüben oder auslöschen. Die ständige Tragik müßte einen gegen den Schmerz eigentlich unempfindlich machen. Die Dunkelheit sollte einem die Einsamkeit eigentlich erleichtern. Doch in der Wirklichkeit stimmte das alles nicht. Jedesmal zerriß es ihr Herz von neuem, wenn die Kämpfer wieder so einen verkrümmten kleinen Kinder-

körper in die Mila 18 brachten, so ein wimmerndes, kleines Skelett, das sie in der Kälte irgendwo am Straßenrand, in einem dunklen Hausdurchgang oder in einem verlassenen und zertrümmerten Zimmer aufgelesen hatten. Ihre wilden, kleinen Augen und ihre scharfen Fingernägel, mit denen sich die Kinder wie erschrockene Tiere kratzend wehrten, ließen Debora, sobald es dunkel wurde, in Tränen ausbrechen. Sie vergoß bittere Tränen über diese langsam fortschreitende, foltergleiche Unfähigkeit, auf irgendwelche Zärtlichkeit zu reagieren.

Wie Rachel ihr doch fehlte! Zu keiner Stunde verließ sie dieses Gefühl der Einsamkeit.

Und Stephan. Jedesmal die nagende Angst, wenn er zusammen mit Andrej den Bunker verließ. Wie oft kann ein Mensch sterben, ohne daß auch seine Nerven sterben?

Wenn nur wenigstens Rachel bei ihr bliebe. Es war gefährlich für das Mädchen, in der Nacht aus dem Franciskanskabunker zu Besuch herüberzukommen. Aber Rachel mußte dort sein, wo Wolf war. Und für die Kinder war außer in der Mila 18 nirgends Platz.

»Saska Kempa«, rief ein Kämpfer vom Dach herab.

»Grochow« beantwortete die Stimme eines Mädchens das Losungswort von der Straße herauf.

Rachel kam quer über den Hof. Aus der Entfernung konnte Debora ihre Gesichtszüge nicht erkennen. Sie trug neue kniehohe Schaftstiefel und eine Lederjacke mit zwei quer über die Brust laufenden Patronengurten. Sie hatte Handgranaten in den Gürtel gehängt, ein Gewehr über der Schulter und ihr schwarzes Haar unter einer Arbeitermütze aufgeknotet. In der Hand trug sie Wolfs Gitarre. Trotz dieser Verkleidung war sie noch immer Rachel. Nichts konnte sie daran hindern, wie eine Frau einherzuschreiten. Nichts konnte ihr die weiche Sanftmut nehmen.

»Hallo, Mama.«

»Hallo, Liebling.«

Sie küßten sich auf die Wangen.

»Wo ist Stephan?«

»Draußen, mit Andrej. Warum ist Wolf denn nicht mitgekommen?«

»Er hält Pistolenübung in der Fabrik ab.«

»Vielleicht solltest du doch lieber nicht des Nachts allein herauskommen.«

»Aber, Mama, ich bin Soldat.«

Debora nahm ihrer Tochter die Mütze ab, löste ihr das Haar und ließ es ihr auf die Schultern fallen. »Also sei für ein kleines Weilchen einmal kein Soldat«, sagte sie.

Rachel nickte.

»Ich habe dich erwischt«, rief die Stimme eine Kindes. »Los, mitkommen zum Umschlagplatz!«

»Was für entzückende Spiele sie heutzutage spielen«, seufzte Debora. Sie setzte sich mit ihrer Tochter auf der obersten Treppenstufe nieder und sah den Kindern zu, wie sie im Hinterhof hin- und herschossen. »Du siehst gut aus«, sagte Debora, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken.

»Du aber nicht, Mama. Bist du krank?«

»Nein. Es ist nur . . . daß hin und wieder diese ganze Unwirklichkeit

auf einmal wirklich wird, wenn man lange genug die Arbeit unterbricht, um einen Moment nachdenken zu können. Man sitzt in einem Loch unter der Erde, und der einzige Ausweg ist der Tod. Wenn ich einmal Zeit zum Nachdenken habe, bekomme ich immer Angst. Dann fange ich ganz einfach an, mich zu fürchten.«

Rachel streichelte die Hand ihrer Mutter. »Es ist merkwürdig, Mama. Aber wenn man mit Wolf zusammen ist . . . Er besitzt einfach einen solchen Optimismus. Ich bin dann immer ganz gewiß, daß wir durchkommen werden.«

»Das ist ein gutes Gefühl«, erwiderte Debora.

»Ja«, antwortete Rachel rasch. »Und er bringt es fertig, daß alle anderen um ihn herum dasselbe Gefühl haben. Ich kann es manchmal kaum glauben, denn oft ist er wie ein kleiner Junge. Er hat mir nicht erlaubt, bei dem Überfall auf die Bürstenfabrik mitzumachen, aber nachher haben mir alle erzählt, wie er sich dabei benommen hat. Kaltblütig – wie Eis. Ein wirklicher Offizier. Ich weiß ganz einfach, daß wir gemeinsam durch alles durchkommen können.« Rachel hielt plötzlich inne. Was redete sie denn da? Da sprach sie zu ihrer Mutter von der Hoffnung auf Freiheit, wo die Lage ihrer Mutter doch so völlig hoffnungslos war. »Es tut mir leid, Mama . . . Ich wollte nicht . . .«

»Nein, nein, mein Liebes. Mach dir nichts draus. Es ist schön, eine Stimme so voller Hoffnung zu hören.«

»Erzähl mir lieber von dir selbst, Mama.«

»Jetzt, seitdem Susanne nicht mehr da ist, habe ich keine einzige Freundin mehr, mit der ich sprechen kann. Jetzt bist du meine einzige und beste Freundin.«

»Ich bin sehr froh darüber.«

»Simon und Alex und Andrej setzen Himmel und Hölle in Bewegung, um Chris aus dem Ghetto herauszubringen. Er ist hier jetzt der wichtigste Mann. Alex nennt ihn unseren *Reisepaß in die Unsterblichkeit.* Eines Tages wird er Hals über Kopf rennen müssen. Und natürlich muß er allein gehen. Der Gedanke daran bringt ihn fast um, und mich auch.«

Debora lehnte den Kopf an die Schulter ihrer Tochter und schluchzte leise, während Rachel sie tröstete.

Wie schrecklich für Mama, so ohne jede Hoffnung zu lieben. Tag um Tag diese fürchterlichen Folterqualen und das Bewußtsein des unausweichlichen Verhängnisses. Die Unfähigkeit, es niederzukämpfen, dagegen aufzuschreien. Bei Wolf war Hoffnung, immer Hoffnung.

»Nicht doch, Mama . . . nicht doch!«

Aber in Debora saß eine Spannung wie in einer aufgezogenen Feder.

»Schon gut, Mama . . . es wird schon wieder alles gut werden.«

»Ich weiß nicht, was plötzlich mit mir los ist. Ich glaube, es ist ganz einfach, weil ich den ganzen Tag mit den Kindern in diesem Bunker eingeschlossen bin . . . und ihnen etwas vormache . . . und so tue, als ob alles gut werden könnte. Die Kinder wissen, daß ich eine schreckliche Lügnerin bin.«

»Tante Rachel!« rief Moses Brandel, als er den Besuch aus der Franciskanska entdeckte.

»Tante Rachel ist da!«

Aus allen Ecken des Hauses kamen die Kinder auf sie zugelaufen.

Debora trocknete sich die Augen. »Es ist Zeit, daß wir zurückgehen«, sagte sie.

Sie krochen durch den Tunnel in die Majdanekkammer. Rachel, Sylvia und Debora hoben die Kinder auf ihre Strohpritschen und wickelten sie in ihre Decken ein. Sie lagen dicht am Rand der Pritschen, winzig kleine Gesichter, die auf die einsame einzige Kerze auf dem Holztisch blickten, an dem Rachel saß. Sie schlug ein paar Akkorde auf Wolfs Gitarre an, und ihre dünne, kleine Stimme sang ihnen von dem unerreichbar fernen Land vor, in dem Milch und Honig fließen.

Bald darauf schliefen sie ein, und Rachel verließ sie, während Debora halb schlummernd auf Andrejs und Stephans Rückkehr wartete.

»Debora.«

Sie öffnete die Augen und blinzelte. Andrej stand vor ihr. Sie lächelte.

»Stephan schläft in meinem Büro«, beruhigte er sie sofort. »Komm in den Korridor hinaus. Ich muß dir etwas sagen.«

Aus den Kammern der Kampfeinheiten kamen Geräusche von singenden, scherzenden, schwätzenden Stimmen. Sie hörten das Piep-piep-piep des Funkempfängers und ein brüllendes Gelächter, als Moritz, der Nascher seine Sechsundsechzig-Trümpfe auf den Tisch knallte.

Andrej und seine Schwester fanden eine ruhige Ecke gerade noch innerhalb eines der Fluchttunnels.

»Chris wartet auf dich«, flüsterte er ihr zu. »Muranowska vierundzwanzig. Am anderen Ende des Tunnels ist ein Wachtposten, der nach dir Ausschau hält.«

»Danke«, flüsterte sie.

»Noch etwas, ehe du gehst. Gabriela hat für drei weitere Kinder Unterkunftsplätze gefunden. Du wirst sie auswählen müssen. Es ist eine ausgezeichnete Unterkunft bei einem kinderlosen Ehepaar. Ein Holzfäller und seine Frau.«

Auswählen! Der Gedanke allein tat Debora weh. Ihr kam vor, als befände sie sich im Selektionszentrum auf dem Umschlagplatz. Die Machtvollkommenheit, drei Kindern das Recht zum Leben zu erteilen. Wen sollte sie auswählen? Drei Kranke? Die drei mit den traurigsten Augen? Die drei, die am herzzerbrechendsten jammerten? Wonach sollte es bei einer solchen Auswahl gehen? Danach, wer schon am längsten unterirdisch lebte?

»Sie haben die besten Aussichten durchzukommen. Such drei starke und kräftige Kinder aus«, befahl Andrej.

Andrej und sie blickten einander an, und ohne Worte gingen die Gedanken zwischen ihnen hin und her. Beide hatten sie im gleichen Augenblick dieselbe instinktive Regung: Stephan. Niemand würde ihnen einen Vorwurf machen oder sie der Begünstigung beschuldigen. Der Junge hatte sich sein Recht auf Freiheit mehr als verdient. Aber Debora und Andrej waren durch genau die gleichen Auffassungen gefesselt, die sie Stephan eingeflößt hatten. Wie kann man seinem Sohn sagen, daß Ehre und Menschenwürde Dinge sind, um derentwillen andere Menschen für einen selbst sterben sollen?

Es waren Gedanken, die nie zu Worten wurden.

Andrej streichelte die Wange seiner Schwester und gab ihr seine Taschenlampe.

»Wird Chris bald gehen? . . .«

»Es kann jeden Augenblick sein«, antwortete Andrej.

Sie tauchte in den Tunnel hinunter und schob sich langsam Schritt für Schritt voran, während sich das trübe Licht vor ihr in der Enge zwischen den Erdmauern unter dem toten Ghetto vortastete. Die letzten zwanzig Meter kroch sie auf Händen und Knien.

Der Kämpfer, der in der Muranowska 24 Wache hielt, zog sie durch die Falltür und half ihr auf die Füße. Sie holte tief Luft, wischte sich den Schweiß von den Wangen und dehnte ihren Rücken.

»Habt ihr Wasser?«

Er deutete auf die Behälter. Man war im Ghetto, und es war Krieg, aber Debora war eine Frau, die auf dem Weg zu dem Mann war, den sie liebte, und nichts konnte sie davon abhalten, sich begehrenswert zu machen. Sie wusch sich die Schmutzstreifen vom Gesicht, bürstete ihr Haar, frisierte es auf die Weise, die Chris gern hatte, und gönnte sich sogar einen Tropfen des Parfüms, das ihr Gaby durch Andrej geschickt hatte. Dann erst ging sie die Treppe hinauf – zu ihm.

Damals am Anfang, als Chris zurückgekehrt war, hatte Debora ein Gefühl von Ekel und Selbstverachtung gehabt, das ihr durch und durch gegangen war. Sie hatte sich vor sich selbst geschämt, daß sie an einem solchen Ort Verlangen nach ihm empfinden konnte. Ihre Rendezvousplätze waren Keller und Dachstuben. Sie waren zusammen auf kaltem Stroh, in drückender Hitze, in verborgenen Tunnels oder auf nackten Fußböden, sogar im zertrümmerten Bunker der Mila 19 gelegen, wo sie die Abwässer an sich vorbeirauschen gehört hatten: zwei entweder schweißbedeckte oder vor Kälte und Gänsehaut zitternde Körper.

Sie schämte sich dieser sinnlichen Freuden. Diese Scham verging nie, aber ebensowenig ließ ihre Begierde nach diesen Freuden nach.

Debora stieß die Dachkammertür auf.

Chris sah den Lichtern von Warschau zu, wie sie eines nach dem anderen aufflammten, während sich die Dunkelheit über die Stadt legte. Lautlos schlüpfte sie an seine Seite und blickte mit ihm hinaus.

»Einen Zloty für deine Gedanken«, sagte sie.

»Meine Gedanken? Die sind keinen Zloty wert. Nicht einmal bei der heutigen Entwertung.«

»Dann vielleicht einen Kuß für deine Gedanken?«

Chris lächelte ein Lächeln, das kein Lächeln war. »Ich habe über den Menschen nachgedacht, über Gott, über das Weltall – über all das verdammte Zeug, das kein Mensch jemals wirklich begreifen kann.«

»Das ist schon einen Kuß wert«, erwiderte sie.

Chris ließ sich nicht besänftigen. »Heute, in einem Bunker in der Mila achtzehn, hörte Christopher de Monti von der Schweizer Nachrichtenagentur zwei Männern zu, die sich in einer philosophischen Frage über einen winzigen Punkt stritten, bei dem jeder unnachgiebig an seiner Auffassung festhielt. Sie hielten an ihren Auffassungen unnachgiebig fest, obwohl sich dadurch niemals auch nur das Allergeringste ändern wird. Es hat nicht den geringsten Einfluß auf die Teepreise in China. Alexander Brandel bietet seine ganze Beredsamkeit auf, um Rabbi Salomon dazu zu bewegen, eine Erklärung zur Unterstützung der Vereinigten Streitkräfte abzugeben und dadurch den Kampfgeist der Überlebenden des Ghettos

zu stärken. Rabbi Salomon zitiert die Tora, den Midrasch und Auffassungen der Mischna, daß Racheakte nur eine Form von Selbstmord darstellen, der rundweg verboten ist. Da hast du es. Da hast du das Ganze. Zwei Männer in einem Erdloch streiten sich über eine Frage, über die sowieso von anderen für sie entschieden wird. Ehrlich gesagt, der Mensch, Gott und das Weltall gehen mir gewaltig auf die Nerven.

»Du lieber Himmel, bist du aber in einer Laune. Ich mach mich so hübsch und verführerisch, wie es überhaupt nur möglich ist, und kann dir nicht einmal einen Kuß abluchsen.«

»Die Erotik sollte dem Menschen, Gott und dem Weltall niemals in die Quere kommen. So wie mir augenblicklich zumute ist, würde ich, glaube ich, die ganze Erotik für eine Zigarette und einen guten Schluck Whisky hergeben.«

Chris trat vom Fenster weg und klopfte die Taschen nach Zigaretten ab, die nicht drin waren. »Warum, zum Kuckuck, bringt Andrej von Gabriela denn niemals ein Päckchen Zigaretten mit?«

»Einige von uns leben schon einige Jahre auf diese Weise«, antwortete Debora scharf.

Christopher ließ sich auf die Pritsche fallen und entschuldigte sich.

»Was quält dich denn nun wirklich, Chris?«

»Weißt du das denn nicht?«

»Vielleicht sollten wir darüber sprechen.«

»Nein, ich will nicht.« Er schüttelte langsam den Kopf. »Ich mag einfach nicht darüber reden.« Sie waren am Ende der Sackgasse angelangt, von dem es nicht weiterging. In einigen Tagen würde Gabriela eine Route ausfindig gemacht haben, auf der er das Land verlassen konnte. Debora würde zurückbleiben. Es gab für sie keine Möglichkeit, die Kinder oder Rachel oder Stephan zu verlassen. Und es bestand für ihn auch keine Möglichkeit, sie mitzunehmen. Er mußte gehen, und sie mußte bleiben. So war es. Klipp und klar, einfach unabänderlich.

»Mir haben diese armseligen Kerle, bei denen ich schmarotzt habe, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, nie leid getan. Nicht die Generäle, nicht die Admiräle, nicht die Staatsoberhäupter, diese großen Helden der Geschichte. Viele von ihnen haben sich selbst für Schachfiguren des Schicksals gehalten. Ich nicht. Ich habe immer zu mir gesagt: Sie verdienen alles, was sie kriegen. Sie lechzen geradezu nach diesem Schicksal. Sie betteln um Märtyrertum. Und jetzt tun sie mir doch leid. Seht mich an, diesen Christopher de Monti, diese große Hoffnung der geschlagenen Stämme Israels. Ich bin die Stimme jenseits des Todes, die nicht verstummen darf.«

»Keiner von uns hat eine Wahl, Chris. Sei dankbar, daß du vielleicht doch noch einmal wieder unter der Sonne spazieren kannst.«

»Ohne dich . . . Debora . . . Alles, was ich will, ist, am Ende des Tages zu dir nach Hause kommen zu können. Ich bin nicht aus einem so harten Holz geschnitzt wie Andrej, Alexander oder Rabbi Salomon.«

»Wenn die Zeit kommt, wirst auch du das harte Holz in dir entdecken.«

»Ich kann mich einfach nicht mit dem abfinden, was ich dir gegeben habe, Debora. Es ist so fürchterlich. Nur Qual und Pein. Mit Liebe in Katakomben. Damit kann ich einfach keinen Frieden schließen.«

»Chris, hör zu. Wenn ich sterbe . . .«

»Hör auf!«

»Wenn ich sterbe, Chris, dann wird das Sterben sehr schmerzhaft sein. Ich werde weiterleben wollen, weil ich erlebt habe, was Verzückung heißt. Wenn wir einander nie begegnet wären, gäbe es weder Bedauern noch Trauern. Wie einsam und leer wäre doch alles in mir, wenn ich nie erfahren hätte, was es heißt, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, mit, jawohl, *mit* all den Schmerzen, die sie mit sich bringt.«

Debora kniete neben ihm nieder. Er hob ihr Gesicht, legte es in seine Hände und lächelte. »Und die Weichsel fließt immer weiter«, sagte er.

»In diesen kurzen Augenblicken können wir sie stillstehen lassen. Du und ich, wir besitzen die Zauberkraft, um uns über den dahinfließenden Fluß und die Gewehre und die Schreie hinauszuheben. Jetzt, Liebster, in diesem Augenblick . . . ist das alles ganz weit weg . . . ganz weit weg.«

XI

Alfred Funk blickte auf eine im Riesenmaßstab vergrößerte Karte des Ghettos und rieb sich in kindlicher Vorfreude die Hände. Er nahm ein Vergrößerungsglas vom Tisch und ließ es über den Stadtplan hinweggleiten, auf dem verschiedenfarbige Fähnchen Truppenkonzentrationen, Panzer und Artillerie markierten. Er steckte ein Paar Fähnchen um, die zwei Batterien von Suchscheinwerfern bezeichneten.

Er fühlte sich geehrt, daß man in Berlin nachsichtig genug gewesen war, um ihm die Möglichkeit zu geben, recht zu behalten. Diesmal würde es keinen Fehlschlag geben.

Sein Plan war einfach. In Abständen von sieben Metern würde er rings um die Mauer jeweils abwechselnd einen »fremdvölkischen Wachtposten« und einen blauen polnischen Polizisten aufstellen. Hinter den Ukrainern hatte ein SS-Offizier jeweils einen Abschnitt von zweihundert Metern zu patrouillieren, um dafür zu sorgen, daß die Juden den Ukrainern nicht deren Waffen abkauften. Der Sperrkreis von Soldaten rings um das Ghetto würde einen Durchbruch unmöglich machen und die Gefahr verringern, daß selbst einzelne durchschlüpfen konnten. Die städtischen Zivilingenieure sowie die Heerespioniertruppe hatte ihm davon abgeraten, die Kanalisation in die Luft zu sprengen. Die riesigen Kanalrohre würden nicht nur Teile der Stadt zum Einsturz bringen, sondern auch das gesamte Abflußsystem der Abwässer der Stadt zur Weichsel zerstören. Statt dessen sollte jedes aus dem Ghetto herausführende Einstiegloch bewacht werden. Ziehharmonikas von Stacheldraht sollten durch die Einstieglöcher in die Kanalisation hinabgeworfen werden. Der Abfluß der Kloakenwässer würde dadurch nicht behindert werden, aber die Juden, die durch die Kanalisation zu entkommen versuchten, würden in eine Falle geraten. Sowohl in der Kanalisation als auch in den Bunkern innerhalb des Ghettos war die Verwendung von Giftgasrauchkerzen vorgesehen.

Funk beabsichtigte, nach Absperrung aller Ausgänge das »Korps Reinhard«, Truppen der Wehrmacht und die Waffen-SS in das Ghetto einrükken zu lassen und hinter ihnen Panzereinheiten zum Nachrücken bereit

zu halten. Die Mehrzahl der vierzigtausend Juden befand sich auf den Fabrikgeländen. Er hatte vor, sie mit einem raschen Zangengriff von den übrigen abzutrennen und sofort auf den Weg nach Treblinka zu bringen.

Das Vergrößerungsglas hielt bei einer Gruppe von Scheinwerferstellungen inne, die auf dem Stadtplan in der Nähe des Muranowskiplatzes auf der »arischen« Seite durch Fähnchen eingezeichnet waren. Funk beglückwünschte sich zu diesem Meisterstreich der Nachtbeleuchtung. Auf diese Weise konnte er die Truppen pausenlos in zwei Schichten, bei Tag und bei Nacht, einsetzen, und die Juden würden keine Möglichkeit mehr haben, Ruhepausen einzulegen oder ihre Stellungen zu verlegen. Sobald die Fabrikarbeiter weggeschafft waren, beabsichtigte er, mit Hunden und besonderen Horchgeräten vorzugehen und die Bunker mit Sprengstoff, Flammenwerfern oder Giftgas auszuräuchern.

Wasser und elektrischer Strom würden in der gleichen Nacht abgestellt werden, in der die Truppen ihre Stellungen bezogen.

Es war ein wundervoller, einfacher und völlig narrensicherer Plan, der einfach nicht schiefgehen konnte.

In Treblinka stand alles schon für die »Sonderbehandlung« der Juden aus dem Ghetto bereit.

Das ganze Unternehmen würde drei bis vier Tage in Anspruch nehmen. Höchstens fünf Tage.

Blieb nur das Problem der jüdischen Streitkräfte. Funk überlegte, wie er vorgehen sollte. Am besten wäre es, wenn sie als erste feuerten und sich auf Kampfhandlungen einließen. Auf diese Weise konnte er sie in ein paar Stunden ausräuchern. Waren sie aber erst einmal beseitigt, dann wurde alles übrige wesentlich einfacher. Aber würden sie auf schwerbewaffnete Truppen das Feuer eröffnen? Verdammt nochmal, bestimmt nicht – sie würden sich angsterfüllt verkriechen.

Falls die Juden allerdings doch das Feuer eröffneten, würde es ihnen Truppen kosten. Zehn oder zwanzig Mann Verluste. Sollte er am ersten Tag die Ukrainer hineinschicken, damit sie die Verluste auf sich nahmen? Nein, das ging nicht. Die Ehre gebührte dem »Korps Reinhard«! Es war zwar ein Jammer, die Elitetruppe einem Aderlaß auszusetzen, aber so war nun einmal der Krieg.

Funk überprüfte noch einmal den Lageplan, verschob seine Panzerreserve und verlegte seine Artillerie in Stellungen, aus denen sie wirksameres Sperrfeuer geben konnte; dann legte er das Vergrößerungsglas weg und nahm die Aufstellung derjenigen Truppeneinheiten zur Hand, die ihm zur Verfügung gestellt worden waren.

SS-EINHEITEN
Korps Reinhard, Warschau
SS-Panzergrenadierbataillon, Warschau
SS-Ersatzbataillon 3, Warschau
SS-Kavallerie- und Ersatzabteilung, Warschau
Waffen-SS-Sonderabteilungen, Trawniki und Poniatow
SS-Polizeiregiment 22, Lublin
Ordnungspolizei, Warschau und Lublin
Sicherheitspolizei und SD, Warschau
Technische Nothilfe, Warschau

WEHRMACHTEINHEITEN
I. und III. Bataillon des Infanterieregiments 222, Warschau
Leichte Flakalarmbatterie III/8, Warschau
Pionierkommando der Eisenbahn-Panzerzugsersatzabteilung, Rembergtow
Reservepionierbataillon 14, Gora-Kalwaria
Flammenwerferkompanie 1/34, Warschau
Suchscheinwerfereinheit des Luftabwehrkommandos 2/42, Warschau

ÖRTLICHE EINHEITEN
sämtliche Abteilungen der polnischen Ordnungspolizei
sämtliche Abteilungen der polnischen Feuerlöschpolizei

FREMDVÖLKISCHE WACHMANNSCHAFTEN
ein gemischtes Bataillon baltische Wachmänner
ein Bataillon ukrainische Wachmannschaften

Alfred Funk stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Seine Sonderbrigade von achttausend Mann wurde bereits mit größter Beschleunigung zusammengezogen. Die Einheiten von außerhalb des Bezirks Warschau waren in Marsch gesetzt und auf dem Weg. Es war eine hübsch ausgerundete Truppe. Nur bei dem Gedanken, die SS dem ersten Feuer aussetzen zu müssen, war er nicht recht glücklich, und brummte unzufrieden vor sich hin. Aber er hatte keine Wahl.

Als Horst von Epp von seiner regelmäßigen, monatlichen Viertagesfahrt aus Krakau zurückkehrte, wußte er, daß sich Oberführer Funk bereits seit drei Tagen in Warschau befand. Er hatte Funks Büro noch kaum betreten, als der Oberführer hinter seinem Schreibtisch hochschnellte. »Aha!« rief Funk offensichtlich entzückt. »Aha, da kommt er ja, unser Neville Chamberlain, der große Verhandler, der große Besänftiger!«

»Nach dem freudigen Beben in Ihrer Stimme zu urteilen, sind Sie zu einer Vernichtungsmission hergekommen.«

»Da, schauen Sie sich das mal an!« sagte Funk und wies stolz auf seinen Plan. »Ich bin dankbar für diese Chance, zu beweisen, daß ich recht habe!« Er verschränkte die Arme auf dem Rücken und stolzierte mit selbstbewußter Munterkeit auf und ab. »Im Augenblick, wo ich aus Dänemark zurück war, wurde ich zu Himmler gerufen. ‚Dieser Unsinn muß aufhören!' hat mir Himmler gesagt. ‚Der Führer erteilt Ihnen den Befehl, das Warschauer Ghetto unverzüglich zu beseitigen. Dieses Wahrzeichen des Judentums hat spurlos von der Erde zu verschwinden. Sie, Alfred, haben die Priorität über alle Truppen im Generalgouvernement.'«

Horst von Epp verzog sein Gesicht zu einer Grimasse und öffnete die Hausbar.

Funk stemmte die Knöchel auf die Tischplatte und lehnte sich steif vornüber. Seine blauen Augen blitzten vor Gewalttätigkeit. »Wissen Sie, Horst, einen Augenblick lang haben Sie mich mit Ihrem salbungsvollen Gerede tatsächlich irre gemacht. Mit den Juden verhandeln, das wäre ja noch schöner. Ich war ein Trottel, daß ich auf Sie gehört habe. Ich hätte schon im Januar meine Befehle bis zum letzten Buchstaben befolgen sollen!«

Ein rascher Schuß Whisky lief von Epps Kehle hinab; ihm folgte ein zweiter; dann goß er sich einen dritten ein. Er drehte sich um, sah Funk an und brach in ironisches Gelächter aus. Funks ganzes Gesicht bebte, während sich der Zorn in seinen Zügen in Verblüffung und Verlegenheit verwandelte.

»Vernünftige Menschen werde ich zu überzeugen versuchen; humanen Menschen werde ich ins Gewissen reden; aber bei Tyrannen kenne ich keine Gnade . . .«

»Was zum Teufel quasseln Sie denn da, Horst?«

»Als guter Propagandist habe ich die Kunst eines anderen Propagandisten studiert. Wir alle sollten unsere Vorgänger studieren, finden Sie nicht?«

»Ich kenne das Zitat nicht und verstehe auch nicht, was es da zu lachen gibt.«

»Ich zitiere Ihnen William Lloyd Garrison, den amerikanischen Meisterpropagandisten.«

Die Muskeln in Funks Gesicht verknoteten sich vor Zorn. »Vielleicht wäre es passender, wenn Sie Nietzsche zitierten.«

»Ach ja, natürlich. Den großen Menschenfreund Friedrich Wilhelm Nietzsche . . . ‚Um in eine höhere Kulturstufe aufsteigen zu können, muß die Rasse der Übermenschen die bestehenden minderwertigen Zivilisationen erbarmungslos vernichten. Wir müssen uns von allen jüdisch-christlichen Perversionen reinigen, um diese höchste Lebensform zu erreichen' . . . Das sagt doch Nietzsche, nicht wahr?«

»Leute wie Sie, die Kompromisse mit Untermenschen schließen, hindern das deutsche Volk daran, seine großen Ziele zu erreichen.«

Horst machte eine resignierte Handbewegung. »Ach, jetzt geht das wieder los. Jetzt unterschätzen wir wieder einmal die Amerikaner. Das ist schon wirklich eine unserer chronischen, unheilbaren Krankheiten, daß wir die Amerikaner immer unterschätzen.« Horst ließ sich Funk gegenüber nieder und kippte die Whiskyflasche noch einmal an. »Ich will Ihnen mit anderen Worten ausdrücken, was dieser unterschätzte Amerikaner sagt. Vernünftige Menschen versuchen, ihre Mitmenschen durch Vernunftargumente zu überzeugen. Mitfühlende Menschen beweisen ihren Mitmenschen Gnade und Barmherzigkeit. Tyrannen vernichten. Wir vernichten, weil wir eben vernichten müssen.«

»Mein lieber Horst, Sie spielen ein gefährliches Spiel mit diesen radikalen Gedanken. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Ändern Sie Ihre Tonart. In Berlin ist man über gewisse Einstellungen, die Sie haben, keineswegs besonders erbaut.«

»Sparen Sie sich die Mühe, Alfred. Ihr alle werdet Verteidiger und Entschuldiger wie mich brauchen, wenn das Dritte Reich erst mal zusammengebrochen ist, damit wir der Welt die Theorien der Entschuldiger auseinandersetzen. Und was werde ich dann wohl sagen, wenn es soweit ist? Ach ja, natürlich . . . *Es gab ja sonst niemanden außer uns paar Antinazis. Was hätten wir schon tun können? Befehl war eben Befehl . . .*«

»Was Sie da reden, ist Vaterlandsverrat«, sagte Funk drohend.

Horst sprang von seinem Sessel auf und knallte die Flasche auf den Tisch. Es war der erste Temperamentsausbruch, den Alfred Funk je bei ihm erlebt hatte, und er war so überrascht, daß er schwieg.

»Ach, der Teufel soll euch holen«, rief Horst laut. »Ich bin doch kein solch verblödeter Narr oder Feigling, daß ich immer weiter lächle und so tue, als ob und die Hacken knalle und mich verbeuge, wenn mir die absolute Katastrophe ins Gesicht starrt. Geben Sie es doch zu, Alfred. Sprechen Sie es doch aus. Deutschland hat den Krieg verloren.«

Vor lauter Zweifel und Unglauben quollen Funk die Augen hervor.

»Wir haben den Krieg verloren!« bellte Horst. »Jawohl, wir haben den Krieg verloren! Wir haben den Krieg verloren!«

Funk wurde bleich und setzte sich nieder.

»*Jetzt* haben wir noch die Möglichkeit, die Schläge der Niederlage aufzufangen und zu mildern, wenn wir die Intelligenz besitzen, die Niederlage zu erkennen und uns sorgfältig auf sie vorzubereiten. Aber was *tun* wir? Wir bringen die Mordmaschinen in Auschwitz auf noch höhere Touren. Noch fünftausend Polen und Juden mehr pro Tag vergasen . . . Unsere einzige Reaktion auf die Wirklichkeit der Niederlage besteht darin, daß wir unserer eigenen Vernichtung Tür und Tor öffnen.«

Funk wischte sich die Stirn und lächelte schwach. Ich sollte lieber das Thema wechseln, dachte er. Von Epp machte immer Kleinholz aus ihm, wenn sie diskutierten. Der Mann hatte eine geradezu teuflische Art. Eines schönen Tages würde ihm Himmler befehlen, diesen von Epp umzulegen. Auf dieses Vergnügen freute er sich schon jetzt.

Alfred Funk räusperte sich. »Einer der Punkte, die ich mit Goebbels besprochen habe, betrifft Sie. Nächste Woche findet in Lublin eine Konferenz statt, um einen Propagandaplan zu entwerfen, mit dem wir die unerfreuliche öffentliche Meinung in Polen dämpfen werden. Wir fangen damit an, die Anzahl der Juden, die der *Endlösung* zugeführt worden sind, niedriger anzugeben, als sie tatsächlich ist. Dann bestreiten wir, daß es in den für die *Sonderbehandlung* eingerichteten Lagern noch andere Einrichtungen als die für den Arbeitseinsatz gibt. In all diesen Lagern, in denen *Sonderbehandlung* erfolgt, werden jetzt Knochenzertrümmerungsmaschinen installiert, um jedes Beweismaterial zu beseitigen. Wir lassen sogar diejenigen, die von den Einsatzkommandos *sonderbehandelt* wurden, wieder exhumieren, um sie zu verbrennen. Eichmann hat in der Abteilung IV B4 einen besonderen Stab geschaffen, der ausschließlich damit beschäftigt ist, eine doppelte Ausfertigung aller Dokumente – also von Gerichtsverhandlungen, Epidemien und dergleichen – herzustellen, mit deren Hilfe sich ein großer Teil der Todesfälle erklären läßt. In Theresienstadt in der Tschechoslowakei haben wir ein Musterlager für Juden eingerichtet und das Rote Kreuz aufgefordert, es zu inspizieren . . .«

»Ach, halten Sie doch den Mund, Alfred. Wir scharren wie die Hunde herum, um ein Häufchen Scheiße zuzudecken, während wir in unserem eigenen Dreck ersaufen.«

Alfred Funk spürte wieder das wohlbekannte leichte Gefühl der Übelkeit im Magen. Er wählte seine Worte sorgfältig. »Die Welt hat ein kurzes Gedächtnis.«

»Ich glaube, diesmal wird sie nicht vergessen. Die Juden haben ein langes Gedächtnis. Sie weinen und klagen noch heute um Tempel, die sie vor zweitausend Jahren verloren haben, erzählen sich Altweibergeschichten von Befreiungen und beten nach einem Ritual, das aus dem Anbruch der

Zeiten stammt. Wissen Sie, was mir ein alter Jude, ein Rabbiner, einmal gesagt hat, als ich ihn über das jüdische Gedächtnis befragte?«

»Was?«

»Die Worte ‚Ich glaube' bedeuten ‚Ich erinnere mich'. Sogar Nietzsche hat sich den Kopf über die Fähigkeit der Juden zerbrochen, alle Völker zu überleben, die sie zu vernichten versucht haben. Ich glaube . . . Ich erinnere mich. Folglich, mein lieber Alfred, werden Sie begreifen, daß alte Juden noch in tausend Jahren in Erinnerung an den Nazipharao, der sie in Warschau in Knechtschaft und Sklaverei gehalten hat, jammern und wehklagen werden.«

Schauerliche Vorstellungen rannen durch Alfred Funks Gedanken. Dieser verdammte Eichmann und seine Manie, die Juden zusammenzutreiben. Dieser verdammte Globocnik! Dieser verdammte Himmler! Dieser gottverdammte Hitler! Sie alle waren in dieser Judengeschichte zu weit gegangen. Aber was konnte *er* schon sagen? Was konnte *er* tun? Er blickte auf den Stadtplan auf seinem Schreibtisch. In wenigen Tagen würde seine Armee bereitstehen. Vielleicht . . . vielleicht konnte er, wenn er auch die allerletzten Juden vernichtet hatte, doch in jene höhere Lebensweise emporsteigen, die die Nazis versprochen hatten. Er beruhigte sich wieder. Zum Teufel mit diesem Horst von Epp!

»Soll ich Ihnen mal was sagen, Alfred?« sagte Horst, der von der rasch geleerten Flasche ein wenig benebelt war. »Sie sind doch ein Mann, der die mathematischen Gesetze von Gewicht und Gegengewicht versteht. Wir Deutschen haben vor der Mathematik doch immer Respekt gehabt. Die Strafe pflegt dem Verbrechen immer die Waage zu halten. Es gibt nur achtzig Millionen Deutsche. Diese Zahl reicht nicht aus, um unsere Schuld zu tilgen. Um das Gleichgewicht herstellen zu können, müssen wir unser Strafmaß weitergeben, damit es von hundert noch ungeborenen Generationen abgebüßt wird.«

Alfred Funk begann sichtbar zu zittern. Worte, die er selbst nicht auszusprechen gewagt hätte, und Gedanken, die er nicht zu unterdrücken vermochte, fielen wie Hammerschläge auf ihn nieder.

»Unsere Namen werden gleichbedeutend sein mit der Bruderschaft des Bösen. Die Welt wird viel mehr Verachtung, Schimpf und Schande auf uns häufen als wir auf die Juden.«

Alfred Funk schob seinen Sessel vom Schreibtisch weg. Er spürte, wie ihm der Schweiß am ganzen Körper ausbrach. Er mußte ein Bad nehmen.

XII

Andrej saß in der letzten Bankreihe einer kleinen Dorfkirche irgendwo nördlich von Lublin.

Gabriela Rak kniete vor dem Altar und betete inbrünstig vor einem grobgeschnitzten hölzernen Kruzifix. Dann stand sie auf, entzündete eine Kerze auf der rechten Seite des Altars, kniete im Chorgang noch einmal nieder, bekreuzigte sich und kam zu Andrej zurück, gerade als Pater Kornelli die Kirche betrat.

»Die Kinder waren erschöpft«, sagte Pater Kornelli. »Die beiden Mäd-

chen sind sofort eingeschlafen. Der Junge wartet auf Sie«, wandte er sich zu Andrej.

»Wann geht es weiter?« fragte Gabriela.

»Gajnow und seine Frau kommen morgen früh und holen sie. Bis zu ihrem Haus ist es ungefähr fünfzehn Kilometer durch den Wald. Gajnow ist ein guter Mann. Die Kinder sind bei ihm absolut sicher. Wir müssen ihnen natürlich erklären, daß sie zu ihrem eigenen Schutz die katholischen Bräuche lernen müssen.«

»Das habe ich den Mädchen schon gesagt«, erwiderte Gabriela. »Es sind aufgeweckte Kinder; sie verstehen.«

»Ich werde jetzt gleich mit dem Jungen reden«, sagte Andrej.

»Er ist in meinem Zimmer«, bedeutete ihm Pater Kornelli.

Andrej überquerte einen kotigen Hof, auf dem sich Schweine und Gänse tummelten. Er betrat die Wohnung des Pfarrers. Die Tür zum Schlafzimmer stand angelehnt. Er öffnete sie etwas weiter und blickte auf die zwei schlafenden Mädchen. Das eine Mädchen trug nur den Namen, den man für es erfunden hatte. Seinen eigenen Namen wußte es nicht. Es war irgendwo aufgelesen worden. Das andere war die zwölfjährige Tochter eines Mitglieds des Judenrats. Debora hatte recht gehabt. Kinder waren Kinder. Dieses Kind hier verdiente eine zweite Chance im Leben. Andrej schloß die Tür, ging den kurzen Korridor zum Wohnzimmer hinab und trat ein. Auf dem Sofa war ein Bett hergerichtet worden, aber sein Neffe Stephan war noch angekleidet.

»Du hast einen langen und anstrengenden Tag hinter dir, Stephan«, sagte Andrej. »Du solltest jetzt schlafen.«

Stephan blickte ihn argwöhnisch an.

»Morgen wirst du mit den Mädchen das nächste Stück eurer Reise antreten.«

»Und was ist mit dir, Onkel Andrej?«

»Ich muß mit Gabriela nach Warschau zurück.«

»Du hast gesagt, daß ich einen Auftrag habe. Worin besteht er?«

»Ja . . . deswegen bin ich hergekommen, um dir jetzt deine Befehle zu geben. Du hast den Befehl, zu überleben.«

»Ich verstehe dich nicht, Onkel Andrej.«

»Stephan, du und die Mädchen, ihr werdet im Wald wohnen, im Haus eines wunderbaren alten Ehepaares.«

»Wohnen?«

»Ja, Stephan. Ich bin gekommen, um dir Lebewohl zu sagen.«

Die Augen des Knaben weiteten sich vor Erstaunen. »Du hast mich hereingelegt.«

»Ich habe dir gesagt, daß du allen Befehlen ohne Widerrede gehorchen mußt. Das nennt man nicht hereingelegt.«

»Doch, du hast mich hereingelegt. Du hast mir versprochen, daß du mich für einen besonderen Auftrag mitnimmst.«

»Du hast auch einen Sonderauftrag, und zwar einen äußerst wichtigen.«

»Nein. Ich bleibe nicht hier. Wenn du mich nicht mit zurück nach Warschau nimmst, laufe ich einfach weg.«

»Es ist der Beschluß der Ältesten, von Rabbi Salomon und von Alexander.«

Behutsam trat Andrej zu dem Knaben und legte ihm die Hand auf die Schulter. Doch Stephan entwand sich ihm mit einer raschen Bewegung. »Du hast mich belogen, Onkel Andrej. Ich werde schon irgendwie selbst nach Warschau zurückkommen.«

»Ich habe dich überschätzt, Stephan. Ich dachte, du wärest ein guter Soldat, aber anscheinend bist du noch ein kleiner Junge.«

»Ich bin ein guter Soldat. Ich bin genauso gut wie alle anderen Meldegänger im Ghetto.«

Andrej zuckte die Achseln. »Nicht ganz. Ein guter Soldat weiß, wie man Befehlen gehorcht, auch wenn sie einem nicht gefallen.«

»Es ist keine Aufgabe für einen Soldaten, sich im Wald zu verstecken wie ein Feigling.«

Der Junge war zu gescheit und ließ sich mit Wortspielereien nicht irreführen. Andrej hatte keine andere Wahl. Er mußte ihm die harten Tatsachen in ihrer ganzen nackten Grausamkeit mitteilen. Vielleicht, dachte er, hätte ich das schon früher tun sollen.

»Bist du Manns genug, um die Wahrheit zu hören? Kannst du's ertragen, Stephan?«

»Ich kann's ertragen«, antwortete der Junge fest.

»Deine Mama wird sterben. Es gibt keinen Ausweg für sie.«

»Nein!«

»Die Wahrheit, Stephan. Deine Mama wird sterben. Sie kann die Kinder nicht allein zurücklassen, und sie kann sie auch nicht hinausbringen. Sie sitzt in der Falle, und sie ist zum Untergang verurteilt.«

»Meine Mama wird leben!«

»Nur wenn du überlebst und ihr Andenken lebendig hältst.«

»Dann gehe ich zurück und sterbe mit Mama.«

»Ich habe dich gefragt, ob du Manns genug bist, die Wahrheit zu hören. Ich bin noch nicht fertig.«

In Stephans Augen stand brennender Zorn. Sein Blick sagte seinem Onkel, daß er sehr wohl den Mut zum Durchhalten hatte. Doch Andrej wies ihn mit einer gebieterischen Handbewegung an, sich auf dem Sofa niederzusetzen.

»Deine Schwester und Wolf befinden sich in einer ausweglosen Lage. Jeder von uns hat mehr Aussichten, zum Mond zu fahren als mit dem Leben davonzukommen. Glaubst du wirklich, ich habe dich belogen, als ich dir sagte, daß du einen Auftrag hättest? Deine Mutter, deine Schwester und ich, wir haben die Aufgabe, für die Ehre unserer Familie zu sterben. Deine Aufgabe ist es , für unsere Ehre zu leben. Ich sage das aus der tiefsten Überzeugung meines Herzens, Stephan. Du hast von uns beiden den schwierigeren Auftrag erhalten. Du mußt aus dieser Schlacht herauskommen, um dich nach Palästina durchzukämpfen, und du wirst noch einmal und noch einmal und immer wieder für deine Freiheit kämpfen müssen. Dein Kampf ist noch lange nicht beendet. Und niemand kann voraussagen, was dir noch bevorsteht.«

Stephan blickte auf seinen Onkel, der ihn stumm um ein Zeichen der Zuneigung bat. Der Knabe biß sich auf die Lippen, um die Tränen zurückzuhalten, aber in seinen Augen stand noch immer Zorn.

»Stephan, einer von uns muß aus all diesem lebend hervorgehen, um der Welt zu zeigen, wer wir waren und wofür wir gekämpft haben. Es ist

eine riesige, gewaltige Aufgabe, mein Junge. Nur der allerbeste Soldat kann sie schaffen. Du mußt leben für Zehntausende Kinder, die in Treblinka umgebracht worden sind, und für Tausende ermordeter Schriftsteller, Rabbiner und Ärzte. Es ist ein sehr schwerer Auftrag.«

Stephan schlang die Arme um die Hüften seines Onkels und barg seinen Kopf an Andrejs Brust. Andrej streichelte ihm liebevoll das Haar. »Ich werd's versuchen«, weinte Stephan.

Andrej tröstete ihn, kniete neben ihm nieder, nahm seine tränenfeuchten Wangen in seine Hände und blinzelte ihm zu. »Du wirst mich nicht im Stich lassen, Stephan . . . Ich weiß es.«

Andrej zog sich den breiten goldenen Ring vom Finger, den er als Mitglied der polnischen Olympiamannschaft erhalten hatte. »Zur Besiegelung«, sagte er.

Stephan sah den Ring ungläubig an und versuchte, ihn auf den Finger zu schieben. Er war sogar für seinen Daumen zu groß.

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Wenn du erst mal draußen in der Hütte des Holzfällers bist und frische Luft kriegst und Essen und Bewegung hast, dann wird der verdammte Ring für dich sogar noch zu eng sein. Du wirst schon sehen, daß ich recht habe.«

Stephan versuchte, seine Tränen zu unterdrücken, aber es gelang ihm nicht. Sie schüttelten ihn krampfhaft. »Ich werd's versuchen . . . Ich werd's versuchen . . .«

»Komm jetzt, mein Junge. Jetzt werden wir dich mal ausziehen. Es war eine lange Reise, auch für den besten Soldaten.«

Stephan ließ es sich gefallen, daß ihm sein Onkel Hemd und Hose aufknöpfte, ihn auf den Arm nahm und zum Sofa trug. Er hielt den Ring fest in der geschlossenen Faust und vergrub seinen Kopf im Kissen.

»Zu deinem Befehl gehört noch etwas, und als guter Soldat, dessen Pflicht es ist, zu überleben, wirst du es ohne weiteres verstehen. Du mußt das ganze Heilige-Maria-Muttergottes-Zeug lernen, aber das ist nicht so schlimm, wie du vielleicht denkst. Du weißt, Gabriela hat es ihr ganzes Leben lang getan, und sie ist eine wunderbare Frau. Wir Juden haben schon früher einmal auf diese Art beten müssen – während der Inquisition, um die Spanier zu überlisten . . .«

Andrej hielt inne. Das Kissen war von den Tränen des Knaben durchnäßt.

»Erzähl mir von Batory.«

»Batory! Haha! Also, das war einmal ein Pferd. Das schwärzeste, wildeste Tier in ganz Polen. Erst vor ein paar Wochen brachte ich ihn zum Grand National nach England, und er rannte so schnell, daß er die Luft zerschnitt und sie donnern machte. Und weiß du was, Junge? Die Engländer . . .«

Pater Kornelli und Gabriela warteten in der winzigen Sakristei. Der Pfarrer goß zwei Finger hoch Kirschwasser in ein Gläschen. Sie nippte daran mit absichtlicher Langsamkeit, um die Wärme des Alkohols in sich aufzunehmen.

»Als mich der Erzbischof hierher in die Vorhölle oder das Fegefeuer oder wie immer Sie's nennen wollen, verbannte, war ich von einer höchst unpriesterlichen Hoffnungslosigkeit erfüllt. Die heilige Jungfrau möchte

mir vergeben, aber ich bin völlig sicher, daß der Herrgott den Kampf mit dem Erzbischof gewonnen hat. Meine kleine Kirche hier ist ein lebenswichtiges Verbindungsglied zu den Partisanen in den Wäldern geworden.« Er zwinkerte ihr verstohlen zu. »Unter dem Altar sind Granaten aufbewahrt.«

»Sie sollten sich schämen, Pater.«

»Gabriela Rak! Ich war überglücklich, daß es mir gelungen ist, Verbindung mit Ihnen aufzunehmen. Ich will noch mehr Unterkünfte für Kinder finden. Für Dutzende von Kindern. Gajnow ist ein guter Mann. Ich muß noch mehr solche finden.«

Plötzlich verzog Gabriela das Gesicht, erbleichte und trank den Rest des Kirschwassers in einem Schluck herunter.

»Ist Ihnen nicht gut?«

»Nur eine vorübergehende kleine Übelkeit.«

»In Ihrem Zustand sollten Sie wirklich nicht so anstrengende Fahrten unternehmen.«

Gabriela war bestürzt darüber, daß sie so plötzlich durchschaut worden war. »Ich hatte nicht geahnt, daß man es schon so deutlich erkennt.«

»In meinen Gelübden steht nichts, was mir verbietet, eine schwangere Frau zu erkennen. Die ersten zwei oder drei Monate sind angeblich immer die ärgsten.«

Gabriela drehte das leere Glas nervös zwischen ihren Fingern. Er goß es noch einmal voll. »Ich wünsche keine Predigt, Pater. Ich suche keine Vergebung, und ich beichte auch keine Sünde.«

»Es kränkt mich, daß Sie mich wie ein altes Fischweib behandeln, dem man sich nicht anvertrauen kann.«

»Verzeihen Sie, Pater, ich wollte Sie nicht kränken. Ja, ich würde gern meine eigene Stimme hören, wie sie die Gedanken ausspricht, die ich so lange in mir verschlossen gehalten habe.«

»In Ihren Verhältnissen ein Kind zur Welt zu bringen, ist eine äußerst schwierige Aufgabe.«

»Ich bin mir über die Folgen im klaren.«

»Weiß Andrej Bescheid?«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Wir haben unser Leben auf eine seltsame Weise aufeinander einstellen müssen. Es ist voll von unausgesprochenen Dingen.«

»Darüber kann ich nie genug staunen«, unterbrach sie Pater Kornelli. »Über diese Fähigkeit der Menschen, in einer ständigen Spannung zu leben. Über die Art, wie man seine Nerven in der Gewalt behalten kann und wie es einem möglich ist, Gedanken und Ängste in sich zu verschließen . . .«

»Nein, das ist es eigentlich nicht, Pater. Andrej und ich, wir kennen jeder die Gedanken des anderen ganz genau. Ein Blick, eine leichte Berührung, ein Seufzer. Die Art, wie er meinem Blick ausweicht. Die Art, wie ich dem seinen ausweiche. Wir lesen jeder des anderen Ängste und Befürchtungen in dessen Gesicht, obwohl wir nie davon sprechen. Sein Atem in der Dunkelheit, die Berührung seiner Finger, das alles sind lautlose Sendboten.

»Es muß ein wundervolles Erlebnis sein, sich mit einem anderen Menschen auf eine solche Weise verständigen zu können.«

Sie tat einen tiefen, stockenden Seufzer und nippte noch einen kleinen Schluck. »Ja, ich nehme an, er weiß, daß ich ein Kind von ihm erwarte.«

»Er sollte es von Ihren eigenen Lippen hören.«

»Nein, Pater. Das gehört zu unseren stillschweigenden Vereinbarungen. Andrej geht jetzt ins Ghetto zurück und wird es nie wieder verlassen. Ich akzeptiere das, ich nehme es hin, wehre mich nicht dagegen, weil ich ihn nicht noch mit Sorgen um mich belasten kann.«

»Sie sprechen gegen jeden Begriff, der uns heilig ist. Sie können doch nicht ohne Hoffnung leben. Das ist Sünde.«

Ihre Augen waren bis an den Rand mit Trauer gefüllt. »Ich weiß es, und er weiß, daß ich es weiß. Aber wir haben es nie ausgesprochen, und wir werden es nie aussprechen. Mein Andrej ist so stolz, daß es ihm völlig unmöglich wäre, davonzugehen, so lange er noch eine Patrone im Lauf hat. Und wenn er die letzte Kugel verschossen hat, dann wird er noch mit seinen Fäusten kämpfen. Das ist mein Andrej, Pater.«

Der Priester streichelte ihr die Hand. »Mein liebes, gutes, armes Kind.«

Doch sie wollte weder von Mitgefühl noch von Selbstmitleid etwas wissen. »Ich brauche Ihnen nicht leid zu tun. Ich glaube, Sie verstehen mich nicht richtig. Ich habe dieses Kind mit voller Absicht empfangen.«

Sein Gesichtsausdruck ließ erkennen, daß er gegen Schock gefeit war.

»Ich habe diese Sache kaltblütig geplant und aufs genaueste berechnet. Jedesmal, wenn wir auseinandergehen mußten, saß in mir die nagende Furcht, dies könnte das letztemal sein. Aber sogar dagegen verhärtet man sich. Jetzt, da das Ende wirklich gekommen ist, ist der Höhepunkt auch schon überschritten. Dies ist das letztemal. Ich glaube, er hat gehofft, daß ich das tun würde, und ich glaube, daß er auf mich stolz ist.«

»Aber sind Sie sich denn im klaren, was Sie tun?« rief der Geistliche schreckerfüllt.

»Ich muß sein Leben in meinem Körper tragen. Ich kann es nicht zulassen, daß Andrej vernichtet wird. Dies ist der einzige Weg für mich, sein Leben zu bewahren. Es tut mir nur leid, daß ich ihm nicht hundert Kinder gebären kann.«

»Aber das ist doch kein Akt der Liebe. Das ist ein Racheakt.«

»Nein. Es ist ein Akt des Lebenswillens. Ich kann und will nicht zulassen, daß Andrej vernichtet wird.«

Als er sie anblickte, erkannte er in ihren Augen eine Art tierhafter Besessenheit. Sie war wie eine Wilde, in der nur der Urinstinkt des Weibes lebendig war. Doch dann wurde er erneut konfus. Hatte das Fehlen der vorgeschriebenen Zeremonie ihre Vereinigung weniger rein gemacht? Konnten ein Mann und eine Frau einander hingebungsvoller lieben, zu größeren Opfern, zu größerer Treue, zu größerer Wahrheit fähig sein, nur weil sie ein vorgeschriebenes Ritual erfüllt hatten? Hatten sich Andrej und Gabriela nicht auf eine Art verhalten, die in den Augen Gottes völlig geheiligt war? Es war ihm unbehaglich, sich selbst mit dieser Frage konfrontieren zu müssen.

Gabriela stand auf und wandte Pater Kornelli den Rücken zu, indes ihre trotzige Stimmung zu verebben und ihre Stimme zu schwanken begann. »Eines bereitet mir schrecklichen Kummer. Ich muß die Kirche verlassen. Andrejs Kind muß als Jude aufwachsen.«

Er war von ihren Worten verletzt und völlig benommen, aber zugleich

mit dem Zorn empfand er Bewunderung für die Vollständigkeit ihrer Hingabe. Er trat zu ihr. »Ich kann das weder billigen noch stillschweigend dulden; deshalb kann ich auch nicht mehr Ihr Beichtvater sein«, flüsterte er. »Aber ich kann Ihr Freund sein, und Sie sollen wissen, daß ich Ihnen immer helfen werde.«

Sie nickte und verharrte in ihrer starren Haltung. Dann drehte sie sich unvermittelt um und blickte ihm angsterfüllt ins Gesicht. »Wird mir vergeben werden, Hochwürden?«

»Ich werde für Sie und Ihr Kind beten, wie ich noch nie zuvor gebetet habe.«

Andrej vermutete, daß sich Gabriela und Pater Kornelli in einer ernsten und vertraulichen Unterredung befanden, die er nicht stören durfte. Als er Stephan verließ, machte er beim Betreten der Kirche genügend Geräusch, um sie auf sein Kommen aufmerksam zu machen. Mit kreidebleichem Gesicht betrat er die Sakristei.

»Wie geht es Stephan?«

»Wie? Es hat ihm das Herz gebrochen.«

»Was macht er jetzt?«

»Er versucht sein Äußerstes, um ein Mann zu sein, aber er tut das, was jeder Vierzehnjährige tun würde. Er weint sich in den Schlaf.«

»Bitte, Andrej, Sie können sich absolut darauf verlassen, daß Gajnow diese Kinder beschützen wird. Ich selbst werde alles tun, was nur irgend in meiner persönlichen Macht steht.«

Er klopfte dem Priester auf die Schulter. »Ich bin Ihnen sehr dankbar.«

Pater Kornelli wechselte das Thema, indem er den Vorhang zu der Nische beiseite zog, in welcher er seine Meßgeräte aufbewahrte. Er holte eine Flasche Wodka hervor. »Schauen Sie, die habe ich für eine besondere Gelegenheit aufgespart. Nehmen Sie sie, Andrej.«

»Pater . . . Das könnte ich nicht . . .«

»Doch, nehmen Sie sie! Ich will, daß Sie sie haben sollen.«

Andrej blickte auf Gabriela, die ihm zunickte, daß jetzt alles in Ordnung war.

»Kinder, Ihr beiden seht mir völlig erledigt aus. Jetzt paßt mal auf. Graf Boryslawskis Jagdhütte steht leer und zu eurer Verfügung. Es sind nur ungefähr eineinhalb Kilometer in den Wald hinein. Das Pferdewägelchen draußen ist schon angespannt. Ihr werdet ein loderndes Feuer im Kamin und eine königliche Mahlzeit vorfinden. Also los! Macht, daß ihr fortkommt. Geht mir aus den Augen.«

»Bei Gott, Pater Kornelli«, sagte Andrej, »wenn es noch ein paar solcher Priester gäbe wie Sie, dann würde ich es mir ernstlich überlegen, ob ich mich nicht taufen ließe.«

XIII

Tagebucheintragung

Während der ganzen Woche sind in Warschau Spezialtruppen eingetroffen, und zwar sowohl aus Globocniks Hauptquartier in Lublin wie aus den

Arbeitslagern in Trawniki und Poniatow und schließlich sogar aus den Vernichtungslagern. In Praga, auf der anderen Seite des Flusses, werden sie zusammengezogen. Oberführer Funk hat Sonderrationen an Schnaps an sie ausgeben lassen und ihnen versichert, daß sie mit der Beseitigung des Ghettos nur drei bis vier Tage Arbeit haben würden. Nach Globocniks Lubliner Schlächtern haben sie sich die »Totenkopfbrigade« genannt.

Merkwürdig. Den beiden extremen politischen Anschauungen im Ghetto ist es gelungen, sich die engste Zusammenarbeit auf der »arischen« Seite zu verschaffen. Die Kommunisten und die »Volkswache« auf der Linken, die Revisionisten und die ND-Brigade auf der Rechten sind eng miteinander verbündet. Leider sind diese beiden polnischen Untergrundorganisationen klein und nicht sehr wirksam. Von der weitaus größeren und bedeutenderen Heimatarmee haben wir keine weitere Hilfe zu erwarten.

Die ND-Brigade erörtert sogar den Versuch, die Revisionisten aus dem Ghetto herauszuholen, damit sie draußen eine Partisaneneinheit bilden. (Wenn sie abzögen, würde dies unsere Streitkräfte bedenklich schwächen, aber sie unterstehen nicht unserem Befehl.)

Die Kommunisten haben im Vorort Targowek zwei Lastkraftwagen versteckt. Wir haben gerüchtweise erfahren, daß sich in den Wäldern von Machalin jüdische Partisaneneinheiten bilden. Die Kommunisten haben sich bereit erklärt, alle Menschen, die wir aus dem Ghetto herausschmuggeln können, zu verstecken.

Wir besitzen jetzt zwei Kurzwellensender. Der eine befindet sich in der Mila 18, der andere im Franciskansabunker. Wir senden Mitteilungen aber nur im äußersten Notfall. Denn wir wissen, daß die Deutschen durch Peilgeräte versuchen, bei Sendungen die ungefähre Lage unserer Bunker festzustellen. Infolgedessen sind wir zu der mühseligen Arbeit genötigt, die Funkgeräte jeweils aus den Bunkern heraufzuholen und sie von einem Ort zum andern zu verlegen, um überhaupt Mitteilungen senden zu können. Als allerletzte Notmaßnahme haben wir mit der »Volkswache« eine Reihe von Codes vereinbart, die für die Radioempfänger auf der »arischen« Seite dienen. Wir senden auf niedriger Frequenz, die von jedem gewöhnlichen Radio empfangen werden kann. Unser Code informiert sie über die Anzahl der Menschen, die durch die Kanalisation zu entfliehen trachten und durch welche Einstieglöcher sie im Begriff sind, zu kommen. Andrej teilt mir mit, daß Gabriela Rak Verbindung mit der »Volkswache« aufgenommen hat, in der Hoffnung, noch mehr Unterkunftsplätze für Kinder zu finden. Außerdem versieht sie mehrere Stunden am Tag Funkwache.

Die Deutschen haben durch die meisten Einstieglöcher, die aus dem Ghetto herausführen, Stacheldraht in die Kanalisation geworfen. Das Netz der Kanalisationsrohre ist jedoch so riesig und so kompliziert, daß wir die Drahtverhaue umgehen können. Außerdem haben wir eine Sonderabteilung gebildet, die »Kanalratten«, deren Aufgabe es ist, unter die fließenden Abwässer zu tauchen und die Drahtverhaue in den Hauptabflußkanälen zu durchschneiden.

Julius Schloßberg hat meinem Sohn Wolf eine Landmine übergeben. Ihre Herstellung dauerte länger, als wir angenommen hatten, weil Wolf absolut darauf bestand, daß er in der Lage sein müsse, sie selbst auszulösen. Wolf erklärt, daß er auf diese Weise die größtmögliche Anzahl von Feinden auf einmal erwischen kann. Die Landmine ist so konstruiert, daß sie aus ei-

ner Entfernung von etwa hundertfünfzig Metern durch einen Funken zur Explosion gebracht werden kann. Die Mine ist wirklich eine Kuriosität: flach und etwa einen Meter fünfzig im Durchmesser. Julius behauptet, sie habe die Sprengkraft einer Eintonnenbombe; in ihr stecken so viel Schrauben, Muttern und Eisenstücke, daß er sie die »Kaschaschüssel« genannt hat. Ich glaube, Julius nennt alle seine Erfindungen ganz einfach deshalb nach verschiedenen Gerichten, weil er hungrig ist; die Rohrgranate heißt »Langer Strudel«, die Schrauben-und-Muttern-Granate »Mazzaknödel« und die Flaschenbombe »Borscht.«

Simon, Andrej und Wolf haben sich lange über die Plazierung der »Kaschaschüssel« gestritten. Wolf will sie direkt unter dem Haupttor der Bürstenfabrik eingraben. Nach seiner Ansicht sind die Deutschen viel zu anmaßend, um in die Fabrik in aufgelockerten Formationen einzudringen; er ist davon überzeugt, daß sie in geschlossenen Reihen direkt über die Mine hereinmarschieren werden. Andrej und Simon, die beide militärische Erfahrung besitzen, bezweifeln, daß die Deutschen so unvorsichtig sein werden. Aber Wolf hat mit seiner Ansicht gewonnen. Die Mine kommt unter das Tor. Auf seine eigene ruhige Art ist Wolf unglaublich dickköpfig – genau wie seine Mutter.

Es ist uns noch nicht gelungen, einen sicheren Weg zu finden, wie Christopher de Monti das Ghetto, die Stadt Warschau und Polen verlassen kann. Wir können es nicht riskieren, daß er in Gefangenschaft gerät. Er ist in einem Zustand, in dem man ihn eigentlich festbinden müßte; besonders deshalb, weil er mit den Frauen und Kindern im Bunker bleiben muß, wenn die Kämpfer beim Alarm auf die Dächer gehen. Simon versichert mir, daß es viel schwerer sei, unten zu bleiben als mit hinaufzugehen. Bei Alarmen kommt Simon vor Nervenanspannung jedesmal beinahe um.

Der Optimismus hält an, aber nach meiner persönlichen Ansicht können wir bei den Machtmitteln, die die Deutschen in Praga zusammengezogen haben, keine Woche aushalten.

ALEXANDER BRANDEL

SS-Oberführer Alfred Funk glotzte majestätisch auf die Versammlung von Offizieren seiner Totenkopfbrigade. Überall waren das Hakenkreuz und der Totenkopf zu sehen. Mit dem Zeigestab in der Hand erläuterte er in knappen Worten die Truppenaufstellung.

»Irgendwelche Fragen?«

Selbstverständlich gab es keine.

»Ich werde Ihnen jetzt eine Mitteilung des Reichsführers SS Heinrich Himmler vorlesen.«

Alle beugten sich erwartungsvoll vor.

»Dies ist ein Ruhmesblatt im Buch unserer Geschichte, wie es nie zuvor geschrieben worden ist und nie wieder geschrieben werden wird. Wir besitzen das moralische Recht, wir haben die Pflicht gegenüber unserem Volk, die Untermenschen zu vernichten, die uns vernichten wollen. Nur durch erbarmungslose Pflichterfüllung werden wir uns den uns zustehenden rechtmäßigen Platz als Führer der Menschheit verschaffen.« Alfred Funk holte tief Atem. Er war von den Worten selbst ganz überwältigt. Er faltete das Dokument wieder zusammen und schob es in seine Brusttasche. »Sturmbannführer Sieghold Stutze, treten Sie vor.«

Der Österreicher hinkte schneidig vor den Oberführer und knallte die Hacken zusammen.

»Ihrem ‚Korps Reinhard' wird die große Ehre zuteil, die ‚Totenkopfbrigade' ins Ghetto zu führen, um die ersten Maßnahmen zu dessen Beseitigung zu treffen. In Anbetracht dieser einmaligen Gelegenheit, den größten jüdischen Wohnbezirk Europas auszuradieren, habe ich die Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Sie zum Obersturmbannführer befördert worden sind!«

Stutze wurde plötzlich übel. Er hatte nicht die geringste Lust, das Ghetto als erster zu betreten. Nicht einmal mit dem Rang eines Obergruppenführers. Er hatte schon seit Wochen über Mittel und Wege nachgedacht, wie er seine Versetzung in ein Vernichtungslager erwirken konnte. Er schlug abermals die Hacken zusammen, verbeugte sich vor Funk und stand stramm. »Ich werde mich der Ehre würdig erweisen!«

»Heil Hitler!« bellte Funk.

Alle Anwesenden sprangen auf. »Heil Hitler!« riefen sie zurück.

Von der gewaltigen Bedeutung des Augenblicks mitgerissen, stimmten mehrere Offiziere spontan das Horst-Wessel-Lied an:

Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen,
SA marschiert mit ruhig-festem Schritt.
Kamraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschiern im Geist in unsern Reihen mit.

»Hallo, Jerusalem. Hier Tolstoy in Ber Scheba.«

»Atlas in Jerusalem. Was ist los, Tolstoy?«

»In unserem Abschnitt sind Wasser und Elektrizität abgestellt worden.«

»Wir haben die gleiche Meldung aus Haifa. Wir erwarten einen Engel aus Kanaan mit einem vollständigen Bericht. Eure Engel sollen blaue Alarmstufe geben.«

»Schalom und . . . guten Jom tov.«

Simon legte den Hörer auf. Seltsam, dachte er, Rodel, ein Kommunist und überzeugter Atheist, wünschte ihm zum Pessachfest »frohe Feiertage«. Simon blickte auf Andrej, Tolek, Alexander und Christopher. »In Rodels Abschnitt sind Elektrizität und Wasser ebenfalls abgeschnitten. Er wünscht uns ein frohes Pessachfest . . . Tolek, schick alle unsere Meldegänger aus. Blaue Alarmstufe überall.«

Jetzt wurde es abgrundtief düster und bedrückend. Ein in letzter Minute gefaßter Beschluß, noch weitere vierzig Kinder hereinzunehmen, hatte das Haus Mila 18 weit über dessen Fassungsvermögen überfüllt. Die Luftzufuhr, die für zweihundertzwanzig Personen ausreichte, war für die annähernd dreihundert, die jetzt in dieser Katakombe zusammengedrängt waren, völlig unzureichend. Man konnte sich in den Räumen überhaupt nicht mehr bewegen. In den Korridoren drängten sich schwitzende Menschenkörper, die alles bis auf die Unterkleider ausgezogen hatten und den wenigen Sauerstoff einsogen, der kaum ausreichte, um die Kerzen in Brand zu halten.

»Pessach«, sagte Andrej bitter. »Das Fest der Befreiung. Was für ein grausiger Witz.«

Simon nickte zustimmend. »Ach, wo ist Moses, um uns durch das Rote Meer zu führen und das Heer des Pharao in den Fluten untergehen zu lassen! Die einzigen Flammensäulen sind die, die uns verschlingen werden.

»Trotzdem«, sagte Andrej. »Wir müssen unter allen Umständen den Seder abhalten.«

Christopher schüttelte den Kopf. »Ihr Juden seid schon wirklich erstaunlich. Hier sitzt ihr im untersten Höllenschlund, könnt jeden Augenblick vernichtet werden, und gedenkt in euern Gebeten der Freiheit.«

»Ruft man nicht um so verzweifelter nach Freiheit, wenn sie einem weggenommen wird? Welchen besseren Augenblick könnte es geben als heute abend, um den Glauben zu erneuern?« sagte Alexander Brandel.

»Laß gut sein, Alex, nur nicht übertreiben«, erwiderte Christopher. »Andrej und du und Simon . . . und die meisten von denen da draußen, ihr erneuert doch keinen Glauben, an dem ihr je wirklich festgehalten habt. Rodel, der Kommunist, schickt euch Glückwünsche. War er jemals in einer Synagoge?«

»Ja, Chris, in gewisser Weise hast du recht, und es ist wirklich äußerst merkwürdig, daß wir, die wir nicht als Juden gelebt haben, jetzt entschlossen sind, als Juden zu sterben«, erwiderte Alexander.

»Natürlich haben wir keinen Grund, und doch haben wir wieder jeden auch nur erdenklichen Grund«, sagte Simon. »Wir wissen nur eines: Wir müssen einfach den Seder abhalten.«

Pessach. Sederabend, der Abend, an dem die Haggada, die Geschichte des Auszugs der Juden aus Ägypten, ihre Befreiung aus der Knechtschaft des Pharao, die so alt ist wie die Geschichte der Menschheit überhaupt, von neuem erzählt wird.

Wie hätte vor dem Krieg das jüdische Warschau von der freudigen Erregung dieser Woche widergeklungen! Alex versuchte, sich an die Tlomatskiesynagoge zu erinnern . . . an die gedrängten Menschenmengen, die den Marmortempel gefüllt hatten.

Selbst in den Wohnungen der Ärmsten hatten die blitzblank geputzten Messing- und Silberleuchter geschimmert, die weißen Tischtücher und die blanken Schüsseln das Auge geblendet, und aus allen Küchen waren die Wohlgerüche köstlicher Bäckereien und Speisen gedrungen.

Auf den gedeckten Tischen waren besondere Gerichte gestanden, die die Leiden Mosis und der jüdischen Stämme symbolisiert hatten. Die geriebenen Nüsse und bitteren Kräuter waren das Symbol für den Mörtel der Ziegel des Pharao, welche die Juden in der ägyptischen Knechtschaft zu Mauern aufgetürmt hatten und die Leiden, die ihnen durch die harte Fronarbeit aufgezwungen worden waren.

Gab es überhaupt ein so bitteres Wickenkraut, dachte Alexander, daß es in Zukunft das Ghetto versinnbildlichen konnte? Was für ein Symbol konnte es für das Wasser der Kanalisation überhaupt geben?

Brunnenkresse für das Herannahen des Frühlings, und das Ei als Symbol der Freiheit. Wahrhaftig, der Frühling zog wieder in Warschau ein. Aber es gab weder Ei noch Brunnenkresse. Es gab nur vierzigtausend angstzitternde Menschen, die uralte Gebete murmelten, und die einen Gott, der sie nicht hörte, anflehten, Er solle Seine Versprechungen erfüllen . . . sie befreien . . . sie erlösen . . . die Stämme Israels hinwegführen.

In sechshundert Bunkern wiederholten betäubte und tränenerstickte Stimmen das feierliche Ritual, während rings um die Ghettomauern die polnische blaue Polizei in Abständen von sieben Metern ihre Stellung bezog.

Und doch . . . die alte Geschichte mußte wieder und wieder und noch einmal erzählt werden. Hatte es je etwas Sinnloseres und Fruchtloseres gegeben? fragte sich Alexander. Und doch . . . sie mußte erzählt werden.

Eine winzige Bank stand an der Ecke, wo die beiden Korridore der Mila 18 zusammenstießen. Auf ihr standen zwei Kerzenleuchter, die Moritz Katz irgendwie gerettet hatte. Anstelle der vorgeschriebenen symbolischen Gerichte hat man irgendwelchen Ersatz beschafft.

Alexander zwängte sich durch die dichtgedrängten Bewohner des Hauses bis zu Rabbi Salomons Zelle.

»Alles ist vorbereitet«, sagte er. »Der Seder kann beginnen.« Er half dem alten Mann auf die Füße. Rabbi Salomon war jetzt nahezu erblindet. Er sah nur noch schattenhafte Umrisse und konnte nicht mehr lesen. Aber das machte nichts. Seine Stimme war fest und klar, und er kannte die Haggada auswendig. Er wurde zu der Bank geführt und auf ein Kissen gesetzt, denn das Kissen symbolisiert den freien Mann, der gelöst und entspannt beim Gastmahl saß. Aus den Räumen Auschwitz, Belzec, Chelmno, Majdanek, Treblinka und Sobibor drängten sich die Kämpfer und die Kinder mit anhaltendem Atem in die Tür, um zuzuhören – Zionisten aller Schattierungen, kleine Kinder, Kommunisten, Bundisten, orthodoxe Gläubige und sogar Schmuggler.

In der lautlosen Stille konnte man den schweren, keuchenden Atem der Menge vernehmen. Die Luft war zum Ersticken schlecht, die Hitze bedrückend.

Der Silberbecher in der Mitte der Bank hieß der Kelch des Elias. Wenn der Prophet, der die Wiederkehr des Staates Israel geweissagt hatte, aus dem Pessachbecher trank, würde sich die Prophezeiung erfüllen. Salomons alte Hände tasteten sich über die Bank nach dem Becher. Er hob ihn auf und führte ihn zu den Lippen. Er war leer, es gab keinen Wein.

»Vielleicht«, sagte er, »wird uns auf diese Weise verkündet, daß Israel wiederkehren wird. Vielleicht ist Elias gekommen und hat getrunken.«

Irgend jemand begann zu schluchzen, und ein Schluchzen löste das andere aus. Noch jemand schluchzte, und noch jemand, bis nahezu alle Anwesenden davon ergriffen waren.

»Ein weiser und gelehrter Mann geht durch ein Labyrinth und sucht nach Kammern, über deren Türen das Wort Wahrheit steht. Hier und dort, in unserer Tora, in unserer Mischna, im Midrasch und im Talmud finden wir verstreute und versteckte rätselhafte Andeutungen. Aber wie seltsam ist es doch, daß uns die wahren Schlüssel in dem Augenblick übergeben werden, da wir sie am wenigsten erwarten.«

»Mama . . . Mama . . .«, weinte ein Kind.

Ein anderes Kind begann zu beten, dann noch eines und noch eines.

Die Stimme des alten Mannes erhob sich von neuem. »Warum sind wir hier an diesem Ort? Was will uns Gott mitteilen? Warum bin ich verschont geblieben, da doch alle meine Brüder und Freunde dahingegangen sind? Was soll uns all dies bedeuten? Wird uns hier eine Botschaft überbracht?«

Alexander Brandel hatte Rabbi Salomon noch niemals so predigen gehört. Warum nur? Fast alle Anwesenden hatten Tränen im Gesicht. Die Menschen erinnerten sich an schimmernde Kerzenleuchter und Tische, die sich unter dem Gewicht der Speisen gebogen hatten. Die Menschen erinnerten sich an Gesichter, in denen Lächeln und Zärtlichkeit standen. An Schwestern . . . Brüder . . . Geliebte . . . an alle erinnerten sie sich . . .

»Gedenket der Geschichte unseres Volkes!« rief Rabbi Salomon. »Erinnert euch an Betar und Massada und Arbel und Jerusalem! Erinnert euch an die Makkabäer und Simon Bar Kochba und Bar Giora und Ben Elieser! Kein Volk der Welt hat jemals erbitterter um seine Freiheit gekämpft als wir. Heute stehen wir am Vorabend eines neues Kampfes. Verzeiht einem alten Mann, wenn er euch geheißen hat, nicht zu den Waffen zu greifen. Denn er hat begriffen, daß der wahre Gehorsam gegenüber Gott darin besteht, der Tyrannis die Stirn zu bieten!«

Der ganze Bunker fühlte sich zu neuem Leben angespornt. Ja! Ja! bebte es in Alexander. Er hat den großen Schlüssel zum ganzen Leben gefunden – Gott gehorchen, heißt gegen den Tyrannen kämpfen!

Die knochige Hand hob den Kelch des Elias empor. »Heute abend hat Elias unseren Wein getrunken. Es wird Israel wieder geben!« Er sang ein Gebet aus uralter Zeit, und alle Menschen im Bunker zitterten und bebten.

Dann herrschte wieder tiefes Schweigen.

»Laßt uns den Seder beginnen«, gebot er. »Laßt uns das Fest der Befreiung feiern.«

Der jüngste Kämpfer der Vereinigten Jüdischen Streitkräfte, ein elfjähriger Meldegänger namens Benjamin, schlug die Haggada auf, um nach jahrtausendealtem Brauch die vorgeschriebenen vier Fragen zu stellen.

Er fragte: »Warum ist diese Nacht anders als alle anderen Nächte des Jahres?«

Und Rabbi Salomon antwortete mit fester Stimme: »Diese Nacht ist anders, weil wir den bedeutungsvollsten Augenblick in der Geschichte unseres Volkes feiern. In dieser Nacht feiern wir, wie unser Volk im Triumph aus der Sklaverei in die Freiheit schreitet.«

Die Kämpfer im Franciskanskabunker waren müde und träumten im Halbschlaf vor sich hin. Wolf und eine Abteilung seiner Leute hatten eben die »Kaschaschüssel«-Mine in der Mitte des Tores zur Bürstenfabrik eingegraben und waren noch rechtzeitig zurückgekehrt, um symbolisch einen Seder abzuhalten. Nach dem Seder verkündete der noch nicht zwanzigjährige Kommandeur einen ganz besonderen Festgenuß.

Bei der Eroberung der Bürstenfabrik hatte Wolf im Büro des abgesetzten Aufsehers Krebs eine Kiste mit Schnaps gefunden. Er hatte sie versteckt und für eine besondere Gelegenheit aufgehoben. Fast keiner der achtzig Kämpfer des Franciskanskabunkers hatte bisher außer gelegentlichen kurzen Begegnungen mit Wein oder Wodka irgendwelche Bekanntschaft mit starken alkoholischen Getränken gemacht. Es dauerte nicht lange, und alle waren von einem wunderbar wohligen friedlichen Glühen erfüllt. Wolf, der mit gekreuzten Beinen auf dem Erdboden im Hauptraum saß, eröffnete das Sängerfest mit seiner Ziehharmonika. Eine Abteilung Kommunisten, die seinem Kommando zugeteilt waren, bestand

darauf, russische Volkslieder zu singen, in denen die Siege des Proletariats verherrlicht wurden. Wolf, der sich gegenüber allen, die seinem Befehl unterstanden, unparteiisch verhalten mußte, spielte für sie, sie sangen, und was ihnen an Wohlklang und Anzahl fehlte, machten sie durch Stimmaufwand wett. Die Zionisten antworteten mit Liedern, in denen die Taten der Chaluzim in Palästina bei der Rückgewinnung unfruchtbaren Landes verherrlicht wurden. Halblaut spielten und sangen sie vor sich hin. Wolfs Ziehharmonika war schon sehr mitgenommen und schnaufte und krächzte mit größter Anstrengung.

Die Wachposten wurden abgelöst. Es herrschte eine friedliche und einträchtige Stimmung. Da klingelte das Telefon.

Wolf zog sich in sein winziges kleines »Büro« zurück. Er nahm den Hörer ab. »Haifa. Hier Schachmeister.«

»Hier Atlas in Jerusalem. Ist die ‚Kaschaschüssel' an Ort und Stelle.«

»Jawohl.«

Eine Pause am anderen Ende. »Schachmeister, der Engel ist soeben aus Kanaan zurückgekehrt. Die blauen Jungs stehen rings um die Mauern von Jericho. Wir nehmen an, daß die Rheinjungfern bei Anbruch der Dämmerung kommen werden. Schaltet den Alarmzustand von Blau auf Grau. Schalom.«

»Schalom.«

Wolf legte auf. Draußen drängten sich alle um sein Büro. Achtzig Augenpaare waren auf ihn gerichtet. »Meldegänger. Schaltet den Alarmzustand auf Grau. Die polnische blaue Polizei hat das Ghetto umzingelt. Wir erwarten die Deutschen beim Morgengrauen.«

Während die Meldegänger davonstürmten, um die übrigen Bunker zu verständigen, starrten ihn die erschrockenen und verblüfften Soldaten weiter an. Wolf zuckte nachlässig die Achseln, nahm seine Ziehharmonika wieder auf und begann zu spielen:

»Havenu schalom aleichem!
Havenu schalom aleichem!
Ve-nu ve-nu
Schalom aleichem!«

Mit einer rasch einsetzenden schneidigen Horra brachte er alle dazu, im Takt in die Hände zu klatschen, dann ließ er die letzten vier Flaschen Schnaps aus seinem Vorrat herumgehen. Nachdem der Schrecken verflogen war, verfielen sie wieder in ihre weiche und träumerische Stimmung. Wolf setzte die Ziehharmonika nieder.

»Und jetzt wollen wir lieber noch etwas schlafen. Wir müssen hellwach sein, wenn unsere Gäste kommen.«

Er machte noch einen Rundgang durch den Bunker, überprüfte wie stets still und ohne Aufsehen alle Vorbereitungen und lächelte seinen Leuten Mut und Ermunterung zu. In einem Abschnitt des Bunkers mußte er niederknien, weil er zu groß war, um aufrecht in ihm stehen zu können. Einer nach dem anderen schliefen die Kämpfer jetzt ein. Nur an den Ausgängen brannten Notlichter. Alles lag in tiefer Stille . . . Die wach lagen und nicht schlafen konnten, kämpften ihren inneren Kampf schweigend aus.

Der Posten des Kommandeurs brachte seine kleinen ausgleichenden Entschädigungen mit sich. Wolf hatte sein eigenes kleines Zellenloch neben dem Hauptbunker mit einem Sackvorhang über dem Eingang. Die Zelle war gerade groß genug, um einen Tisch für das Telefon, einen Stuhl und eine Pritsche aufzunehmen.

Rachels Gewehr stand gegen die Mauer gelehnt. Sie löste ihr Haar und ließ es herabfallen. Wolf kniete im Stroh nieder und kuschelte sich dann ganz dicht an sie. Mit der freien Hand drückte er die Kerze aus. Sie hatten gelernt, so dicht beieinander zu liegen, daß nur der andere hören konnte, was der eine sprach.

»Ich bin so stolz auf dich«, sagte Rachel. »Du bist so tapfer.«

Wolf antwortete nicht. Ihm war eiskalt. Er drückte sich noch enger an sie.

»Sorg dich nicht, Wolf. Du wirst uns schon durchkriegen. Alle vertrauen auf dich . . . Hast du bemerkt, wie sie sich alle beruhigt haben, nachdem sie zuerst so erschrocken waren?«

Selbst in ihrem eigenen kleinen Zimmerchen waren der Intimität Grenzen gesetzt. Jeden Augenblick konnte ein Bote mit seiner Taschenlampe hereinleuchten. Sie knöpfte ihre Bluse vorsichtig gerade weit genug auf, um seinen Kopf an ihre Brust zu ziehen. Dann schlang sie ihre Arme um ihn und beruhigte ihn. Als Befehlshaber zeigte er seinen Kämpfern gegenüber nie die geringste Furcht. Aber jetzt, da er mit ihr allein war, war ihm kalt, und er zitterte, und sie war es, die sich nicht fürchtete. Beim Morgengrauen würde Wolf aufstehen und sie in ihre Stellungen führen, als kümmerte ihn nicht die geringste Sorge in der Welt. Ihre Finger streichelten sein Haar und sein Gesicht . . .

»Ich habe Angst«, sagte er.

XIV

Fünf Uhr morgens. Das erste Tageslicht. Die einzige Bewegung ist ein Schneefall von Bettfedern, die von den Dächern herabwirbeln.

Andrej kroch zu seinem vorgeschobenen Beobachtungsposten vor und blickte durch sein Fernglas prüfend auf die Straßenkreuzung hinab. Seine vier Kampfeinheiten waren gut verborgen. Weniger als die Hälfte von ihnen war bewaffnet. Ihre oberste Regel hieß, dem Feind oder einem gefallenen Kameraden sofort die Feuerwaffen abnehmen. Von jenseits der Mauer waren ferne Geräusche vernehmbar. Andrej nahm eine Borschtflaschenbombe aus der Tasche und schüttelte sie, um den Docht zu befeuchten. Sie sollte für alle Einheiten der Vereinigten Jüdischen Streitkräfte das Zeichen zur Eröffnung des Feuers geben, wenn die Deutschen in seinen Abschnitt kamen. Er fieberte diesem Augenblick geradezu entgegen.

Andrej hörte, daß sich hinter ihm etwas rührte. Er blickte über die Schulter. Eine Gestalt kam auf ihn zu. Andrej setzte das Fernglas an. »Himmel noch mal, was macht denn der hier«, murmelte er, als er Alexander Brandel erkannte, der auf Händen und Knien und mit herabhängendem Schal langsam über das Dach auf ihn zugekrochen kam.

»Wer hat dir Befehl gegeben, den Bunker zu verlassen?« knurrte er, als sich Alex neben ihn heranschob.

»Da ich nun mal ein Gewaltmensch geworden bin, war ich überzeugt, daß du mir das Vergnügen dieses Augenblicks nicht vorenthalten würdest.«

»Mach, daß du hinunterkommst.«

»Bitte, laß mich bleiben, Andrej.«

»Geh und schreib dein Tagebuch.«

»Es ist vollkommen à jour.«

» . . . da kommen sie.«

»Ich hör nichts.«

»Na, jetzt ist es jedenfalls zu spät, um dich zurückzuschicken. Bleib dicht in meiner Nähe und sei ganz mäuschenstill.«

Andrej gab seinen Leuten das vereinbarte Signal und lauschte aufs neue mit stärkster Anspannung.

»Ich seh sie nicht«, flüsterte Alex.

Der Gleichschritt von Stiefeln. Näher und näher kam jetzt das Geräusch.

Andrej blickte sich nach einem Antwortsignal um. Aus einem Fenster in der Zamenhofstraße wurde eine blaue Fahne geschwenkt. »Sie kommen über die Gensiastraße und marschieren zwischen den Geländen der Fabriken. Ich hoffe nur, daß Wolf sie durchläßt.«

Das Geräusch der Marschierenden wurde deutlicher.

Andrej richtete sein Fernglas auf die Kreuzung der Gensia- und Zamenhofstraße, wo das verlassene Gebäude des Judenrats stand. Jetzt tauchten dort die ersten Truppen mit ihren schwarzen Helmen und schwarzen Uniformen auf. Stutze führte sie an. Sie mußten direkt im Schußfeld von Anna Grünspans Truppe sein. Er signalisierte zu dem Dach hinüber, daß sie stillhalten und nicht feuern sollten, weil er annahm, daß sie die Zamenhofstraße hinauf ins Zentrum des Ghettos kommen würden.

»Halt!« unterbrach ein deutsches Kommando die Stille.

»Bajonett auf!« Die Seitenwaffen fuhren aus ihren Scheiden.

»Abteilung Marsch!«

Im Paradeschritt kamen sie die Zamenhofstraße hinauf.

»Sieh sie dir bloß an, diese frechen syphilitischen Gestalten«, zischte Andrej. »Alle auf einem Haufen zusammen, wie ein Rudel Ratten. Und noch im Stechschritt dazu. Die werden wir schon auseinandertreiben, was, Alex?«

Das Pflaster hallte vom Marschtritt wider.

Andrej gab das Fernglas an Alex weiter. Brandel schob seine Brille auf die Stirn und richtete das Glas auf die Wellen von Uniformen, die eine nach der anderen um die Ecke herum auf sie zuwogten und die ganze Breite der Zamenhofstraße füllten. Alex spürte, wie sich sein Magen in einem Krampf verknotete. Er wollte, er wäre unten im Bunker geblieben. Andrej war um die Disziplin seiner Truppen besorgt. Doch bisher hatte sich niemand gerührt oder einen Laut von sich gegeben.

Jetzt kamen die Deutschen um die Ecke der Gensiastraße. Der Aufmarsch der Nazis erstreckte sich bereits einen ganzen Häuserblock entlang, und immer weitere Truppen marschierten herein.

»Singen!«

Tausend behaarte Hände stießen tausend blanke Dolche gen Himmel. Als ob sie zu einer Parade angetreten wären, so marschierten sie singend durch das Ghetto:

»Wenn der Sturmsoldat ins Feuer geht,
Ei, dann hat er frohen Mut.
Wenn das Judenblut vom Messer spritzt,
Hei, dann geht's noch mal so gut.«

Jetzt waren die marschierenden Deutschen ganz nahe herangekommen. Von Sekunde zu Sekunde wurden ihre Stimmen und der Lärm ihrer Stiefel lauter und lauter, während den zuhörenden Juden das Mark in den Knochen gefror.

»Das Ganze – halt!«

Das »Korps Reinhard« blieb an der Kreuzung Zamenhof- und Milastraße stehen. Sieghold Stutze rief seine Offiziere heran, sie steckten die Köpfe über einer Karte zusammen und besprachen offensichtlich die erste Phase der Aktion. Ohne es zu ahnen, standen sie direkt unterhalb von Andrej und Alexander. Das »Korps Reinhard« befand sich genau im Schußfeld der vier jüdischen Kampfeinheiten, die auf das Signal warteten.

Andrej nahm eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche. Er war im Begriff, die Lunte der Flaschenbombe anzuzünden, hielt aber inne. »Ich bin nun mal ein sentimentaler Mensch und glaube an die historische Gerechtigkeit. Hast du schon einmal eine von diesen Bomben geworfen, Alex?«

»Ich? Guter Gott, nein.«

»Ich erteile dir hiermit den Befehl, das Signal zum Aufstand zu geben«, sagte Andrej und drückte Alexander die Bombe in die Hände.

Alex starrte sie fassungslos an. »Na, gut . . . aber wie mache ich denn das?«

»Zünd die Lunte an und wirf die Flasche auf die Straße hinunter!«

»Anzünden . . . und werfen . . .«

»Natürlich. Das ist doch ganz einfach. Du triffst auf alle Fälle einen von diesen Syphilitikern. Aber halte dich dran, ehe sie sich zerstreuen!«

Alex fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Die Aufforderung war zu verführerisch, die Ehre zu groß. »Ich werd's versuchen«, sagte er schlotternd. Er legte die Flasche sorgfältig hin und entzündete ein Streichholz. Der Wind blies es aus.

Er zündete ein zweites an und versuchte, die Flamme rasch an die Lunte heranzuführen, aber der Wind blies auch dieses aus.

»So mach schon, Alex. Gewaltmenschen müssen planmäßig und schnell vorgehen.«

Alex zündete ein drittes Streichholz an und schirmte die Flamme mit der Hand ab, aber seine Hände zitterten so heftig, daß er sie nicht ruhig an die Lunte halten konnte.

Er gab es auf. »Wir schlagen uns halt jeder auf seine Weise. Das hier kann ich einfach nicht.«

»Versuch's noch einmal«, rief Andrej.

Alex biß die Zähne zusammen und zündete mit eiserner Entschlossen-

heit noch ein Streichholz an. Andrej faßte ihn bei den Handgelenken und hielt ihm wie ein hilfreicher Vater die Hände ruhig, und diesmal berührte die Flamme den Docht. Der Docht zischte.

»Und jetzt wirf sie!«

Alex warf die Bombe, als wäre sie ein heißer Stein, über den Dachrand. In Spiralen sauste sie auf die Straße hinab.

Ein ohrenbetäubendes Getöse.

Krachend war die Bombe auf dem Helm eines SS-Mannes niedergegangen und explodiert.

»Auuuuu!« schrie die menschliche Fackel. Rings um ihn brachen die Reihen auseinander. Alle blickten starr auf den Mann, der sich, von den Flammen verzehrt, zuckend und stoßend auf dem Straßenpflaster wälzte. »Auuuuu! Aaaaaa! Auuuuuaaaaa!«

Im gleichen Augenblick schauten sie alle zu den Dächern hinauf, von denen Schüsse zu knattern begonnen hatten. Von allen Seiten schossen jetzt blaue Flammen hervor, aus versteckten Gewehren und Pistolen, hinter Fenstern, aus Türeingängen, von den Dächern. Dazwischen zischten und knallten die Brandbomben.

Sieghold Stutzes Augen blickten zu den Zinnen hinauf, von denen jüdische Gewehre die in den Juden drei Jahre aufgespeicherte Wut auf die Deutschen hinabspien. »Hans!« schrie Stutze. »Sieh dir das an! Da schießt eine Frau!« Im gleichen Moment traf ihn eine Kugel in die Brust und er fiel vornüber. Auf den Knien kroch er weiter, während die Erde unter den ohrenbetäubenden Explosionen der Granaten erbebte. Jetzt rissen Bolzen und Schraubenmuttern Sieghold Stutzes Unterleib in Fetzen. Er preßte sich die Hände gegen die Gedärme, die aufs Pflaster hinausquollen, doch eine Brandbombe, die direkt bei seinen Füßen niederging, zischte an seinen Stiefeln hinauf, er stöhnte noch einmal, schrie auf, erstickte und starb. Als lebende Fackeln, von Kugeln und Granaten durchlöchert, verwandelten Deutsche die Straßenkreuzung in ein Schlachthaus.

Oberführer Alfred Funk lag wohlig in einem tiefen, warmen Schaumbad und sog den aus der Wanne aufsteigenden parfümierten Dampf ein. Die Klänge von Wagners »Tannhäuser«-Ouvertüre drangen aus dem Grammophon im Wohnzimmer herüber. Bei den leisen Stellen im Crescendo konnte Funk das Geräusch des Gewehrfeuers aus dem Ghetto hören. Er summte die Melodie mit. »Da damm dam dam . . .«

Sein Bursche stellte ein Tablett mit seinem Rasierzeug auf den Rand der Badewanne. Funk zog sein Rasiermesser ab und blickte dabei verächtlich auf den Burschen, der so etwas nie ordentlich zu machen verstand. Dann fuhr er mit dem Daumen über die Schneide und war zufrieden. Er sang vor sich hin, während er sich das Gesicht einseifte.

»Halt den Spiegel doch still«, schnarrte er.

»Jawohl, Oberführer.«

Horst von Epp erschien in der Türöffnung, triefäugig, einen Schlafrock über dem Pyjama. Funk sah ihn geringschätzig an und grunzte: »Was hat Sie denn so in aller Herrgottsfrüh aus dem Bett geholt?«

»Trinken Sie lieber das hier«, sagte Horst und hielt ihm ein Glas Schnaps entgegen.

Funk verzog das Gesicht. »Um sechs Uhr früh? Kommt gar nicht in Frage!« Er streckte das Kinn in die Höhe und rasierte sich weiter.

Horst nahm dem Burschen den Rasierspiegel aus der Hand. »Alfred, legen Sie das Rasiermesser weg. Sonst schneiden Sie sich noch die Kehle durch, wenn Sie hören, was ich Ihnen mitzuteilen habe.«

Funk glotzte ihn nur verständnislos an.

»Das ‚Korps Reinhard' ist massakriert worden. Die Juden haben Ihre Leute aus dem Ghetto hinausgeschmissen.«

»Gott verdammt nochmal, Horst. Das ist aber das letztemal, daß ich mir Ihre blöden Witze anhöre.« Er griff nach dem Rasiermesser, um seine Rasur fortzusetzen.

Horst drückte ihm langsam die Hand herab. »Es ist uns in hervorragender Weise gelungen, das Feuer der Juden auf uns zu ziehen. Hundert SS-Leute getötet, mindestens ebenso viele verwundet. Unsere Truppen sind zurück hinter die Ghettomauer geflohen.«

Funk blinzelte vor Unglauben und lächelte dann schwach. »Das kann doch nicht sein. Es muß sich um einen Irrtum handeln. Das sind doch Juden dort drin.«

»Ich habe schon eine Erklärung für die Presse aufgesetzt, daß es keine Juden waren, sondern daß wir mehrere polnische Räuberbanden entdeckt haben, die sich im Ghetto versteckt hielten, und daß wir einmarschiert sind, um sie auszuräuchern. Das Gewehrfeuer kam nicht von den Juden, sondern von den Banditen und so weiter, und so weiter.«

»Juden? Juden sollen das ‚Korps Reinhard' aus dem Ghetto hinausgeschmissen haben? Juden?«

»Jawohl, Juden«, antwortete von Epp.

Funk warf das Tablett mit dem Rasierzeug um und zog sich hoch, wobei er beinahe ausrutschte. Dann sprang er aus der Badewanne und rannte ins Wohnzimmer. Ein blutüberströmter, SS-Offizier stand vor ihm.

»Untersturmführer Dollfuß«, bellte der Offizier, indem er vor dem nackten triefenden Funk die Hacken zusammenschlug.

»So reden Sie doch, verdammt nochmal.«

»Wir sind in ein fürchterliches Kreuzfeuer geraten.«

»Wo?«

Der völlig verwirrte Offizier versuchte, die Zamenhof- und Milastraße auf dem Stadtplan mit den hübschen farbigen Fähnchen zu finden. Funks Ordonnanz warf seinem Herrn inzwischen ein großes Badetuch über.

»Was der gute Untersturmführer hier zu zeigen versucht, Alfred . . . Hier war es, an dieser Stelle«, sagte von Epp.

»So«, knurrte Funk. »So, so. Die möchten wohl gern mal den Ochsenziemer zu schmecken bekommen.« Er hob den Telefonhörer ab. »Geben Sie mir das Feldhauptquartier . . . Hallo . . . Hier Oberführer Funk. Schicken Sie mir sofort den befehlshabenden Panzeroffizier herauf.«

Mittag.

Sechs mittelgroße Panzer rollten durch das Swientojerskator, von dort die Mauer dicht entlang in Richtung auf die Zamenhofstraße und das Zentrum des Ghettos. Ihre Geschütze und Maschinengewehre waren auf die Häuser gerichtet. Der Lärm ihrer Motoren dröhnte durch die Luft, und Straßen und Gebäude erzitterten unter ihrem Gewicht.

Als die Kämpfer von Anna Grünspans Einheit die Panzer auf der Straße erblickten, gefror ihnen vor Angst das Blut. Was konnte man mit Pistolen schon gegen Panzer ausrichten? Unter den Mündungen ihrer wirkungslosen Gewehre rollten die Panzer an ihnen vorbei und bogen in die Zamenhofstraße ein.

Die Geschütztürme schwangen drohend herum und zielten auf die oberen Stockwerke der Häuser auf beiden Seiten der Straße. Die Kanoniere spähten durch die Beobachtungsschlitze. Aber alles, was sie sahen, waren nur leblose, regungslose Fenster und Dächer. Wo steckte denn dieses Heer von Juden? Warum feuerten die Juden denn nicht?

Während die Panzer auf seinen Abschnitt zugerollt kamen, war Andrej angestrengt am Überlegen. Wenn sie seine Leute zusammenschossen, sodaß sie in Deckung gehen mußten, oder aber wenn sich seine Leute vor Angst verkrochen, dann hatten die Deutschen das Ghetto sofort vollständig in der Hand. Wie aber brachte man Panzer zum Stehen? Einen Augenblick lang marterte ihn die quälende Frage: Vielleicht sind wir wirklich Feiglinge? Vielleicht reichte unser ganzer Kampfgeist nur für jenen ersten Überfall?

Als der erste Tank über die Kreuzung der Kupieckastraße rollte, schoß eine vereinzelte Gestalt so schnell auf die Straße hinaus, daß die Deutschen keine Zeit hatten, ihre Geschütze herumzuschwingen. Die Gestalt rannte geradewegs vor den an der Spitze liegenden Panzer.

Andrej sah, wie dieser einzelne jüdische Kämpfer den Panzer angriff. Plötzlich fiel die Mütze des Kämpfers herunter und enthüllte langes, flatterndes, flammendrotes Haar. Es war ein Mädchen! Im Augenblick, da der Panzer bereits im Begriff war, sie zu überrollen, zwängte sie eine Rohrgranate mit einem Griff in die Schlepperkette hinein. Der Panzer rollte auf die Granate und brachte sie zur Explosion. Die Kette riß mit lautem Kreischen, sprang aus ihrer Führung und der Panzer drehte sich hilflos um sich selbst. Das rothaarige Mädchen wurde zermalmt.

Jetzt verwandelten die Kämpfer, die den Vorgang auf beiden Seiten verfolgt hatten, die Panzer in stählerne Särge. Wie von der Höhe einer Bergschlucht ging mit einem Mal ein Hagelschauer von Borschtbomben auf sie nieder. Die Panzer drehten wild nach allen Seiten und feuerten wie besessen auf einen Feind, den sie nicht sehen konnten. Auf allen Seiten waren die Panzer von Flammen umgeben, und ihr Weg verwandelte sich in ein Inferno, während sich die jüdischen Kämpfer ganz nahe heranpirschten, um sie genauer und sicherer zu treffen. Eine Einstiegklappe nach der anderen mußte aufgeworfen werden, und halb erstickte, geblendete, versengte Deutsche taumelten aus ihnen auf die Straße hinaus, wo sie in einem mörderischen Kreuzfeuer hängen blieben.

Abenddämmerung.

Den Leichen der Deutschen zog man die Uniformen aus und nahm ihnen ihre Schußwaffen und die Munition weg; dann wurden sie am Straßenrand aufgestapelt, genauso wie im Ghetto einst die jüdischen Leichen am Straßenrand aufgestapelt worden waren.

Die Panzer lagen zertrümmert, qualmend und lautlos auf der Straße.

Die Straßen wurden wieder still.

Tolek Altermann war der erste, der aus der Mila 18 heraufkam. Er rief, so laut er nur konnte: »Die Deutschen sind abgezogen! Die Deutschen sind abgezogen! Stufe grün!«

»Stufe grün!« kam eine Stimme wie ein Echo zurück.

Handsignale . . . Meldegänger sausten von einem Häuserblock zum nächsten.

»Hallo, Haifa. Die Deutschen haben das Ghetto verlassen! Stufe grün!«

»Ber Scheba! Stufe grün!«

Freudenrufe sprangen von Haus zu Haus.

Unten auf der Straße erschien ein Kämpfer und verkündete, auf und ab laufend, daß die Luft wieder rein sei.

Sie strömten aus den Häusern hervor und fielen einander in die Arme, und tanzten und sprangen und sangen und riefen und weinten vor Freude.

Einige Augenblicke später tanzten Horrakreise bereits in der Mitte der Straße, und die noch vom Schlachtenlärm zitternden Bewohner kamen, einer nach dem anderen, verblüfft und erschrocken herauf und küßten die Kämpfer vor Freude.

Andrej und die übrigen Kommandeure geboten dem Zusammenbruch der Disziplin keinen Einhalt. Nichts sollte die freudige Erregung der Menschen dämpfen, die drei Jahre lang auf diesen Augenblick des Triumphs gewartet hatten.

Gabriela Rak und mit ihr ganz Warschau hörten am Radio die Stimme Alexander Brandels:

»Polnische Mitbürger! Heute, am 19. April 1943, haben wir als die ersten, die sich gegen die Nazityrannei erhoben haben, einen Schlag für die Freiheit geführt. Die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte haben die Nazischlächter aus dem Ghetto hinausgeworfen und sind heute abend Herr über das einzige Stück souveränen polnischen Staatsgebiets. Wir haben euch schon früher aufgefordert, euch uns anzuschließen, und wir fordern euch jetzt abermals dazu auf. Die Deutschen ermorden eine ungeheure Anzahl polnischer Staatsbürger in den Gaskammern von Auschwitz. Sie beabsichtigen, ganz Polen zu einem einzigen Zwangsarbeitslager zu machen, indem sie mehr als die Hälfte seiner Einwohner ermorden. Wie immer auch unsere Weltanschauung oder politische Einstellung sein mag, der Kampf ums Überleben ist unser aller Kampf. Schließt euch uns an! Helft uns, den Tyrannen zu vernichten!«

In Warschau herrschte eine fröhliche und vergnügte Stimmung. Eine Zeitlang waren die Menschen wegen des Lärms und der Schießerei aus dem Ghetto besorgt gewesen, aber Zeitungen und Rundfunk waren rasch bei der Hand gewesen, um zu erklären, daß sich Räuberbanden im Ghetto versteckt hätten. Durch die von den Deutschen ergriffenen Maßnahmen würden sie bald ausgeräuchert sein. Die Deutschen gaben zu, ein halbes Dutzend Mann Verluste erlitten zu haben; im übrigen habe der Lärm aber nichts zu bedeuten, und niemand brauche sich darüber aufzuregen. Die wiederholten Aufrufe des Geheimsenders wären nur wieder einmal eine typisch jüdische Übertreibung, – und in Wirklichkeit, wer kümmerte sich schon darum?

XV

Die erschöpften Kämpfer der Vereinigten Streitkräfte sanken in tiefen Schlaf und träumten von ihrem Sieg. Es war zwar hauptsächlich der Sieg eines einzelnen Mädchens gewesen, das sich im rechten Augenblick unter einen Panzer geworfen hatte, um sie alle zur Tat zusammenzureißen, aber immerhin: Sie hatte es getan, und sie hatten die Schlacht dieses Tages gewonnen. Morgen oder übermorgen würde von ihnen verlangt werden, daß sie das gleiche taten wie das rothaarige Mädchen, aber heute nacht brauchte man daran noch nicht zu denken. Der Sieg ist wie Balsam. Der zum Gewaltmensch gewordene Alexander Brandel feierte am längsten und ausgiebigsten von allen. Wie er sagte, hatte er zweitausend Jahre der Niederlagen wettzumachen.

Während der zusammengewürfelte Haufen schlief, befaßten sich seine Befehlshaber bis tief in die Nacht mit wichtigeren Problemen als Siegesfeiern. Sie zogen das Fazit des Tages. Im großen und ganzen war es ein guter Tag gewesen. Von den insgesamt zweiundzwanzig Kampfeinheiten waren nur sechs ins Gefecht geworfen worden. Die Verluste durch verirrte Kugeln waren geringfügig. Sie hatten sechzig Gewehre und Pistolen von gefallenen deutschen Soldaten erbeutet. Sie hatten den besten der Elitetruppen Hitlers eine böse Niederlage bereitet.

Und doch ergab die Bilanz ein Minus, und zwar aufgrund eines einzigen, rein rechnerischen Umstandes. Die Vereinigten Kämpfer hatten mehr Munition verbraucht, als sie neu heranschaffen konnten. Solche Siege wie heute würde es voraussichtlich nicht mehr viele geben. Sie führten einen Krieg, dessen Kosten größer waren als der Ertrag – selbst wenn sie siegten. Nüchterne Rechnung sagte ihnen, daß sie ihren Laden sehr bald würden zumachen müssen, wenn sie so weiter schossen. Die Rundfunksiegesmeldung aus dem Ghetto hatte weder die Bevölkerung noch die Heimatarmee aufgerüttelt. Ein Dutzend junger Polen hatte zwar versucht, ins Ghetto hineinzugelangen, um ihnen zu helfen, war aber erwischt und erschossen worden.

Morgen . . . Wieder ein Tag . . . Die Kommandeure nahmen an, daß die Deutschen jetzt gegen die Fabriken vorgehen würden. Dort war schließlich die größte Anzahl von Juden, und dort war zugleich die ungeschützteste Stelle, die am schwersten zu verteidigende.

Um Wolfs Position zu stärken, verlegte Simon zwei Einheiten aus Andrejs Kader in die Bürstenfabrik. Anna Grünspan zog ihre Leute aus dem Zentrum ab, und Tolek schaffte drei Kampfeinheiten zu Rodel in die Uniformfabrik hinüber.

Sie diskutierten und stritten bis zum Morgengrauen. Simon und Andrej verlangten, daß Wolf die »Kaschaschüssel«-Landmine wieder entfernen sollte. Nach ihrer Auffassung würden es die Deutschen nach der Lektion, die ihnen am ersten Tag erteilt worden war, bestimmt nicht wagen, in geschlossenen Formationen durch die Tore einzumarschieren. Wolf kalkulierte anders. Er war überzeugt davon, daß sie nichts dazugelernt hätten, noch mehr aber war er sich dessen sicher, daß sie keinesfalls irgendwelchen Respekt vor der jüdischen Kampftruppe eingestehen würden. Wolf zog die Diskussion so lange hinaus, bis es zu spät war, um die Mine noch zu verlegen.

Der zweite Morgen.

Andrej und Wolf sahen gemeinsam durch ein Fenster im zweiten Stock hinaus, von dem man das Haupttor der Bürstenfabrik gut überblicken konnte. Wolf hatte den Druckhebel, der die »Kaschaschüssel« auslösen sollte, dicht bei der Hand. Er brachte es nicht über sich, den Hebel irgend jemandem anderen anzuvertrauen außer sich selbst. Im Inneren der Hauptfabrikgebäude, hinter Barrikaden geduckt, die man hier zum Schutz der Arbeiter aufgerichtet hatte, saß die Hälfte von Wolfs Kämpfern. Ihre Stellung war höchst gefährdet, weil sie einen deutschen Angriff direkt von vorn auffangen mußten. Die zweite Hälfte war zusammen mit Andrejs zwei Einheiten in einem Ring um die Bürstenfabrik verteilt; sie sollte die Deutschen im Rücken angreifen. Die ganze Strategie beruhte lediglich auf der Vermutung, daß die Deutschen versuchen würden, gegen die Bürstenfabrik vorzugehen.

Zehn Uhr vormittag.

»Was mag sie nur aufhalten?« fragte Wolf. »Warum kommen sie denn nicht?«

»Konfusion«, antwortete Andrej. »Diesmal machen sie ihre Pläne außerhalb des Ghettos. Deutsche können nicht sehr gut improvisieren. Sie müssen schon vorher immer genaue Pläne haben.«

Wolf streichelte den Griff des Auslösehebels. »Wir werden ihnen ihren Plan schon zunichte machen.«

»Die reine Verschwendung. Nie im Leben werden sie durch das Haupttor hereinkommen.«

»Wir werden ja sehen.«

Um elf Uhr trafen Meldegänger mit der Mitteilung ein, daß die Deutschen im Krasinskipark eine starke Truppe zusammengezogen hatten. Eden hatte richtig vermutet. Die Deutschen wollten offensichtlich zuerst einmal die Nordostecke des Ghettos abschneiden, in der sich das Gelände der Bürstenfabrik befand.

Um elf Uhr fünfzehn meldeten die Beobachter deutsche Truppenbewegungen außerhalb der Mauer entlang der Bonifraterskastraße und gegenüber der Muranowskastraße. Um den ganzen Abschnitt war ein Ring von Soldaten gelegt worden.

»Hallo, Jerusalem. Hier Haifa. Truppenkonzentrationen, um die Bürstenfabrik abzuschneiden. Sie können jeden Augenblick hier sein.«

»Hier Jerusalem. Ich habe zwei Einheiten bereit, um sie ihnen in den Rücken zu werfen, falls ihr sie braucht.«

»Haltet sie vorläufig noch bei euch.«

An drei Stellen marschierten die Deutschen gleichzeitig in das Ghetto ein: durch die beiden Swientojerskatore gegenüber den Parkanlagen und durch das Przebiegtor, das an den Muranowskiplatz anstieß.

Die Nalewki entlang von der Parkanlage bis zum Muranowskiplatz verteilten sie sich rasch in der Tiefe von zwei Häuserblocks. Das Gelände der Bürstenfabrik war damit vollständig abgeschnitten, denn seine Ostgrenze wurde durch die Ghettomauer entlang der Bonifraterskastraße gebildet.

»Sie haben wirklich ein ausgesprochenes Talent, in eine Falle zu laufen«, sagte Andrej. Jetzt lagen über und hinter den Deutschen auch die Revisionisten bereit. Andrej schickte zu Ben Chorin einen Meldegänger mit der Aufforderung stillzuhalten und nicht zu feuern.

Nachdem sie vollständig Aufstellung genommen hatten, rückten die Deutschen gegen das Haupttor vor. Eine Kompanie kam die Gensiastraße herunter, eine zweite die Walowa herauf; beide sollten sich offenbar am Tor treffen.

Gegenüber dem Haupttor waren die Deutschen in der Nähe eines Gebäudes in Deckung gegangen. Ein Lautsprecherwagen wurde aufgestellt.

»Juden 'rauskommen! Juden 'raus!«

Fünf Minuten vergingen. In der Fabrik rührte sich nichts. Kampfbereit mit aufgepflanzten Bajonetten rückten die Deutschen langsam gegen das Haupttor vor.

»Na, siehst du's jetzt«, brummte Andrej. »Ich habe dir gleich gesagt, daß sie nicht hereinmarschieren.«

»Abwarten.«

Vorsichtig tastete sich eine Abteilung durch das Tor herein. Vor ihr lagen vierzig Meter offenen Hofgeländes, das sie überqueren mußte, um zum Hauptgebäude zu gelangen. Unbelästigt schob sie sich in den Hof hinein; die jüdischen Kämpfer, die drinnen verbarrikadiert waren, hatten sie jetzt direkt im Visier.

Eine zweite Abteilung Deutscher folgte der ersten in den Hof. Sie begann damit, daß sie zunächst blind auf das Hauptgebäude feuerte. Glas zersplitterte, Ziegelstücke flogen durch die Luft, doch zurück kam nur das Echo der Kugeln. Das Feuer selbst wurde nicht erwidert. Die Deutschen feuerten noch einmal und noch einmal. Keine Antwort kam.

Jetzt kam eine dritte Abteilung herein. Sie stellte ein Maschinengewehr auf, dessen Mündung auf das Hauptgebäude gerichtet war, und die beiden anderen Abteilungen verteilten sich, um dem deutschen Hauptkontingent Deckung zu geben.

»Gottverdammich, man sollte es doch nicht für möglich halten«, sagte Andrej, während er ein deutsches Bataillon beobachtete, das draußen Aufstellung nahm, um hereinzumarschieren.

Die Vorhuten der Deutschen signalisierten, daß die Luft rein sei. Im Gleichschritt setzte sich das Hauptkontingent in Bewegung.

Die Trawniki-SS pflanzte ihre Bajonette auf und marschierte auf das Tor zu. Die erste Reihe marschierte über die »Kaschaschüssel« hinweg . . . dann die zweite . . . dann die dritte.

Andrej befeuchtete seine Lippen und blickte auf den Auslösehebel. Wolfs Hand spielte mit dem Griff.

»Jetzt . . . jetzt«, befahl Andrej.

»Nur noch ein paar, noch ein paar mehr«, sagte Wolf. »Nur noch ein paar . . .« Dann drückte seine Hand den Hebelgriff hinunter.

Ganz Warschau fuhr unter der Explosion in die Höhe.

Blut und Knochen und Muskeln und Schreie flogen himmelwärts. Schrauben und Bolzen brachen wie ein wütender Vulkan aus. Stücke und Fetzen Hunderter Deutscher segelten wieder auf die Erde zurück. Die Halbtoten und die noch Halblebendigen wimmerten, und den Lebenden setzte vor Schreck das Herz aus.

Jetzt wurden die drei im Hof befindlichen deutschen Abteilungen aus der Fabrik unter schweres Sperrfeuer genommen, aber die Landmine hatte bereits genügt, um sie völlig durcheinanderzuwerfen.

Von den Hausdächern richteten Samson Ben Chorins Revisionisten –

die Chajal-, Jabotinski- und Trumpeldoreinheiten – nun ihrerseits ein mörderisches Feuer gegen den Rücken der Deutschen, die entlang der Nalewkistraße verteilt waren.

Eine wilde, kopflose Flucht setzte ein.

Kämpfer von Andrejs und Wolfs Abteilungen rasten die Straßen hinab und setzten dem fliehenden Feind nach. Völlig verwirrte Deutsche, die die Ghettotore bewachten, feuerten auf ihre eigenen herausströmenden Truppen. Andere Deutsche wiederum versuchten, über die Ghettomauern zu klettern. Sie zerschnitten sich die Hände an den einzementierten Glasscherben, und ihre Körper blieben in den Drahtverhauen hängen.

Wolf hatte mit der »Kaschaschüssel« recht behalten.

XVI

Tagebucheintragung

DER DRITTE TAG

Heute haben wir den Deutschen ihre demütigendste Niederlage seit Beginn unseres Aufstandes zugefügt. Ich will sie kurz schildern: Das »Korps Reinhard«, soweit es den ersten Tag überlebt hatte, und die Ukrainer, Litauer, Letten und Esten versammelten sich auf ihrem Paradeplatz neben der Zelaznastraße 101, überquerten die Straße und marschierten an der Mauer entlang die Chlodnastraße hinunter, anscheinend mit der Absicht, durch das Tlomatskietor in das Ghetto hereinzukommen. Rodel hatte einen solchen Schritt gegen die Uniformfabrik vorausgesehen. Die Deutschen rückten in den früheren »polnischen Korridor«, einen engen Schlitz zwischen den beiden Ghettomauern.

Rodels Kämpfer hatten sich etwa zwanzig Leitern verschafft. Während die Deutschen noch mit Gesang den »geschützten« Korridor hinaufmarschierten, legten sie die Leitern an die Mauer, kletterten hinauf und bewarfen die Deutschen mit Rohrgranaten. Der Feind kam überhaupt nicht ins Ghetto.

Später am Nachmittag kamen die Deutschen im Schutz von schwerem Sperrfeuer aus Maschinengewehren und Mörsern durch vier Tore herein. Unsere Strategie war, sie hereinkommen zu lassen. Denn sobald ihre Truppen einmal drin sind, mußten sie ihr schützendes Sperrfeuer ohnedies einstellen. Unsere Kalkulation erwies sich als richtig. Wir konnten sie im Rükken fassen und haben sie alle viermal wieder hinausgetrieben.

Zwei Ereignisse geben uns neuen Mut! Die ersten russischen Bombenflugzeuge sind heute zu einem Luftangriff (auf Deutschland, hoffentlich) über uns hinweggeflogen. Wir begrüßten sie mit jubelnden Zurufen.

Heute abend gestanden die Deutschen in ihren Rundfunksendungen erstmalig ein, daß die »polnischen Banditen« im Warschauer Ghetto durch jüdische Banden (Untermenschen, Nonnenschänder usw.) verstärkt worden sind. Dieses Zugeständnis, daß sie tatsächlich gegen Juden zu kämpfen haben, wird auf das Volk bestimmt nicht ohne Eindruck bleiben.

DER VIERTE TAG

Unsere Freunde trafen schon beim Morgengrauen ein. Diesmal sangen sie nicht und marschierten auch nicht mehr in geschlossenen Formationen. Sie gingen vielmehr in locker aufgelösten, schwerbewaffneten Gruppen vor. Nachdem uns Artillerie, Mörser und Maschinengewehre genötigt hatten, in Deckung zu gehen, kamen sie langsam herein. Im Schutz der Gebäude krochen sie vorwärts. Wir leiden nicht mehr unter Angst. Jetzt sind es die anderen, die Angst haben. Wir gestatten ihnen, tief ins Ghetto hereinzukommen, dann nehmen wir sie an den Straßenkreuzungen ins Kreuzfeuer, werfen Brandbomben und Granaten von den Dächern herab, rufen ihnen auf Deutsch alles mögliche zu, um sie zu verwirren, und springen sie von rückwärts an.

Heute konzentrieren sie sich auf die Uniformfabrik. Wir schätzen, daß sie etwa tausend Mann eingesetzt haben, um die Fabrik abzuriegeln. Rodels Einheiten fügten ihnen erbarmungslos Verluste zu, immerhin gelang es den Deutschen, einige hundert Arbeiter aus dem Ghetto herauszuholen. Da sie schon verzweifelt irgendeinen Sieg brauchen, sprengten sie in der Nähe des Pawiakgefängnisses ein Krankenhaus in die Luft. Aber außer den bettlägerigen Patienten waren alle Kranken längst evakuiert worden.

DIE VIERTE NACHT

Große Teile des Ghettos werden jetzt von Scheinwerfern aus hohen Gebäuden jenseits der Mauer angestrahlt. Die Deutschen traten zu einem Nachtangriff auf die Uniformfabrik an.

Simon und Andrej hatten bereits seit einiger Zeit mit der Möglichkeit eines Nachtgefechts gerechnet. Simon unternahm unseren bisher tollkühnsten Ausfall. Wir teilten unsere Leute in drei Gruppen auf, die wir mit deutschen Uniformen aus der Fabrik einkleideten und mit Ledergürteln, Helmen und sogar Auszeichnungen ausstatteten, die wir gefallenen Feinden abgenommen hatten. Gruppe eins wurde von Andrej, Gruppe zwei von Simon und Gruppe drei von Tolek Altermann angeführt. Unsere »Deutschen« marschierten ganz einfach aus dem Ghetto hinaus. Der Feind hielt sie für seine eigenen Leute. Die Deutschen waren restlos getäuscht und paßten nicht auf. Simons Gruppe griff die Scheinwerfer und die Artillerie an, zertrümmerte zwanzig Scheinwerfer und machte fünf Geschütze unbrauchbar. Toleks Gruppe überfiel das Waffenlager in der SS-Kaserne und erbeutete ein Maschinengewehr, zwanzig Gewehre und mehrere tausend Schuß Munition (die wir ganz besonders dringend brauchen).

Gruppe drei unter Androfski spaltete sich in zwei Abteilungen. Die erste Abteilung unternahm eine Razzia auf die Zentralmarkthalle und »beschlagnahmte« drei mit Lebensmittel beladene Lastkraftwagen. Die zweite Einheit drang in das Zitadellenkrankenhaus ein und holte von dort Medikamente, Verbandmaterial und ärztliche Instrumente heraus.

Wir wissen, daß wir damit das Maximum unserer Möglichkeiten ausgeschöpft haben. Ein zweitesmal können wir in der Nacht nicht mehr deutsche Uniformen verwenden, weil die Deutschen zweifellos darauf verfallen werden, ein Losungswort auszugeben, um solche Vorkommnisse in Zukunft zu verhindern. (Ein neuerliches Zeugnis, daß sie vor uns als einer Kampftruppe Respekt haben.) Bei Tag hingegen können wir sie durch plötzliche Angriffe in ihren eigenen Uniformen trotzdem weiterhin verwirren.

DER FÜNFTE TAG

Wir haben eine Bestandsaufnahme gemacht. Die Munition ist sehr, sehr knapp. Schloßberg hat vier weitere kleinere Ausführungen der »Kaschaschüssel« hergestellt. Wir haben sie an wichtigen Straßenkreuzungen eingegraben und hoffen nun auf das Beste.

Simon hat alle Kommandeure zusammengerufen und weniger konzentriertes Feuer auf den Feind, dafür aber mehr individuelle Improvisationen verlangt. Mit anderen Worten bedeutet das: stärkere Aktionen individuellen Heldentums.

Unsere Kämpfer haben diese Aufforderung heute mit Taten von schier unglaublichem Mut beantwortet. In der Nowolipkistraße flog durch eine unserer Minen ein Panzer in die Luft. Aber ein weiterer Panzer und ein Panzerspähwagen wurden buchstäblich mit nackten Händen zum Stehen gebracht. Ein Kämpfer aus Rodels Einheit sprang auf den Tank, riß die Klappe auf und warf eine Flaschenbombe hinein! Der Panzerspähwagen wurde durch Kämpfer zum Stehen gebracht, die mit Granaten in den Händen aus einem Fenster im zweiten Stock auf ihn herabsprangen.

Die Deutschen spüren, daß die Munition bei uns knapp wird. Sie setzen uns schärfer zu. Gott sei Dank haben sie die Scheinwerfer, die wir zerstört haben, noch nicht zu ersetzen vermocht. Heute nacht war das Ghetto in Dunkel gehüllt. Unsere Kämpfer haben etwas Schlaf dringend nötig.

DER SECHSTE TAG

Unglaubliche Heldentaten retten auch weiterhin immer wieder die Situation. Wolfs Befehlsstelle berichtet das Folgende:

Ohne Schußwaffen fielen zwei Kämpfer mit blanken Messern über eine deutsche Patrouille her; zwei Deutsche wurden getötet, drei flohen. Unsere Leute nahmen ihnen die Waffen ab.

Rachel Bronski wurde von einem deutschen Trupp überrascht, als sie gerade einem unserer verletzten Kämpfer zu Hilfe kam. Sie zog unter dem Rock eine versteckte Handgranate hervor und warf sie auf sie.

Andrej berichtet mir, daß seine Leute die Deutschen im Zentrum des Ghettos dazu genötigt haben, sich von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer vorwärts zu kämpfen. Wir fangen im Erdgeschoß an und veranlassen die Deutschen, uns Schritt für Schritt bis zum Dach hinauf zu verfolgen. Wir werfen Bomben und Handgranaten auf sie herab und leisten Schritt für Schritt Widerstand, bis wir ganz oben auf dem Dach sind. Dann kehren die Deutschen um. Weiter gehen sie nicht. Auf die Dächer wagen sie sich nicht heraus.

Bericht von Rodels Befehlsstelle: Saul Zuckermann, ein alter Bundist, war schwer verwundet worden. Schwerverletzt, fast schon im Sterben, kroch er mit den letzten Kräften in seinen Bunker zurück, übergab dem Bruder sein Gewehr – und starb.

Simon hat angeordnet, daß blitzartige Überfälle nur dann stattfinden dürfen, wenn wir uns im Rücken der Deutschen befinden; Zusammenstöße von vorn müssen vermieden werden, denn dazu haben wir keine Munition. Wir müssen unsere Kampfstellungen so einrichten, daß wir uns zurückziehen und die Deutschen in Sackgassen locken können, in denen wir unsere Flaschenbomben mit der größten Wirkung verwenden können.

Es ist den Deutschen gelungen, einige Bunker mit Zivilisten aufzustö-

bern. Sie wurden aus dem Ghetto abgeführt. Wie ich höre, ist Boris Presser mit seiner ganzen Familie heute zum Umschlagplatz gebracht worden. Was soll man dazu sagen?

Hat jemals irgendein Zweifel am Mut der Juden bestanden? Ich glaube, wir alle haben uns mit dieser Frage beschäftigt. Andrej hat mir anvertraut, er habe sie sich schon am ersten Tag gestellt, als er die sechs Panzer die Zamenhofstraße heraufkommen gesehen hatte. Ich hoffe, die vergangenen sechs Tage werden diese Frage ein für allemal beantworten. Aufopferung ist etwas völlig Selbstverständliches und Alltägliches geworden. Nicht ein einziger unserer Kämpfer hat sich ergeben.

DIE SECHSTE NACHT

Noch immer ist kein Ersatz für die zerstörten Scheinwerfer festzustellen. Die Deutschen veranstalten nächtliche Überfälle durch besondere Patrouillen, um uns so vom Schlaf abzuhalten. Doch wir haben sämtliche Eindringlinge getötet.

Unsere Kämpfer haben ein Überraschungsmanöver entwickelt. Sie rufen in die Dunkelheit hinaus, und die Deutschen feuern blind in die Richtung, aus der unsere Stimmen kommen, wodurch sie ihre Position preisgeben und ihre Angst verraten.

Ein Bericht von der »arischen« Seite meldet uns, daß Funk unter den SS-Männern zu freiwilliger Meldung für Nachtpatrouillen aufgerufen, daß sich aber niemand gemeldet hat!

Der gleiche Bericht besagt, daß das polnische Volk von staunender Achtung über unseren Kampf erfüllt ist. Zum Teufel mit ihrem Staunen! Dafür können wir uns nichts kaufen. Was wir brauchen, ist weniger Staunen und mehr Hilfe.

Während ich dies niederschreibe, kommt mir zum Bewußtsein, daß morgen der siebente Tag unseres Aufstandes beginnt. Alfred Funks Zusicherung an die SS-Totenkopfbrigade, sie würde nur vier Tage Arbeit haben, hat sich als Lüge erwiesen. Die Woche, um die wir gebeten haben, wird sich also tatsächlich erfüllen. Allmächtiger Gott! Werden wir wohl Hilfe bekommen?

DER SIEBENTE TAG

Simon Eden hielt heute vor Morgengrauen an seine Kommandeure eine kurze Ansprache. Wir werden uns in Hinkunft auf eine noch verzweifeltere Taktik beschränken müssen. Wir haben Befehl, in unseren Verstecken zu bleiben, bis die Deutschen so nahe herangekommen sind, daß wir ihren Atem riechen, die Haare auf ihren Köpfen zählen können. Dann muß der Angriff mit gezücktem Messer erfolgen; wir müssen den Feind mit nackten Händen anspringen und ihn erwürgen. Schußwaffen dürfen wir nur noch für sichere Treffer verwenden. Wir können uns den Luxus nicht gestatten, auch nur einen einzigen Schuß daneben gehen zu lassen. Wir können uns keine einzige schlecht geworfene Granate erlauben. Wir müssen des Nachts unablässig unsere Stellungen abwechselnd in andere Bunker verlegen. Und schließlich auch noch eine weitere Kürzung der Lebensmittelzuteilungen. Wasser: ein Glas pro Tag für jeden Kämpfer.

Heute gelang es den Deutschen schließlich doch, die Uniformfabrik auszuräumen. Rodels Männer hatten nicht genug Feuerstärke, um sie daran zu

hindern. Es war uns jedoch gelungen, die meisten Arbeiter aus der Bürstenfabrik in die Bunker und sonstigen Gebäude hereinzuholen.

Die Bunker werden unerträglich. In der Mila 18 befinden sich jetzt vierhundert Menschen; das Fassungsvermögen des Bunkers beläuft sich auf zweihundertzwanzig. Wir sind gerade nur noch einen Millimeter vor dem Grad des Erstickens. Das Thermometer zeigte heute im Bunker sechzig Grad.

DIE SIEBENTE NACHT

Von der Dunkelheit im Ghetto haben die Deutschen jetzt genug. Die Nacht gehört uns. Wir sind die Könige der Finsternis! Aus purer Feigheit und Angst kommen sie nicht mehr herein. Wie Schuljungens, die sich antrinken und dann ein Gelöbnis machen, haben wir unser »Versprechen« erfüllt und das Ghetto eine Woche lang gehalten. Sieben Tage lang hat das wiedergeborene Volk Israel unter Feuer gelebt! Ist das nun lächerlich oder nicht?

Die Munition ist gefährlich knapp geworden. Auch die Lebensmittel- und Wasserversorgung wird sich nicht bessern. Wir können weder einen einzigen abgefeuerten Schuß Munition noch einen gefallenen Kämpfer ersetzen. Unsere Verwundeten sterben still, ohne Klage über die so geringe Hilfe, die wir ihnen leisten können. Ich schäme mich meines früheren Zynismus. Noch nie habe ich einen so hohen Kampfgeist gesehen. Noch nie war ich so stolz darauf, Jude zu sein. Des Nachts schreiten wir gerade und aufrecht wie freie Männer umher. Wir singen und wir tanzen. Wir machen Witze über unseren Hunger und lachen über unsere Angst. Seltsam, überaus seltsam, wie eine völlig hoffnungslose Sache zum Anlaß der heitersten Stimmung werden kann, die ich je erlebt habe (verzeih, mir Sylvia).

ALEXANDER BRANDEL

XVII

Simon Eden war über den immer empfindlicher verspürbaren Mangel an Munition und Nachschub zutiefst bekümmert. Eine Woche war vergangen, aber seine kleine Armee war noch durchaus intakt und voller Kampfgeist. Simon, der die seelische Bürde des Oberkommandos gefürchtet hatte, hatte in hundert Krisen ohne das geringste Zögern stets die richtige Entscheidung getroffen. Gab es für ihn irgendeinen Zweifel, dann zögerte er nicht, seine Truppen bei einem Ausfall nach dem anderen persönlich anzuführen. Er war zu einem Symbol echten Führertums geworden.

Das Ende der Woche verlangte eine Neueinschätzung der Lage. Seine Kämpfer konnten sich den Luxus konzentrierten Feuers nicht mehr erlauben. Das mußte zur Folge haben, daß die Deutschen gewisse Bezirke abriegeln und das eingeschlossene Gebiet systematisch durchkämmen konnten. Da Simon nicht mehr in der Lage war, die Zivilbevölkerung im südlichen Abschnitt zu schützen, befahl er Rodel, seine selbstmörderische Stellung aufzugeben und seine Kämpfer in den Mittelabschnitt hereinzuholen.

Wolf erhielt Befehl, die Telefonleitung zwischen der Mila 18 und dem Franciskanskabunker zu zerstören, obwohl Meldegänger bei Tag oft mehrere Stunden benötigten, um auch nur ein paar hundert Meter zurückzulegen. Aber die Gefahr, daß die Deutschen die Telefonleitung entdeckten und mit ihrer Hilfe den Weg in die Bunker fanden, war zu groß.

Eine neue Regel: Alle Kämpfer hatten die Bunker, die am Tag von den Deutschen aufgedeckt worden waren, während der Nacht nach Lebensmitteln und Wasser zu durchsuchen.

Zwei Umstände wirkten sich zu Simons Gunsten aus. Erstens, daß er während der Nacht das Ghetto auch weiterhin vollständig beherrschte; zweitens, daß die Deutschen die Verwendung von Panzern und Panzerspähwagen eingestellt hatten. Und schließlich besaß er Andrej Androfski, sein Arbeitspferd, seinen unvergleichlichen Krieger. Andrejs Nähe beruhigte ihn stets.

Simon arbeitete die Nächte durch. Er hatte eine bemerkenswerte Fähigkeit, sein Schlafbedürfnis an- und abschalten zu können, sodaß er nur dann schlief, wenn er dazu gerade Zeit fand.

Rodel kam in den ersten Stock der Mila 18, wo sich Simon des Nachts aufhielt, um der Hitze des Bunkers zu entgehen. Rodel meldete, daß er alle seine Kämpfer hereingeholt und im Mittelabschnitt verteilt habe.

»Gut. Schau, daß du noch ein bißchen Schlaf erwischst. Es ist vier Uhr früh.«

»Ich wollte mit dir noch über etwas anderes sprechen. Mir sind Gerüchte zu Ohren gekommen, daß Samson Ben Chorin die Absicht hat, die Revisionisten aus dem Ghetto hinauszuführen.«

»Stimmt«, bestätigte Simon. »Ich bin gerade im Begriff, mit ihm darüber zu sprechen.«

»Nimm mich mit.«

»Wozu? Du und Ben Chorin, ihr habt seit fünf Jahren kein Wort mehr miteinander gewechselt.«

»Er hat kein Recht, abzuziehen«, ereiferte sich Rodel.

Genau das hatte Simon von dem hitzköpfigen Kommunisten erwartet. Gleichgültig, wie oft ein Mensch auch zu einer Entscheidung genötigt sein mochte, er war doch nie gegen den Schock einer neuen Entscheidung gefeit. Die Entscheidung, die ihm jetzt bevorstand, war die schwierigste der ganzen Woche.

»Die Revisionisten unterstehen nicht unserem Befehl«, erwiderte Simon gedämpft.

»Aber sie haben trotzdem Pflichten.«

»Und worin bestehen ihre Pflichten, Rodel? Im ruhmreichen Tod? Sie haben sich gut geschlagen. Wir alle haben das getan, was wir uns vorgenommen hatten. Wir können die Zivilbevölkerung nicht mehr länger schützen – das weißt du genauso gut wie ich.«

»Aber mit jedem Tag, den wir länger aushalten, wächst unser Denkmal höher. Die Revisionisten helfen uns Zeit zu gewinnen, wenn wir sie hier haben. Einen Tag . . . zwei Tage . . .«

Simon wußte nicht, was er ihm antworten sollte. »Ich habe darüber lange und gründlich nachgedacht. Es gibt eine bestimmte Linie, die wir in dem Augenblick überschreiten, in dem es nicht mehr unsere Pflicht ist, zu

sterben, sondern zu leben. Jeder Mensch trifft in einem anderen Moment an diese Linie. Ich kann nicht etwas befehlen, was jeder Mensch für sich selbst entscheiden muß.«

»Also gut und schön. Aber du brauchst sie darin doch nicht noch zu bestärken, indem du ihren Schritt ausdrücklich billigst. Simon, denk doch nach! Du schaffst einen gefährlichen Präzedenzfall. Andere könnten sich dann auch dazu entschließen, abzuziehen.«

»Ja . . . Ich weiß . . .«

Die Zusammenkunft mit Samson Ben Chorin fand in einem Raum in der Nalewkistraße 37 statt, der nur von einer einzigen Laterne beleuchtet war. In zwei Stunden würde es heller Tag sein. Samsons früher stets säuberlich gestutzter Bart war in wuchernde Unordnung geraten; seine ausgehöhlten Gesichtszüge machten seine Müdigkeit und Erschöpfung noch deutlicher.

»Hast du mir den Lageplan der Kanalisation mitgebracht?«

Simon breitete ihn auf dem Tisch aus. »Hast du noch immer die Absicht, es vor Tagesanbruch zu versuchen?«

»Ja. Es dürfte nicht länger als eine Stunde dauern, um bis zur Weichsel zu kommen. Dort wartet ein Lastkahn auf uns.«

»Ich will mich nicht einmischen, aber wenn du im Hauptabflußrohr bleibst, führst du deine Leute direkt unter dem Herzen von Warschau durch. Das ist gefährlich. Ich möchte dir ernstlich raten, die kleineren Querkanäle zu benutzen . . . hier . . . und hier . . . und hier«, sagte er, indem er auf die Karte wies. »Auf diese Weise kommt ihr einige Kilometer weiter nördlich in Zoliborz heraus.«

»Wir können unsere Pläne jetzt nicht mehr ändern. Sie warten auf uns.«

»Verschieb es um einen Tag. Setz dich mit deinen Leuten draußen in Verbindung und vereinbare eine Route, die sicherer ist.«

Samson machte Ausflüchte und redete hin und her. Dann sprang er plötzlich von seinem Stuhl auf. Er hatte schon an eine sicherere Route gedacht, aber sie würde ihn vierundzwanzig Stunden Zeit kosten. »Das Risiko zu bleiben ist noch größer. Wir glauben nicht, daß wir noch einen Tag aushalten können.«

Simon ließ ihn den Schock, den ihm diese Worte versetzten, mit keiner Miene verspüren. »Hast du einen Kompaß?«

»Ja.«

Er zeichnete ihm die Route mit dem Bleistift ein. »Es geht fast den ganzen Weg geradeaus. Hier, an dieser Stelle mußt du auf Stacheldraht aufpassen. Die Fluchtwässer werden nicht allzu schlimm sein. Haltet euch an den Händen, redet so wenig wie möglich. Und seid vorsichtig mit Lichtern.«

Samson Ben Chorin studierte die Karte einige Augenblicke lang, faltete sie dann zusammen und steckte sie in seine Brusttasche. Simon stand auf. »Ich muß in meinen Bunker zurück«, sagte er. »In zehn Minuten haben wir eine Sitzung. Unsere deutschen Freunde sind mit einem zweiten Bataillon Artillerie im Anmarsch.«

»Ich danke dir für alles, Simon. Und hör zu, ich möchte, daß du es weißt: daß wir abziehen, war ein Beschluß der ganzen Gruppe.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen.«

»Ihr sollt nicht glauben, daß wir davonlaufen.«

»Dessen hat euch niemand beschuldigt.«

»Simon, als das Ghetto eingerichtet wurde, hatten wir fünfhundert Leute in Warschau. Jetzt sind nur noch zweiundfünfzig von uns am Leben. Du sollst wissen, daß ich selbst dafür gestimmt habe, hier zu bleiben. Aber . . . als ihr Führer bin ich verpflichtet, sie hinaus und in die Wälder zu führen.«

»Ich hatte mir schon gedacht, daß es sich ungefähr so verhält.«

»Elf von meinen Leuten haben beschlossen, bei euch zu bleiben. Außerdem haben wir beschlossen, euch die Hälfte unserer Schußwaffen und achtzig Prozent unserer Munition zu lassen. Du findest alles in unserem Bunker.«

Er streckte seine Hand aus. Simon schüttelte sie. Samson Ben Chorin, ein Rebell unter Rebellen, begab sich rasch wieder in seinen Bunker zurück.

Zehn Minuten später befanden sich einundvierzig Revisionisten mit Ben Chorin im Rohr der Hauptkanalisation unter der Gensiastraße. Sie bewegten sich an Wolfs Bunker in der Franciskanska vorbei, dann unterhalb des Geländes der Bürstenfabrik, bis sie sich direkt unter der Ghettomauer befanden. Alle zehn Meter ließ Samson seine Taschenlampe kurz aufflammen, um sich rasch zu orientieren. Sie hatten sich an den Händen gefaßt und eine Kette gebildet, die sich schweigend vorwärtsbewegte.

Das Licht der Taschenlampe stieß auf die Stacheldrahtfalle.

Fünf Mann mit Drahtscheren verbissen sich in die Sperre und zertrennten sie allmählich.

Samson blickte auf seine Uhr. Sie kamen viel zu langsam vorwärts. In fünfzig Minuten würde es heller Tag sein. »Beeilt euch«, flüsterte er.

»Der Drahtverhau ist furchtbar dick.«

»Beeilt euch!«

Sie knurrten und brummten, während ihre rostigen Instrumente versuchten, den Draht zu durchtrennen. Samson knipste seine Taschenlampe aufs neue an. Erst ein Drittel des Weges war zurückgelegt. Er drängte sich an den Drahtschneidern vorbei und drückte die Ziehharmonika aus Stacheldraht mit seinen Händen flach. Die Stacheln rissen ihm zwar die Hände auf, aber er preßte so lange den Drahtverhau nieder, bis er eine schmale Öffnung freigemacht hatte. Sie zwängten sich hindurch. Der Stacheldraht riß ihnen die Kleider und das Fleisch vom Leib, und das Blut lief an ihnen herunter.

Oben auf der Straße hörte ein polnischer blauer Polizist, der eben den Abschnitt patrouillierte, recht seltsame Geräusche aus der Richtung des Einstiegloches. Er kniete auf der Straße nieder und legte das Ohr an den Deckel, sprang dann auf und lief zu der nur einen Häuserblock entfernt gelegenen Zitadelle, in der sich ein Stützpunkt der Wehrmacht befand.

»Im Kanal unten sind Leute. Ich bin ganz sicher. Ich konnte sie schnaufen hören.«

Die letzten Revisionisten hatten den Drahtverhau passiert. Um ihre blutenden Beine schwemmten die Abwässer. Plötzlich öffnete sich der Deckel des Einstiegloches hinter ihnen.

Greller Lichtstrahl drang herein. Deutsche Stimmen!

Die Revisionisten preßten sich flach gegen die schlüpfrige Ziegelwand, um sich aus dem Lichtkegel herauszuhalten.

»Da, siehst du nicht? Der Drahtverhau ist durchschnitten.«

»Los, holt eine Leiter!«

Samson packte die Furcht. Blitzartig erinnerte er sich an Simons Warnung, es sei gefährlich, durch ein Hauptrohr zu gehen. Sie waren in der Falle gefangen. In einem schwarzen, stinkenden Sarg! O Gott! Er spürte, wie ein Zittern der Angst durch die ganze Kette seiner Menschen lief. Bleiben? Kämpfen, wenn sie in die Kanalisation herabkommen und uns nachsetzen? Zum Ghetto zurückrennen? Oder Hals über Kopf zum Fluß?

»Weiter, hier können wir nicht bleiben!« Er drang unterhalb der Franciskanskastraße so schnell weiter, als er es in dem schlüpfrigen Schlamm vermochte, in dem seine Füße keinen festen Halt hatten. Samson wollte die Lampe anknipsen, um die Karte zu studieren und einen kleinen Verbindungskanal zu finden, aber sie hatten keine Zeit, um auch nur eine Sekunde lang stehenzubleiben. Jetzt stießen zwei Hauptkanalrohre aufeinander und vereinigten sich. Fretastraße. Eine große Kreuzung. Wir haben also den halben Weg zurückgelegt. Die Abwässer rauschten an ihnen vorbei.

Hinter sich konnten sie die Deutschen hören, wie sie eine Leiter herabließen, und sie sahen auch das Kreuz und Quer der Lichtstrahlen, die nach ihnen suchten.

»Wir müssen unsere Richtung ändern«, sagte Samson.

»Nein.«

»Doch, sag ich. Die Fretastraße hinauf.«

»Nein. Wir schaffen es nicht bis zum Fluß.«

»Los, weiter. Die Fretastraße hinauf!«

»Samson!« kreischte jemand am Ende der Kette. »Samson! Giftgas!«

Samson schaltete seine Taschenlampe an und sah die Schwaden von Rauch, die sich ihnen entgegenwälzten.

Da! Eine eingebaute Eisenleiter, die zur Straße hinaufführte! Keuchen, Husten, Kreischen am Ende der Kette! Samson kletterte die Leiter hinauf, stemmte seine Schulter gegen den Deckel und drückte ihn aus seinem Rahmen, steckte den Kopf hinaus und war mit einem Satz draußen, auf der Straße. Zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben seiner Leute folgten ihm.

Blendend grelles Licht!

Rote Streifen fuhren durch die Luft. Die Leuchtspurgeschosse eines deutschen Maschinengewehrs fuhren in sie hinein.

Einige stolperten zur Kanalisation zurück, weil die Schüsse sie das Loch hinab in das Giftgas trieben. Und dann, nachdem noch einige ohrenbetäubende Schreie zu hören waren, wurde es still.

Der seit langem versuchte deutsche Durchbruch erfolgte beim Morgengrauen des achten Tages, unmittelbar nach der Vernichtung der Revisionisten, deren Versuch, durch einen Hauptkanal zu entkommen, sich als genauso tollkühn und sinnlos erwiesen hatte, wie es Simon Eden befürchtet hatte.

Angefeuert von ihrem Sieg, stießen die Deutschen am achten Tag erneut ins Ghetto hinein. In den jüdischen Kämpfern löste der Angriff eine

seltsame Reaktion aus. Er machte ihnen restlos und endgültig klar, daß es für sie kein Entkommen gab, daß der Kampf hier auf diesem Boden des Ghettos bis zum Ende durchgekämpft werden mußte.

Jetzt wurden die Juden zu reißenden Wilden, die sich als lebende Granaten und Fackeln in die deutschen Reihen warfen. In die Enge getrieben, ohne Munition, kämpften sie mit Steinen, Knüppeln und ihren bloßen Händen weiter.

Jeder Schritt, den die Deutschen in das Zentrum des Ghettos vordrangen, forderte ihnen einen höheren Preis ab. Die Juden waren hinter ihnen, über ihnen, mitten unter ihnen, auf ihnen drauf und kämpften wie Tollwütige.

Auch an diesem achten Tag trieben sie die Deutschen wieder aus dem Ghetto hinaus.

Doch jetzt fiel endlich auch die Hülle, mit der die Deutschen die Nachricht von dem Aufstand zu verschleiern versucht hatten. Wie ein Laufeuer verbreitete sich die Kunde davon in ganz Polen.

Die Juden im Warschauer Ghetto haben sich erhoben!

Die Juden haben mehr als eine Woche lang einem deutschen Angriff nach dem anderen standgehalten!

Berichte über den fanatischen Mut der Juden begannen in die Welt hinauszusickern. Der Nazimythos von der jüdischen Feigheit war geplatzt.

Berlin war außer sich.

Juden, die kämpften und die sogar Elitetruppen in die Flucht schlugen! Das war katastrophal, das war eine Demütigung, propagandistisch und prestigemäßig eine ebenso schwere Niederlage, wie sie Stalingrad militärisch gewesen war.

Am neunten Tag trat Funk mit sechstausend Mann zu seinem bisher heftigsten Angriff an. Am Ende dieses neunten Tages empfing er seine Offiziere, die ihm ebenso verstört wie unzusammenhängend von einer neuerlichen Niederlage berichteten.

»Oberführer, die schlagen zu wie Gespenster!«

»Und ihr schlagt zu wie Feiglinge«, brüllte Funk. »Ihr seid eine Schande für die SS, eine Unehre für den Führer.«

Funk warf alle hinaus, außer Horst von Epp. Den Mann konnte er persönlich zwar nicht ausstehen, aber in den letzten Tagen hatte er sich immer mehr und mehr auf ihn verlassen müssen. Dieser von Epp verstand es wie kein zweiter, sich für die Öffentlichkeit die glänzendsten Ausreden und Entschuldigungen auszudenken.

Funk setzte sich an seinen Schreibtisch, um seinen Bericht aufzusetzen. Sechshundert Juden waren an diesem neunten Tag aus dem Ghetto herausgeholt worden. Alles in allem hatten sie in zehn Tagen nur achttausend Juden abtransportiert, die meisten davon aus der Uniformfabrik. Noch immer hielten sich mehr als dreißigtausend Juden im Ghetto versteckt, und mit jedem Tag wurde es schwerer, sie aufzuspüren. Bei diesem Tempo mußte die Aktion eine Ewigkeit dauern. Funks voreilig abgegebenes Versprechen, das Ghetto innerhalb von vier Tagen zu liquidieren, lief ihm wie ein schlechter Witz nach – genauso wie Görings Versprechen, daß auf Deutschland keine einzige feindliche Bombe fallen würde. Er spürte die Verachtung seiner Offiziere. Nein, sie würden es

nicht wagen, ihn durch jemand anderen zu ersetzen, denn das käme dem Eingeständnis gleich, daß Juden die SS besiegt hätten.

Horst konzentrierte alle seine Gedanken angestrengt auf die Frage, welche Frau er sich für das Wochenende nach Warschau holen sollte. Alfred Funk schrieb seinen Tagesbericht. Der Bericht rühmte die Fortschritte, die nicht gemacht worden waren, übertrieb die Stärke des Gegners und baute das Propagandamärchen weiter aus, wonach ein großes Heer von polnischen Banditen den Juden half. Kurz und knapp. Langweilig und uninteressant. Militärisch. Ausfertigungen an Polizeigeneral Krüger in Krakau, an Globocnik in Lublin und an Himmler. Streng geheim.

Horst, der die Wahl und die Qual zwischen einer Rothaarigen und einer Blondine hatte und sich absolut keine Entscheidung abringen konnte, trat neben ihn, nahm den Bericht in die Hand und überflog ihn. »Haben Sie schon mal etwas von Bileams Esel gehört, Alfred?«

»Von wem, von was?«

»Von Bileams Esel in der Bibel.«

»Natürlich nicht.«

»Bileam versucht, die Söhne Israels zu verfluchen, doch der Esel hinderte ihn daran, und Bileam mußte sie statt dessen lobpreisen. Ich glaube, die Amerikaner nennen das ein Kompliment mit der linken Hand.«

»Müssen Sie immer in Rätseln sprechen?«

»Sehen Sie sich doch diese Ausdrücke in Ihrem Bericht an. Sie sprechen vom ‚Feind'. Seit wann geben wir denn zu, daß die Juden ein militärischer Feind sind? Und hier – die ‚jüdische Todesverachtung und ihre unerschütterliche Entschlossenheit zum Widerstand' – Warum schlagen Sie sie nicht gleich fürs Ritterkreuz vor?«

Funk nahm den Bericht und zerriß ihn. »Ich werde ihn noch mal schreiben.«

»Soviel ich höre, ist es ein rechter Alptraum dort drinnen«, sagte von Epp.

»Ich kann die ganze Sache überhaupt nicht verstehen. Die meisten meiner Truppen haben sich an der Ostfront ausgezeichnet geschlagen . . . Ich kann es ganz einfach nicht verstehen.« Horsts Gedanken waren wieder zu den Frauen zurückgekehrt. Aber Alfred Funk war weit von Frauen entfernt. »Wir müssen sie von den Dächern herunterholen«, sagte er. »Wir müssen sie irgendwie auf die Straße herunterkriegen . . .«

Das Telefon läutete. Funk antwortete. Er wurde aschfahl und legte die Hand über den Hörer. »Himmler ruft aus Berlin an.« Alfred Funk griff nach seinen letzten Berichten, verlas einzelne Absätze, sprach von deutschem Mut und deutscher Pflichterfüllung, gab Versicherungen ab. Dann aber verstummte er und hörte nur noch zu. Sein Gesicht färbte sich zuerst dunkelrot, wurde dann aschfahl. Langsam, sehr langsam legte er den Telefonhörer zurück.

»Die Nachrichten über den Aufstand sind in ganz Europa im Umlauf. Hitler tobt bereits den ganzen Tag.«

Unwillkürlich griff sich Horst von Epp mit der Hand nach der Kehle.

»Verdammt nochmal! Verdammt nochmal!« Funk ging zum Fenster. Er tobte vor Wut. »Diese gottverdammten, dreckigen Judenschweine!«

Brüsk drehte er sich zu Horst um. Sein Gesicht glich einer Maske des Bösen. Von Epp bekam Angst.

»Was werden Sie tun, Alfred?«

»Ich werde diese Dreckschweine von ihren Dächern herunterholen. Ich werde das ganze Ghetto niederbrennen!«

XVIII

»Heinkel-Bomber!« riefen die Kämpfer von den Dächern herab.

Die deutschen Flugzeuge kamen in einer Höhe von siebzig Metern über der Bürstenfabrik herein und drosselten ihre Geschwindigkeit. Aus ihren geöffneten Leibern fielen Tonnen schwarzer Bomben auf die dichtgedrängten Wohnhäuser. Sie sausten herab, krachten durch die Dächer, knallten auf die Straßen und explodierten.

Die Brandbomben streckten ihre flammenden Zungen nach allem Brennbaren aus. Das Holz fing Feuer, und sogleich ergriffen die Flammen die Treppenhäuser bis zu den Dächern, deren Gebälk donnernd zusammenkrachte.

»Das Ghetto brennt!«

Noch ein zweitesmal und noch ein drittesmal flogen die Heinkel-Maschinen über das Ghetto. Es gab nichts, womit man die Flugzeuge abwehren und sie von ihrem Scheibenschießen auf menschliche Ziele hätte abhalten können. Dicke Rauchwolken quollen überall auf und drehten sich himmelwärts, und die Flammen verwandelten die Dächer in Bratpfannen. Glasscheiben zersprangen, ihre Scherben fielen auf die Straße, und die orangefarbenen Flammenfinger griffen durch die Fenster in die Zimmer.

Ein versengter Meldegänger torkelte in den Bunker der Mila 18 und wies auf seine rauchgeschwärzten Hände; ihm folgte ein zweiter mit wild flackernden Augen, dann kam noch einer und noch einer. Alle erzählten dieselbe Geschichte.

»Wir müssen die Dächer aufgeben. Unsere Positionen werden unhaltbar.«

Hilflos brannte das Ghetto ab, weil nicht ein einziger Tropfen Wasser vorhanden war, um der Feuersbrunst Einhalt zu gebieten. Das Feuer, ein hungriges, wildes Tier, verschlang alles, was es zu fassen bekam und suchte unaufhaltsam nach mehr.

Die Warschauer Feuerwehr umringte das Ghetto und hielt ihre Löschgeräte bereit. Ihr Befehl lautete: Sorgt dafür, daß die Flammen die Juden einschließen, aber nicht weitergreifen. Gelegentlich sprang ein zorniger Funke über die Mauer und entfachte auch auf der »arischen« Seite einen kleinen Brand. Doch diese Brände jenseits der Mauer wurden rasch gelöscht. Nicht ein einziger Tropfen Wasser kam ins Ghetto.

Als sich der zehnte Tag des Aufstandes seinem Ende zuneigte, stand das nördliche Viertel des Ghettos in Flammen. Und in dieser zehnten Nacht machten sich die von den Deutschen neu herangeführten Artilleriebataillone an die Arbeit. Fünftausend Granaten feuerten sie aus allen Rohren ihrer Geschütze über die Mauer. Überall flogen Trümmer und

Fetzen durch die Luft. Die wenigen Mauern, die dem Feuer standgehalten hatten, stürzten jetzt unter der Dauerkanonade zusammen.

Unaufhörlich, die ganze Nacht hindurch, bellten die deutschen Kanonen.

Die Erde bebte und die Fenster klapperten, Blitze zuckten aus den Geschützmündungen, und kein Bewohner Warschaus tat ein Auge zu.

Eine Granate nach der anderen pfiff heran, um mit schrecklichem Getöse zu detonieren. Die Geschütze griffen nach den Silhouetten der Häuser, die sich im Feuerschein abzeichneten. Explosionen, stürzende Mauern. Bis zum Tagesanbruch.

Und dann kehrten die Heinkel-Maschinen zurück und warfen noch mehr Bomben in die Höllenglut, während das Feuer von Haus zu Haus raste, über Straßenkreuzungen und von Häuserblock zu Häuserblock sprang. Das dichtbebaute Armenviertel des Stawkibezirks war ein einziges Flammenmeer, und weiter raste das Feuer, die Zamenhofstraße hinunter, die Niskastraße hinauf, die Mila entlang, die Nalewki entlang, und verschlang bald den ganzen Gebäudekomplex der Bürstenfabrik.

Riesige Rauchschwaden kräuselten sich himmelwärts und verwandelten sich in schwarzgelbe Wolken, verdeckten die Sonne und machten den Tag zur Nacht. Dichte Schwaden von Ruß sanken zur Erde zurück und bedeckten die Stadt mit einem Aschenregen. Alles färbte sich in ein häßliches, fleckiges Grau.

Simon holte eine Kampfeinheit nach der anderen von den Dächern herunter. Denn die Schlüsselstellungen ihres gesamten Verteidigungssystems brannten ihnen unter den Füßen weg. Die Kämpfer, die die Deutschen nicht herabzuzwingen vermocht hatten, wurden jetzt von den springenden, züngelnden Flammen heruntergetrieben.

Das Flammenmeer wälzte sich die Zamenhofstraße hinunter, umzingelte das Haus des Judenrats und fraß es auf; es rannte die Gensiastraße hinab, vor nicht allzu langer Zeit noch eine von Warschaus Hauptgeschäftsstraßen, und das Pawiakgefängnis flammte wie eine riesige Fackel auf.

Ostersonntag!

Zu Ehren der Auferstehung von Gottes Sohn erdröhnte die riesige Orgel der Kathedrale. Sie und alle übrigen Kirchen Warschaus waren von Gläubigen überfüllt, die niederknieten, sich bekreuzigten, zur Heiligen Jungfrau beteten, die Finger in Weihwasser tauchten. Chorknaben mit glatten Gesichtern sangen mit ihren hohen Falsettstimmchen zum Ruhm und zur Ehre des Herrn.

Die aus dem Ghetto hereinstrahlende Hitze der Flammen wärmte die Betenden, und die Gläubigen begannen zu schwitzen. Aber sie taten, als störte sie das nicht, denn heute war schließlich ein Freudentag.

»Gepriesen seiest du, Jungfrau Maria, Gnadenreiche . . .«

In der letzten Bankreihe des riesigen Tabernakels kniete Gabriela Rak. Sie hatte geweint, bis ihre Tränen versiegt waren. Ein Windstoß trieb eine Wolke von Rauch aus dem Ghetto durch die ganze Kirche bis zum Altar vor, und in der ganzen Kathedrale begannen die Menschen zu husten.

Gabriela blickte zu dem gekreuzigten Christus auf. Der Erzbischof sang seine lateinischen Gebete.

»O mein Gott«, flüsterte Gabriela vor sich hin. »Mein Haß auf diese Menschen her rings um mich kennt keine Grenzen. Hilf mir, Gott. Hilf mir, sie nicht zu hassen . . . Hilf mir, nicht zu hassen . . . Bitt, laß mein Kind leben. Mein Kind muß leben, aber ich fürchte mich, weil ich hasse. O Jesus . . . wie kannst Du dies Deinem eigenen Volk antun?«

Gabriela lag noch auf ihren Knien, als sich die Kathedrale bereits geleert hatte.

Es war ein häßlicher Tag für einen Ostersonntag. Die ganzen Grünanlagen der Stadt, die Ufer der Weichsel und die Plätze, an denen man sonst die Auferstehung und das Kommen des Frühlings zu feiern pflegte, waren diesmal wegen des verfluchten Brandes im Ghetto einfach nicht zu betreten. Überall regnete Ruß auf die Kleider der Menschen herab, und es war feucht und dunkel. Ein so wundervoll schöner Tag war völlig zuschanden geworden.

»O Jesus, Jesus, Jesus. Warum läßt Du sie so leiden?« stöhnte Gabriela. »Hilf mir, hilf mir. Hilf mir, nicht zu hassen.«

Mit Rücksicht auf den kirchlichen Feiertag richtete die Feuerwehr ihre Wasserstrahlen diesmal ausnahmsweise auch über die Ghettomauer, um zu verhindern, daß auch die Konvertitenkirche ein Opfer der sich rasend immer weiter ausbreitenden Flammen würde, die bereits bis zur Südecke des Ghettos vorgedrungen waren und die Kirche zu erfassen drohten.

Die Osternacht!

Von der Konvertitenkirche im Süden bis zum Muranowskiplatz im Norden und vom Friedhof im Westen bis zur Bürstenfabrik im Osten erhellten die Brände den Himmel. Das ganze Ghetto war ein einziges Flammenmeer.

Horst von Epp stand wie verzückt an seinem Fenster und blickte hinaus. Ein nacktes, beschwipstes Mädchen räkelte sich auf dem Bett hinter ihm. Er selbst war so betrunken wie noch nie. Er mußte sich am Fenstervorhang festhalten.

»So ein Brand ist richtig faszinierend«, bemerkte das Mädchen.

»Das ist kein Brand. Das ist die Hölle. Das ist die Hölle, genauso wie sie der Teufel geplant hat.«

»Laß das Feuer sein, Horst, und zieh lieber den Vorhang zu, und komm zu mir!«

»Die Hölle!« wiederholte Horst eigensinnig. Er goß sich mit schwankender Hand noch ein Glas ein. Das Glas schwappte über, und der Whisky lief seinen Arm herunter. »Ich grüße unser Tausendjähriges Reich! Sieh's dir an! Sieh's dir an! In solchen Feuern wie diesem da werden wir tausend Jahre lang schmoren! Wir sind verflucht!«

Er wandte sich um und warf dem Mädchen einen wilden Blick zu. »Verflucht, verdammt . . .« Die Schatten der lodernden Flammen liefen kreuz und quer über ihren lässig dahingestreckten Körper.

»Du machst mir Angst«, winselte sie.

»Ach mach, daß du' rauskommst, du Schlampe!«

Inferno! Inferno! Inferno!

Große, vom Feuer verzehrte Balken stürzten von den Dächern herab und durchschlugen die Decken der Stockwerke. Verwirrt und benommen

krochen hustende, halberstickte, geblendete Juden auf die Straßen hinaus und liefen hilflos im Kreis herum.

Die Juden warfen ihre Kinder aus den Fenstern hinaus und stürzten sich ihnen nach.

Die Juden wurden von einstürzenden Wänden und Mauern zerschmettert und unter ihrem Geröll begraben.

In der dreizehnten Nacht des Aufstandes setzte die deutsche Artillerie von neuem ein, diesmal mit verdoppelter Feuerkraft, um ihren arbeitsfreien Ostertag wettzumachen.

Die Juden verkohlten zu unkenntlichen, schwelenden Leichen.

Die Juden wurden in ihren Bunkern geröstet und gebraten, während Windstöße und Luftzüge diese in riesige Särge verwandelten.

Die Juden erstickten in Wolken von Rauch, der ihnen die Lungen zerriß.

Die Juden flüchteten aus ihren Verstecken in die Kanalisation hinab und wurden in den siedend gewordenen Abwässern zu Tode gekocht.

Das Ghetto brannte am fünfzehnten Tag.

Das Ghetto brannte am sechzehnten Tag.

Und das Ghetto brannte auch am siebzehnten Tag. Noch immer stiegen Rauchsäulen zum Himmel empor, und kilometerweit war der Horizont in allen Himmelsrichtungen schwarz. Unverhüllt standen Skelette hier und dort noch trotzig aufrecht.

Suchscheinwerfer fanden die letzten Mauern, die noch standen, strahlten sie an, und dann nagten die Geschütze so lange an ihnen, bis sie einstürzten.

Infolge seiner außergewöhnlichen Tiefe war das Haus Mila 18 zwar vor der direkten Berührung mit dem Feuer bewahrt geblieben, doch der Bunker war der Schauplatz eines unablässigen Todeskampfes. Die Hitze in ihm erreichte siebenundsiebzig Grad. Einer nach dem anderen brachen die nackten Menschen vor Erschöpfung zusammen. Die Treblinkakammer, das Krankenhaus des Mittelabschnitts, war von stöhnenden, ächzenden, verkohlten Menschenleibern überfüllt. Viele waren bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Debora Bronski und die anderen Pflegerinnen hatten für ihre Wunden keine Salben und für ihre ausgetrockneten Lippen kaum einen Tropfen Wasser. Tag und Nacht bettelten die Patienten darum, daß man sie umbringen möge, um sie endlich von ihren Leiden zu befreien. Aber nicht einmal dafür war eine Patrone übrig.

Starben sie, dann trug man die Leichen durch die Majdanekkammer, den Raum der Kinder, der mit der Kanalisation verbunden war, hinab und ließ sie in die Abwässer hinabgleiten, damit sie weggeschwemmt wurden, um Platz für neue Todgeweihte zu machen, die von oben aus der Hölle heruntergebracht wurden.

Rabbi Salomons Stimme wurde schwächer und schwächer. Dennoch sang er wie in einer stumpfen Betäubung unablässig das alte Klagelied »Eli, Eli«, aus dem zweiundzwanzigsten Psalm König Davids:

»Mein Gott, mein Gott,
Warum hast Du mich verlassen?
Fern den Wort meiner Klagen
Hörst Du nicht den Ruf nach Hilfe.

Und Du läßt den Feind erfassen.
Deine Tora, Dein Gesetz.
Flammen züngeln, Feuer brennen.
Dein Volk – es weint in diesen Tagen.«

Am neunzehnten Tag war nahezu alles, was brennen konnte, verbrannt. Überall rauchte und schwelte es. Eisenträger zischten die in ihnen aufgespeicherte Hitze aus. Das Pflaster war so heiß, daß man darauf nicht gehen konnte. Nur langsam und allmählich kühlten sich die kochenden Abwässer ab.

Als das Sieden und Zischen am zwanzigsten Tag nachgelassen hatte, betraten die Deutschen wieder vorsichtig das Ghetto, um festzustellen, was vom Gegner noch übriggeblieben war, darauf hoffend, ihr Werk vollendet zu haben.

Doch die meisten der Kämpfer waren noch am Leben und sehnten sich trotz ihrer Qualen danach, dem Feind nochmals entgegentreten zu können. Rodel und zehn seiner Leute waren gerade im Begriff, hinter eingestürzten Mauern vorsichtig umherzuspähen und nach Bunkern mit Kämpfern zu suchen, als die Deutschen in das Ghetto eindrangen.

Blitzschnell versteckte er seine Leute in einem Haufen Schutt und Geröll, während ihm eine Patrouille durch die Lubeckiegostraße direkt entgegenkam.

Vorsichtig, ängstlich und zugleich darauf hoffend, daß auch die letzten Juden tot seien, rückten die Deutschen vor.

Eben wies ein Offizier einen Maschinenpistolenschützen an, den Schutthaufen auf seiner Rechten zu durchsuchen.

Rodel mußte eine rasche Entscheidung treffen. Die Deutschen hatten ihre zwanzig Mann über die Straße verteilt. Hingegen besaßen seine Leute keinerlei Waffen, um sie angreifen zu können. Und der MP-Schütze mußte sie unweigerlich entdecken, wenn er näher an sie herankam. Rodel preßte seine dicken Lippen zusammen und griff nach seiner Pistole. Seine Augen hefteten sich auf die Waffe des Soldaten. Eine wunderbare Maschinenpistole, und dann sah er auch noch die Wasserflasche des Soldaten.

Der Deutsche war fast bis an Rodels Gruppe herangekommen.

»Bleibt in Deckung«, befahl Rodel und sprang im gleichen Augenblick aus den Trümmern hervor.

»Jude!« schrie der überraschte Deutsche, und das war zugleich sein letztes Wort. Rodels Messer traf ihn mitten ins Herz. Rodel ergriff die Maschinenpistole, riß dem Mann das Koppel mit der Munition und der Feldflasche ab und lenkte die Aufmerksamkeit der deutschen Patrouille von seinen Kämpfern ab.

»Ihm nach!«

Die Waffen-SS feuerte wild darauflos.

Rodel verschwand im Skelett eines ausgebrannten Gebäudes. Die Hälfte der Mauern war eingestürzt, und das Treppenhaus stand bis zur obersten Etage, die noch brannte, völlig frei. Rodel duckte sich, ließ aus der Maschinenpistole einen Feuerstoß, der die Deutschen zersprengte, und begann, so schnell wie es ging, die freistehende Treppe hinaufzulaufen. Die Hälfte der zwanzig Deutschen rannte ihm nach, während die an-

dere Hälfte auf der Straße blieb und in das ausgebrannte Haus feuerte.

Eine Treppe hoch. Zwei Treppen hoch. Rodel duckte sich und schoß in seine Verfolger hinein.

Seine eigenen Kämpfer benützten den Wirrwarr des Augenblicks, um zu entkommen.

Rodel erreichte den obersten Stock. Die Zimmer brannten. Er zog sich in eine Ecke zurück, weil er nicht mehr weiterkonnte. Rings um ihn züngelten die Flammen. Die Deutschen kamen die Treppenstufen hinauf und zwangen ihn mit einer Granate, die sie ihm vor die Füße warfen, hervorzukommen. Er taumelte zurück, während seine Maschinenpistole trotzig weiterspie. Flüche entströmten seinen Lippen. Das Feuer erwischte sein Hemd und flammte seinen Rücken hinauf. Mit einem wütenden Knurren ging er jetzt gegen seine Quäler vor und feuerte ständig weiter. Seine Todeswut flößte ihnen solche Furcht ein, daß sie begannen, sich wieder die Treppe hinab zurückzuziehen.

Der oben auf dem Treppenabsatz stand, war eine menschliche Fackel geworden, die den Tod auf sie hinabspie. Er feuerte den letzten Schuß aus der Maschinenpistole. Als das Magazin leer war, zog er seine Pistole und feuerte weiter.

Eine deutsche Kugel traf ihn, dann eine zweite, eine dritte. Er taumelte, stolperte und fiel, in Flammen gehüllt, über den Mauerrand hinaus und auf die Straße hinunter, wo er auf dem Pflaster aufschlug. Einzelne gebrochene Knochen drangen durch seine Muskeln, dennoch kroch er mit dem letzten Funken Leben weiter auf die Deutschen zu, das Magazin seiner Pistole noch leerfeuernd. Buchstäblich mit dem letzten Schuß aus seiner Waffe hauchte er sein Leben aus.

Am zwanzigsten Tag betraten die Deutschen mit Horchgeräten, Pionieren und Hunden erneut das Ghetto. Verdurstete, dem Wahnsinn fast nahe jüdische Kämpfer sprangen sie tollwütig an, aber das Blatt hatte sich endgültig und unabänderlich zugunsten der gutbewaffneten deutschen Übermacht gewendet.

Während das Ghetto brannte, hatte SS-Oberführer Funk mit der größten Umsicht und Exaktheit die Vernichtung und Ausrottung dessen geplant, was darin noch verblieben war, Häuserblock um Häuserblock, Haus um Haus.

Die Deutschen gingen mit ihrer gewohnten militärischen Gründlichkeit vor. Sie riegelten jeweils einen Häuserblock durch Barrikaden ab und nahmen ihn dann Haus um Haus, Zimmer um Zimmer auseinander. Auf diese Weise gelang es ihnen, einen Bunker nach dem anderen auszuheben und die Menschen aufzuspüren, die in den Trümmern hockten. Sobald die Lage eines Bunkers festgestellt war, rückten die Pioniere vor und legten Dynamitsprengkapseln. Den Explosionen folgten Flammenwerfereinheiten, und schließlich kam die letzte Gruppe ihrer »Fachleute«, die als Krönung dieser sorgfältigen Vorbereitungen schließlich zu all dem auch noch Giftgas in die Bunker pumpte.

Auf den Straßen hoben sie die Deckel der Einstieglöcher zu den Kanälen auf, und Giftgas füllte die Abwässerkanäle. Das Wasser stand hoch in den Rohren. Bald waren die Abflüsse der fauligen Abwässer von Leichen verstopft, die in den Stacheldrahtverhauen hängenblieben.

Am einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Tag fielen die Bunker zu Dutzenden. Doch noch immer setzten die sich mit Todesverachtung schlagenden jüdischen Kämpfer ihre kühnen und frechen Angriffe fort. Die Deutschen haßten es, den Juden im offenen Kampf entgegentreten zu müssen, denn das bedeutete jedesmal wieder einen Kampf auf Leben und Tod.

Bis zum dreiundzwanzigsten Tag waren hundertfünfzig Bunker des Ghettos methodisch aufgespürt und ausgeräuchert worden.

Jetzt wurde eine neue Taktik ausprobiert.

An den Straßenkreuzungen stellten die Deutschen Zwanzigliterkanister mit Trinkwasser und Körbe mit frisch gebackenem Brot auf, um die ausgehungerten und verdurstenden Überlebenden ins Freie zu locken. Erwischten sie ein Kind, dann folterten sie es vor den Augen seiner Mutter, damit es die Lage des Bunkers preisgebe, aus dem es gekommen war.

Am Ende des dreiundzwanzigsten Tages hatten die Deutschen fünfzehntausend Juden aufgespürt, die mehr tot als lebendig waren, sie hervorgeholt und zum Umschlagplatz gebracht.

Am vierundzwanzigsten Tag waren die Deutschen sicher, daß sie das Ärgste hinter sich hatten und daß von jetzt an alles schon leichter sein würde. Während der Nacht zog Andrej Androfski, dessen Aufgabe darin bestand, die Vereinigten Jüdischen Streitkräfte am Ende jedes Tages neu zu organisieren, zweihundertsechzehn Kämpfer und den gesamten Vorrat an Feuerwaffen an einer Stelle zusammen und wartete auf den Feind. In einem todesmutigen Kampf inmitten der Trümmerberge gelang es ihnen, in einer Reihe von Überfällen aus dem Hinterhalt, die Deutschen aus dem Ghetto hinauszutreiben, das bereitgestellte Wasser und Brot zu erbeuten und durch das Gensiator auf die »arische« Seite durchzubrechen, wo sie ein kleines Waffenlager überfielen, vollständig ausräumten und die Waffen über die Ghettomauer hinweg ihren wartenden Kameraden zuwarfen. Sie erbeuteten auch genug Lebensmittel, Munition und Wasser, um noch einen weiteren kurzen, wutentbrannten Atemzug länger durchhalten zu können. Sylvia Brandel kam in dieser Nacht ums Leben, als sie versuchte, einem gefallenen Kämpfer zu Hilfe zu kommen.

Oberführer Funks Enttäuschung war so groß, daß er in einem Wutanfall einen seiner Offiziere kurzerhand niederschoß.

»Deutsche Patrouille über uns!«

Sofort senkte sich die übliche Totenstille über die Mila 18. Debora Bronski hielt die bei ihr noch verbliebenen zwanzig Kinder ruhig. Die Kämpfer wagten kaum zu atmen. Die Verwundeten bissen die Zähne zusammen und beteten schweigend, weil sie es nicht wagten, ihre Schmerzen hinauszuschreien.

Eine Stunde verging . . . Zwei Stunden . . .

Die Deutschen hockten noch immer über ihren Köpfen und kamen dann immer tiefer herab, um endlich das bisher unauffindbare Hauptquartier der Vereinigten Jüdischen Streitkräfte festzustellen. In der dritten Stunde begann Rabbi Salomon bei seinen Gebeten zu weinen. Um ihn zum Schweigen zu bringen, hätte ihn Simon Eden um ein Haar erwürgt.

Über ihnen schnüffelten Spürhunde die Milastraße hinauf und hinunter, und Horchgeräte lauschten angespannt nach einem Husten, einem Weinen

Am Ende der dritten Stunde war die Spannung unerträglich geworden. Zu der Totenstille kam noch die Hitze hinzu. Einer nach dem anderen sank ohnmächtig vornüber. Christopher de Monti riß Debora am Haar, um sich wachzuhalten.

Plötzlich ein weinender Aufschrei!

Ehe es zu einem Ausbruch von Massenhysterie kommen konnte, gelang es Simon, Andrej und Tolek Altermann, die Weinenden mit vorgehaltenen Pistolen zum Schweigen zu bringen.

Fünf Stunden . . . Sechs Stunden . . .

Der Zusammenbruch war vollkommen, als die Deutschen endlich aus der Straße abzogen.

Tagebucheintragung

Morgen beginnt der fünfundzwanzigste Tag unseres Kampfes. Ich wünsche mir nur noch, daß mich der Tod hinwegnehme. Noch mehr vermag ich nicht zu ertragen. Bis gestern habe ich noch irgendwie durchzuhalten verstanden. Aber jetzt ist Sylvia dahin, und Moses ist dem Tode nahe. Was hat er von seinem Leben gehabt? Was?

Unsere Jungens und Mädchen kämpfen weiterhin wie die Wilden. Der Feind kann noch immer nicht behaupten, daß er das Ghetto erobert hätte. Ich werde als stolzer Mann sterben. Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch: Christopher de Monti muß irgendwie aus dem Ghetto hinausgebracht werden. Er allein weiß, wo wir die gesamten Aufzeichnungen der Bruderschaft vergraben haben. Wir können es nicht riskieren, ihn noch länger hierzubehalten. Seit meiner Jugend habe ich in keiner Synagoge mehr gebetet. Ich habe eine verstandesmäßige Stellung bezogen, indem ich mich als Agnostiker bezeichnete. Folglich brauchte ich mich nicht der Scheinheiligkeit eines Dogmas zu unterwerfen; zugleich blieb mir dadurch erspart, mich als einen Atheisten zu exponieren, der nicht an Gott glaubt. Ja, es war eine so echt verstandesgemäße Einstellung. Jetzt aber bitte ich Gott, Er möge sich mir beweisen. Ich bitte Ihn, Christopher de Monti am Leben zu erhalten, damit unsere Geschichte nicht stirbt.

ALEXANDER BRANDEL

XIX

Andrej fuhr sich mit der Zunge über die vom Schuttstaub belegten Zähne, die sich im Mund rauh anfühlten, und spähte hinter dem Trümmerberg hervor. Der Muranowskiplatz war von Bogenlampen hell erleuchtet. Er sah aus wie bei Tageslicht. Dieses Nachtleben bringt mich noch um, dachte Andrej. Vom Muranowskieingang in den Bunker zu gelangen war aussichtslos, denn auf dem Platz befanden sich mindestens zwei Kompanien Deutsche. Er kratzte sich den Bart. Ich muß Simon daran erinnern, mir morgen den Bart zu stutzten. Ich habe schauderhaft aus-

gesehen, als ich in den Spiegel sah. Übrigens schulde auch ich Simon eine Bartstutzung.

Andrej streichelte seine Maschinenpistole »Gaby« und schätzte den Gegner ab. Er besaß nur noch ein Magazin mit zwanzig Schuß und eine Handgranate. Arme Gaby, sagte er zu sich, leider kann ich dich nicht mehr sauberhalten. Ich habe überhaupt kein Öl mehr. Dein hübsches, kleines Visier ist leider schon ganz verrostet. Tut mir leid, Gaby, wir zwei allein können es ganz einfach nicht mit hundert von diesen Dreckskerlen aufnehmen.

Also dann, Gaby, wenn die anderen sich nicht rühren, rühren wir uns eben, denn ich bin müde. Ich möchte mir gern noch einmal die Zähne putzen, ehe ich sterbe.

Seit dem Beginn des Aufstandes hatte Andrej jede Nacht die Runde durch alle Stellungen der Vereinigten Jüdischen Kämpfer gemacht und sie mit Befehlen für den nächsten Tag neu eingeteilt. In den ersten Tagen nach der Vertreibung der Deutschen aus dem Ghetto war diese Aufgabe nicht allzu schwierig gewesen. Er konnte seinen Rundgang aufrecht gehend machen, mit Meldegängern an seiner Seite. Während der Brände war es geradezu ein Alptraum gewesen. Quer und mitten durch die lodernden und prasselnden Flammen, die einstürzenden Mauern und den Hagel dieser verdammten Artilleriegeschosse.

Jetzt waren die Verbindungen zwischen den Bunkern praktisch zusammengebrochen. Vor zwei Tagen hatte er einen Befehl Simons bekanntgegeben, daß jede Kampftruppe in Zukunft unabhängig vorgehen und ihre Maßnahmen mit Bedacht auf die in ihrem Abschnitt herrschenden Verhältnisse improvisieren solle. Jeder Kommandeur hatte den Auftrag, seine Angriffshandlungen selbständig zu organisieren und, was noch dringender war, sich auf eigene Faust Lebensmittel, Munition und Medikamente zu verschaffen, um den Kampf fortsetzen zu können.

Allnächtlich verließ Andrej die Mila 18, um seine schrumpfende Armee neu zu gruppieren. Die Deutschen wurden kühner und kühner. Ihre nächtliche Patrouillentätigkeit nahm zu. Obgleich das von den Kämpfern gehaltene Gebiet täglich kleiner und kleiner wurde, brauchte Andrej fast die ganze Nacht dazu, seine verstreuten Leute zu finden. Jeder einzelne Schritt mußte mit äußerster Vorsicht getan werden. Die Deutschen hatten das Südende des Ghettos in der Hand. Jetzt hatten sie sich auch im Norden, am Muranowskiplatz, festgesetzt. In den großen Durchgangsstraßen, wie der Zamenhof- und Gensiastraße, gruben sie sich ein und legten feste Stellungen an.

Die Vereinigten Jüdischen Kämpfer engten ihr Operationsgebiet noch weiter ein. Zwei Bunker, in denen die Hälfte aller ihrer Truppen lag, bildeten jetzt die äußersten Grenzpunkte. An dem einen Ende war es die Mila 18, am anderen Wolf Brandel im Franciskanskabunker.

Zwischen diesen zwei Bunkern verfügten die übrigen Kämpfer gerade noch über ein zusammenhängendes Netz von einem Dutzend kleinerer Bunker und etwa zweihundert Mann.

Annas Einheit wurde in den Franciskanskabunker hereingeholt. Tolek Altermann wurde aus der Mila 18 hinausgeschickt, um Rodels Befehlsstelle in den kleineren Bunkern am Nordrand zu übernehmen.

Heute nacht zog Andrej sie noch enger zusammen.

Ein ganzer Monat näherte sich seinem Ende. Wie durch ein Wunder war mehr als die Hälfte der Vereinigten Kämpfer noch am Leben und bewaffnet. Sie hatten genug Beute gemacht, um den Aufstand in einem zweiten Monat hinein durchhalten zu können.

»Diese dreckigen Hurensöhne«, knurrte Andrej, als ihm klar wurde, daß sich die Deutschen am Muranowskiplatz endgültig festgesetzt hatten. In Gedanken überschlug er die Möglichkeit, in der kommenden Nacht einen schlagartigen Überfall auf sie zu unternehmen. Doch jetzt war er sehr müde und erschöpft. Er schlüpfte vorsichtig aus seinem Versteck heraus, kroch über die Trümmerhaufen und schob sich geräuschlos durch einen Wirrwarr eingestürzter Mauern die Nalewkistraße hinab. Lautlos und wendig dahinschleichend wie eine große Katze, versuchte er, einen der sechs Eingänge zur Mila 18 zu finden, der außerhalb des Blickfeldes des Feindes lag.

Der Eingang vom Muranowskiplatz kam nicht in Betracht. Das Abwässerrohr in der Nalewkistraße 39 lag zu nahe bei den Deutschen. Er machte sich nach dem dritten Eingang auf, der sich in einem Hof hinter einem Haus in der Kupieckastraße befand, von dem aus ein Tunnel zu einem Luftschutzkeller führte. Andrej spähte aus den Trümmern des Hinterhofes zu dem Luftschutzkeller hinüber. Es sah aus, als ob die Luft rein war, aber dann blickte er noch einmal ganz scharf hin.

Da draußen war doch irgend etwas . . .

Mit der Sehschärfe der großen Katze, die er war, wenn er sich des Nachts draußen herumtrieb, durchdrangen Andrejs Augen die Finsternis: Er erkannte die Silhouetten von deutschen Stahlhelmen. Sie befanden sich in einer Art von Unterstand auf der anderen Seite des Hinterhofes; ihr Blick war auf die Milastraße gerichtet, sodaß sie ihm den Rücken zukehrten.

Andrej kalkulierte seine Chancen. Wenn er mit einem Sprung über den Hof setzte und zu dem Luftschutzkeller und dem Tunneleingang hinüberrannte, hatte er gewiß die besten Aussichten, es zu schaffen, ohne gesehen zu werden. Aber jedes Risiko, daß die Deutschen eventuell die Mila 18 entdecken könnten, mußte vermieden werden.

Die einzigen Alternativen für ihn blieben der vierte Eingang in der Zamenhofstraße oder die Kanalisation. Doch beiden konnte er nur wenig Geschmack abgewinnen. Die Zamenhofstraße war vermutlich voll von Deutschen, und die Kanalisation war gefährlich. Er beschloß, sich den deutschen Unterstand etwas genauer zu betrachten.

Auf dem Bauch über den Hof kriechend, gelang es Andrej sich im Rücken des Feindes ganz nah an diesen heranzupirschen. Dabei entdeckte er, daß eine Abteilung von sechs Mann hier hinter der Barrikade einer eingestürzten Ziegelmauer anscheinend eine unterstandartige Stellung eingerichtet hatte, von der aus man einen Teil der Milastraße überblicken konnte.

Er prüfte das umliegende Gelände genau. Links von den Deutschen war ein eingestürztes Gebäude. Rechts von ihnen ein Gebäude, das zum Teil noch erhalten geblieben war. Andrej überlegte: Gelang es ihm, sich zu dem halb eingestürzten Haus vorzuarbeiten, dann würde er sich in ihrem Rücken und oberhalb von ihnen verstecken können. Aber jeder

Zentimeter, den er sich über seine gegenwärtige Stellung hinausrührte, würde natürlich bemerkt werden.

Im Dunkeln griff er nach einem Ziegelstein und warf ihn nach links. Der Stein kollerte über das Geröll.

»Was war denn das?«

Die Deutschen wandten ein Maschinengewehr in die Richtung des Ziegelsteins und sandten dem Geräusch einen Feuerstoß nach.

In diesem Augenblick sprang Andrej in der entgegengesetzten Richtung davon. Mit einem Satz war er in der Ruine, landete auf dem Bauch und begann schnell hinaufzuklettern, während sich die Deutschen noch immer mit dem Lockköder befaßten.

»Feuer einstellen«, befahl jemand. »Das waren doch nur einstürzende Trümmer.«

»Ja. Seid doch nicht so zappelig.«

Die Deutschen lachten nervös.

Jetzt befand sich Andrej direkt über ihnen. Er schob sich ganz langsam vor, damit er genügend Sichtweite hatte und die Helme zählen konnte. Vier . . . fünf, sechs. Lumpengesindel! Schweine! Sie hatten ein Maschinengewehrnest aufgebaut, das einen Teil der Milastraße abdeckte. Diese dreckigen Hurensöhne! Andrej sah sie sich genauer an. Reguläres Heer, Wehrmacht. Sehr gut. Diese Leute waren weitaus weniger bereit, tapfer für die Sache der Nazis zu sterben als die SS. Es war eine idiotische Stellung. Was für eine Dummheit, sich hier ohne jedwede Flankendeckung einzurichten, dachte er. Na ja . . . ich werde ihnen schon beibringen, wie man sich als Soldat zu benehmen hat. Nur schade, daß sie nachher nicht mehr da sein werden, um von der Lektion noch profitieren zu können. Seht euch nur diese Dummköpfe an, da sitzen sie doch alle auf einem Haufen zusammen, genau so als ob sie beim Nürnberger Parteitag wären. Das ist wirklich zu schön.

Andrej hakte die Handgranate aus seinem Gürtel, faßte den Griff mit den Zähnen, während er mit den freigebliebenen Händen sein Magazin in die Maschinenpistole schob. So, Gaby, und jetzt sei mir kein ungezogenes kleines Mädchen, und verklemm dich nicht.

Sorgfältig berechnete er seine nächsten Schritte. Ich muß die Deutschen blitzschnell erwischen. Schade, daß meine Handgranate ihr Maschinengewehr ruinieren wird. Die Granate muß ich auf den Dicken schmeißen, und die drei auf der rechten Seite muß ich mir mit der Maschinenpistole vornehmen. Und nicht vergessen, Andrej . . . zuerst schnappe ich ihre Pistolen und die Gewehre der gemeinen Soldaten. Dann muß ich ihnen die Munitionsgurte abreißen, dann ihre Wasserflaschen. Eins, zwei, drei, vier: Pistolen, Gewehre, Munition, Flaschen. Er blickte über die Schulter nach dem Luftschutzkeller. Ein Weg von ungefähr fünfundzwanzig Metern zurück. Ich habe also gerade eine halbe Minute für die ganze Sache.

Er zog die Handgranate ab, nahm die Maschinenpistole fest in die Hand und zählte . . . eins . . . zwei . . . drei . . . und warf sie dann wie eine Kartoffel hinunter auf den dicken Soldaten zu seiner Linken.

Aufgestörte Schreie! Feuerschein! Hände, die nach zerfetzten Gesichtern fuhren!

Andrej zählte . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Während die Granatstücke ihre Wut verrauchten, sprang er.

Gerade hinunter, fünf Meter, mitten in die sich krümmenden Deutschen hinein. Gaby spie eine blaue Flamme auf die drei Soldaten auf der rechten Seite des Maschinengewehrs, und die drei waren still. Doch die Maschinenpistole klemmte, ehe er sie auf die drei übrigen richten konnte.

Einer von ihnen lag stöhnend unter dem Maschinengewehr, während der zweite verwundet hinaus in die Milastraße sprang und schrie: Juden! Juden! Hilfe! Hilfe!«

Den dritten Soldaten hatte der Luftdruck gegen die Mauer geschleudert. Er versuchte, wieder auf die Füße zu kommen. Andrej drückte auf den Abzug seiner Waffe, aber die Maschinenpistole klemmte. Er schlug mit der Faust drauf, doch sie gab nicht nach. Der Soldat riß seine Pistole aus der Halfter. Andrej holte aus und schlug dem helmlosen, rothaarigen Feind seine Waffe gegen den Kopf. Krachend landete Andrejs Faust dann auf dem Mund des Deutschen und zerschmetterte ihm die Kinnlade. Noch ein Tritt in die Leisten, und er sank in die Knie. Dann schlug ihm Andrej mit der harten Kante der Hand ins Genick, das mit einem lauten Knacken brach.

Der Mann war tot.

Jetzt kroch der verwundete Soldat hervor und versuchte, eine Pistole zu fassen, doch Andrejs Stiefel trat ihm in die Kinnlade, und auch er blieb still liegen. Die halbe Minute war vorbei. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Die Pistolen, Gewehre, Munition, Feldflasche . . . Wo ist denn das gottverdammte Gewehr? Ich kann's nicht finden.

Lärm von Stiefeltritten, die sich von beiden Enden der Milastraße her näherten. Andrej versuchte, das Maschinengewehr auf die Deutschen zu richten, aber die Handgranate hatte es unbrauchbar gemacht.

Da sprang er endlich aus dem zertrümmerten Unterstand heraus, rannte Hals über Kopf in den Luftschutzkeller und hinein in den Geheimgang zur Mila 18.

»Wo zum Teufel bist du denn gewesen?« begrüßte ihn Simon Eden mit einer Mischung von Ärger und Erleichterung.

Andrej zuckte die Achseln. »Man kommt da oben nur langsam vorwärts.«

Dann erblickte Simon die Schußwaffen, die Munitionsgurte und die Wasserflaschen, mit denen sich Andrej garniert hatte. »Was war denn los?«

»Nichts Besonderes. Nur das übliche.« Andrej gönnte sich zwei Schluck Wasser, nahm genug Munition, um drei Magazine zu füllen und murmelte, während er Simon die übrige Munition aushändigte, es wäre ihm lieb, irgendwo etwas Öl aufzutreiben, um seine Maschinenpistole zu schmieren.

Dann ging er rasch zu Debora, um ihr zu sagen, daß seine Nichte Rachel wohlauf sei, und zu Alexander, um ihm zu berichten, daß sich Wolf in einer den Verhältnissen angemessenen guten Stimmung befinde. Schließlich begab er sich mit Simon Eden in ein kleines, verschlagähnliches Zimmerchen hinauf, in dem sie sich während der Nacht halbwegs sicher fühlten, und hier sprachen sie ihr Lage abermals durch. Es waren ihnen noch über dreihundert Kämpfer verblieben, aber die Zahl der Bunker schrumpfte unaufhaltsam zusammen. Lebensmittel und Wasser reichten noch für fünf oder sechs Tage. Munition? Ein scharfer Zusammen-

stoß, und sie hatten nichts mehr. Was tun, wenn die Munition verschossen war? Sich noch tiefer eingraben und verstecken? Selbstmord? Kein Gedanke an Übergabe! Man mußte versuchen, zu entkommen oder einfach mit den bloßen Fäusten kämpfen.

»Vielleicht kommt Moritz Katz mit Munition herein«, sagte Simon wenig überzeugt.

Andrej gähnte. »Wenn es überhaupt jemand schafft, dann schafft es Moritz.«

»Wenn er zweihundert Schuß Munition hereinbringt, möchte ich, daß du einen Überfall auf das Przebiegtor machst. Dort haben die Deutschen eine Feldküche und vereinzelt herumliegende Waffen, mit denen sie die Truppen auf dem Muranowskiplatz versorgen.«

Andrej streckte sich auf dem Fußboden aus. »Przebiegtor . . . gute Idee. Allmächtiger, jetzt muß ich aber doch ein bißchen schlafen. Morgen mußt du mir den Bart stutzen. Ich sehe schrecklich aus. Weck mich, wenn es hell wird.«

Andrej meinte, eben erst die Augen geschlossen zu haben, als er einen harten Schlag gegen seine Schuhsohlen verspürte. Er und seine Maschinenpistole wachten im gleichen Augenblick auf. Simon stand über ihn gebeugt. Andrejs Finger ließ den Abzug wieder los. »Was ist? . . . Ach, Simon, du bist's . . . Es ist doch noch nicht hell?«

Dann rieb er sich den Schlaf aus den Augen und sah Alexander Brandel neben Simon stehen. Andrej stützte sich mit einem Ellbogen auf. »Irgend etwas schiefgegangen?«

»Moritz und zwei seiner Schmuggler sind ganz in der Nähe des Bunkers gefaßt worden. Sie haben sie lebend abtransportiert.«

Binnen einer Sekunde war Andrej hellwach. »Dann müssen wir die Kämpfer auf alle Fälle sofort in einige von Toleks Bunkern verlegen.«

»Geht nicht«, erwiderte Simon. »Die Milastraße wimmelt von Deutschen. Es ist unmöglich, sich auch nur vom Fleck zu rühren. Wir sind die ganze Nacht mäuschenstill gelegen, so als ob wir erfroren wären. Ich fürchte, da unten kann jeden Augenblick eine Hysterie ausbrechen.«

»De Monti«, sagte Andrej nur.

»Richtig«, ergänzte Alex. »Wir müssen sofort Chris fortschaffen.«

»Habt ihr inzwischen irgendwas von der arischen Seite gehört? Irgendwas von Gabriela?«

»Nein, aber wir können nicht warten. Die Deutschen sind schon ganz dicht an der Mila achtzehn. Du mußt Chris hinüber zu Wolfs Bunker schaffen. Inzwischen werden wir versuchen, die arische Seite zu erreichen und ein Notversteck für ihn einzurichten.«

»Wie spät ist es?«

»Beinahe fünf Uhr.«

»Ihn bei Tageslicht hinüberzuschaffen, das wird eine schwere Sache werden.«

»Eine andere Möglichkeit haben wir jetzt nicht mehr, Andrej.«

Andrej nickte.

»Schaff ihn hinüber und komm hierher zurück.«

Andrej war bereits auf den Füßen.

Christopher und Debora standen in dem Ausgang des Tunnels, der durch die Auschwitzkammer der Mila 18 zur Nalewkistraße führte. Im

Inneren des Tunnels spähte Andrej vor, um sich zu vergewissern, daß sich in der Nähe des Eingangs keine Deutschen befanden. Christopher schob seine Pistole in den Gürtel, ließ seine Taschenlampe ein-, zweimal aufleuchten, kniete sich dann nieder und knotete die Stofflappen fester, die er sich um die Füße gewickelte hatte, um beim Gehen das Geräusch zu dämpfen. Dann aber gab es nichts mehr nachzusehen, nichts mehr zu überprüfen, und er war gezwungen, im Halbdunkel nach Deboras Gesicht zu suchen.

»Es ist so seltsam, so grauenhaft seltsam«, sagte er mit bebender Stimme –« wie man auf einen bestimmten Augenblick zwar wartet, sich gleichzeitig vor ihm aber fürchtet. Man fürchtet ihn die ganze Zeit hindurch und mit jeder Faser des Lebens, Tag und Nacht. Jetzt ist dieser Augenblick da. Irgendwie bin ich geradezu froh – wie heißt doch das Sprichwort? – ‚Ein Ende mit Schrecken ist besser als ein Schrecken ohne Ende'.«

»Ich hab es immer gewußt«, sagte Debora. Ihre Finger tasteten sein Gesicht ab und zogen die Umrisse seiner Lippen und seines Kinns nach. »Ich hab gewußt, daß du es schaffen kannst.«

»Ach Gott, Debora . . . hilf mir . . . hilf mir . . .«

»Ich hab immer gewußt, daß du imstande sein wirst, die richtige Entscheidung zu treffen. Chris . . . du mußt . . .«

Dann hörte sie nur noch ein tiefes, ratloses Seufzen. »Meine Wut auf die Deutschen ist beinahe so groß wie meine Liebe zu dir. Den ganzen Tag und die ganze Nacht lang habe ich mir die Stellen ins Gedächtnis eingeprägt, wo die Tagebücher vergraben sind. Ich werde solange keine Ruhe gefunden haben, bis ich sie nicht ausgegraben und ans Licht gebracht habe, damit die ganze Welt sie liest. Ich werde nicht rasten und nicht ruhen, Debora . . . es ist wie ein Brandmal auf meiner Seele.«

Beide empfanden in diesem Augenblick ein Zusammengehörigkeitsgefühl wie vielleicht nie zuvor. Behutsam hielten sie einander in den Armen.

»Ich dank dir für alles«, sagte Christopher.

»Und ich dank dir für das . . . Leben«, flüsterte sie.

Sie hörten Andrej, der in seinen ebenfalls mit Lappen umwickelten Stiefeln auf sie zukam, und umschlangen einander mit einer letzten verzweifelten Heftigkeit. Andrej räusperte sich.

Debora rang keuchend nach Atem, riß sich aus Christophers Armen und biß sich fest in die eigene Hand. Christopher faßte sie von hinten und hielt sie fest, und sie krümmte und wand sich.

»Wir müssen gehen«, forderte Andrej.

Christopher hielt sie noch immer fest. »Geh«, rief sie. »Bitte, geh doch!«

»Ach Gott!« jammerte Christopher.

»Wir müssen gehen«, wiederholte Andrej. Er nahm Christophers Arm, zog ihn von Debora weg, und sie stürzte aus dem Tunnel hinaus in die Auschwitzkammer des Bunkers. Christopher wollte ihr nacheilen, aber Andrej faßte ihn und hielt ihn fest umklammert wie in einem Schraubstock.

»Faß dich, Chris. Beruhig dich!«

Christopher sackte zusammen und barg seinen Kopf an Andrejs Brust.

»Komm . . . faß dich . . . sei ruhig«, sagte Andrej, während er den leidgeprüften Mann hinauf zum Ausgang zerrte.

Draußen wurde es hell. Sie steckten die Köpfe aus dem Abflußrohr im Hof der Nalewkistraße 39, sprangen hinaus und gingen sofort in Deckung. Rings um sie zischten und schwelten noch die Brände. Sie hörten das Rattern von Lastkraftwagen der Deutschen, die sich auf dem Muranowskiplatz versammelten.

Andrej gab Chris mit einer Handbewegung zu verstehen, daß sie sich in Deckung bis zur Kreuzung der Nalewki- und Gensiastraße, einen einzigen Häuserblock weit, vorschieben mußten. Die wenigen noch stehenden Mauern, die Granatlöcher und die riesigen Trümmerberge lieferten ihnen Deckung und verbargen sie fast vollständig.

An der Straßenkreuzung wurde die Sache schwieriger. Hier waren sie an einer Hauptstraße, die parallel zu den Ruinen der Bürstenfabrik verlief und die voll von Patrouillen und allem möglichen Verkehr war. Es würde höllisch schwer sein, über die Straße hinüberzugelangen, ohne gesehen zu werden.

Andrej kroch ein paar Zentimeter weiter und gab Christopher ein Zeichen, daß er ihm folgen solle. Dann kroch er noch ein paar Zentimeter und gab ihm abermals ein Zeichen. So schoben sie sich fünfzig Meter vorwärts. Dazu brauchten sie zwei Stunden.

Eine Marschkolonne im Gleichschritt kam heran.

Während eine Kompanie Soldaten vorbeimarschierte, lagen sie flach auf dem Erdboden. Die Stiefel schienen nur eine Handbreit von ihnen entfernt zu sein.

Etwa dreißig Meter weiter nördlich hatten die Deutschen einen Bunker mit Juden entdeckt, die nicht zu den Kämpfern gehört hatten. Ein kleiner, ausgemergelter Junge und zwei Mädchen, die höchstens sechs Jahre alt waren, krochen aus einem Haufen Ziegeltrümmer hervor und hielten ihre Hände hoch. Zitternd standen sie vor den Gewehren und Bajonetten der deutschen Soldaten, die sich über ihren Fund amüsierten. Ein Offizier befahl ihnen, die Hände noch höher zu halten, damit er seine »Gefangenen« besser fotografieren konnte.

Jetzt wurden Spürhunde und Horchgeräte in den Abschnitt gebracht.

Sollten sie regungslos liegenbleiben oder weiterkriechen? Andrej gefiel die Position, in der er sich augenblicklich befand, gar nicht. Die einzige Deckung, die er hatte, ging hinaus zur Nalewkistraße. Und die Deutschen waren jetzt im Begriff, auszuschwärmen. Bald würden sie hinter ihnen sein. Er stieß Christopher leise an und wies auf einen Granattrichter einige Meter weiter weg.

Vorsichtig glitt Andrej zu dem Trichter hin. Er war tadellos. Der Boden des Loches war mit herabgefallenen Holzbalken, Schlamm und Dreck bedeckt. Er tauchte die zwei Meter tief hinunter, mit dem Kopf voran, Christopher sprang mit einem Satz nach und landete auf ihm. Sie wühlten sich unter die verkohlten Holzbalken, um sich zu verbergen. So blieben sie liegen.

Eine Stunde verging. Oben auf der Straße hörten die Geräusche nicht auf.

Auf einmal hörten sie einen Hund oben herumscharren und schnüffeln. Andrej öffnete ein Auge, blickte durch einen winzigen Schlitz. Ein Hund

kauerte am Rand des Granattrichters. Andrej konnte seine Fangzähne sehen. Das Tier schnüffelte und knurrte.

»Was siehst du denn da, Schnitzel?« hörten sie einen Soldaten zum Hund sprechen.

»Sind da Juden unten, Schnitzel, mein Braver? Ich seh nichts.«

Der Soldat ließ den Hund von der Leine, und das Tier glitt sofort zu Christopher und Andrej hinunter.

Der Hund steckte die Nase durch die Bretter und schnüffelte. Christopher spürte die kalte Schnauze des Tieres an seinem Gesicht. Der Hund öffnete das Maul, und seine Zähne drückten sich dicht an Christophers Gurgel.

»Schnitzel, komm rauf. – Komm rauf!«

Langsam wich der Hund von den vergrabenen Männern zurück. Der Soldat nahm ihn wieder an die Leine, kniete dann nieder und blickte mit zusammengekniffenen Augen in den Granattrichter hinein. Dann rief er einen zweiten Soldaten.

»Schnitzel riecht Juden da unten. Kannst du was sehen?«

»Nein, aber wart mal . . . Ist das nicht eine Hand?«

»Wo?«

»Dort, im Dreck.«

»Ja . . . Jetzt seh ich's auch.«

»Sieht aus, als ob sie tot wären.«

»Na, gehen wir jedenfalls auf Nummer Sicher. Geh ein bißchen zurück. Ich schmeiß 'ne Handgranate hinein.«

. . . Langsam rollte die Handgranate in das Loch hinein.

Andrej hob den Kopf, schnappte die Granate mit einem blitzartigen Griff und warf sie zurück.

Eine Explosion.

Der Hund jaulte.

»Juden!«

»Raus, Chris! Los, nichts wie raus!«

XX

Die Deutschen waren im Haus Mila 18, direkt über dem Bunker. Sie schlugen oben alles in Stücke, um den Eingang zu finden.

In der finsteren Katakombe hörten die Versteckten die kehligen Stimmen, die Befehle schmetterten; sie hörten das Trampeln von Stiefeln und das Krachen von Äxten. Simon Eden ließ sich von seiner Pritsche auf den Fußboden herabgleiten. Die Pritsche knarrte zu sehr. Das Geräusch konnte möglicherweise oben gehört werden. Er lehnte den Rücken gegen die unverputzte Wand und richtete seine trüben, schwarzumränderten Augen gegen die Decke. An die gegenüberliegende Mauer gelehnt, saß Alexander vor innerer Anspannung, Erschöpfung und Trauer über den Tod seiner Frau zusammengekrümmt da. Das verkümmerte, lilienbleiche Knäblein Moses Brandel, das den größten Teil seines Kinderlebens in völligem Schweigen hatte verbringen müssen, schwieg auch jetzt wieder.

Volle fünf Stunden lang stöberte der Feind im Haus Mila 18 herum.

Die Versteckten versuchten während dieser endlosen Agonie, das Geräusch ihres Atems und ihres Herzschlages unhörbar zu machen, weil sie Angst hatten, daß auch das allergeringste Lebenzeichen von den Horchgeräten entdeckt werden könnte. Alexander hob den Kopf gerade nur, um auf seine Uhr zu sehen. Noch drei Stunden waren es bis zum Einbruch der Dunkelheit.

O Gott, und was dann? Selbst wenn die Dunkelheit kam, würden sie in diesem ihrem Grab, ihrem endgültigen Sarg, eingeschlossen bleiben. Vierhundert Lungen hatten mit einer geradezu kümmerlichen Luftzuteilung auszukommen. Vierhundert Verdammte – betäubt, empfindungslos, schwitzend, halb nackt, halb tot.

Die sechzig Kämpfer, die verblieben waren, besaßen noch immer genug Zorn im Herzen, um nach einer letzten trotzigen Geste des Widerstandes zu dürsten.

Simon versuchte, die Lage logisch durchzudenken. Was sollte er jetzt tun? Ein Fluchtversuch durch die Kanäle war gefährlich; die Kanäle waren voll von aufgeblähten, vergasten Leichen. Jenseits der Mauer, auf der »arischen« Seite, stand ihnen keine Tür mehr offen. Wir sind also ohnedies erledigt. Warum soll ich dann mit dem Rest meiner Kämpfer nicht hinaufgehen und einen letzten Angriff unternehmen? Was aber würde mit den Kindern und den Zivilisten geschehen, wenn wir hinaufgingen?

In jedem Fall war die Stunde des Jüngsten Gerichts gekommen. Also dann, Simon, sagte er zu sich selbst, triff deine Entscheidung. Sollen wir uns in dieser Katakombe bei lebendigem Leib braten lassen oder noch ein paar Feinde in den Tod mitnehmen? Furchtbar schwer, dieses Nachdenken. Furchtbar schwer. Ich wollte, Andrej wäre schon zurück.

Der Lärm über ihren Köpfen hörte auf. Im gleichen Augenblick hörten auch alle Herzen im Bunker für eine Sekunde zu schlagen auf. Sie warteten . . . eine Minute . . . zwei . . . drei.

»Sie sind fort«, flüsterte Alexander mit fast tonloser Stimme. »Glaubst du, daß Chris und Andrej durchgekommen sind?«

Doch Simon hörte Alexander gar nicht. In seinem Innern kämpften Zorn und Wut. Sowie Andrej zurück war, würde er die Kämpfer in zwei Trupps aufteilen. Er selbst würde den einen anführen, Andrej würde den anderen übernehmen. Dann würden sie in einem selbstmörderischen Angriff hinausstürmen und ihre letzten Granaten werfen, ihre letzten Schüsse abfeuern. Auf diese gottverfluchten Deutschen!

Debora Bronski schlüpfte in die Zelle. Sie hatten gelernt, sich durch ein kaum hörbares Wispern zu verständigen. »Werde ich mit den Kindern heute abend hinausgehen können? Sie sind zwei volle Tage und Nächte still gelegen, ohne zu sprechen. Sie müssen etwas Luft bekommen . . . etwas Wasser . . .«

Simon war geistesabwesend. Alexander und Debora versuchten, mit ihm zu sprechen, aber er war völlig in seiner eigenen Welt des Nachdenkens über die von ihm einzuschlagende Strategie verstrickt. Im Geist versuchte er, einen Angriff mit Messern gegen Kanonen zu organisieren.

»Simon, tu's nicht!« bat Alexander. »Tu nicht das, woran du jetzt denkst.«

»Wenigstens im Sterben werden wir den Himmel noch einmal sehen«, erwiderte Simon mit grimmiger Entschlossenheit.

Das Feldhauptquartier des Oberführers Alfred Funk befand sich in der Zitadelle, nur einige Häuserblocks von den Nordtoren des Ghettos entfernt. Seit einigen Tagen konzentrierte er eine schon an Besessenheit grenzende Aufmerksamkeit auf einen riesengroßen Stadtplan, auf dem der Mittelabschnitt des Ghettos überall dort markiert war, wo man entlang der Milastraße Geräusche entdeckt hatte. Der Verlauf dieser Markierungen von unterirdischen Geräuschen wies auf Tunnels hin, die um die Mitte des Häuserblocks liegen mußten. Funk war sich darüber im klaren, daß diese Tunnels zu dem Hauptbunker der Juden führten. Zwei Eingänge waren bereits festgestellt worden. Einer in einem Luftschutzkeller in der Kupieckastraße, der andere in einem Haus am Muranowskiplatz. Aber er konnte noch nicht angreifen, weil es bestimmt noch drei oder vier weitere Zugänge gab, durch welche die Juden entweder entkommen oder in denen sie sich verstecken konnten.

Auf der Karte war mit schwarzem Fettstift ein Kreis um die Häuser Mila 16 bis Mila 22 gezogen.

Funk trat an sein Fenster im zweiten Stockwerk und blickte auf sein Werk hinaus. Der größte Teil des Ghettos war dem Erdboden gleichgemacht. Seine Pioniereinheiten waren im Begriff, systematisch eines nach dem anderen der noch stehenden Gebäude zu sprengen, um die Juden, die sich in den Kellergeschossen versteckt hielten, herauszuholen. Während der letzten Tage hatte man dabei gute Fortschritte gemacht. Seit der Schlußaktion waren über zwanzigtausend Juden auf den Umschlagplatz gebracht worden; weitere fünftausend waren mit Sicherheit tot. Wie viele waren verbrannt oder vergast? Unmöglich, das genau festzustellen, doch die Gesamtzahl der Toten und Gefangenen ließ vermuten, daß der Sieg über die unsichtbare Armee der Juden dicht bevorstand. Keineswegs durfte er jedoch so töricht sein und den Sieg verkünden, solange der Bunker in der Milastraße nicht gefunden war.

Funk kam es verzweifelt darauf an, ihn ohne weiteren Zeitverlust aufzuspüren. Schließlich ging der Aufstand jetzt schon bald in den zweiten Monat, und das würde einen sehr, sehr schlechten Eindruck machen. Durch den jüdischen Aufstand war jetzt auch schon die polnische Heimatarmee zu Taten angespornt worden, und als seine direkte Auswirkung war Unruhe in allen anderen besetzten Ländern zu spüren. Er mußte unbedingt mit der Revolte fertig werden, ehe sie die Dauer eines Monats überschritt.

Ein Klopfen an der Tür.

»Herein.«

Es war ein diensteifriger junger Offizier der Waffen-SS aus Trawniki, der die Hacken zusammenschlug und vor Freude kaum an sich halten konnte. »Heil Hitler!« knatterte Untersturmführer Manfred Plank.

»Heil Hitler!« knurrte Funk.

»Oberführer! Wir sind sicher, daß wir einen weiteren Eingang zu dem jüdischen Hauptbunker gefunden haben!«

»Ja?«

»Jawohl!«

Funk zeigte dem Mann den Stadtplan. Der junge Offizier riß sich die Mütze vom Kopf und schob sie unter den linken Arm, während sein rechter Zeigefinger hervorschoß und auf die Nalewkistraße 39 deutete. »Hier

an dieser Stelle haben wir ein Abflußrohr entdeckt. Es verläuft in dieser Richtung . . . so. Es trifft mit dem Tunnel auf dem Muranowskiplatz und dem Tunnel in der Kupieckastraße an derselben Stelle zusammen . . . und zwar hier . . .«

»Mila achtzehn!«

»Wir haben möglicherweise auch die Stelle in der Mila achtzehn selbst gefunden. Ein großer verschiebbarer Ofen, der im ersten Stock des Hauses nocht steht, kommt uns äußerst verdächtig vor. Wir wollten ohne Ihren persönlichen Befehl aber nichts unternehmen.«

Funk rieb sich gierig die Hände. »Vier mögliche Eingänge. Sehr gut.«

Einige Augenblicke später flößte Oberführer Alfred Funk seinen Truppen durch ein neuerliches persönliches Auftreten im Ghetto frischen Mut ein. Umgeben von zwei Abteilungen SS-Wachtruppen mit Maschinenpistolen, kam er neben dem überschwenglichen Untersturmführer Plank hereinmarschiert. Sie schritten zu einer Stelle, die früher einmal ein Gebäude und jetzt ein Schutthaufen war. Manfred Plank zeigte ihm das Abflußrohr, das sie entdeckt hatten. »Wir haben einen Mann bis zur Tiefe von zwanzig Metern hineingeschickt. An dieser Stelle hier wird das Rohr zu einem Tunnel und biegt scharf in Richtung auf die Mila achtzehn ab.«

Funk sah auf seine Uhr. Er hatte noch zweieinhalb Stunden Tageslicht.

Ein Stabswagen am Przebiegtor fuhr ihn blitzschnell durch die Stadt zur Schuchastraße und dem Gestapohaus. Günther Sauer war in scheußlicher Laune. Sein Hund Fritzi hatten den grauen Star bekommen und war im Begriff zu erblinden. Außerdem schrieb ihm seine Frau Klagebriefe über die Knappheit von Butter und Fleisch, die sich zu Hause bemerkbar machte.

Und jetzt kam auch noch Funk. Diese SS-Leute waren wirklich unerträglich. Das einzige, was einen mit Himmler noch versöhnte, war seine Tierliebe. Himmler konnte es nicht mit ansehen, wenn man einem Hund etwas zuleide tat. Das hatte er ihm bei einer der Vergasungen in Treblinka anvertraut, der er zusammen mit Himmler beigewohnt hatte. Himmler verabscheute Göring, weil er Tieren gegenüber grausam war.

Sauer strich Fritzi zärtlich über den Kopf und blickte dann in seiner großväterlichen Art zu Alfred Funk auf.

»Ich möchte die drei Juden aus dem Bunker sprechen. Diesen Moritz Katz und die anderen.«

»Warum?«

»Wir haben drei Eingänge zu ihrem Bunker festgestellt. Wenn sie diese Tatsache erfahren, werden sie vielleicht reden.«

Sauer griff in seine Schublade und gab dem Hund einen Keks. »Geht leider nicht«, sagte er.

»Und warum nicht?«

»Sie sind tot. Ich habe versucht, sie zum Sprechen zu bringen, und sie deswegen gestern abend den Hunden in die Mache gegeben. Schon gut, Fritzi . . . So, hier das ist für dich, bist ein guter Kerl . . . ein gutes Kerlchen.«

»Simon, komm rasch her.«

Er drängte sich den dunklen Korridor hinunter. Alexander schob den

Vorhang zu Rabbi Salomons Zelle beiseite. Der letzte Arzt, den es im Ghetto noch gab, beugte sich kniend über den kraftlos zur Erde gestürzten Körper des alten Mannes. Der Rabbi war nichts mehr als ein fast gewichtlos gewordenes Bündel Knochen. Seine Augen standen weit offen wie die eines trotzigen Elias, der mit den verruchten Priestern der Jesabel im Kampf liegt. Noch im Tode hielten seine knochigen Finger eine Torarolle umklammert.

Simon hob den Leichnam vom Boden auf, legte ihn auf die Pritsche und schloß Rabbi Salomons Augen. Dann blickte er fragend auf den Arzt.

»Fragen Sie mich nicht, warum er gestorben ist. Altersschwäche, Mangel an frischer Luft . . . Gram und Kummer . . . wer weiß?«

»Gestern nacht sagte er mir voraus, daß er heute sterben werde«, berichtete Alexander.

»Und was sagte er sonst noch?« fragte Simon heftig. »Was waren seine letzten Worte?«

»Daß man Gott ehrt, wenn man gegen die Tyrannen kämpft!«

Simon drehte sich erschüttert um und stürmte in den Korridor hinaus. »Kämpfen, aufstehen!« rief er. »Wir machen einen Angriff.«

»Alle Kämpfer nach oben!«

Aus dem Waffenlager in der Chelmnokammer kam ein markerschütternder Schrei. Im gleichen Augenblick explodierte die dort aufbewahrte Munition.

Julius Schloßbergs Leiche wurde in den Korridor geschleudert.

»Deutsche!«

Simon stürzte über die Leiber wirrer und halb wahnsinniger Menschen zur Biegung des Korridors hinweg. Der Bunker war von einer einzigen Panik erfaßt. Rücksichtslos schlug sich Simon bis zur Belzeckammer durch, in der die Hälfte der Kämpfer untergebracht war.

Durch den geheimen Eingang aus dem Tunnel der Kupieckastraße drang ein greller Lichtstrahl herein, der sich suchend vortastete.

»Deutsche!«

»Juden, rauskommen!« befahl eine Stimme vom anderen Ende des Tunnels.

Simon stürzte durch den Korridor zur Auschwitzkammer. Auch aus dem Tunnel am Muranowskiplatz drang ein Lichtstrahl herein.

Schreiend, kreischen, jammernd, klagend, betend, sich gegenseitig niedertrampelnd drängten die Menschen sinnlos und ziellos wie krabbelnde Ameisen aus den Tunnels herein. Simon und die Kämpfer versuchten, sie mit Knüppeln und Pistolen zurückzudrängen und zum Schweigen zu bringen. Doch Simon wurde gegen die Wand gedrückt. Ein Dutzend Menschen brach aus der Auschwitzkammer aus und drängte den Tunnel zum Ausgang hinauf.

»Wir ergeben uns!« schrien sie.

Eine Garbe von Geschossen war die Antwort. Ein deutsches Maschinengewehr mähte sie nieder.

Simon boxte sich frei und stürmte in die Majdanekkammer, wo ein Dutzend seiner Kämpfer bereits den Raum abgesperrt hatte, um die Kinder davor zu bewahren, niedergetrampelt zu werden.

Simon gab Debora für einen Augenblick seine Taschenlampe zu halten

und riß die Ziegel aus dem Loch, das in den Kanal führte, steckte den Kopf hindurch und leuchtete den Kanal ab, hinauf und hinunter. Darin waren keine Deutschen zu sehen, aber dicke Wolken von Giftgas schwammen aus beiden Richtungen heran.

Alexander und ein Dutzend Kämpfer bildeten quer durch den Kanal eine Kette zur Mila 19 hinüber, und Simon und Debora reichten ihnen die Kinder eines nach dem anderen aus der Kammer heraus. Sie trugen sie auf diese Weise in den alten Bunker auf der anderen Seite. Einige wurden von den rasch dahinfließenden Abwässern fortgeschwemmt, während andere erstickt und geblendet zusammenbrachen, als die Gaswolken sie einhüllten.

Draußen vor der Majdanekkammer versuchten die Menschen, sich in ihrer Todesangst an den Bajonetten der Kämpfer vorbeizudrängen, um die nicht minder zweifelhafte Sicherheit der todesgefährlichen Kanäle zu erreichen.

»Haltet den Atem an, Kinder! Und duckt euch ins Wasser! Macht die Augen zu!«

Deutsche Maschinengewehre an den Eingängen schossen die in kopfloser Angst heraustorkelnden Menschen reihenweise nieder; dann fraßen Giftgas und feurige Peitschenhiebe aus den Flammenwerfern das letzte bißchen Sauerstoff auf, das in der Mila 18 noch übrig gewesen war, und der Bunker wurde zu einer einzigen, von einer schreienden, verzweifelten, dem Untergang geweihten Menschenmasse gefüllten Gaskammer.

XXI

Christopher und Andrej lagen den Rest des Tages regungslos im zweiten Stock eines ausgebrannten Hauses, von dem aus sie beobachten konnten, wie die Deutschen den ganzen Bezirk methodisch Zoll um Zoll durchkämmten und die jammervollen menschlichen Überreste aus ihren unterirdischen Verstecken hervorzerrten. Die Deutschen stöberten jetzt die Bunker rasch einen nach dem anderen auf. Die verdursteten Menschen, die Tage und Tage hindurch in wortlosem Schweigen gelebt und nicht einen Laut von sich gegeben hatten, brachen jetzt haltlos zusammen.

Um die Dämmerstunde trat häufig eine Pause ein: Die Deutschen zogen ihre Truppen vorübergehend von den Straßen und aus dem Ghetto ab, um ihm eine weitere Dosis Artilleriebeschuß zu verabreichen, wobei sich die Bedienungen ihrer Geschütze die immer geringer werdende Anzahl von Häuserskeletten für ihre Zielübungen aussuchten.

Eine solche Pause benutzte Andrej, um den letzten Sprung zum Franciskanskabunker zu wagen. Er pflegte einem Zusammentreffen mit Wolf immer mit Freude entgegenzusehen, denn Wolf war stets von einer Atmosphäre einer fast frivol anmutenden Leichtfertigkeit, von Scherzen, Liedern und Gedichten umgeben.

Aber nicht an diesem Abend.

Als Christopher und Andrej eintrafen, lagen Wolf und Rachel und Anna völlig erschöpft und mit glasigen Augen auf dem Boden des großen

Raums. Andrej sah sich um. Es waren nur noch etwa zwanzig Kämpfer übrig. Alle schienen nur halb bei Bewußtsein. Niemand begrüßte sie. Am Eingang zum Bunker war keine Wache gewesen.

Kraftlos hing Wolfs Kopf zwischen seinen heraufgezogenen Knien, und Rachel lag auf dem Fußboden neben ihm, ihr Gesicht in seinem Schoß. Anna sah einen Augenblick lang auf, schien Andrej halb zu erkennen und sackte wieder zusammen.

»Was ist denn hier los?« fragte Andrej. »Was ist passiert?«

Niemand antwortete.

Andrej wandte sich zu Anna. Ihr Anblick quälte ihn, er sah sie nicht mehr gern an. Die große, stattliche, prachtvoll runde Frau, die Anna einst gewesen war, war dahin. Sie war abgezehrt und ausgemergelt.

»Anna! Was ist denn passiert?« wiederholte er seine Frage.

Doch Anna schnaufte nur und murmelte irgend etwas Unzusammenhängendes.

»Mama . . . Papa . . . Mama . . . Papa . . .«, wimmerte eine Kämpferin. »Mama, bald bin ich bei euch.«

Andrej blickte von einer Ecke zur anderen, hierhin, dorthin, in alle Richtungen. Überall das gleiche: lebende Tote.

Er griff hinab und riß Wolf Brandel auf die Füße. Wie eine Stoffpuppe baumelte Wolf kraftlos von Andrejs Arm herab. Andrej schüttelte ihn. Wolf öffnete mühsam die Augen.

»Narrengambit«, murmelte er. »Narrengambit . . . Narrengambit.«

Andrejs Hand ließ ihn wieder los, und Wolf sank auf den Fußboden zurück. Er leckte sich die Lippen nach Wasser. Rachel griff kriechend nach ihrer Feldflasche und stülpte sie um. Sie war leer. Wolf zog Rachel zu sich heran, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und blickte zu Andrej hinauf.

»Was willst du eigentlich?« fragte Wolf. »Die Feldflasche ist leer. Wir haben keine Munition mehr.« Seine Hand sank schlaff herab und fiel auf die Ziehharmonika neben ihm. »Sogar das Ding hier funktioniert nicht mehr.«

»Steh auf, du Scheißkerl«, brüllte Andrej in einem Ton, der den ganzen Bunker erzittern ließ. »Steh auf! Du bist ein Kommandeur der jüdischen Kämpfer!«

Der Schock und der Schreck machten Wolf Brandel wieder lebendig. Er zerrte sich mühsam auf die Füße und kam irgendwie, wenn auch unaufhörlich hin- und herschwankend, vor Andrej zum Stehen.

»Also rede! Was ist passiert?«

Wolf leckte sich die Lippen. »Die Deutschen . . . kamen ganz dicht an den Bunker heran . . . wir alle rauf und raus . . . Irgendein Trottel gab einen Schuß auf sie ab, und da mußten wir weiterfeuern. In zehn Minuten war die ganze Munition weg . . . nicht ein Schuß mehr übrig . . . also haben wir angefangen, Steine zu werfen. Na, und du weißt doch, Andrej, wie erstklassig man das deutsche Heer mit Steinwürfen zum Stehen bringt! Weißt du's, Andrej! Steine! Steine!« Wolf rang nach Atem. »Mit Granatwerfern und Flammenwerfern sind sie gegen uns losgegangen. Ich hab's mit angesehen . . . Ich hab mit angesehen, wie sie meine Soldaten zu brennenden Fackeln gemacht haben, und ich hab Steine auf sie geworfen . . .«

»Um Himmels willen«, verlangte Chris, »laß ihn doch in Ruhe.«

Doch Andrej gab Wolf keine Ruhe. »Ist das alles, was übrig ist?«

Wolf blinzelte ihn wie ein Betrunkener an und sah dann auf seine Leute. »Gestern abend waren wir noch vierundsiebzig, sind zusammen im Bunker gesessen, haben gelacht und Witze gemacht, daß wir gern ein Bad nehmen möchten und daß zwanzig Mädchen schwerlich für so viele Männer ausreichen, und was die Mädels für ein Vermögen verdienen könnten, wenn die Männer nur Geld hätten! Und dann sangen wir so lange vom Land Galiläa, bis die Ziehharmonika kaputtging . . .«

Jetzt waren nur noch ein paar dürre Vogelscheuchen übrig . . .

»Hör auf!« kreischte Anna. »Hör auf, Andrej!«

Andrej hob sie auf und schlug ihr so heftig ins Gesicht, daß der ganze Bunker hochfuhr.

»Steht auf, verdammt nochmal, ihr alle!« brüllte er wild. »Steht auf, ihr Scheißkerle!«

Einer nach dem anderen erhoben sie sich.

»Und jetzt hört zu, was ich euch sage. So lange eure Lungen noch atmen können, werdet ihr kämpfen. Wir gehen zurück in die Mila achtzehn und suchen uns Waffen.«

Christopher de Monti war von Andrejs heiligem Zorn fasziniert. Ja, wahrhaftig, dieser Andrej besaß die geradezu mystische Kraft, um sogar solch einen zusammengeschlagenen und halb bewußtlos herumtorkelnden Haufen noch einmal zum Angriff zu führen.

»Achtung . . . es kommt jemand!«

Stille.

Tolek taumelte in den Bunker herein. Sein langes Haar war von unzähligen Schichten von Schmutz und Dreck völlig verfilzt. Er sah aus wie ein wilder, haariger Affe aus einem anderen Zeitalter. Seine Kleider waren zerfetzt, und sein Kopf blutete aus einer alten Wunde, die sich wieder geöffnet hatte. Er schwankte auf Andrej zu und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Kommandeurzelle.

Andrej und Tolek waren in Wolfs Kammer allein.

»Sie haben die Mila achtzehn«, sagte Tolek.

»Bist du sicher?«

»Ja. Vollkommen sicher.«

Simon! Debora! Rabbi Salomon! Alexander! Andrej schlug sich die Hände vors Gesicht und biß sich so fest auf die Lippen, daß sie bluteten. Er zitterte und bebte so heftig, daß ihn Tolek beim Haar packte und schüttelte. »Faß dich, Andrej . . . faß dich . . .«

Doch dann wurde ihm alles ganz, ganz klar.

»Wie viele Kämpfer hast du noch, Tolek?« fragte Andrej leise.

»Hundertzweiunddreißig.«

»An der Südgrenze müssen noch weitere zwanzig oder dreißig sein«, sagte Andrej rasch. Sein Verstand kalkulierte mit Windeseile und traf Entscheidung um Entscheidung. Er tastete auf der Tischplatte nach Wolfs Lageplan des Kanalisationssystems. Er zeichnete eine Route ein . . .

»Ich gehe in die Mila achtzehn zurück«, sagte er. »Du bleibst hier. Bis vier Uhr werde ich deine Leute zusammengesucht haben, und alles, was sonst noch an Überlebenden in der Mila achtzehn ist. Wir werden einen

Angriff an der Westseite des Ghettos unternehmen, um die Deutschen lange genug abzulenken, damit ihr durch die Kanalisation entkommen könnt. Jetzt gibt es nur noch eine wichtige Aufgabe: Christopher de Monti darf nicht in die Hände der Deutschen fallen.«

»Ich gehe mit dir in die Mila achtzehn«, sagte Tolek. »Wolf wird sie durch die Kanalisation führen.«

»Wir haben keine Zeit für solchen Unfug. *Du* wirst sie durch die Kanalisation führen!«

Tolek biß die Zähne zusammen und nickte gehorsam

»Um vier Uhr, wenn wir unseren Angriff machen, wirst du die Funkstille unterbrechen und durch den Sender eine Mitteilung zu unseren Freunden auf die arische Seite hinübergeben, daß ihr in der Prostastraße herauskommt.«

Tolek kniff die Augen zusammen.

Auf der Prostastraße. Aber . . . dieser Weg ist acht Kilometer länger als jeder andere Fluchtweg und führt durch lauter kleine Verbindungskanäle! Das ist unmöglich! Es dauert sechs oder sieben Stunden!«

»Jeder verdammte Trottel, der durch die Hauptrohre geht, tut den Deutschen damit nur einen Gefallen! Die kleinen Querverbindungen sind eure einzige Chance.«

»Aber die Weichsel führt Hochwasser! Und in den kleinen Rohren müssen wir auf den Händen und Knien kriechen. Wir werden ganz einfach ersaufen.«

Andrej versetzte Tolek einen freundschaftlichen Knuff gegen die Schulter. »Du wirst es schon schaffen, Tolek. Es ist lebendiger Zionismus, weißt du.«

Tolek nahm die Karte an sich. »Ich werd's versuchen.«

Andrej trat in die Hauptkammer hinaus. Er sammelte das halbe Dutzend munitionsloser Gewehre ein, schnallte sie sich auf den Rücken und steckte die Pistolen in seinen Gürtel.

»Also dann«, sagte er. »Um vier Uhr geht ihr in die Kanalisation. Tolek und Wolf werden euch eine neue Route führen. Gúte Reise. Auf Wiedersehen – LeSchana haba'a be'Jeruschalajim – nächstes Jahr in Jerusalem.«

Wolf, Christopher und Rachel stand vor der Leiter, die aus dem Franciskanskabunker hinausführte, und versperrten Andrej den Weg.

»Wir haben alles mitangehört«, sagte Christopher. »Sie haben die Mila achtzehn angegriffen. Wir gehen mit dir zurück.«

»Das denkt ihr«, antwortete Andrej.

»Versuch bloß nicht, uns daran zu hindern«, drohte Christopher.

Mit einer blitzartigen Bewegung riß Andrej Christopher die Pistole aus dem Gürtel, gab Wolf Brandel einen Fausthieb, der ihn flach auf dem Rücken landen ließ, und seiner Nichte einen solchen Schubs, daß sie quer durch den Raum flog.

»Tolek«, sagte er, indem er ihm die Pistole zuwarf. »Wenn dir einer von diesen beiden auch nur die geringsten Schwierigkeiten macht, dann weißt du, wozu du die Pistole hast. Du hast meinen ausdrücklichen Befehl, Wolf eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Und was Chris betrifft, so schieß ihn flügellahm – aber nicht zu sehr, sonst hast du eine fürchterliche Last durch die Kanalisation zu zerren.«

Christopher wollte sich zornig auf Andrej stürzen, aber Tolek stand bereits zwischen ihnen und legte die entsicherte Pistole auf ihn an. Christopher zweifelte nicht eine Sekunde daran, daß Tolek Andrejs Befehl befolgen würde. Er knurrte zwar wütend, war jedoch von Toleks und Andrejs Entschlossenheit so eingeschüchtert, daß er von seinem Vorhaben abließ.

»Chris«, sagte Andrej, der schon an der Leiter stand, in warmem und freundschaftlichem Ton. »Vergiß mir nicht, wo die Tagebücher vergraben sind . . . nicht wahr?«

»Ich werde es nicht vergessen«, erwiderte Christopher mit erstickter Stimme. »Ich vergesse es bestimmt nicht.«

Andrej kletterte die ersten zwei Sprossen der Leiter hinauf.

»Onkel Andrej!« rief Rachel.

Er stieg noch einmal für einen Augenblick herab, und sie schlang die Arme um ihn und weinte.

»Es ist gut«, sagte Andrej, »daß wir sogar hier noch Tränen und gebrochene Herzen füreinander übrig haben. Es beweist, daß wir Menschen geblieben sind. Rachel . . . du wirst aus dieser Hölle herauskommen und eine schöne, wunderbare Frau werden.«

»Leb wohl, Onkel Andrej.«

Draußen wickelte sich Andrej die Lappen fester um die Stiefel und setzte in großen Sprüngen durch das Geröll. Es war ein Katz-und-Maus-Spiel mit den stets suchenden Scheinwerfern und den pfeifenden Granaten. Ein paar noch brennbare Überbleibsel flammten auf, zischten und verbrannten. Eine Hausmauer hinter ihm schwankte plötzlich, krachte zusammen, und Schutt und Geröll flogen ihm nur so um den Kopf. Er tastete sich weiter, stolperte, fiel, stand wieder auf und rannte weiter durch die Hölle der Vernichtung.

Nach einer Stunde hatte er die Mila 18 erreicht.

Die Deutschen waren weg. Wie stets hatten sie auch hier den Bunker erst dann verlassen, nachdem sie Gas, Gewehrfeuer und Bomben hineingejagt hatten, um nach zwei oder drei Tagen zurückzukehren und ihre Hunde hineinzuschicken, ehe sie ihn selbst zu betreten wagten. Andrej kletterte den Haupteingang aus dem zerstörten Haus Mila 18 hinab. Das Giftgas war inzwischen verraucht.

Andrej stand in dem kleinen Korridor mit den winzigen Zellen an seinen beiden Seiten, von einer Masse eng ineinander verschlungener Leichen umgeben. Er ließ das Licht seiner Taschenlampe über sie gleiten. Dann drang er in die Kommandeurzelle vor. Sie war leer. Er fand Rabbi Salomon in seiner Zelle, still und regungslos auf seiner Pritsche ausgestreckt, eine Torarolle in den wächsernen Händen.

Andrej stieg über die Leichen hinweg und trat in den Hauptkorridor. Die Chelmnokammer mit ihrem Munitionslager bot den Anblick einer einzigen Verwüstung. Von der Explosion der Flaschenbomben waren die Leichen verkohlt und nicht mehr zu erkennen.

Halt! Was war denn das?

Ein Husten!

Ein schwaches . . . ganz schwaches Husten!

Das Geräusch kaum aus der Majdanekkammer: Keuchen und um Luft ringendes Röcheln.

Andrej stürzte quer über die Leichen hinein.

»Simon! Debora! Alex!« rief seine einsame Stimme in die Finsternis.

Verzweifelt suchend irrte das Licht seiner Taschenlampe über die Leichen in der Majdanekkammer. Zwei oder drei der Herumliegenden schienen noch zu atmen, mit der verzweifelten Anstrengung von Fischen, die es an Land gespült hat.

»Simon!«

Andrej wälzte den Leichnam seines Oberbefehlshabers herum. Simon Eden war tot. Dann fiel der Lichtstrahl auf das leblose Antlitz Alexander Brandels, der noch im Tod den kleinen Moses gegen seine Brust gepreßt hielt.

Er drehte die Leichen eine nach der anderen herum, um ihre Gesichter zu erkennen. Kämpfer, die versucht hatten, die Zivilisten zurückzuhalten. Kinder . . . Kinder . . . Kinder . . . und dann stieß der Lichtstrahl auf das Loch in der Ziegelwand, das in die Kanalisation führte.

»Debora!«

Er kniete hinter der Leiche seiner Schwester nieder, deren eine Hälfte sich noch in der Kammer befand, während die andere durch das Loch in der Wand hinausging. Offensichtlich war sie zusammengebrochen, während sie ein Kind durch die Kanalisation in die Mila 19 hinübergereicht hatte. Als Andrej sie berührte, entrang sich ihrer Brust ein schwacher, keuchender Atemzug. Sie lebte noch!

»Debora!«

»Nicht . . . nicht . . .«

»Debora . . . du lebst!«

»Nicht . . . sieh mich nicht an . . . ich bin blind.«

»O Gott! Debora . . . o meine Schwester . . . meine Schwester . . .« Er nahm sie auf seine Arme, trug sie in eine Ecke und drückte sie ganz fest an sich, wiegte sie hin und her und küßte ihre Wangen.

Sie keuchte und hustete unter fürchterlichen Schmerzen. »Ein paar Kinder in der Mila neunzehn sind noch am Leben«, brachte sie mühsam hervor.

»Psst . . . nicht sprechen . . . nicht sprechen.«

»Chris . . . Rachel . . . Wolf . . .«

»Ja, Liebste . . . ja. Sie sind entkommen. Sie sind in Sicherheit.«

Ein schwacher Seufzer der Erleichterung war zu vernehmen, dem ein Stöhnen aus den vom Gas zerfressenen Lungen folgte.

»Andrej . . . die Kinder . . . die Schmerzen . . . sie leiden so, die Kinder. Töte sie, bitte . . . erlöse sie von ihren Qualen . . .«

»Debora! Debora! Debora!«

»Es ist so gut . . . daß du mich . . . hältst, Andrej . . . Ich habe meine Kapsel verloren . . . bitte . . . gib mir . . . eine . . .«

Andrej griff in seine Brusttasche, nahm eine kleine Zyankalikapsel heraus und legte sie seiner Schwester zwischen die ausgedörrten Lippen.

»So gut . . . daß du mich hältst . . . Ich hatte so Angst, ich würde ganz allein sein . . . Andrej . . . sing Mamas Lied . . . als wir Kinder waren . . .«

»Was ist die beste S'chora?
Mein Kindchen lernt die Tora . . .«

XXII

Gabriela fuhr plötzlich aus dem Schlaf hoch. Sie setzte sich im Bett auf, und ihr Herz klopfte wie wahnsinnig. Von dem kalten Windzug, der in ihrem Traum durchs Zimmer geweht hatte, war nichts zu spüren. Die fürchterliche Klarheit und Deutlichkeit des Alptraums hatte ihr den Angstschweiß auf die Stirn getrieben. Wie ein Geist, ein Gespenst war Andrej in ihrem Traum über den qualmenden Trümmern des Ghettos durch die Luft gesegelt. Sie rollte sich auf die Seite und kniff die Augen zusammen, um das Leuchtzifferblatt ihrer Uhr auf dem Nachttisch ablesen zu können. Dreiviertel vier.

Automatisch schaltete sie das Radio an, wie sie es immer tat, sobald sie erwachte. Vielleicht kam heute ein Funksignal vom Ghettosender. Seit sechsundzwanzig Tagen war keines mehr gekommen, seitdem sie zum letztenmal vier Kinder aus der Kanalisation herausgeholt und zu Pater Kornelli gebracht hatte. Sechsundzwanzig Tage Schweigen und Stille.

Sie schlüpfte in ihren Schlafrock und trat auf ihren Balkon im fünften Stock hinaus. Im Gegensatz zu ihrem Traumgesicht war es draußen gar nicht kalt, sondern warmer Spätfrühling. Der Mond schien und beleuchtete das Ghetto. Eine lange Zeit stand sie so da und sah angespannt hinüber, genauso wie sie während des Tages Stunde um Stunde gestanden war und wachsam über die Ghettomauer hinausgesehen hatte. Sie hatte diese neue Wohnung nur wegen ihrer Aussicht auf das Ghetto gemietet.

Das Artilleriefeuer hatte aufgehört. Im Ghetto stand fast kein Haus mehr. Das Mondlicht spielte über einen wüsten Haufen von Trümmern hin.

Piep . . . piep . . . piep . . .

Ein schwacher Ton kam aus ihrem Radioempfänger.

Sie stürzte ins Zimmer zurück.

Piep . . . piep . . . Das Sendezeichen wurde schwächer, ging in allerlei atmosphärischen Geräuschen unter, kam wieder. Piep . . . piep . . . piep.

Dann hörte es auf.

Mit angehaltenem Atem wartete sie darauf, daß es sich wiederholte. Doch nichts kam mehr.

Dann zerriß ein plötzliches Knattern von Gewehrfeuern aus dem Ghetto die Stille. Sie lief wieder auf den Balkon zurück, konnte aber nichts sehen. Der Lärm des Schießens wurde stärker.

Gabriela schloß die Balkontür, zog die Verdunklungsjalousie herab und zündete die Stehlampe neben dem Telefon an. Einige Augenblicke lang zauderte sie, in der Hoffnung, die Funkmeldung aus dem Ghetto würde wiederholt werden. Sie zündete sich eine Zigarette an, tat nervös mehrere Züge und wählte dann mit plötzlicher, impulsiver Entschlossenheit eine Nummer.

Eine halb schlafende Stimme antwortete am anderen Ende der Leitung.

»Kamek. Hier Elena«, sagte Gabriela.

»Ja?«

»Hast du es gehört?«

»Ja, aber ich konnte nichts verstehen.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Gabriela. »Was sollen wir tun?«

»Während der Sperrstunde können wir überhaupt nichts tun. Komm zu mir herüber sowie es hell wird.«

Schläfrig blinzelnd ging Oberführer Funk den Bericht durch. Es war schon fast vier Uhr morgens, aber er brauchte den fertigen Bericht für Krüger, Globocnik und Himmler, weil er bei Tagesanbruch hinausgehen sollte. Das Ende des ersten Monats seit dem Beginn des Aufstandes war bedenklich nahe herangerückt. Er wollte bindende Zusicherungen abgeben, daß die Aktion im großen und ganzen abgeschlossen war, daß irgendwelche weiteren Aktionen lediglich kleine Aufräumungsarbeiten darstellten, hier und dort, eine reine Formalität. Bald, sehr bald würde der Sieg in aller Form verkündet werden können.

Funk gähnte und rieb sich die umnebelten Augen. Dann setzte er seine Unterschrift unter den Bericht. Noch ein letzter Schluck Schnaps und dann etwas Schlaf.

Vier Uhr.

Funk knöpfte den Gürtel seines seidenen Morgenrocks auf.

Schüsse. Der Lärm von Gewehrfeuer! Zum Teufel nochmal!

Das war doch nicht möglich. Er hatte Befehl gegeben, daß die Artillerie um zwei Uhr dreißig das Feuer einstellen und die Patrouillen in ihre festen Stellungen zurückgehen sollten.

Er schloß rasch wieder den Schlafrock und griff nach dem Telefon, ließ die Hand dann aber wieder sinken. Plötzlich packte ihn die Angst im Genick. Konnte es möglich sein, daß die Juden angriffen? Nein . . . es war . . . nur die Entdeckung eines weiteren Bunkers, das war gewiß alles. Laß deine Phantasie nicht mit dir durchgehen. Vor allem erst mal ruhig Blut . . . erst mal Ruhe. Noch ein kräftiger Schluck Schnaps. Langsam ließ er sich wieder hinter seinem Schreibtisch nieder.

Das knatternde Schießen wurde lauter, schärfer. Abermals griff seine Hand nach dem Telefon, abermals sank sie herab. Er befeuchtete die Lippen, lehnte sich in den Sessel zurück, wartete. Der Bericht nach Berlin, Lublin und Krakau lag direkt vor ihm; seine Augen wanderten darüber hin.

Absender: Der SS- und Polizeiführer im Distrikt Warschau, Sondereinsatz.
A. Z. I ab-St/Gr – 16 07 – Tgb. Nr. 663–43 GEHEIM
Betr.: Ghettogroßaktion
An: den Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Himmler, Berlin
den Höheren SS- und Polizeiführer Ost, SS-Obergruppenführer und General der Polizei, Krüger, Krakau
den Chef der Sicherheitspolizei und des SD, SS-Brigadeführer Globocnik, Lublin.

Im Anschluß an mein gestriges Fernschreiben berichte ich wie folgt:
1. Bis zum heutigen Tage sind insgesamt 34 795 Juden und andere Untermenschen erfaßt und zur Deportation abgeführt worden. Weitere 7654 konnten in dem ehemaligen jüdischen Wohnbezirk vernichtet werden. Darüber hinaus sind in den Bunkern durch Gasvergiftung,

Sprengungen und durch Feuer schätzungsweise etwa weitere 11 000 Banditen vernichtet worden.

Schlußfolgerung: Mit Ausnahme sporadischen Widerstands von seiten der wenigen noch verbleibenden Juden und Untermenschen haben wir unseren Auftrag erfolgreich abgeschlossen.

2. Der Stand der Beseitigung des jüdischen Wohnbezirkes ist folgender:

a) 612 Bunker vernichtet;

b) der sogenannte jüdische Wohnbezirk besteht nicht mehr. Es stehen nur noch drei Gebäude, nämlich die Konvertitenkirche, Teile des Pawiakgefängnisses, das Gebäude des Judenrats (ein ehemaliges Postamt), das uns zur sofortigen Hinrichtung an Ort und Stelle aller derjenigen dient, die wir nicht abzutransportieren wünschen.

3. Bis zum heutigen Tag wurden erbeutet:

a) sieben polnische Gewehre, ein russisches Gewehr, sieben deutsche Gewehre;

b) 59 Pistolen verschiedenen Kalibers;

c) mehrere hundert Handgranaten, darunter polnische und selbstgefertigte;

d) einige hundert Flaschenbrandbomben;

e) selbstgefertigte Sprengkörper;

f) Höllenmaschinen mit Zündkabel;

g) große Mengen verschiedener Arten Sprengstoffe und Munition für Waffen aller Kaliber, darunter auch MG-Munition.

Bei der Beute an Waffen ist zu berücksichtigen, daß die Waffen selbst in den meisten Fällen nicht erfaßt werden konnten, weil sie von den Banditen und Juden in nicht festzustellende oder auffindbare Verstecke und Löcher vor Gefangennahme weggeworfen wurden. Da die Sprengung der Bunker sofort vorgenommen werden mußte, kam eine spätere Erfassung nicht in Betracht.

Die erbeuteten Handgranaten fanden bei der Bekämpfung der Banditen durch uns sofort wieder Verwendung.

Des weiteren wurden sichergestellt:

1. 1240 gebrauchte deutsche Uniformen (Waffenröcke) und 600 Paar gebrauchte Uniformhosen. (Einige der Uniformen waren mit Ordensbändern – EK und Ostmedaille – versehen.)

2. Verschiedene Ausrüstungsstücke und deutsche Stahlhelme.

3. 4,4 Millionen Zloty (von Deportierten), außerdem noch ungezählt etwa fünf bis sechs Millionen Zloty, eine große Menge Devisen, 14 300 Dollar Papierscheine, 9200 Dollar in Gold, außerdem Schmucksachen, Gold, Ringe, Uhren, Ketten usw. von unbestimmtem Wert.

Ich darf ferner mitteilen, daß am heutigen Tag der Hauptbunker der jüdischen Banditen ermittelt werden konnte, und zwar unterhalb des Hauses Mila 18. Er wurde durch Einsatz von Gas, Flammenwerfern, Sprengung und Beschuß restlos zerstört.

Es wird vorgeschlagen, das Dzielnagefängnis zu einem KZ zu machen und durch die Häftlinge die Millionen von Backsteinen, den Eisenschrott und andere Materialien aus dem ehemaligen jüdischen Wohnbezirk auszubauen, zu sammeln und der Verwertung zuzuführen.

Besondere Erwähnung verdienen die Männer der Waffen-SS, der Poli-

zei und der Wehrmacht, die für die Aktion eingesetzt und meinem Kommando unterstellt waren und deren beispielhafte Pflichterfüllung diesen Erfolg gegen den »unsichtbaren« Feind ermöglicht hat. Sie sind in die Kanalisation hinabgestiegen, in Bunker hineingekrochen und haben sich dem Feuer des Gegners ausgesetzt. Die gefallenen Kameraden werden nicht vergessen werden.

Mit gesonderter Dienstsache in separatem Umschlag habe ich folgende Männer für Auszeichnungen vorgeschlagen:

für das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse: SS-Hauptsturmführer Zisenis;

für das Kriegsverdienstkreuz Zweiter Klasse mit Schwertern: SS-Untersturmführer Manfred Plank und SS-Rottenführer Joseph Blesche.

ES IST MEINE FESTE ÜBERZEUGUNG, DASS ICH BINNEN ZWEIUNDSIEBZIG STUNDEN IN DER LAGE SEIN WERDE, IHNEN DIE ENDGÜLTIGE UND RESTLOSE VERNICHTUNG DER JUDEN IN WARSCHAU ZU MELDEN.

Für die Richtigkeit der Ausfertigung:
(Jesuiter)
SS-Sturmbannführer

Heil Hitler!
gez. Alfred Funk
SS-Oberführer
und Generalleutnant der Polizei

Horst von Epp betrat das Zimmer. Er sprach nicht. Schweigend lauschten die beiden in die Dunkelheit hinaus, fast eine volle Stunde lang, bis das Gewehrfeuer im Ghetto endlich aufhörte.

Fünf Uhr.

Noch einige Augenblicke waren es bis zum Anbruch der Dämmerung und dem Beginn des zweiten Monats des Aufstands. Weder Alfred Funk noch Horst von Epp wagten es, den Telefonhörer aufzunehmen. Ein Klopfen.

»Herein!«

Untersturmführer Manfred Plank, dem man es ansah, daß er direkt aus der Schlacht kam, trat mit einem wild-verstörten Blick in den Augen vor seinen Kommandeur. »Heil Hitler!« rief er, merklich weniger zackig als gewöhnlich.

»Heil Hitler!«, antwortete Alfred Funk.

»Was ist da draußen denn passiert?« fragte Horst von Epp.

Plank, der stramme junge Arier, machte den Eindruck, als würde er jeden Augenblick zusammenbrechen.

»So reden Sie doch!« befahl Funk.

Planks Lippen bebten. »Wir rückten gerade in unsere feste Stellung am westlichen Ende der Niskastraße . . .«

»Reden Sie! So sagen Sie doch, was passiert ist?«

»Da sind sie . . . sind sie wie Gespenster . . . aus den Ruinen auf uns heruntergesprungen . . .! Die kämpfen ja nicht wie gewöhnliche Menschen, die . . .«

»Heraus damit endlich!« brüllte Funk den stotternden Mann an.

»Wir waren genötigt, unsere Stellungen zu räumen.«

»Ihr Schweine!«

»Oberführer!« rief Manfred Plank. »Ich bin an der Ostfront zweimal

für Tapferkeit vor dem Feind ausgezeichnet worden. Ich bin wegen meiner Unerschrockenheit im Nahkampf zur Waffen-SS-Offiziersausbildung abkommandiert worden. Ich sage Ihnen, Oberführer, . . . ich kann Ihnen nur sagen . . . da drinnen geht es nicht mit rechten Dingen zu, da sind übernatürliche Kräfte am Werk . . .«

»Machen Sie, daß Sie rauskommen!« zischte Funk.

Er bemerkte kaum, wie der Untersturmführer die Hacken zusammenschlug und vorschriftsmäßig abtrat.

Funks schweißbedeckte Hände zitterten so stark, daß er nicht einmal das Schnapsglas halten konnte. Er nahm den siegverheißenden Bericht, riß ihn in Stücke und warf ihn in den Papierkorb. Dann blickte er benommen und ratlos auf Horst.

»Sogar aus ihren Gräbern . . .«

»Heute nacht haben wir diese Schlacht wirklich verloren.«

Auf Händen und Knien kroch Wolf Brandel als erster in das Kanalrohr, das quer durch das Ostende des Ghettos verlief. Das Rohr war so eng, daß Wolfs Schultern an der oberen Wölbung entlangstreiften. Rachel war die zweite in der Reihe; mit einer Hand umklammerte sie seinen Fußknöchel und folgte ihm. Tolek, als nächster, faßte Rachels Fußgelenk, und Christopher faßte Toleks und Anna Christophers. Dreiundzwanzig Menschen umfaßte die Kette. Die dreiundzwanzig hatten den Bunker verlassen, nachdem die Mitteilung von ihrem Ausbruch zur »arischen« Seite hinübergefunkt worden war.

Acht Pieps, dann eine Pause, dann nochmals sechs Pieps. Den Funkspruch zweimal wiederholen. Entschlüsselt lautete er: »Zwanzig kommen durch das Einstiegloch in der Prostastraße.«

Zehn Sekunden, nachdem Andrej seinen Ablenkungsbegriff im westlichen Ghetto eröffnet hatte, traten Wolf und Tolek ihre gefahrvolle Flucht an.

Die quer verlaufenden Rohre, welche die großen Hauptrohre miteinander verbanden, hatten nur einen Durchmesser von etwa einem Meter; um in ihnen vorwärts zu kommen, mußte man mühsam auf Händen und Knien kriechen.

Schweigen – absolutes, vollständiges, restloses Stillschweigen war ihnen von ihren Kommandeuren befohlen worden.

Zoll um Zoll schoben sie sich in der Stockfinsternis vorwärts, während Andrej oben im Ghetto auf Manfred Planks SS-Kompanie hinabsprang und die Deutschen in Verwirrung stürzte, um deren Aufmerksamkeit von den Flüchtenden abzulenken. Andrej hatte ihre qualvolle Route nach sorgfältiger Überlegung festgelegt. Es war höchst unwahrscheinlich, daß die kleineren Verbindungskanäle überwacht wurden, und zwar einfach deshalb, weil es bestimmt niemand für menschenmöglich hielt, daß man in ihnen längere Zeit vorwärtskriechen konnte.

Sie kamen zur Nalewkistraße. Hier mündete ihr enges Rohr in den großen Kanal. Wolf hieß die Kette anhalten und watete in der Dunkelheit umher, wobei er die Wände abtastete, um auf der anderen Seite die Fortsetzung des kleineren Rohres zu finden. Leichen kamen durch die rasch fließenden Abwässer herabgeschwommen und stießen gegen ihn, wodurch seine Füße den Halt verloren. Er fiel nieder und ging unter. Nach-

dem es ihn zehn oder zwanzig Meter weit hinabgeschwemmt hatte, gelang es ihm jedoch, wieder auf die Füße zu kommen, und mühsam watete er stromaufwärts wieder zurück, um weiter nach der Querverbindung zu tasten. Eine Stunde verging, bis seine Hände sie gefunden hatten.

Quer durch den Hauptkanal wieder zurückgekehrt, faßte er Rachels Arm. Hand in Hand durchquerte die Kette das Hauptrohr und kroch auf der anderen Seite auf Händen und Knien in das Nebenrohr hinein.

Während einer weiteren qualvollen Stunde drangen sie Schritt für Schritt langsam weiter vorwärts. Ihre Rücken schmerzten, ihre Knie waren vom Kriechen aufgeschunden und blutig. Der Gestank im Kanal beraubte sie fast aller ihrer Sinne.

Das Rohr mündete in den Zamenhofkanal.

Drei qualvolle Stunden waren seit ihrem Einstieg vergangen.

Wieder mußte Wolf allein hinüber und sich beim Herumtasten auf seinen Orientierungssinn verlassen.

Eine weitere Stunde verging.

Nachdem Wolf die Kette durch den Zamenhofkanal geschleust hatte, mußte er feststellen, daß das Wasser im Verbindungsrohr inzwischen hoch stand und schnell abfloß. Sie krochen auf Händen und Knien weiter, immer nach Süden, während ihnen die Abwässer das Kinn umspülten, ihnen in Augen, Ohren, Nasen und das Haar drangen.

Sechs Stunden später waren sie unter der Konvertitenkirche und dem Gelände der zerstörten Uniformfabrik . . . und jetzt unter der Mauer im »polnischen Korridor«.

In der Kette der Kämpfer wurde einer nach dem anderen ohnmächtig. Jedesmal mußten sie so lange stehenbleiben, bis sie die Ohnmächtigen mit kräftigen Ohrfeigen wieder ins Bewußtsein zurückgeholt hatten und sie weiterzerren konnten. Das Schweigen durfte nicht einmal dann gebrochen werden, als einer von ihnen vornüber ins Abwasser gefallen war und ertrank. Die Kette war kleiner geworden. Anstatt dreiundzwanzig waren sie jetzt nur noch zweiundzwanzig.

Und bald ging noch einer unter und dann noch einer.

Nachdem sie so acht Stunden lang auf Händen und Knien vorwärts gekrochen waren, wurde das Kanalisationsrohr endlich breiter. Wenn auch nur mit gebeugtem Rücken, so konnten sie doch immerhin schon aufrecht stehen. Das in dieser Richtung ablaufende Wasser war noch tief, doch Wolf gestattete ihnen keine Atempause. Solange die Aussichten gut waren, rasch vorwärts zu kommen, trieb er sie weiter. Die Starken rissen die Schwachen auf die Füße. Sie hatten Schmerzen, empfanden Übelkeit, waren wie betäubt, völlig gefühllos – halb wahnsinnig . . . nur noch halb am Leben . . . so schleppten sie sich weiter und weiter. Weiter durch Dreck und Unrat, bis sie in der neunten Stunde ihrer unterirdischen Wanderung schließlich aus dem Ghetto und dem »polnischen Korridor« heraus waren. Jetzt suchten sie nach dem Hauptkanal, der sie die Zelaznastraße hinabführen sollte.

Doch irgendwo waren sie in der Dunkelheit falsch abgebogen und hatten sich wieder in nördlicher Richtung zurück bewegt, waren ziellos und ohne Orientierung im Kreis herumgewatet. Wolf befahl ihnen, stehenzubleiben, während er sich selbst zu orientieren und den Hauptkanal zu finden versuchte. Ohne Kompaß, ohne Licht, ohne sprechen zu dürfen, an-

gewiesen nur auf seine nebelhafte Erinnerung des Lageplans, den er sich in ein paar kurzen Stunden einzuprägen versucht hatte, war er jetzt nahezu vollständig verirrt und verloren. Es hatte gar keinen Zweck, weiterzugehen. Noch drei Leute waren ohnmächtig geworden, darunter Anna. Gönnte er ihnen jetzt keine Ruhepause, würden sie alle schlapp machen. Wolf kroch zu Tolek zurück und brach das neunstündige Schweigen.

»Ruhepause«, ordnete er an.

»Ausruhen . . . ausruhen . . . ausruhen . . .« Das Zauberwort lief die ganze Kette hinab.

Sie saßen im Kanalrohr nieder, während ihnen die Abwässer um die Brust quirlten; keuchend rangen sie nach Atem, stöhnten vor Hunger, Durst und Erschöpfung, unfähig, sich um ihre blutigen Hände und Knie zu kümmern.

Tolek und Christopher hielten Annas Kopf hoch; sie war bewußtlos geworden und ins Wasser gefallen.

Wolf kroch allein los und zählte sorgfältig jeden Schritt, den er tat, bis er an einen großen Kanal kam. Doch jetzt war er völlig verwirrt, denn der Kanal der Twardastraße mündete in den Hauptkanal in einem schiefen Winkel. Er konnte das nicht verstehen. Sie konnten höchstens anderthalb bis zwei Kilometer von dem verabredeten Einstiegloch in der Prostastraße entfernt sein, hatten aber völlig die Richtung verloren. Zu ihrem Glück hatte der Hauptkanal vorstehende, simsartige Kanten, auf denen sie sich niederlassen konnten, um auszuruhen und neue Kraft zu schöpfen.

Wolf kroch zurück und führte seine Leute zum Twardahauptkanal, wo sie auf einen Mauervorsprung hinaufkrochen und sofort vor Erschöpfung zusammenbrachen.

Wolf, Tolek und Christopher hielten sich halb wach; jeder von ihnen versuchte für sich, die Lage zu begreifen. Ihnen allen gingen dieselben Gedanken durch den Kopf, ohne daß sie ein Wort miteinander wechselten. War ihre Funkmeldung auf der »arischen« Seite empfangen worden? Hatte man sie verstanden? Würde man darauf reagieren? Würde jemand in der Prostastraße auf sie warten . . . falls sie überhaupt bis zur Prostastraße kamen?

Als Kommandeur hatte Wolf Brandel noch andere Entscheidungen zu treffen. Er versuchte, sich auszurechnen, in welcher Gegend sie ungefähr sein mußten. Er vermutete richtig, daß sie sich unter dem Gebiet des einstigen kleinen Ghettos befanden, das jetzt größtenteils wieder von Polen bewohnt war. Dieses Stadtgebiet war wegen seiner Nähe zum Ghetto von der Polizei streng überwacht. Hörten sie von oben auf der Straße nicht das Geräusch von Motorfahrzeugen und den Marschtritt von Soldaten? Vielleicht, dachte Wolf, sind wir in der Nähe des Grzybowskiplatzes. Dort war ein Sammelpunkt der Deutschen, von dem sie das Südende des Ghettos zu betreten pflegten.

Durch die Einstieglöcher auf beiden Seiten des Mauervorsprungs, auf dem sie saßen, drang Tageslicht herein. Wolf blickte prüfend über seine Leute hin. Mehr als andere war ihr Kampf jetzt ein solcher ihres Widerstandsvermögens gegen die Erschöpfung. Einer nach dem anderen waren seine Leute in einen Zustand der halben Bewußtlosigkeit hinübergeglitten. Falls seine Vermutung, wo sie sich befanden, ungefähr richtig war,

dann waren sie jetzt vor Giftgas sicher und ebenso außerhalb der Reichweite der von den Deutschen im Ghetto herum verwendeten Horchgeräte. Der Wasserstand im Kanal war wieder gestiegen. Das Wasser spritzte über den Vorsprung. Es gab keinen anderen Ausweg, als bis zum Einbruch der Dunkelheit zu warten . . . nichts anderes als zu warten.

Kameks Haus in Brodno war die erste Station der Untergrund-»Eisenbahn« nach den Wäldern von Machalin und Lublin. Gleich nach dem Ende der polizeilichen Sperrstunde traf Gabriela bei ihm ein.

»Sie sind dort unten!« rief sie.

Kamek ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Er verschränkte die Hände auf dem Rücken und überdachte die Lage kühl und umsichtig. »Wo sind sie? Wir wissen es nicht. Weder du noch ich haben den Funkspruch klar empfangen. Es kann eines von fünfzehn verschiedenen Einstieglöchern sein.«

Gabriela preßte die Hände gegen die Schläfen und versuchte zu überlegen.

»Außerdem«, fuhr Kamek fort, »sind unsere beiden Lastautos weg. Die Gestapo hat gestern nacht eine Razzia auf unser Hauptquartier gemacht; unsere Leute haben sich in alle Winde zerstreut.«

»Was ist mit der Heimatarmee . . . mit Roman . . .?«

»Auf die können wir uns nicht verlassen. Dort kann uns jemand verpfeifen.«

Gabriela wußte, daß er recht hatte. Sie zuckte zusammen. Kamek, vormals Ignacy Pownicki, war vor dem Krieg Journalist und ein begeisterter Anhänger der herrschenden Oberstenclique und der reaktionären Adelskaste gewesen. Die Ereignisse des Krieges hatten sein Denken umgestülpt, die reine Menschlichkeit in ihm den Nationalismus überwunden. Kamek war einer der wenigen, die über die Einstellung des polnischen Volkes gegenüber den Vorgängen in den polnischen Ghettos empört waren und sich ihrer schämten. Er machte sich persönlich zwar nicht die Anschauungen der politischen Linken zu eigen, aber er schloß sich ihr an, weil sie die einzige war, die den Menschen im Ghetto ihre volle Unterstützung zuteil werden ließ. Kamek hörte auf, Ignacy Pownicki zu sein, und ging aus Idealismus und Menschlichkeit völlig in der unterirdischen Arbeit der »Volkswache« auf.

Er war ein kühler, bedachtsamer Mann, der einen beinahe trägen und faulen Eindruck machte, fast so, als bestände keine wie immer geartete Notlage.

»Sie sind irgendwo da unten«, murmelte Gabriela abermals.

»Immer mit der Ruhe, Gabriela. Du und ich, wir sind die beiden einzigen, die es überhaupt wissen und die jetzt noch in der Lage sind zu helfen. Alle Kommandeure der jüdischen Streitkräfte kennen deine Adresse. Sie werden ganz bestimmt versuchen, Verbindung mit dir aufzunehmen. Das beste, was du tun kannst, ist nach Hause zu gehen und zu warten.«

Die Kuckucksuhr rief die Stunde aus. »Ah, das Radio gibt die Nachrichten durch.«

Kamek schaltete den Rundfunkempfänger ein und schloß die Augen, um sich auf die wahre Bedeutung der Meldungen zu konzentrieren, weil die wirklichen Nachrichten stets zwischen den Zeilen versteckt und voller

rätselhafter, schwerverständlicher Schlüssel- und Anhaltspunkte waren. Seit Stalingrad nahm der Krieg für die Deutschen einen so ungünstigen Verlauf, daß sogar ihre akrobatischen Formulierungskunststücke nicht mehr ganz mit ihm zurecht kamen. Das Gefecht im Ghetto wurde nicht mit einem einzigen Wort erwähnt. Auch das war ein gutes Zeichen, denn mit Prahlereien über ihre Siege pflegten die Deutschen rasch bei der Hand zu sein.

Kamek schaltete das Radio ab.

Gabriela war bereits aufgestanden und zur Tür gegangen.

»Immer mit der Ruhe«, wiederholte er.

Das Licht, das durch die Einstieglöcher hereinsickerte, wurde trüber und trüber. Wolf beobachtete, wie es allmählich schwand. Bald würde es wieder dunkel sein. Er ließ sich von dem Sims herabgleiten und kroch zu der Stelle zurück, an der die übrigen neunzehn ineinander verschlungen dalagen wie ein Netz voll frisch gefangener Fische. Während der Tagesstunden waren manche in Ohnmacht gesunken und wieder aus ihr erwacht; alle hatten ab und zu ein wenig geschlafen und einen kleinen Teil der Körperkräfte zurückgewonnen, die sie während der Anstrengungen der grauenvollen Nacht verloren hatten.

Wolf überzeugte sich davon, daß alle wieder imstande waren, weiterzumarschieren. Sobald die Dunkelheit anbrach, rief er sie auf, sich wieder bereitzuhalten. Die Geräusche des Verkehrs über ihnen auf der Straße wurden schwächer, und bald war abendliche Stille eingetreten. In der Ferne feuerten Flakgeschütze auf einfliegende russische Bombenflugzeuge. Ein Luftangriff war im Gang. Er konnte sich nichts Besseres wünschen. Das nahm gewiß die volle Aufmerksamkeit der Deutschen in Anspruch.

»Los, gehen wir«, sagte er.

Das Wasser reichte ihnen bis zur Brust. Wolf machte den Anfang, ihm folgte Tolek, dann kam Christopher. Mit vereinten Kräften kämpften sie sich gegen die Strömung südwärts vor, weil das die Richtung war, von der sie wußten, daß sie sie vom Ghetto wegführte. Einige der weniger großgewachsenen Mädchen mußten auf Zehenspitzen gehen, um die Abwässer des Kanals von Mund und Nase fernzuhalten.

An den Händen gefaßt, schoben sie sich Schritt für Schritt den Kanal hinauf, in der verzweifelten Hoffnung, wieder auf einen Hauptkanal zu stoßen. Wolf zählte sorgfältig jeden ihrer Schritte.

Er schätzte, daß sie in drei Stunden die Länge von etwa zweieinhalb Häuserblocks zurückgelegt hatten. Jeden Augenblick rutschte jetzt jemand aus, sackte zusammen oder durchbrach sonstwie das strenge Schweigegebot.

Endlich vernahm Wolf das köstliche Geräusch von fließendem, rauschendem Wasser, das von weiter vorn auf sein Ohr zukam. Das bedeutete einen neuen großen Hauptkanal! Er spornte die halbtote Kette der Marschierenden zu einer neuerlichen Anstrengung an. In einem Wirbel von aufeinanderstoßenden, schäumenden und sprühenden Wasserstrudeln vereinigten sich nun die beiden Abwässerkanäle.

Wolf hieß die Kette stehenbleiben. Er rief sich den Lageplan der Kanalisation ins Gedächtnis zurück und versuchte, sich daran zu erinnern, wo

in einem solchen Winkel zwei dieser Kanalabschnitte aufeinandertrafen. Im Ghetto selbst gab es keine derartige Stelle. Ein Kanal von dieser Größe, wie er sich jetzt vor ihm erschloß, mußte in der Nähe der Jerusalemallee verlaufen. War dem aber so, dann befanden sie sich jetzt schon ein gutes Stück außerhalb beider Ghettos, des großen wie des kleinen. Wolf beschloß, auf gut Glück seine Taschenlampe anzuknipsen, doch sie war durchnäßt und funktionierte nicht. Christopher besaß noch ein paar trockene Streichhölzer, die er in seinem Pfeifenbeutel aufbewahrt hatte.

Das vereinzelte Streichholz warf einen trüb-gelben Schimmer auf die feuchten Ziegel. Es offenbarte Wolf auch, in welchem Zustand sich seine Leute befanden. Eines wurde ihm dabei sofort klar: Das Tempo des Wettlaufs mit dem Leben mußte beschleunigt werden; wollten sie durchkommen, mußten sie mehr riskieren, mit höherem Einsatz spielen. Er entzündete ein zweites Streichholz und watete näher an den Zusammenlauf der beiden Rohre heran. Ein drittes Streichholz fand, wonach er suchte – eine eiserne Leiter, die zur Straße hinaufführte.

»Sorgt dafür, daß die Kette stillbleibt und sich nicht rührt«, sagte Wolf zu Tolek und Christopher. »Ich steige hinauf, um herauszubekommen, wo wir uns eigentlich befinden.«

»Wolf . . . bitte . . .!« bat Rachel.

»Sorg dich nicht. Oben sind sie gerade mit einem Fliegerangriff beschäftigt.«

Er kletterte die Leiter hinauf und drückte mit aller Kraft nach oben, um den Deckel des Einstieglochs zu lockern. Beim fünften Versuch gab der Deckel nach. Er hob ihn gerade weit genug auf, um hinaus auf die Straße blicken zu können. Sie hatten Glück! Nicht nur Stockfinsternis, sondern auch noch Verdunkelung wegen des Fliegeralarms! Die Straße war völlig verlassen und menschenleer!

»Helft mir, den Deckel hochzuheben.«

Christopher, Tolek und Wolf klammerten sich zusammen an die schmale Leiter und hoben mit einer gemeinsamen Anstrengung den Deckel aus dem Rahmen. Wolf sprang hinaus, nahm in einem Haus Deckung, schlich sich bis zur Ecke vor, war dann mit einem Satz wieder zurück und schloß sogleich den Deckel über ihren Köpfen. Er hockte sich mit Tolek zusammen, um zu beraten, während Christopher damit beschäftigt war, Anna und Rachel aufrecht zu halten. Rachel wurde erneut ohnmächtig. Anna ging es schon seit Stunden sehr schlecht.

»Wir sind direkt unter der Kreuzung der Twarda- und Zelaznastraße«, berichtete Wolf.

»Das bedeutet, daß wir genau zweieinhalb Häuserblocks von der Prostastraße entfernt sind«, stellte Tolek fest. Aber würde jemand von der »Volkswache« dort auf sie warten? Beide waren skeptisch. Vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seitdem sie den Funkspruch gesendet und in die Kanalisation hinabgestiegen waren. Die Straßenkreuzung, an der sie sich jetzt befanden, war tagsüber viel zu verkehrsreich. Wolf beschloß zu versuchen, durch den Kanal unterhalb der Twardastraße zur stilleren Prostastraße zurückzukehren und gleichzeitig die Verdunkelung dazu auszunutzen, Tolek in Gabrielas Wohnung zu schicken.

»Aber sieh dich vor und bring Wasser mit zurück.«

Tolek und Wolf hoben den Deckel des Einstieglochs noch einmal hoch und schoben ihn dann wieder zurück.

Wolf kletterte wieder hinab und ging zu den anderen sechzehn zurück.

»Wir sind noch drei Stunden von der Prostastraße entfernt. Wir können bis zum Tagesanbruch hinkommen, wenn jeder von euch das Letzte aus sich herausholt. Tolek ist hinausgegangen, um Wasser zu holen. Er wird dort auf uns warten.«

»Nein! Nein!« kreischte ein Mädchen. »Wir schaffen es niemals! Nein!«

»Ruhe!« bellte Wolf. »Wirst du den Mund halten und still sein!«

»Nein!« kreischte das Mädchen abermals. Sie war vor Durst unzurechnungsfähig geworden und begann jetzt, von den Abwässern zu trinken.

Wolf ging zurück, entzündete ein Streichholz, griff nach ihrem Kopf und riß ihn mit Gewalt aus dem giftigen Unrat hoch. Das Mädchen hatte den Verstand verloren; der Wahnsinn stand ihr in den Augen. Es dauerte kaum einen Augenblick, bis das Gift in ihren Magen eingedrungen war. Sie krümmte und krampfte sich noch ein letztesmal zusammen und war tot.

Wolf ließ sie los. Sie ging sofort im Zusammenfluß der Abwässer unter; der Strudel wirbelte sie noch einmal herum und schwemmte sie dann in den großen Kanal hinein.

»Hört zu, ihr alle! Wir werden am Leben bleiben! Wir werden leben! Ich verspreche euch, daß wir leben werden! Noch zwei Stunden, und wir werden Wasser zum Trinken haben! Kämpft! Es lohnt sich!« rief er ihnen zu. »Habt Mut!«

Sie faßten sich an den Händen und kämpften sich jetzt nordwärts in die Wasserstrudel hinein. Die reißende Strömung sprengte ihre Kette, und noch ehe sie sie wieder zusammenschließen konnten, geriet ein Mann, der sich halb bewußtlos vorwärts geschleppt hatte, unter Wasser und ertrank.

»Zusammenhalten!« krächzte Wolf. »Hände fassen . . . festhalten . . . weiter . . . noch ein Stückchen . . . wir sind gleich drüben . . .«

Sie sahen und hörten zwar nichts mehr, aber sie begriffen instinktiv, wie wichtig es war, daß sie sich weiter nordwärts vorankämpften. Alles um sie versank in erinnerungslosem Nebel. Bei jedem Schritt, der ihnen nur neue Qual verursachte, betete jeder für sich zu dem nie gesehenen Gott.

»Ich werde leben . . . ich werde leben . . . ich werde leben . . .«

»Überleben . . . überleben . . . überleben . . .«

»Hilf mir, o Gott, daß ich am Leben bleibe . . . am Leben . . . am Leben . . .«

XXIII

Tolek Altermann pirschte sich mit dem Geschick eines erfahrenen Hinterhofkaters durch die Straßen Warschaus. Nach Jahren des Umherschleichens im Ghetto und später inmitten von Schutt, Trümmern, Flammen und einstürzenden Mauern erschien ihm dieser Weg im Vergleich zu denen im Ghetto wie ein Kinderspiel.

Es war halb fünf Uhr früh, als er vor einer Wohnungstür im obersten Stockwerk des Hauses Dluga 4 anlangte. An der Tür stand der Name »Elena Borinski«. Er klopfte scharf an. Die Tür öffnete sich einen Spalt weit, soweit es die drinnen vorgelegte Sicherheitskette erlaubte.

»Wer ist da?« fragte Gabriela vorsichtig von der anderen Seite her.

»Bitte schrei nicht, wenn du mich siehst. Ich komme aus der Kanalisation.«

Gabriela riß die Tür auf. Tolek stolperte herein und sah sich verzweifelt nach der Küche um. Er torkelte durch die Küchentür, drehte den Wasserhahn auf, ließ sich das Wasser in die Kehle laufen und trank wie ein Verdurstender. Sie schloß die Tür hinter sich ab und betrachtete die gespenstisch anmutende Szene. Während das Wasser den Weg in seinen ausgedörrten Leib fand, gab Tolek tierähnliche Grunzlaute von sich.

Eine graue, stinkende Kreatur von einem anderen Planeten, einem Menschen völlig unähnlich war es, die da am Wasserhahn sog. Weil er zu rasch getrunken hatte, mußte er sich ins Becken übergeben. Dann trank er wieder, obwohl er schon Leibschmerzen hatte. Endlich hatte er seinen Durst gestillt. Hysterisch schluchzend sank er auf den Fußboden.

Gabriela lief zu Telefon. »Kamek! Komm sofort, wenn die Sperrstunde vorbei ist, in meine Wohnung. Bring Kleider mit und alles, was du an Lebensmitteln im Haus hast.«

»Sind sie da?«

»Ja.«

Gaby tauchte einen Lappen in etwas Alkohol und tupfte damit Toleks Stirn ab. Allmählich begann er sich zu erholen.

»Es tut mir leid«, flüsterte er. »Bitte entschuldige . . .«

»Erzähl mir alles . . . bitte . . .«

»Zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig von uns sind in die Kanalisation gegangen . . . Habt ihr unseren Funkspruch bekommen?«

»Ja, aber wir konnten ihn nicht deutlich genug hören. Guter Gott, seid ihr denn vierundzwanzig Stunden lang in den Kanälen gewesen?«

»Ja. Sechzehn oder siebzehn sind vielleicht noch übrig. Einige sind vor Durst wahnsinnig geworden . . . haben von den Abwässern getrunken . . . wir haben ihnen gesagt, sie sollen's nicht tun . . . ein paar andere sind ertrunken.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Sie versuchen, nach der Prostastraße durchzukommen. Wir müssen ihnen Wasser hinschaffen.«

»Im Augenblick können wir nichts machen. Wir müssen noch anderthalb Stunden warten, bis zum Ende der Ausgangssperre. Bis dahin ist Kamek hier.«

Gabriela sah das Wesen vor sich prüfend an. »Deine Stimme. Kenne ich dich nicht?«

»Tolek.«

»Ach, mein armer guter Kerl. Ich hab dich nicht einmal erkannt.«

»Mich kann auch keiner erkennen, in diesem Zustand!«

»Wer ist sonst noch unten?«

»Christopher de Monti. Wir müssen ihn unbedingt herausholen.«

Sie nickte, und ihre Augen öffneten sich weit. »Wer noch?«

»Rachel . . . Wolf . . . Anna . . .«

Er hielt inne. Der schmerzerfüllte Ausdruck auf ihrem Gesicht stellte wortlos eine Frage und beantwortete sie zugleich auch. Sie stand auf, ging zu einem Stuhl und sank darauf nieder. Sie biß sich in die Lippen. Die letzten Tränen, die sie noch besaß, rannen ihre Wangen herab. Andrej war noch immer im Ghetto . . . an der Spitze einer Kavallerieattacke . . . Andrej würde nie mehr herauskommen. Sie kniete abermals neben Tolek nieder und half ihm auf die Beine.

»Komm«, sagte Gabriela. »Jetzt schicken wir dich in die Reinigung, damit man dich wieder herzeigen kann.«

Gabriela füllte die letzte der vier Einkaufstaschen mit Brot, Käse und Flaschen mit Wasser. Um den Henkelgriff jeder Tasche war ein längerer Strick gewickelt, damit sie rasch in den Kanal hinabgelassen werden konnten.

Kamek war wie stets die Ruhe selbst. »Heute ist Sonntag«, erklärte er, wie um sich die Lage selbst klarzumachen. »Sonntag ist immer schlecht. Am Sonntag können wir nicht mit einem hochbeladenen Heuwagen durch die Straßen fahren. Ich muß ein gedecktes Lastauto auftreiben. Hoffentlich habe ich Glück.«

Tolek trat aus dem Badezimmer. Er hatte sich zwei Stunden lang eingeseift und abgeschrubbt. Jetzt sah er wieder halbwegs wie ein Mensch aus. Er schob sich eine kurze, eiserne Brechstange in den Gürtel, mit der er den Kanalisationsdeckel rasch hochheben konnte, und nahm Gabriela zwei von ihren Einkaufstaschen ab.

»Ich hoffe, sie haben es geschafft«, murmelte Tolek. »Sie waren in einem sehr schlechten Zustand, als ich sie verließ.«

Kamek erhob sich. »Wenn ihr die Lebensmittel und das Wasser zu ihnen hinuntergelassen habt, wartet in dem Café weiter unten an der Straße. Haltet nach meinem Lastauto Ausschau.«

»Beeil dich mit dem Lastauto«, bat Gabriela. »Sie sind jetzt schon fast dreißig Stunden da unten.«

»Laß Kamek nur machen«, erwiderte Kamek.

»Es ist Tag«, sagte Wolf und blickte zu dem Einstiegloch hinauf. »Es ist Tag, und wir sind in der Prostastraße. Heute werden wir gerettet werden.«

Weinen . . .

»Vater unser, der du bist im Himmel.« Das war Christopher.

»Oh, gnädiger Gott, erbarme dich unser . . . rette uns . . .«

Christopher de Monti lehnte sich gegen die Ziegelwand. Mit dem einen Arm hielt er Anna fest, mit dem anderen Rachel. Beide waren halb bewußtlos.

Mit jeder Sekunde, die verging, rückte der Tod näher heran. Nur zwölf waren von ihnen noch übriggeblieben.

»O hilf uns, gnädiger Gott . . .«

»Heute werden wir gerettet!« wiederholte Wolf. »Heute werden wir gerettet!«

Christopher rutschte aus und fiel auf die Knie, doch er kämpfte sich auf die Füße zurück und riß auch die beiden Mädchen wieder mit sich hoch. Das Fieber tobte wie Feuer durch seinen Körper.

Schatten über ihnen!

»Pssst . . . da oben ist jemand . . . still sein . . .«
»Gnädiger Gott . . . erbarme . . .«
»Pssst!«
Mit schreckgeweiteten Augen blickten sie nach oben. Der Deckel wurde weggeschoben. »Ich bin's. Tolek! Ich bin's, Tolek! Seid ihr da, da unten! Seid ihr da?«
»Hilfe . . . Hilfe . . .«
»Tolek . . . hilf . . . uns . . .«
»Gott sei Dank! Sie sind am Leben. Hört zu, da unten. Aufpassen! Wir lassen euch jetzt Brot und Wasser hinunter. Wir bleiben ganz in der Nähe, bis das Lastauto kommt. Hört ihr mich? Habt ihr verstanden?«
»Wasser . . . Wasser . . .«
»Wasser!«
»Wasser!«
»Ruhe!« befahl Tolek. Die Taschen wurden hinabgelassen. »In einer von den Taschen ist auch Riechsalz drin.«
Sie brachen in Weinen und Schluchzen aus, als die Flaschen geöffnet wurden und das rettende Wasser in ihre ausgedörrten Leiber hinabgurgelte. Mit der Wildheit verhungerter Tiere rissen und zerrten sie an dem Brot und dem Käse und knurrten und weinten und beteten.

Sogar der seelenruhige Kamek begann sich jetzt Sorgen zu machen. Keiner seiner vielen Versuche hatte bisher geklappt. Zwei Besitzer von geschlossenen Lastautos hatten ihre Fahrzeuge in der Reparatur. Drei andere waren nicht in der Stadt, sondern draußen auf dem Land, um Lebensmittel aus den Dörfern hereinzubringen. Und es war schon fast elf Uhr.
Die Kirchenglocken läuteten. Die Gläubigen begaben sich zur Messe.
Kamek ging nach Solec hinüber, zu Zamoyski, dem Fuhrmann der Diebe. Er hatte mit Zamoyski nicht gern zu tun. Der Kerl war ein widerlicher Schwindler. Aber Kamek hatte keine Wahl. Ab und zu, bei besonders verzweifelten Gelegenheiten, wenn es gar nicht anders ging, verwendete die »Volkswache« Zamoyskis Lastauto . . . natürlich gegen einen gehörigen Preis.
Als Kamek bei Zamoyski anlangte, war der Fuhrmann in seiner üblichen Sonntagsverfassung . . . er kam gerade aus einem gewaltigen Samstagnachtkater heraus.
»Am Sonntag?«
»Besondere Fuhre.«
Muß was Wichtiges sein, dachte Zamoyski. Dafür werde ich ihm kräftig was abknöpfen. Er grunzte verächtlich. »Nur Heiden fahren am Sonntag. Außerdem . . .«
Ein Päckchen grüner amerikanischer Dollarscheine rollte aus Kameks Tasche in die Mitte des Tisches und beendete die lange Rede und das Feilschen.
»Wart, bis ich mir das Hemd anziehe.«
»Bring eine Leiter mit.«
»Eine Leiter?«
»Ja. Die Waffen, die wir rausschmuggeln müssen, sind auf einem Dachboden.«

Mittag.

In einem Café in der Prostastraße tranken Gabriela und Tolek bereits ihre vierte Tasse Tee. Die Glocken läuteten. Tolek war nur noch ein einziges Nervenbündel.

Nach ihrem einstündigen Besuch bei Gott spazierten die Frommen in ihrem Sonntagsstaat einher. »Was zum Kuckuck hält Kamek eigentlich auf? Warum kommt er denn noch nicht?« platzte Tolek heraus. »Seit sechsunddreißig Stunden sind sie jetzt da unten in diesem Loch.«

Gabriela klopfte ihm beruhigend auf die Hand. »Kamek läßt uns schon nicht sitzen«, erwiderte sie.

Unten in der Kanalisation hatten Essen und Trinken die zwölf Überlebenden wieder halbwegs zum Bewußtsein zurückgebracht und ihnen genug Kraft verliehen, um sich noch einige Stunden an das Leben zu klammern.

Sie konnten die Kirchenglocken hören.

Beinahe direkt über ihnen spielten Kinder auf der Straße. Sie bildeten einen Kreis, warfen sich einen Ball zu, klatschten in die Hände und sangen dazu ein Lied:

»Raz! Dwa! Trzy! Eins! Zwei! Drei!«

Dann warfen sie ihren Ball.

»Der König von Rom hatte manchen Sohn,
Bis ein Cäsar bestieg den Thron.
Tief auf die Erde, hoch in die Luft,
Raz! Dwa! Trzy! Eins! Zwei! Drei!
Ja, er war, ja, er war
Der große Cäsar.«

Zamoyskis Lastwagen ratterte die Jerusalemallee hinauf.

»Wohin?« fragte er.

»Prostastraße.«

Er bog in die Zelaznastraße ein, dann in die Prostastraße.

»Wo?«

»Bleib bei dem Kanaldeckel schräg gegenüber von dem Café stehen.«

In Zamoyskis Gesicht trat ein Ausdruck von Wut und Entsetzen, als er plötzlich begriff, was da gespielt wurde. »Was soll das sein, Kamek? Die Sache gefällt mir nicht. Augenblick mal. Juden! Mit Judengeschichten will ich nichts zu tun haben, da mach ich nicht mit!«

Zamoyski spürte etwas Kaltes an seiner Schläfe. Es war der Lauf von Kameks Pistole.

Mit kreischenden Bremsen blieb der Lastwagen neben dem Einstiegloch stehen. Kamek hielt Zamoyski in Schach. Tolek und Gabriela kamen mit einem Satz aus dem Café heraus. Tolek riß den Kanalisationsdeckel hoch, rannte hinter das Lastauto und zog die Leiter heraus. Gleichzeitig zog Gabriela eine kurze Jagdflinte unter ihrem alten Regenmantel hervor.

Die plötzliche Lichtflut, die von der Straße hereinbrach, blendete die Leute im Kanal einen Augenblick lang. Christopher hielt die eine Seite der Leiter fest, Wolf die andere. Sie zerrten die anderen zehn heran und

reichten sie buchstäblich hinauf. Tolek langte mit dem Arm nach unten und zog sie durch das Loch heraus.

»*Raz! Dwa! Trzy!* Eins! Zwei! Drei!
Der König von Rom . . .«

Die Kinder brachen ihren Gesang ab und starrten mit offenen Mündern auf die Ungeheuer, die da aus dem Kanal hervorkamen. Gabrielas drohende Flinte hielt sie zurück.

Die Sonntagsspaziergänger blieben stehen und begafften die Sehenswürdigkeiten.

Aus dem Café starrten die verblüfften Gäste fassungslos auf die Straße.

Zamoyski schrie und fluchte: »Ich bin ruiniert! Ich bin in einer Falle! Heilige Mutter Gottes! Ich bin ermordet! Ich bin tot.«

Wolf Brandel stolperte als letzter heraus. Er humpelte schwer und konnte kaum gehen. Sie packten ihn und warfen ihn so wie er war hinten in den Lastwagen hinein und auf die anderen drauf, und zwei Minuten nach seinem Eintreffen raste der Lastwagen bereits davon, auf die Brücke zu und nach Brodno.

XXIV

Tagebucheintragung
Dezember 1943

Ich, Christopher de Monti, mache hiermit die letzte Eintragung in die Brandel-Tagebücher der Bruderschaft. Nach Monaten, die wir in Verstekken zugebracht haben, bin ich mit Gabriela Rak, deren Kind jeden Augenblick zur Welt kommen kann, hier in Schweden eingetroffen. Sie will nicht, daß ihr Kind auf polnischem Boden geboren wird. Ich will dafür sorgen, daß sie und ihr Kind niemals leiden sollen.

Über den Aufstand ist hier nur wenig bekanntgeworden, trotz des Umstandes, daß Artur Ziegelbaum, ein jüdisches Mitglied der polnischen Exilregierung in London, im vergangenen Juni als Protest gegen die Gleichgültigkeit der Welt gegenüber dem Massenmord an seinem Volk Selbstmord beging.

Was läßt sich über den Warschauer Aufstand sagen? Wie stellt man die Ergebnisse eines solchen Kampfes fest? Die jüdischen Verluste gingen in die Zehntausende, während die Deutschen lediglich Hunderte verloren.

Ich gehe die Geschichtsbücher durch und versuche, eine Parallele zu finden. Weder am Alamo noch bei Thermopylae sind zwei so ungleiche Streitkräfte gegeneinander angetreten. Ich bin überzeugt, daß Jahrzehnte und Jahrhunderte vergehen können, ohne daß etwas den Legenden Einhalt zu gebieten vermag, die aus der Asche des Ghettos aufsteigen werden, um der Welt zu künden, daß dies hier das größte aller Heldenlieder in des Menschen Kampf um Freiheit und Menschenwürde ist.

Dieser zusammengewürfelte Heerhaufen, der nicht eine einzige anständige Waffe besaß, vermochte der mächtigsten Militärmacht, welche die Welt jemals erlebt hat, zweiundvierzig Tage und zweiundvierzig Nächte lang

standzuhalten! Das klingt fast unglaublich, weil die meisten Nationen dem deutschen Ansturm binnen einiger Stunden erlegen sind! Ganz Polen konnte nicht einmal einen Monat lang aushalten.

Zweiundvierzig Tage und zweiundvierzig Nächte! Als diese Zeit abgelaufen war, befahl Oberführer Alfred Funk, die Große Tlomatskiesynagoge in die Luft zu sprengen und sie als Symbol für die Vernichtung des polnischen Judentums dem Erdboden gleichzumachen. Für seine »Tapferkeit« hat er das Eiserne Kreuz erhalten.

Aber Alfred Funk ist genauso gescheitert wie alle übrigen Pharaonen.

Das neue Jahr wird die Niederwerfung und den Untergang Nazi-Deutschlands bringen. Die deutschen Städte erwartet das Schicksal, zertrümmert zu werden, Ziegel um Ziegel, und das deutsche Volk wird auf die gleiche Weise in den Flammen zugrunde gehen, wie es das Warschauer Ghetto vernichtet hat.

Und die Mörder? Was wird einem Horst von Epp geschehen und was einem Dr. König? Kein Zweifel, sie und ihresgleichen werden an Altersschwäche in ihren Betten sterben, weil diese unsere Welt eine nachsichtige und versöhnliche Welt ist, und weil sie beteuern werden, lediglich Befehle befolgt zu haben. Die Welt wird sagen . . . Laßt uns die Vergangenheit vergessen. Laßt uns das Geschehene begraben. Sogar die Alfred Funks werden vielleicht davonkommen. Schon jetzt bekommen wir in Wort und Schrift die wie Akrobatenkunststücke anmutenden Verdrehungen der polnischen Exilregierung vorgesetzt, die sich in langen Entschuldigungs- und Erklärungstheorien für ihr Volk ergeht, das sich der Verschwörung des Schweigens schuldig gemacht hat.

Ich, Christopher de Monti, schwöre bei der unsterblichen Seele meines gefallenen Freundes Andrej Androfski, daß ich es der Welt nicht erlauben werde, zu vergessen. Ich werde nach Polen zurückkehren. Ich werde die Brandel-Tagebücher auffinden und sie zu einem Brandmal auf dem Gewissen der Menschheit machen.

Wolf Brandel und Rachel Bronski, Tolek Altermann und Anna Grünspan kämpfen in einer jüdischen Partisaneneinheit in der Nähe von Wyzkow. Stephan Bronski ist am Leben und wohlauf im Haus eines Holzfällers namens Gajnow im Wald bei Lublin. Eines Tages werden wir uns alle wiedersehen.

Ich beende diese letzte Eintragung mit den Worten des Mannes, der die erste Eintragung schrieb und dem wir die historischen Dokumente der Bruderschaft verdanken. An dem letzten Abend, den wir zusammen im Bunker der Mila 18 verbracht haben, sagte mir Alexander Brandel:

»Wenn das Warschauer Ghetto den tiefsten Punkt in der Geschichte des jüdischen Volkes bezeichnet, so bezeichnet es zugleich auch den Punkt, an dem sich dieses Volk zu seiner höchsten Höhe erhob. Seltsam, nachdem wir alle Weltanschauungen durchdiskutiert hatten, war die endgültige Entscheidung – nämlich die, zu kämpfen, im Grund genommen eine religiöse Entscheidung. Rodel würde mich abkanzeln und Rabbi Salomon außer sich vor Empörung sein, wenn ich ihnen dies sagte. Aber diejenigen, die kämpften, gleichgültig weshalb sie sich dazu entschlossen, gehorchten, als sie zusammenstanden, nur dem Gebot Gottes, der Tyrannis die Stirn zu bieten. Wir haben unserer alten Tradition die Treue gehalten, die uns heißt,

‚die Gesetze' zu verteidigen. Im Endeffekt waren wir alle Juden, nichts als Juden.«

Und Alexander, dem die Wege Gottes und die sonderbaren Wege der Menschen stets dunkel und unbegreiflich waren, schüttelte verwundert den Kopf, als er fragte: »Ist es nicht seltsam, daß des Menschen äußerste Unmenschlichkeit gegenüber dem Menschen zugleich auch des Menschen edelste Züge hervorgebracht hat?« Und noch etwas sagte mir Alexander Brandel: »Ich sterbe als ein Mann, dessen Leben seine Erfüllung gefunden hat. Mein Sohn wird die Wiedergeburt Israels erleben. Das weiß ich. Und ich weiß noch mehr: Wir Juden haben als Volk unsere Ehre bewahrt.«

CHRISTOPHER DE MONTI

Aguda — *Kurzbezeichnung für* Agudat Israel, *eine nichtzionistische, ausschließlich die religiöse Orthodoxie umfassende, politische Gruppe, die zu einem Weltverband zusammengeschlossen ist und im Staat Israel eine eigene Partei darstellt.*

Akiba — *Märtyrer zur Zeit des Bar-Kochba-Aufstandes gegen die Römer in den Jahren 132 bis 135. – In der neueren Geschichte nahmen jüdische Jugendorganisationen häufig den Namen A. an.*

Aleph — *Erster Buchstabe des hebräischen Alphabets; zugleich Zahlenwert 1.*

Bar-Kochba, Simon — *Führer des gleichnamigen Aufstandes der Juden gegen die Römer (132 bis 135), wobei die Rückeroberung Jerusalems gelang.*

Bar Mizwa — *hebräisch: Gebotspflichtiger. – Bezeichnung des Knaben, der das 13. Lebensjahr vollendet hat und damit die religiösen Ge- und Verbote einzuhalten verpflichtet ist.*

Ben — *hebräisch: Sohn*

Betar — *Festung westl. von Jerusalem. Letztes Bollwerk Bar-Kochbas, in dem er am 9. Ab 3895 bei der Eroberung durch Hadrians Feldherrn* Severus *umkam.*

Brit Mihla — *hebräisch: Aufnahme in den Bund (Abrahams, Isaaks und Jakobs mit Gott). – Beschneidung des Knaben; am achten Tag nach seiner Geburt gemeinsam mit der Namensgebung zu vollziehen; ein Grundgebot des Judentums.*

Bund — *Abkürzung für Allgemeiner Jüdischer Arbeiterbund für Litauen, Polen und Rußland. Älteste jüdische Arbeiterpartei, 1897 in Wilna gegründet.*

Chalef — *Messer des Schächters für die rituelle Schlachtung.*

Chaluz — *hebräisch: Pionier; weibliche Form:* Chaluza; *Mehrzahl:* Chaluzim *bzw.* Chaluzot.

Chanukka — *hebräisch: Einweihung, Lichtfest, Tempelweihfest. Beginnt am 25. Kislew (Nov.–Dez.) und dauert acht Tage. Es dient der Erinnerung an die Siege der* Makkabäer, *die in ihrem Enderfolg zur religiösen Freiheit und nationalen Selbständigkeit des jüdischen Volkes führten. Am 25. Kislew hatten die Heiden den Tempel zuerst entweiht, und am 25. Kislew wurde das Heiligtum drei Jahre später (165 v. d. Zeitrechnung) wieder neu geweiht.*

Chassid — *hebräisch: (der) Fromme; Mehrzahl:* Chassidim.

Chassidismus — *volkstümliche religiös-mystische Bewegung im Judentum, die Mitte des 18. Jahrhunderts in Podolien in der Ukraine entstand und sich rasch über ganz Ost- und Südosteuropa ausbreitete.*

Cheder — *hebräisch: Zimmer, Stube. – Bezeichnung der Lehrstube, der traditionellen ostjüdischen Elementarschule für Knaben im Alter von fünf bis dreizehn Jahren.*

Chowewej Zion *hebräisch: Freunde Zions, auch Liebhaber Zions. – Als politische Bewegung des Ostjudentums im 19. Jahrhundert Vorläuferin des Zionismus.*

Chuzpa *hebräisch: Frechheit, Dreistigkeit, Anmaßung, Unverfrorenheit, Unverschämtheit.*

Deuteronomium *Fünftes Buch Moses, bestand aus 34 Kapiteln, die in elf Wochenabschnitte zusammengefaßt sind.*

Emek Ha'bacha *hebräisch: Tal des Jammers. – Bezeichnung für einen zeitgenössischen Bericht über die Judenverfolgungen während der Kreuzzüge.*

Exodus *Zweites Buch Moses, den Auszug der Juden aus Ägypten, den am Berg Sinai geschlossenen Bund mit Gott und die Stiftshütte behandelnd. Besteht aus 40 Kapiteln, die in elf Wochenabschnitte zusammengefaßt sind.*

Ganev *hebräisch: Dieb, Mehrzahl:* Ganovim.

Gemara *(das) Erlernte, Vollendete. – Erläuterungen der* Mischna; *engere Bezeichnung für den eigentlichen* Talmud.

Genesis *Erstes Buch Moses, bestehend aus 50 Kapiteln, die in zwölf Wochenabschnitte zusammengefaßt sind.*

Goj *hebräisch: Nichtgläubiger, Heide. Mehrzahl:* Gojim.

Gordonia *Name zionistischer Jugendgruppen, deren Ideologie auf Aaron David* Gordon *(1856 bis 1922) zurückgeht, einen zionistischen Theoretiker, der durch seine Schriften die* Chaluz-*Bewegung hervorrief.*

Haftora *hebräisch: Verabschiedung. – Bezeichnung der Abschnitte aus den Büchern der Propheten, die als Abschluß der allsabbatlichen Toravorlesung nach dem jeweiligen Wochenabschnitt verlesen werden.*

Haggada *Abschnitt der jüdischen Geschichte, den Auszug der Juden aus Ägypten behandelnd. Sie wird alljährlich am* Seder-*Abend, dem Beginn des* Pessach-*Festes vor dem* Pessach-*Mahl, vom Hausherrn im Familienkreis vorgelesen.*

Hälsel *jiddisch: Hals. – Bezeichnung eines schmackhaften Gerichts des Sabbat- oder Feiertagsmahls; gefüllter Geflügelhals.*

Haschomer-Hazaîr *Name einer zionistisch-sozialistischen Jugendorganisation.*

Hechaluz *Überparteiliche Organisation der* Chaluzim *und* Chaluzot, *1921 zu einem Weltverband zusammengeschlossen.*

Horra *vom griech.* choros = *Reigen. Ursprünglich rumänischer Reigentanz oder die zum Tanz gesungenen Reimverse; wurde zu einem jüdischen und israelischen Nationaltanz.*

Jom Kippur *Versöhnungstag. Der heiligste Tag des jüdischen religiösen Jahres am 10. Tischri (Sept.–Okt.). Der ernste, weihevolle Abschluß der Zehn Bußtage, die mit dem Gericht Gottes am Neujahr* (Rosch Haschana) *beginnen. Der Jom Kippur ist für die Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens bestimmt. Er soll durch die aufrichtige*

Reue und Läuterung des Menschen die Verzeihung und die Versöhnung mit Gott, aber auch mit den Menschen erwirken. Nach religiöser Vorschrift wird am Jom Kippur vom Sonnenuntergang des vorhergehenden Tages bis nach Sonnenuntergang des Versöhnungstages, also mehr als 24 Stunden, gefastet.

Jom tov — *hebräisch: guter Tag, Feiertag.*

Kabbala — *hebräisch: Überlieferung, Tradition; im engeren Sinn Bezeichnung der jüdischen Mystik (seit dem 13. Jahrhundert).*

Kislew — *Dritter Monat des jüdischen Kalenders (Nov.–Dez.).*

koscher — *hebräisch: rein, sauber, tauglich; der Ritualvorschrift entsprechend, zum Genuß geeignet.*

Latkes — *Kartoffelpuffer*

Le Chajim! — *hebräisch: Zum Leben! – Zuruf beim Trinken, auch beim Niesen, wie Prosit, Prost!*

Leviticus — *Drittes Buch Moses, bestehend aus 27 Kapiteln, die ihn zehn Wochenabschnitte zusammengefaßt sind.*

Lockschen — *jiddisch: Nudeln; während der Naziverfolgungen auch Codewort für amerikanische Dollars; »harte Lockschen« = Golddollars; »weiche L.« = Papierdollars.*

Lockschenkugel — *aus Nudeln gebackener Napfkuchen, der beim Stürzen die Form einer Kugel erhält; beliebtes Sabbat- und Feiertagsgericht.*

Makkabäer — *(auch* Hasmonäer), *jüdische Dynastie zur Zeit des Zweiten Tempels, während deren Herrschaft der gleichnamige Aufstand gegen die Römer stattfand.*

Massada — *Festung am Westufer des Toten Meeres, die im jüdischen Krieg gegen die Römer am längsten Widerstand leistete.*

Menora — *hebräisch: Leuchter; eines der Symbole des Judentums, das Licht versinnbildlichend.*

Misrachi — *Organisation der religiösen Zionisten, 1902 in Wilna begründet, seit 1922 Weltorganisation.*

Melamed — *hebräisch: Lehrer, Unterweisender.*

Mohel — *Vollzieher der Beschneidung (s.* Brit Mihla).

Mazza — *hebräisch: ungesäuertes Brot, das nach religiöser Vorschrift während der jüdischen Osterwoche* (Pessach) *gegessen wird. Mehrzahl:* Mazzot.

Midrasch — *hebräisch: Forschung, Schriftauslegung. – Die Bezeichnung für eine Methode religiöser Schrifterklärung; eine Form der Darstellung der mündlichen Lehre. Mehrzahl:* Midraschim.

Mischna — *hebräisch: Wiederholung. – Bezeichnung der kanonischen Sammlung des Gesetzesschrifttums der* Tannaiten, *bestehend aus sechs Hauptteilen in 63 Traktaten. Die M. wird von der* Gemara *kommentiert und bildet mit dieser zusammen den* Talmud.

Numeri — *Viertes Buch Moses, bestehend aus 36 Kapiteln, die in zehn Wochenabschnitte zusammengefaßt sind.*

Pessach — *Überschreitungsfest, Ostern. Deutsch vielfach auch Passah. Ent-*

standen aus dem nach den Aramäischen gebildeten griechischen Pascha. Name eines der drei jüdischen Hauptfeste, das am 14. Nissan (April) beginnt und acht – in Israel nur sieben – Tage dauert.

Poale Zion — *Organisation der zionistischen Arbeiterschaft, aus der sich später die* Mapai, *die heutige israelische Sozialdemokratie, entwickelte.*

Pogrom — *russisch: Verwüstung. – Bezeichnung für eine mit Gewalttätigkeit und Plünderung verbundene Verfolgung der Juden.*

Rabbi — *hebräisch: Herr, Meister, Lehrer, Oberhaupt, großer Mann; Titel von Gelehrten, zugleich Amtsbezeichnung für das geistliche und seelsorgerische Oberhaupt einer jüdischen Gemeinde. Mehrzahl:* Rabbonim; *im Deutschen auch* Rabbiner.

Revisionisten — *Kurzbezeichnung für die Weltorganisation der Zionisten-Revisionisten, begründet 1923 von* Wladimir Jabotinsky *(1880 bis 1940). Gruppe von Aktivisten, die für einen jüdischen Staat in den historischen Grenzen zu beiden Seiten des Jordans und insbesondere für den Gedanken der Wehrhaftigkeit des jüdischen Volkes eintritt.*

Rosch Haschana — *jüdisches Neujahrsfest am 1. und 2. Tischri (Sept.–Okt.), zugleich Anfang der Zehn Bußtage.*

Sabbat — *hebräisch: Ruhetag; (jiddisch:* Schabbes); *siebenter Tag der Woche. Sabbatbeginn ist jeweils am Freitagabend, 45 Minuten vor Eintritt der Dunkelheit. Nach jüdischem Brauch entzündet die Hausfrau dann die Sabbatkerzen, während der Hausherr und die Kinder die Sabbatgebete sprechen. Am Sabbat herrscht vollständiges Arbeitsverbot für alle dem Haushalt angehörenden Personen, also auch für Nichtjuden.*

Sandek — *Pate bei der Beschneidung eines jüdischen Knaben am achten Tag nach seiner Geburt.*

Schalom — *hebräisch: Friede, Nationalgruß in Israel, stammend aus dem alten jüdischen Grußwort* Schalom Alejchem = *Friede mit Euch!*

Schickse — *Mädchen, das sich nicht zur jüdischen Religion bekennt; im Deutschen* fälschlich *Bezeichnung für ein verächtliches Mädchen.*

Schochet — *jüdischer Schlächter, der die rituelle Schlachtung* (Schächtung) *vornimmt.*

S'chora — *hebräisch: Ware.*

Seder — *hebräisch: Ordnung; Seder-Abend = Bezeichnung für den 1. und 2. Abend des* Pessach-*Festes, der sich nach einem genau festgelegten Ritual abwickelt.*

Sefer — *hebräisch: Buch; Mehrzahl:* Sforim.

Sofer — *hebräisch: Schreiber, hauptsächlich von Torarollen,* Tefillin *(Inhalt von Gebetriemenrollen) und* Mesusot *(Rollen an den Türpfosten). Mehrzahl:* Sofrim.

Sohar — *hebräisch: Leuchte; Hauptwerk der* Kabbala.

Sukka — *hebräisch: Obdach, Hütte. – Bezeichnung der Laubhütte, die für die Tage des* Sukkot-*Festes vorgeschrieben ist und die unter freiem*

Himmel mit provisorischem Dach errichtet sein muß, durch das die Sterne schimmern können.

Sukkot — *Laubhüttenfest, beginnt am 15. und dauert bis zum 22. Tischri (Sept.–Okt.); eines der drei Hauptfeste der jüdischen Religion, zur Erinnerung an die Wüstenwanderung, während der die Juden in provisorischen Hütten leben mußten.*

Tallit — *Gebetmantel; bei Unverheirateten; Gebetschal.*

Talmud — *Studium, Belehrung, Lehre. – Sammelbegriff für* Mischna *und* Gemara.

Talmud-Tora-Schule — *Bezeichnung derjenigen Sekundär- oder Mittelschule, die (im Gegensatz zum* Cheder) *von den jüdischen Gemeinden unterhalten wird.*

Tischa B'Ab — *9. Tag des Monates Ab, des elften im jüdischen Kalender. Trauertag wegen der Zerstörung des Ersten und des Zweiten Tempels und der Stadt Jerusalem (586 vor und 70 nach der Zeitrechnung); strenger Fasttag.*

Tora — *Bezeichnung der Gesetzesrollen des Judentums. Sonst ein Wort von vielfacher Bedeutung. Das Gemeinschaftliche aller* Torot *scheint zu sein: Belehrungen religiöser Natur, die allgemein gültig und nicht nur für einen einzelnen Fall anwendbar sind. – Mehrzahl:* Torot.

Zimmes — *jiddische Bezeichnung für ein aus Karotten hergestelltes Sabbatdessert. Im Sprachgebrauch: etwas Aufgebauschtes, Übertriebenes. »Mach keinen solchen Zimmes draus!« = Übertreib nicht so!*

LeSchana haba'a be'Jeruschalajim — *Das kommende Jahr in Jerusalem! – Dieser Satz beendet sowohl die* Jom-Kippur-Liturgie *wie auch die der* Pessach-Haggada.

Der neue mitreißende Roman des internationalen Bestseller-Autors Leon Uris

Sie waren Todgeweihte, aber dieses Wissen verlieh ihnen den Mut von Tigern. Der Heroismus einer kleinen Gruppe, die das Warschauer Ghetto verteidigt, steht im Mittelpunkt dieses meisterhaft gestalteten Romans.

Sie trifft sich im Haus Nr. 18 in der ›Mila-Straße‹. Den zum äußersten entschlossenen Widerstandskämpfern haben sich auch Andrej Androfski und Gabriela Rak angeschlossen. Gabriela, die Andrej liebt, stünde ein Fluchtweg offen, denn sie könnte zu ihren Eltern nach Amerika gehen und wäre dort sicher. Doch sie verrät ihre Liebe nicht. Sie bleibt bei Andrej – steht ihm bei in diesem hoffnungslosen Kampf.

EIN HEYNE-BUCH